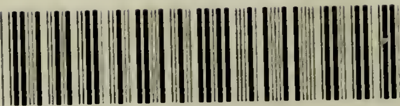
Brehms Tierleben

Vögel 2



Brehms Tierleben

Siebenter Band.

Allgemeine Naturkunde

Brehms Tierleben.

Vierte, neubearbeitete Auflage. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. Ludw. Heck, Prof. Dr. R. Heymons, Prof. Dr. W. Marshall †, Dr. O. Steche und Prof. Dr. Fr. Werner herausgegeben von Prof. Dr. O. zur Strassen. 13 Bände. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text und mehr als 500 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt sowie 13 Karten.

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Die Pflanzenwelt.

Von Prof. Dr. Otto Warburg. 3 Bände. Mit mehr als 900 Abbildungen im Text und über 80 Tafeln in Farbendruck und Ätzung.

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. Anton Kerner von Marilaun. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit 448 Textbildern (mehr als 2100 Einzeldarstellungen), 1 Karte und 64 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig bearbeitete Auflage. 2 Bände. Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt.

Das Weltgebäude.

Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. M. Wilh. Meyer. Zweite Auflage. Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt.

Die Naturkräfte.

Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. M. Wilh. Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt.

Leipzig und Wien

Bibliographisches Institut.

Brehms Tierleben

Allgemeine Kunde des Tierreichs.

Mit etwa 2000 Abbildungen im Text, über 500 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Karten.

Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage,

herausgegeben von

Prof. Dr. Otto zur Strassen.

Vögel — Zweiter Band.

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1911.


WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Die Vögel

Von

Alfred Brehm.

Neubearbeitung von William Marshall (†),

vollendet von

F. Hempelmann und O. zur Strassen.

Zweiter Band:

Steißhühner — Hühnervögel — Kranichvögel — Regenpfeifervögel
Kuckucksvögel (Kuckucke).

Mit 83 Abbildungen im Text und 39 Tafeln von R. Kretschmer, Ch. Kröner, W. Kuhnert, G. Mützel, A. Reichert, F. Specht, C. Sterry, A. Wagner und 11 Tafeln nach Photographien.

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut
1911.

Inhalts-Übersicht.

8. Ordnung: Steißhühner (Tinamiformes).

9. Ordnung: Hühnervögel (Galliformes).

10. Ordnung: **Kranichvögel** (Gruiformes).

11. Ordnung: Regenpfeifervögel (Charadriiformes).

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbige Tafeln.

Schwarze Tafeln.

Abbildungen im Text.

Achte Ordnung:

Steißhühner (Tinamiformes).

Die achte Ordnung der Kielbrustvögel bilden die Steißhühner (Tinamiformes), von denen man etwa 65 Arten kennt. Sie wurden früher der Ordnung der Hühnervögel zugezählt; neuerdings betont man mehr ihre Verwandtschaft mit den Straußen, denen sie in ihrer ganzen Erscheinung, aber auch im Knochenbau und selbst in der Fortpflanzung tatsächlich recht ähnlich sind. Ihr Leib ist wegen der sehr entwickelten Brustmuskeln kräftig, der Hals dagegen lang und dünn, der Kopf klein und platt, der Schnabel lang, dünn, gebogen, der Fuß hochläufig, sehr rauhsohlig, die stets kleine, hoch angesetzte Hinterzehe bei einzelnen so verkümmert, daß nur die Kralle übrigbleibt; die kurzen runden Flügel reichen nur bis auf den Unterrücken, und ihre stark abgestutzten Handschwingen, unter denen die vierte oder fünfte die längste ist, sind schmal und spitzig; der Schwanz besteht aus zehn bis zwölf kurzen und schmalen Federn, die unter dem langen Deckgefieder gänzlich verschwinden, kann aber auch so verkümmern, daß alle Steuerfedern fehlen. Das Gefieder ist am Kopfe und Halse kurz, weswegen diese Teile besonders schwach erscheinen, auf dem Rumpfe voll, stark und großfederig. Nach Pycraft haben manche Formen Puderdunen. Bei einigen Arten entspringen zwei Kiele aus einer Wurzel, bei anderen sind die Kiele, namentlich die der Rücken- und Bürzelfedern, breit, glatt und gewölbt, gegen das Ende der Feder plötzlich verdünnt, unten mit einer tiefen Rinne versehen. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid, unterscheiden sich überhaupt äußerlich nicht.

Die Steißhühner sind über einen großen Teil des Festlandes von Südamerika, aber auch Zentralamerika und Mexiko verbreitet und bewohnen die verschiedensten Örtlichkeiten, einige Arten stets offene Gegenden, andere nur das Dickicht der Wälder, diese die Ebene, jene das Gebirge; einzelne kommen nur in Höhen von 4000 m an vor. Das Rebhuhnartige Steißhuhn, Nothoprocta perdicaria *Kittl.*, ist nach Lane von Mittel- nach Südchile, dem Getreidebau folgend, eingewandert. Sie sind an den Boden gebundene, wesentlich nächtliche oder dämmerungliebende Vögel. Sie fliegen selten, laufen vielmehr ganz erstaunlich rasch im Gebüsch oder im hohen Grase fort, tun dies aber stets mit etwas eingeknickten Hacken und ausgestrecktem Halse, so daß sie schon durch diese Stellung kenntlich werden, drücken sich bei Gefahr platt auf den Boden nieder oder verbergen sich in einem Grasbusch, und bloß die im Walde herangewachsenen Arten suchen hier nachts auf den untern starken Ästen Schutz. Sie laufen ungemein schnell, fliegen ungern und schwerfällig, aber reißend, verlieren bei Gefahr geradezu die Besinnung und scheinen überhaupt äußerst beschränkt zu sein. Ihre Stimme besteht aus mehreren aufeinanderfolgenden höheren oder tieferen Pfiffen, die zuweilen in einem regelmäßigen Tonfalle einander folgen und sich überhaupt sehr von den Stimmlauten anderer Vögel unterscheiden. Einige Arten schreien namentlich bei Einbruch der Nacht, besonders nachdem sie eben auf dem bestimmten Ruheplatze angekommen

sind, und ebenso am Morgen, bevor sie ihn verlassen; andere vernimmt man auch im Laufe des Tages, Sämereien, Früchte, Blattspitzen und Insekten bilden die Nahrung. Gewisse Samen verleihen dem sonst ausgezeichneten Wildbret zuweilen einen unangenehm bitteren Geschmack. Manche Steißhühner sollen in der Frucht des Kaffeebaumes, einiger Palmen und dergleichen ihr hauptsächlichstes Futter finden. Über die ehelichen Verhältnisse ist man noch nicht bei allen Arten im reinen, die meisten scheinen jedoch paarweise zu leben. Alle brüten auf dem Boden, scharren sich zu ihrem Nest eine seichte Mulde aus und legen eine erhebliche Anzahl ungefleckter, aber schön gefärbter, meist prachtvoll glänzender Eier. Bei der Gattung Tinamus sind sie dunkelblau, bei Calopezus gelblichgrün, bei Crypturus rotgrau, bei Rhynchotus violettgrau bis milchschokoladenfarben, bei Nothocercus graurosa, bei Nothura schwarzgrau bis fast schwarz und bei einer Art hellblau. Die Eier der Gattung Crypturus haben den schwächsten, die von Rhynchotus, Nothura und Calopezus den höchsten Glanz. Die Jungen werden eine Zeitlang geführt, verlassen aber bald die Mutter und gehen ihre eignen Wege.

Als Jagdgeflügel vertreten die Steißhühner in Südamerika die Stelle unserer Feldhühner, werden auch geradezu „Rebhuhn" oder „Wachtel" genannt und eifrig gejagt. Alle Raubtiere, die laufenden wie die fliegenden, wetteifern mit dem Menschen, diesem Leckerbissen nachzustellen; selbst der Jaguar verschmäht sie nicht; ja sogar die Ameisen werden den Jungen gefährlich. Man schießt sie, stellt ihnen Fallen, jagt sie zu Pferde, mit der Wurfschlinge oder setzt Hunde auf ihre Spur. Tschudi erzählt, daß die Indianer ihre Hunde zu solchen Jagden vortrefflich abgerichtet haben. Wenn ein Steißhuhn aufgespürt wird, fliegt es fort, setzt sich aber bald wieder zu Boden; der Hund jagt es zum zweiten Male auf; beim dritten Male springt er zu und beißt es tot. Gefangene Steißhühner sieht man sehr oft bei den Indianern, einzelne kommen auch nach Europa herüber. Sie gehören nicht zu den Tieren, die den Beschauer fesseln, müssen vielmehr als langweilige Geschöpfe bezeichnet werden. Die Ordnung umfaßt nur eine Familie: **Tinamidae.**

Eine der häufigsten Arten der Familie, der Inambu, Rhynchotus rufescens *Temm.*, vertritt die durch den Mangel eigentlicher Steuerfedern, ziemlich langen, gebogenen, allmählich zu einer scharfen Spitze verjüngten Schnabel, an der Schnabelbasis gelegene Nasenlöcher und verhältnismäßig lange Hinterzehe charakterisierte Gattung der Straußhühner (Rhynchotus *Spix*). Er kennzeichnet sich durch bedeutende Größe, kräftigen Leib, ziemlich langen Hals, kleinen Kopf, kopflangen, sanft gebogenen, am Ende stumpf abgerundeten Schnabel, hoch- und starkläufige Füße mit langen Vorderzehen und wohlentwickelter Hinterzehe, kurzgewölbte Flügel mit zugespitzten Schwungfedern der Hand, deren erste sehr verkürzt und deren vierte die längste ist, und eine aus eigentümlichen, kleinen Federn bestehende Bekleidung der Wangen und Zügel. Das Gefieder ist rostrotgelb, in der Kehlgegend weißlich, auf dem Oberkopfe schwarz gestreift, auf den Rücken-, Flügel- und Schwanzdeckfedern breit schwarz gebändert, indem jede Feder vor dem schmalen, gelben Endsaume zwei breite schwarze Binden übereinander trägt, von denen die obere, zunächst der Spitze jederseits noch einen hell rostgelben Seitenstreifen zeigt; die Schwungfedern der Hand sind einfarbig und lebhaft rostgelbrot, die des Armes auf bleifarbenem Grunde schwarz und grau in die Quere gewellt. Die Iris ist rostgelbbraun, der Schnabel braun, am Grunde des Unterkiefers blaß gelbbraun, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 42, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 5 cm.



Inambu.

Der Inambu ist im Camposgebiete des mittleren Brasilien, besonders in den Provinzen Minas Geraes und Goyaz zu Hause, kommt aber auch in den argentinischen Ländern häufig vor. Er lebt nie in Völkern, sondern immer einzeln oder paarweise, stellenweise aber in großen Mengen, ist das Lieblingswild des Jägers, aber sehr scheu und vorsichtig. Bei Annäherung eines Menschen läuft er im hohen Grase davon, gebraucht aber nur im äußersten Notfalle seine Schwingen. Alpin sagt, der Vogel mache beim Auffliegen ein lautes Geräusch und schlage anfangs schnell mit den Flügeln. Solange er flöge, höre man aber noch einen andern, sehr eigentümlichen Ton. Darwin erzählt, daß er auf der einförmigen Ebene von Val Donado Hunderten dieser Vögel begegnete, die sich, durch die Annäherung der zahlreichen Gesellschaft von Reisenden erschreckt, ganz gegen ihre Gewohnheit zu Ketten vereinigten, aber vollständig in Verwirrung gebracht wurden, wenn man sie zu Pferde in einem immer enger werdenden Kreise umritt. Der hart verfolgte Vogel wagte zuletzt nicht einmal mehr in gerader Linie zu entfliehen, sondern drückte sich flach auf den Boden nieder. Das Fleisch gehört zu dem besten Wildbraten, den der Reisende in Brasilien oder in den argentinischen Ländern vorgesetzt erhält. Nach Burmeister streift der Inambu nur in der Dämmerung nach Nahrung umher. Das Nest steht am Boden in einem dichten Busche und enthält 7—9 rötlich-milchschokoladenfarbene Eier, deren Oberfläche auffallend glänzend ist und wie poliert aussieht (Eiertafel II, 18).

Gefangene Inambus gelangen zuweilen in unsere Käfige, dauern vortrefflich aus, zeigen sich anspruchslos und schreiten, entsprechend gepflegt, auch zur Fortpflanzung.

Die schon erwähnte Gattung Nothoprocta *Sclat.* unterscheidet sich von der vorigen besonders durch die kürzere Hinterzehe und dadurch, daß die Handschwingen niemals einfarbig rostbraun sind. Das Rebhuhnartige Steißhuhn, Nothoprocta perdicaria *Kittl.*, ist an der Oberseite im ganzen graubraun, die Rückenfedern in der Mitte schwarz, an beiden Seiten mit breitem grauen Rande, zudem mit je zwei weißen Streifen. Kehle und Bauchmitte sind weißlich, die Handschwingen grau mit weißlichen Punkten auf der Außenfahne, die Armschwingen braun. Seine Länge beträgt etwa 30 cm, die des Flügels 17 cm.

Die artenreiche Gattung der eigentlichen Steißhühner (Crypturus *Illig.*) unterscheidet sich von den vorigen durch den Besitz wirklicher Steuerfedern und die nach vorn verschobene Lage der Nasenlöcher. Hierher gehört z. B. das reichlich rebhuhngroße Gebänderte Steißhuhn, Crypturus noctivagus *Neuwied*, das auf Rücken, Flügeln und Schwanz schwarze und rostbraune Querbänder trägt.

*

Eine kleine Gruppe von Steißhühnern ist wegen des Fehlens einer Hinterzehe zu einer besonderen Unterfamilie vereinigt worden. Ihr bester Vertreter, das Helmsteißhuhn, Calopezus elegans *d'Orb. et Geoffr.* (Calodroma), ist ein schmucker Vogel mit langem, spitzem, aufwärts gebogenem Federschopf, auf der Oberseite mit hellen, bräunlichen, schwarzgesäumten Perlflecken bestreut. Der Kopf ist grau, die Kehle weiß; zwei weißliche Streifen ziehen vom Auge den Nacken entlang. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füße sind blaugrau. Die Gesamtlänge beträgt 37 cm, die Länge des Flügels 22 cm, des Schwanzes 8 cm. Es lebt in Chile.

Neunte Ordnung:

Hühnervögel (Galliformes).

Die zu der Ordnung der Hühnervögel (Galliformes) vereinigten Formen zeichnen sich aus durch ihren meist gedrungenen Körper, nicht zu langen Hals, starken Schnabel, der meist gewölbt und an der Spitze herabgebogen ist, kleinen Kopf, meist kurze, abgerundete Flügel, zehn Handschwingen, starke, nicht zu hohe Füße und einen aus zahlreichen Steuerfedern bestehenden Schwanz. Der Körper erreicht bei einzelnen Vertretern der Ordnung ansehnliche Größe. Das derbe Gefieder liegt meist straff an und verleiht den meisten Arten, vor allen dem männlichen Geschlecht, durch seine schönen, oft metallisch glänzenden Farben ein herrliches Aussehen. Die kurzen, gerundeten Flügel gestatten den Hühnervögeln nicht, sich als Flugkünstler zu zeigen; die meisten dieser Tiere flattern schwerfällig dahin, und nur wenige von ihnen bringen es zu einem raschen Fluge. Bei den Männchen ist an den mit Sitzfüßen und freien Zehen versehenen, nie sehr langen Beinen, die meist bis zur Fußlänge, selten tiefer hinab befiedert sind, hinten ein kräftiger Sporn — zuweilen mehrere — angefügt, den die Tiere als wirksame Waffe zu gebrauchen wissen. Die Hühnervögel sind durchweg Land- oder Baumvögel und leben meist am Boden, wo sie sich ihre aus Körnern und anderen Pflanzenteilen, daneben aber auch aus Insekten und Würmern und dergleichen bestehende Nahrung zusammensuchen. Viele von ihnen scharren dabei in eigentümlicher Weise, so daß man früher die ganze Ordnung die der Scharrvögel (Rasores) nannte. Das kunstlose Nest ist meist auf ebener Erde, seltener auf Bäumen, öfters dagegen im Gestrüpp untergebracht. Das Gelege besteht aus einer bei den einzelnen Arten verschiedenen, meist aber sehr großen Zahl von Eiern. Die Jungen sind Nestflüchter, nur die der Schopfhühner machen hierin eine Ausnahme. Daß das männliche Tier, der Hahn, meist mehrere Hennen hat, ist bekannt.

Die Ordnung der Hühnervögel besteht aus vier Unterordnungen, nämlich den Stelzenrallen (Mesites), den Laufhühnern (Turnices), den eigentlichen Hühnervögeln (Galli) und den Schopfhühnern (Opisthocomi).

Erste Unterordnung: **Stelzenrallen (Mesites).**

Diese auf Madagaskar beschränkte Unterordnung enthält die einzige Gattung Mesoenas *Reichenb.* (Mesites) mit der einzigen Spezies Stelzenralle, Mesoenas variegata *Geoffr.*

Der seltene Vogel, über dessen Lebensweise man nicht das geringste weiß, ist im System vielfach umhergeschoben worden, hat man ihn doch, ehe seine Stellung in der Verwandtschaft der Hühnervögel sicher erkannt war, abwechselnd bei Singvögeln, Rallen und Sonnenrallen unterbringen wollen. Jedenfalls steht das merkwürdige Tier dem Ausgangspunkte mehrerer Stämme nahe. Die Stelzenralle hat zehn Handschwingen, 16 Steuerfedern, fünf Puderdunenflecke. Am Schnabel, der kürzer ist als der Kopf, fallen

die langen, schlitzartigen, oben durch einen häutigen Deckel geschlossenen Nasenlöcher auf. Der Lauf ist viel länger als die Mittelzehe; die Hinterzehe steht mit den übrigen auf gleicher Höhe. Die Stelzenralle hat etwa Drosselgröße. Das Männchen ist kastanienbraun mit dunklerem Kopf und zwei rötlichen Streifen auf den Wangen. Seine Unterseite ist weiß, schwarzgefleckt, die Flanken rostfarben, der Fuß lederfarbig, das Auge braun. Das Weibchen hat einen weißen Schläfenstreifen. Die Vögel leben am östlichen Abhang des madagassischen Gebirges.

Zweite Unterordnung: **Laufhühner (Turnices oder Hemipodii).**

Die Angehörigen der Unterordnung der Laufhühner (Turnices oder Hemipodii) bilden eine einzige, etwa 22 Arten umfassende Familie: **Turnicidae,** deren Hauptverbreitungsgebiet das Festland und die Inseln Indiens sind. Von hier aus dringt sie in östlicher Richtung nach Neupommern und Neukaledonien sowie nach Australien und Tasmanien, in westlicher über Arabien nach Südeuropa, ganz Afrika und Madagaskar vor. Die Laufhühner sind gekennzeichnet durch geringe Größe, gestreckten Leib, mittellangen, dünnen, geraden, zusammengedrückten, auf dem Firste erhabenen, gegen das Ende leicht gebogenen Schnabel, dessen Nasenlöcher seitlich liegen und zum Teil durch einen kleinen, nackten Hautschild bedeckt werden, langläufige, schwache Füße mit drei, ausnahmsweise auch vier Zehen, mittellange, abgerundete Flügel, in denen entweder die erste Schwungfeder alle übrigen überragt oder die drei ersten unter sich ziemlich gleichlang sind, und kurzen, aus zehn bis zwölf schwachen Federn bestehenden und zwischen den Deckfedern fast gänzlich verborgenen Schwanz.

Die Laufhühner leben versteckt im Grase und suchen solange wie irgend möglich, darin zu bleiben. Werden sie aufgescheucht, so erheben sie sich, dicht vor den Füßen des Störenfriedes auffliegend, nur in geringe Höhe, streichen in dieser gerade und pfeilschnell auf ungefähr 100 m weit dahin und werfen sich plötzlich wieder zum Boden hinab.

Um die Fortpflanzungszeit werden sie lebendiger, lassen sich jedoch auch jetzt nur hören, nicht sehen. Auf Java vernimmt man zu dieser Zeit an geeigneten Orten fortwährend den schnarrenden Ruf des dort häufigen Streitlaufhuhnes, und zwar ist in allen Fällen der Rufer nicht der Hahn, sondern — die Henne, die damit gleichgesinnte Schwestern zum Kampfe herausfordert. Denn die Laufhühner teilen mit den Wassertretern (Phalaropus) die höchst merkwürdige Eigentümlichkeit, daß bei ihnen die schöner gefärbten und stärkeren Weibchen sich in vieler Beziehung als Männchen gebärden, da nur sie balzen und miteinander kämpfen, während die kleineren Männchen das Brutgeschäft allein übernehmen, wobei ihnen ihr schlichteres Kleid insofern zustatten kommt, als es sie mehr vor Feinden schützt.

Man hat früher angenommen, daß die Laufhühnchen in Vielweiberei leben; alle neueren Beobachter erfuhren jedoch das Gegenteil, und einzelne schildern unsere Vögel als sehr treue Gatten. Zur Anlage des Nestes, das aus einer einfachen Lage von trocknen Halmen und Grasblättern besteht, benutzt das Weibchen eine kleine Vertiefung des Bodens in versteckter Lage. Von einer Art von Madagaskar (Turnix nigricollis *Gmel.*) berichtet Cory, sie brüte allerdings auch auf dem Boden, aber in einem aus trocknem Grase verfertigten und, was bei Hühnervögeln selten ist, teilweise überdachten Neste.

Ogilvie Grant meint, im allgemeinen sähen die Männchen den jungen, noch nicht fortpflanzungsfähigen Weibchen ähnlich, so daß es nicht möglich sei, an ihnen die Arten zu unterscheiden, während die alten Weibchen eben dieser Arten ganz außerordentlich

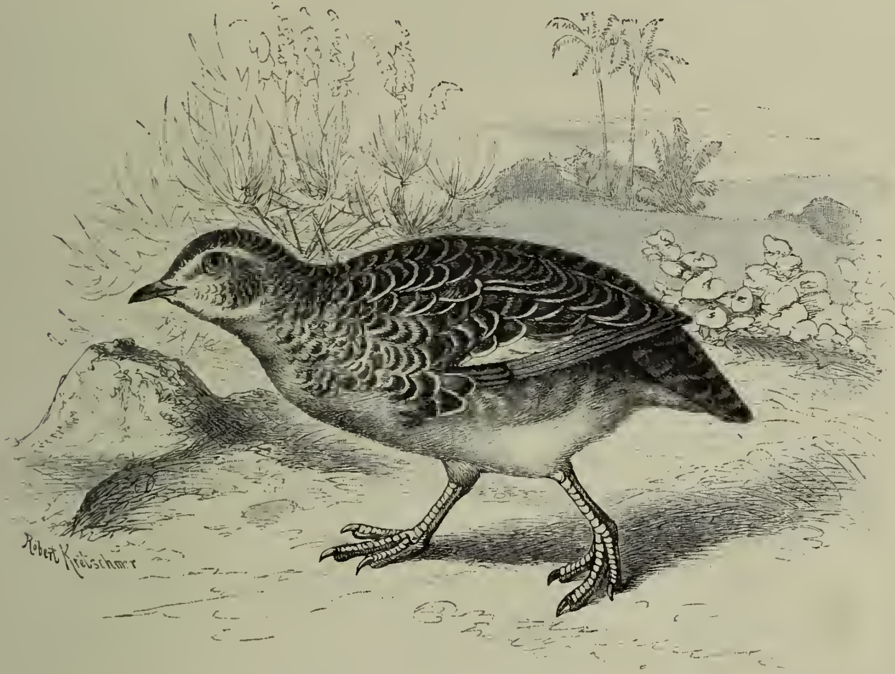
voneinander abwichen und zu verschiedenen Gruppen der Gattung Turnix zu gehören schienen. So unterschieden sich die alten Männchen einer Art von den Philippinen (Turnix fasciata *Temm.*) und einer andern von Celebes (Turnix rufilata *Wall.*) nur in Kleinigkeiten, die alten Weibchen aber in hohem Grade. Die Weibchen scheinen zahlreicher als die Männchen oder weniger vorsichtig zu sein. Munn erhielt in Indien 18 gefangene Weibchen, aber kein einziges Männchen.

Ihrer außerordentlichen Kampflust wegen werden Laufhühnchen von den Asiaten schon seit uralter Zeit in Käfigen gehalten und zu Kampfspielen benutzt. Auch alt eingefangene gewöhnen sich leicht an den Verlust der Freiheit und nehmen ohne sonderliche Umstände geeignetes Futter an. In Süd- und Ostasien ernährt man die gefangenen Laufhühnchen hauptsächlich mit gekochtem Reis, tut jedoch wohl, tierische Stoffe ihnen nicht gänzlich vorzuenthalten, da sie in der Freiheit ebensowohl verschiedene Sämereien wie Insekten verzehren und durch ihre Gier auf letztere beweisen, wie notwendig sie ihnen zum Leben sind.

Das Laufhühnchen, Torillo der Spanier, Semmana der Araber und Serkil der Mauren, Turnix sylvatica *Desf.* (andalusica), gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge des Männchens beträgt 15, die des merklich größeren und um ein Drittel schwereren Weibchens 19, die Flügellänge jenes 8, dieses 9, die Schwanzlänge 4 cm. Beide Geschlechter unterscheiden sich weniger als andere Arten durch die Färbung. Die Federn des Oberkopfes sind dunkelbraun, durch lichtrötliche Ränder und breite dunkle Schaftstriche gezeichnet, die der Kopfmitte, einen Längsstreifen bildend, fahl grauweißlich, die Mantel- und Schulterfedern auf dunkelbraunem Grunde in der Mitte äußerst fein, aber unregelmäßig gewellt und zickzackförmig hellbraun oder bräunlichgelb quer gebändert, seitlich durch breite schwarze Längsstreifen und meist auch durch licht fahlgelbe Ränder gezeichnet, die Federn des Unterrückens und Bürzels sowie die Oberschwanzdeckfedern ganz ähnlich gefärbt und geschmückt, die der Wangen und der Kehle auf gelblichweißem Grunde durch schmale, die der ganzen Seiten vom Halse an bis zu den Weichen auf blaß rostgelblichem Grunde durch mehr und mehr sich verbreiternde, halbmondförmige schwarze Endflecke geziert, die der Kehle ähnlich geschuppt, die der Kropfmitte einfarbig rostgelb, die der übrigen Unterseite blaß rostgelblich, die Unterschwanzdeckfedern ockergelb, die Schwung- und Steuerfedern braun, auf der Außenfahne schmal gelblichweiß gesäumt. Die Iris ist licht gelblichbraun, der Schnabel schmutzig fleischfarben an der Wurzel, schwärzlich an der Spitze, der Fuß lichtbraun.

Über den ganzen Nordwesten Afrikas, von den Grenzen Ägyptens bis zum Adriatischen Meere und von der Straße von Gibraltar bis zum Senegal, vielleicht noch weiter südlich, verbreitet sich der noch heutigestags wenig bekannte Vogel, und von hier aus erstreckt sich sein Wohngebiet auf Spanien und auf Sizilien. Weiter nach Norden hin hat man ihn zwar ebenfalls, jedoch nur als Irrgast gefunden. So soll er nicht allzu selten in Südfrankreich vorkommen und einmal in Oxfordshire (England) erlegt worden sein. Südspanien und Portugal bewohnt er vielleicht in größerem Umfange, als man bis jetzt feststellen konnte, und auch auf Sizilien tritt er, soviel bis jetzt bekannt ist, in verschiedenen Gegenden auf. Nach Doderlein war er 1871 in Sizilien häufig, und man konnte manchmal 10—15 Stück an einem Tage erlegen, besonders im Süden und Südwesten der Insel, und Whitaker sah noch viele Laufhühnchen in Käfigen an den Bauernhäusern hängen. Von da an fand eine zwar langsame, aber stetige Abnahme statt, und seit 1894 hat man von keinem eingeborenen Exemplare mehr

etwas gehört oder gesehen. Den Grund hiervon sieht Whitaker nicht in den Verfolgungen, denen der Vogel ausgesetzt ist, denn er wird weder für die Jagd noch für die Tafel geschätzt, wohl aber darin, daß durch die immer weiter um sich greifende Kultur ihre Aufenthaltsorte mehr und mehr verändert worden sind. Über seinen Bestand in einer von ihm bewohnten Gegend kommt man überhaupt schwer ins klare; denn er lebt so versteckt, und es ist so mühsam, ihn aufzufinden, daß man so leicht nicht sagen kann, ob er selten oder häufig ist. Nach den verläßlichen Beobachtungen Irbys ist das Laufhühnchen auf der Iberischen Halbinsel in der Nähe von Gibraltar nur sehr lückenhaft verbreitet und nirgends gemein; doch mag es häufiger vorkommen, als man glaubt. Zu seinen Wohnsitzen wählt es am



Laufhühnchen, Turnix sylvatica *Desf.* 1/2 natürlicher Größe.

liebsten wüste, mit Zwergpalmengestrüpp dicht bedeckte Ländereien, gleichviel, ob sie unmittelbar an der Seeküste oder tiefer im Lande oder am Gebirge liegen, und diese Wohnplätze entsprechen auch vollständig den Sitten und Gewohnheiten des Vogels, wie sie in Afrika beobachtet worden sind. Doderlein bemerkt weiter, daß das Laufhühnchen im Süden von Sizilien im September und Oktober in Gesellschaften, im Laufe des übrigen Jahres einzeln gefunden werde und auch hier unbebaute, wellenförmig bewegte, mit dichtem, filzigem, niedrigem Gestrüpp bestandene Örtlichkeiten bewohne.

Seine Lebensweise schildert Loche, der als langjähriger Bewohner Algeriens die meiste Gelegenheit hatte, das Vögelchen zu beobachten, allerdings etwas abweichend von den Angaben, die Ogilvie Grant über die indischen Arten im allgemeinen gemacht hat. Auch in Algerien bewohnt das Laufhühnchen dicht bebuschte Örtlichkeiten. Jedes Paar lebt nur für sich und vereinigt sich nie mit anderen seinesgleichen. Scheu und vorsichtig, versucht es, ihm geltenden Nachstellungen immer rechtzeitig zu entrinnen, bedient sich jedoch hierzu nur

im äußersten Notfalle seiner Flügel und läuft so lange, wie es vermag, zuletzt einem so gut wie undurchdringlichen Gebüsche zu, in dem es, namentlich wenn es bereits einmal aufgetrieben wurde, so fest liegt, daß es sich mit der Hand oder von einem geschickten Hund ergreifen läßt. Insekten und Sämereien in annähernd gleicher Menge bilden seine Nahrung. Loche fand in vielen von ihm zergliederten Stücken Sämereien und sonstige Pflanzenstoffe, Überbleibsel von Ameisen und anderen Kerfen und kleine Kiesel in buntem Durcheinander. Sein Nest legt das Weibchen, vielleicht auch das Männchen, in einem Grasbüschel oder einem dichten Busche an. Es ist nichts andres als eine kleine Vertiefung im Boden, die mit trocknem Grase, zuweilen auch gar nicht ausgelegt, immer aber in einem so vortrefflichen Verstecke angebracht wird, daß man es nur selten findet.

Wie es scheint, brütet das Laufhühnchen der Mittelmeerländer zweimal im Jahre; ältere Weibchen legen, nach Loches Ansicht, zuerst im Mai und das zweite Mal im August, jüngere im Juni und im September. Das Gelege besteht aus 4—6 Eiern von durchschnittlich 26 mm Längs- und 20 mm Querdurchmesser, gräulich- oder gelblichweißer Grundfärbung und ziemlich dichter blaßpurpurner oder dunkelbrauner Fleckenzeichnung. Das Männchen brütet allein, wie bei allen Turnix-Arten. Sobald die Jungen selbständig geworden sind, gehen sie ihre eignen Wege, während die Eltern zur zweiten Brut schreiten. Sie entlaufen dem Neste, nachdem sie trocken geworden sind, und ebenso wie ihre Verwandten werden sie anfänglich mit zärtlichster Sorge von beiden Eltern behütet und durch ein sanftes „Kru" zusammengerufen. Abgesehen von diesem Stimmlaute vernimmt man, namentlich in der Morgen- und Abenddämmerung, einen höchst eigentümlichen, tiefen, dröhnenden Ton, den man mit dem bekannten brüllenden Schrei der Rohrdommel vergleichen kann, nur daß er bei weitem schwächer und leiser ist.

Gefangene Laufhühnchen dauern bei einigermaßen entsprechender Pflege vortrefflich aus und schreiten, wie Loche erfuhr, sogar zur Fortpflanzung.

Dritte Unterordnung: **Eigentliche Hühnervögel (Galli).**

Die Unterordnung der Eigentlichen Hühnervögel (Galli) umfaßt etwa 360 kräftig, selbst schwerfällig gebaute, kurzflügelige, starkfüßige und reich befiederte Arten. Ihr Leib ist gedrungen und kurz, die Brust hoch, der Hals kurz, höchstens mittellang, der Kopf klein. Der vielfach abändernde Schnabel ist in der Regel kurz, kaum halb so lang wie der Kopf, dabei breit und hoch, mehr oder weniger stark gewölbt und an der Spitze hakig herabgebogen, mindestens zu einem kuppenförmigen Hornnagel ausgezogen, der hintere Teil meist mit Federn bekleidet, der Grund mit einer schmalen, häutigen, das Nasenloch deckenden, auch wohl in das Stirngefieder eingreifenden Schuppe, ausnahmsweise aber mit einer, vor der Paarungszeit knollig anschwellenden, nach ihr wieder zusammensinkenden Wachshaut überzogen. Die Beine, die wichtigsten Bewegungswerkzeuge der Hühner, sind stets sehr kräftig gebaut, meist mittelhoch, die Füße langzehig, die Nägel kurz. Der Schenkelteil des Beines erscheint wegen der kräftigen Muskeln, die sich hier an die Knochen ansetzen, dickfleischig, der Lauf stark, der Fuß mehr oder weniger entwickelt. In der Regel sind seine vier Zehen wohl ausgebildet. Zuweilen aber verkümmert die Hinterzehe bis auf den Nagel, der selten vermißt wird; bei den meisten der auf dem Boden lebenden Hühner ist sie höher als die übrigen angesetzt und klein, bei den Baumhühnern hingegen ziemlich groß. Die Krallen, die bei einzelnen Formen eine Art Mauserung durchmachen, d. h. zeitweilig abgeworfen

und ersetzt werden, sind meist kurz, breit und stumpf, zuweilen aber auch lang und schmal, stets jedoch wenig gebogen. Der Flügel ist in der Regel kurz und dann stark und schildartig gewölbt, ausnahmsweise aber auch sehr lang, sein Handteil mit 10 oder 11, sein Armteil mit 12—20 Schwungfedern besetzt. Der sehr verschieden gebildete und gestaltete Schwanz besteht aus 10—12 Steuerfedern, die bisweilen aber auch fehlen, ist bald kurz, bald mittel=, bald, und zwar öfters durch besondere Entwickelung seiner oberen Deckfedern, sehr lang.

Das Kleingefieder steht dicht auf scharfbegrenzten Fluren: einer Rückenflur, die vom Nacken an ungeteilt bis zu der nur dem männlichen Argusfasan fehlenden Bürzeldrüse verläuft oder, hinter den Schulterblättern sich teilend, einen eiförmig gestalteten Federrain umschließt, einer Unterflur, die sich am Halse in zwei die Brustflächen fast gänzlich deckende Zweige auflöst und jederseits einen der Achselflur gleichlaufenden Ast abgibt, am Bauche aber wiederum zu einem Mittelstreifen zusammenläuft, und ungewöhnlich starken Lendenfluren. Der Schaft der im allgemeinen derben und großfederigen, an der Wurzel dunigen Konturfedern verdickt sich, und von der Spule geht ein zweiter, sehr großer, aber durchaus duniger, sogenannter Afterschaft aus. Beachtung verdient die ungewöhnliche Entwickelung der Bürzel= oder Schwanzdeckfedern, die gewissen Hühnern zum hauptsächlichsten Schmucke werden, ebenso ferner die merkwürdige Ausbildung und Entfaltung, die bei einzelnen Arten die Schwungfedern des Oberarms zeigen. Das Gefieder bekleidet Leib und Hals sehr reichlich, bei zwei Gruppen auch die Fußwurzeln bis zu den Zehen herab, läßt dagegen oft kleinere oder größere Stellen am Kopfe und an der Gurgel frei. Hier wuchert dann die Haut ebenso wie an anderen Stellen das Gefieder; es bilden sich, und meist besonders im männlichen Geschlechte, schwielige Auftreibungen, Warzen, Lappen, Kämme, Klunkern und andere Anhängsel, sogar kleine Hörnchen oder knöcherne Auftreibungen, und alle diese nackten Teile glänzen und leuchten meist in den lebhaftesten Farben.

An Pracht und Farbenschönheit stehen die Hühner überhaupt den Angehörigen anderer Ordnungen kaum nach, und viele von ihnen können mit den glänzendsten aller Klassen=verwandten wetteifern. Die Verschiedenheit der Kleider nach den Geschlechtern ist kaum bei einer andern Vogelordnung so groß wie bei den Hühnern; die Männchen unterscheiden sich, wenigstens bei vielen Arten, so auffallend von den Weibchen, die hier als der beschei=denere Teil erscheinen, daß es für die Unkundigen schwer wird, in dem einen den Gatten des andern zu erkennen. Das Jugendkleid weicht stets von dem der alten Vögel ab und durchläuft in überraschend kurzer Zeit drei Entwickelungsstufen, bevor es zum Alterskleide wird. Alle hochnordischen Hühner sind kleiner und zeigen mehr Weiß im matter gefärbten Gefieder als ihre nächsten Verwandten aus gemäßigten Gegenden.

Das Skelett ist massig, und nur wenige Knochen, und diese in nur geringem Grade, können mit Luft gefüllt werden. Der Kamm des Brustbeins ist nicht besonders hoch. Die Zunge ist ziemlich breit, oben flach und weich, vorn kurz gespitzt und meist ausgezasert. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropf von ansehnlicher Größe. Der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich, der Magen starkmuskelig.

Die Hühner sind Weltbürger, in Asien aber am reichsten entwickelt. Jeder Erdteil oder jedes Gebiet beherbergt gewisse Familien mehr oder weniger ausschließlich. Als be=vorzugte Wohnstätte darf man den Wald ansehen, die einzige aber ist er nicht; denn auch die kahle Sand= und Steinwüste, die pflanzenarme Ebene, die nur mit dürftigem Gesträuch und Gräsern bedeckten Berggehänge der Alpen unter der Schneegrenze und die ihnen entsprechen=den Moossteppen des Nordens werden von Hühnern bevölkert. Fast die ganze Erde ist von

den Mitgliedern dieser Ordnung in Besitz genommen worden. Wie sie es ermöglichen, ihren Unterhalt zu erwerben an Orten, wo entweder die Glut der Sonne oder die Kälte der monatelangen Nacht unserer Erde Öde und Armut bringen, können wir kaum begreifen, obgleich wir wissen, daß ihnen eigentlich alles Genießbare recht, daß sie zwar vorzugsweise Pflanzenfresser, aber doch auch tüchtige Räuber sind. Mit wenig Ausnahmen suchen sie ihre Nahrung auf dem Boden und scharren sie mit den Füßen aus der Erde, aus den Lagen der diesen bedeckenden verwesenden Blätter und anderer Pflanzenstoffe.

Man kann die Hühner nicht als besonders begabte Geschöpfe bezeichnen. Der Flug der meisten Arten erfordert viele rasche Schläge der kurzen, runden Flügel, gestattet den sie bewegenden Muskeln keine Ruhepausen und ermüdet daher sehr bald; doch gibt es Ausnahmen. Alle, ohne Ausnahme, scheuen das Wasser. Ihr Reich ist der flache Boden. Sie sind vollendete Läufer; ihre kräftigen und verhältnismäßig hohen Beine gestatten ihnen nicht nur einen ausdauernden, sondern auch einen sehr schnellen Lauf. Die Stimme ist stets eigentümlich. Wenige Arten dürfen schweigsam genannt werden; die meisten schreien gern und viel. Unsere Sprache läßt die Hähne „krähen", „kollern", „knarren", „balzen", „schleifen", „wetzen", „schnalzen", „schnappen", „worgen", „kröpfen". Doch schreibt uns Wurm: „Oberbayrische, steirische, Livländer Weidmänner nennen das Balzlied des Auerhahns Gesang und sagen er singt; auch schon Vater Döbel läßt den Auerhahn singen."

Über die höheren Fähigkeiten läßt sich ebensowenig ein günstiges Urteil fällen. Gesicht und Gehör scheinen scharf, der Geschmack wenigstens nicht verkümmert zu sein; über den Geruch und das Gefühl müssen wir uns des Urteils enthalten. Fortgesetzte Verfolgung macht sie nur scheuer, nicht aber vorsichtiger, mißtrauischer, jedoch nicht klüger. Den Hennen wird nachgerühmt, daß sie sich darin zu ihrem Vorteile von den Hähnen unterscheiden; sie verdienen diesen Ruhm jedoch nur teilweise: denn auch sie sind zänkisch und neidisch, wenn nicht wegen der Hähne, so doch der Kinder und des Futters wegen. Sie, die ihre Küchlein mit hingebender Liebe behandeln, sich ihretwegen der größten Gefahr ohne Besinnen aussetzen, ihnen zuliebe hungern und entbehren, die selbst fremdartigen Wesen zur treuen Mutter werden, kennen kein Mitgefühl gegen die Kinder anderer Vögel, die Küchlein anderer Hennen: sie töten sie durch Schnabelhiebe, wenn sie auch nur argwöhnen, daß durch sie die eigne Brut beeinträchtigt werden könnte.

Im Wesen der Hähne tritt der Widerspruch zwischen guten und schlechten Eigenschaften noch schärfer hervor. Ihre Geschlechtstätigkeit ist die lebhafteste, die man unter Vögeln überhaupt beobachten kann: sie leisten in dieser Hinsicht Erstaunliches. Die Paarungslust wird bei vielen Arten von ihnen zu einer förmlichen Paarungswut, wandelt ihr Wesen gänzlich um, unterdrückt, wenigstens zeitweilig, alle übrigen Gedanken und Gefühle, läßt sie geradezu sinnlos erscheinen. Der paarungslustige Hahn kennt nur ein Ziel: eine, mehrere, viele Hennen. Wehe dem Gleichgesinnten! Ihm gegenüber gibt es keine Schonung, ihm zuleide werden alle Mittel angewendet. Kein anderer Vogel bekämpft seinen Nebenbuhler mit nachhaltigerer Wut, wenige streiten mit gleicher Ausdauer. Die Eifersucht ist furchtbar, freilich auch begründet. Die Henne verhält sich den Liebeswerbungen des Hahns gegenüber leidend, aber sie macht in ihrer Hingabe ebensowenig einen Unterschied zwischen diesem und jenem Hahne wie der Hahn zwischen ihr und anderen Hennen. Die Hähne der Arten, bei denen die äußeren Geschlechtsunterschiede bedeutend sind, leben fast ausnahmslos in Vielweiberei, aber auch die Hähne anderer Arten nehmen es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau.

Dementsprechend bekümmern sich auch die Hähne der meisten Arten, falls sie durch Größe und Färbung auffallen und also in Vielweiberei leben, nicht um das Schicksal ihrer Nachkommen; sind sie dagegen bodenfarbig und ihrer einzigen Henne ähnlich, so nehmen auch sie am Brutgeschäfte mehr oder minder Anteil. Im ersteren Falle überlassen sie es den Hennen, die Eier zu bebrüten und die Jungen zu führen, stellen sich wenigstens erst dann wieder bei der Familie ein, wenn das langweilige Brutgeschäft glücklich beendet ist, und dienen nunmehr als Warner und Leiter der jetzt zusammengehörigen Schar, oder gesellen sich erst dann zu den Jungen, wenn diese erwachsen sind; die bodenfarbigen Hähne wachen vom erstgelegten Ei an für die Sicherheit der Mutter wie der Brut und setzen sich mit Vatertreue Gefahren aus, um jene zu retten.

Weitaus die meisten Hühner brüten auf dem Boden. Ihr Nest kann verschieden sein, wird jedoch niemals künstlerisch angelegt. Die Mutter beweist in der Regel eine gewisse Sorgfalt in der Auswahl des Platzes, scheint es aber für unnötig zu halten, das Nest selbst auszubauen. Da, wo die Gegend buschreich ist, wird die seichte Vertiefung, die die Eier aufnehmen soll, unter einem Busche, da, wo es an Gebüsch mangelt, wenigstens zwischen höherem Grase oder im Getreide, meist wenigstens an einem möglichst versteckten Orte, angelegt, so daß das Nest immer schwer aufzufinden ist. Viele Arten verwenden einige Reiserchen und auch wohl Federn zur Auskleidung, andere füttern die Mulde gar nicht aus. Das Gelege pflegt aus einer größeren Anzahl von Eiern zu bestehen. Die Eier sind verschieden, aber doch übereinstimmend gezeichnet. Viele Hühner legen einfarbige, selten rein weiße, vielmehr gräuliche, braungelbliche Eier, andere solche, die auf ebenso gefärbtem oder rötlichem Grunde entweder mit feinen Pünktchen und Tüpfelchen oder mit größeren Flecken und Punkten von dunkler, oft lebhafter Färbung gezeichnet sind. Es gibt keinen Vogel, der sich mit größerem Eifer seiner Nachkommenschaft widmet als eine Henne, und das schöne Bild der Bibel ist also ein in jeder Hinsicht wohlgewähltes. Die brütende Henne läßt sich kaum Zeit, ihre Nahrung zu suchen, vergißt ihre frühere Scheu und gibt sich bei Gefahr ohne Bedenken preis.

Die meisten jungen Hühner verlassen das Ei im Dunengefieder und als sehr bewegungsfähige und verhältnismäßig begabte Wesen. Sie nehmen vom ersten Tage ihres Lebens an Futter auf, das die Alte ihnen bloßscharrt, folgen ihrem Rufe und werden von ihr gehudert, wenn sie ermüdet sind oder gegen rauhe Witterung Schutz finden sollen. Ihr Wachstum geht ungemein rasch vor sich. Wenige Tage nach dem Ausschlüpfen erhalten sie Schwungfedern, die sie in den Stand setzen, zu fliegen, mindestens zu flattern, ja manche Formen bilden insofern eine Ausnahme von allen anderen Vogelarten, als sie vollkommen flugfähig das Ei verlassen. Die Schwingen erweisen sich bald als ungenügend, die inzwischen größer gewordene Last des Leibes zu tragen, werden aber so oft gewechselt, daß sie ihre Dienste niemals versagen: der Flügel eines Huhns, das zum ersten Male die Tracht der ausgewachsenen Vögel seiner Art anlegt, hat nach Altum einen dreimaligen Federwechsel durchgemacht. Bei den meisten Arten geht das Gefieder schon vor Beendigung des ersten Jahres in die der alten Vögel über; andre hingegen bedürfen eines Zeitraums von zwei und selbst drei Jahren, bevor sie als ausgefiedert gelten können.

Die Hühner haben so viele Feinde, daß nur ihre ungewöhnlich starke Vermehrung das Gleichgewicht zwischen Vernichtung und Ersatz herzustellen vermag. Alle Raubtiere, große und kleine, stellen den Hühnern eifrig nach, und der Mensch gesellt sich überall als der schlimmste Feind zu den Verfolgern. Aber der Mensch hat auch bald einsehen gelernt, daß

diese wichtigen Tiere sich noch ganz anders verwerten lassen. Er hat schon seit altersgrauer Zeit wenigstens einige von ihnen an sich zu fesseln gesucht und sie von den Waldungen Südasiens aus über die ganze Erde verbreitet, unter den verschiedensten Himmelsstrichen, unter den verschiedensten Umständen heimisch gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß er sich die brauchbarsten unter allen ausgewählt hat; es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß er viele von denen, die gegenwärtig noch wild leben, unter seine Botmäßigkeit hätte zwingen und sie zu nützlichen Haustieren gewinnen können. Das Bestreben der Neuzeit, fremdländische Tiere bei uns einzuführen, kann durch keine Tierordnung glänzender belohnt werden als durch die Hühner, deren Schönheit, leichte Zähmbarkeit und Nützlichkeit von keiner andern Vogelgruppe übertroffen wird.

Durch die vielen vorhandenen Zwischenformen ist die Einteilung der eigentlichen Hühnervögel sehr schwierig. Gadow bildet folgende drei Familien: Großfußhühner (Megapodiidae), Hokkovögel (Cracidae) und eigentliche Hühner (Gallidae).

*

Großfußhühner oder Wallnister nennt man Hühnervögel, die Ozeanien und besonders Australien bewohnen und sich durch das Brutgeschäft nicht bloß von allen ihren Verwandten, sondern von allen Vögeln der Erde unterscheiden. Alle Wallnister nämlich bringen ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zusammengescharrten Nesthügel unter, in dem sich durch Gärung der Pflanzenstoffe so hohe Wärme erzeugt, daß das Ei zur Entwickelung gelangt. Ihm entschlüpft das Junge vollständig befiedert und so selbständig, daß es fähig ist, sich ohne Hilfe der Eltern zu erhalten.

In ihrem Baue sind die **Wallnister (Megapodiidae)**, von denen man 28 Arten kennt, den Fasanvögeln verwandt, während sie, wenigstens einige von ihnen, in der Bewegung und namentlich in der Art zu fliegen, den Rallen ähneln. Sie sind mittelgroß und besonders durch die hohen, langzehigen, mit starken, gestreckten Krallennägeln bewehrten, also in jeder Beziehung entwickelten Füße ausgezeichnet. Die Hinterzehe ist mit den drei Vorderzehen in einer Höhe eingelenkt. Ihr Skelett weicht nur in Einzelheiten von dem anderer Hühnervögel ab; namentlich fällt die Weite des Beckens auf, die mit dem ungewöhnlichen Umfang der Eier in Verbindung zu stehen scheint.

Die Hurbelwallnister oder Großfußhühner im engern Sinne (Megapodius *Quoy et Gaimard*) sind schlank, ihr Hals ist mittellang, der Kopf groß, der Schnabel meist kürzer als der Kopf, gerade, vor der Spitze gewölbt, der Flügel breit abgerundet, in ihm die dritte bis fünfte Schwungfeder gleichlang und zugleich die längsten, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz kurz und abgerundet, der vorn mit einer einfachen Reihe großer, sechseckiger Schilder versehene Lauf sehr stark und noch etwas länger als die lange, kräftige Mittelzehe, die wie alle anderen mit kräftigen, langen, aber wenig gebogenen Nägeln bewehrt wird. Das düstere, bei beiden Geschlechtern gleiche Gefieder pflegt reichlich zu sein, auf dem Hinterkopfe sich zu verlängern; der Augenkreis, die Kehle und der Hals aber, auch wohl ein großer Teil des Kopfes, bleiben regelmäßig nackt.

Ihre merkwürdige Brutpflege ist seit langem bekannt. „Man findet", so berichtet schon Pigafetta im Jahre 1520, „hier, auf den Philippinen, schwarze Vögel von der Stärke einer Henne, die wohlschmeckende Eier von bedeutender Größe legen. Es wurde uns gesagt,

daß das Weibchen diese Eier in den Sand lege, und daß die Sonnenwärme hinreiche, sie auskriechen zu lassen." Carreri vervollständigt diesen ersten Bericht, sieht aber das von ihm und Pigafetta beobachtete Großfußhuhn als Meervogel an. Er erzählt, daß dessen Eier, die an Größe Gänseeiern gleichkommen, in sandigen Gegenden in ein von ihm ausgescharrtes Loch gelegt und mit Sand bedeckt werden. Dies geschehe im März, April und Mai, zur Zeit, wenn das Meer am ruhigsten ist, die Wogen das Ufer nicht übersteigen und die Eier nicht ersäufen. Die Matrosen suchen gierig die Nester am Meeresstrande und wissen, daß da, wo die Erde umgearbeitet ist, Eier verborgen wurden.

Duperreys Großfußhuhn, Megapodius duperreyi *Less. et Garn.* (tumulus, reinwardti), ist etwa ebenso groß wie ein weiblicher Fasan. Die Federn des Kopfes sind dunkel rotbraun, die des Rückens und der Flügel zimtbraun, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern dunkel kastanienbraun, die Schwung- und Schwanzfedern schwärzlichbraun, die des Hinterhalses und der ganzen Unterseite grau. Die Iris ist hell rötlichbraun, der Schnabel ein wenig dunkler, der Fuß hochorangefarbig.

Gilbert gibt an, daß das Großfußhuhn ausschließlich in den verschlungensten Dickichten unmittelbar am Meeresufer sich aufhält und nicht weit ins Innere geht. Es lebt paarweise oder einzeln und sucht sich seine Nahrung am Boden. Diese besteht in Wurzeln, die es ohne Mühe mit Hilfe seiner kräftigen Klauen hervorscharrt, auch wohl in Sämereien, Beeren, Schnecken, Regenwürmern und Insekten, besonders in großen Käfern. Nach Le Souëf trinken die Wallnister nur sehr selten. Die Stimme soll wie das Glucksen des Haushuhns klingen und mit einem Rufe endigen, der an den des Pfaus erinnert. Nach Le Souëf lassen sie abends einen wiederholten Doppelruf hören, den sie in der Nacht etwa aller halbe Stunden wiederholen. Von der auf den Nikobaren lebenden Art (Megapodius nicobariensis *Blyth*) berichten Davison und Ball übereinstimmend, daß sie laut riefen; Ball nennt sie sogar lärmende Vögel, deren Schrei einen eigentümlichen gutturalen Ton habe, ähnlich wie das Brüllen des amerikanischen Ochsenfrosches: „kiauk, kiauk, kock, kock".

Über die Nesthügel dieser Vögel verdanken wir Le Souëf eingehende Mitteilungen. Oft findet man sie unmittelbar an der Küste eben über der höchsten Flutlinie, und hier bestehen sie dann, wie sich erwarten läßt, hauptsächlich aus Sand, untermischt mit Steinen, Wurzelwerk, Knüppeln und Blättern, während weiter landeinwärts Erde den Sand vertritt; die Hauptmasse ist auch hier, wenigstens bei Duperreys Großfußhuhn, immer mineralischer Natur und enthält nur so viel Pflanzenstoffe, wie zur Hervorbringung der entsprechenden Hitze nötig sind. Die Vögel errichten nicht jedes Jahr einen neuen Bau, sondern vergrößern nur den alten; er erhält dadurch im Laufe der Zeit einen bedeutenden Umfang, und da er ja wesentlich aus Erde besteht, wachsen auf ihm Büsche und Bäume, deren Wurzelgeflechte ihn völlig durchziehen und durchspinnen. Dann aber geben die Vögel den alten, angestammten Familiensitz auf, nicht unmittelbar jener Wurzeln wegen, sondern weil dann die im Hügel enthaltenen Pflanzenstoffe vollkommen zersetzt sind und keine Hitze mehr entwickeln.

Im ersten Jahre ist ein solcher Bau oft recht klein, etwa 60 cm hoch und am Grunde 1,5 m breit, aber man findet alte von 4—5 m Höhe und 10—12 m Breite, die offenbar schon einer ganzen Reihe von Geschlechtern gedient haben. Im Juli und August und eher bei feuchtem als bei trocknem Wetter werden diese Nester, und zwar von oben her, vergrößert, bevor im September oder Anfang Oktober das Legen beginnt. Die höchste Eierzahl ist neun. Nur je ein Pärchen benutzt den Haufen. Der Hahn bleibt immer in der Nähe, um

sofort Ausbesserungen vornehmen zu können. Die Henne scharrt nahe dem Gipfel ein 20 cm bis 1,2 m tiefes Loch, bringt darin das Ei in senkrechte Stellung und füllt den übrigen Raum mit lockerer Erde bis oben an. Bisweilen, aber nicht oft, arbeitet sie nicht in lotrechter Richtung, sondern macht von der Seite her einen geraden, wagerechten Gang. Die Löcher liegen ganz regellos und sind in ein und demselben Nesthaufen von sehr wechselnder Tiefe. Die einzelnen Eier werden jeden vierten Tag gelegt, denn sie bedürfen, weil sie sehr groß sind, geraumer Zeit, um legereif zu werden. Die Alten durchscharren die Erde von der Oberfläche her tief in den Haufen hinein, damit sie nicht zusammenbäckt und den Jungen den Ausgang versperrt. Jede Höhle ist, ohne Rücksicht auf die Tiefe, 30 cm breit und enthält immer nur ein Ei. Wo es feucht ist und die Haufen aus Erde bestehen, sind die Eier nicht soweit von der Oberfläche entfernt untergebracht, als wenn die Hügel aus Sand an trocknen Stellen zusammengescharrt sind. An den frischen Fußtritten auf der Höhe und an den Seiten des Hügels erkennt man leicht, daß ein Großfußhuhn neuerlich eine Höhle ausgegraben hat. Die Erde, die diese deckt, ist dann so locker, daß man mit einer dünnen Rute einbohren und so den Verlauf der Höhle erforschen kann: je leichter die Rute sich einschieben läßt, um so kürzere Zeit verfloß seit dem Ablegen des Eies. Es erfordert eine gewisse Übung und namentlich große Ausdauer, um die Eier selbst zu erhalten. Die Eier sind in der Größe ziemlich verschieden, ähneln sich aber in der Gestalt. Ihr Längsdurchmesser beträgt ungefähr 9, ihr Querdurchmesser 6 cm. Die Färbung wechselt je nach der Beschaffenheit der Stoffe, die sie umgeben: die in schwarzer Erde liegenden sind regelmäßig dunkel rötlichbraun, die in Sandhügel abgelegten schmutzig gelbweiß.

Bei einer Halmahera, Ternate und Buru bewohnenden und von Wallace entdeckten Art (Megapodius wallacei *Gray*) ist das Brutgeschäft etwas anders. Die Henne dieser Art hält sich in den Wäldern des Innern auf und begibt sich an den Strand, um ihre Eier zu legen. Sie scharrt aber keinen Haufen zusammen, kratzt auch kein flaches Loch, sondern gräbt einen etwa 90 cm langen schrägen Gang in den Sand, in dem sie ihre Eier unterbringt, und zwar alle, oder wenigstens mehrere zugleich. Sie sind, wie bei allen Wallnistern, sehr groß, denn während die Gesamtlänge des Vogels 36 cm beträgt, sind seine Eier 7,5—9 cm lang und 5—6 cm dick. Unter solchen Umständen wird es leicht glaublich, was Kükenthal von den weiblichen Großfußhühnern erzählt, daß sie nämlich nach der Ablage jedes Eies längere Zeit zu erschöpft seien, um sich bewegen zu können. In sehr trocknen, regenlosen Jahren sollen übrigens die Großfußhühner nach Le Souëf überhaupt keine Eier legen und ihre angestammten Nesthaufen unbenutzt lassen.

Das Ausschlüpfen der Jungen wurde weder von Gilbert noch von M'Gillivray beobachtet, ersterer fand aber in einer Höhlung von 60 cm Tiefe einen jungen Vogel, der auf einigen dürren Blättern lag und nur wenige Tage alt zu sein schien. Gilbert wandte alle Sorgfalt an, um ihn aufzuziehen, und setzte ihn in eine mäßig große Kiste, die er zum Teil mit Sand anfüllte. Das Tier fraß ohne sonderliche Umstände gequetschte Körner, und sein Pfleger gab sich deshalb schon der besten Hoffnung hin. Allein der Vogel war so wild und unbändig, daß er die Gefangenschaft nicht ertragen wollte und freigelassen werden mußte. Solange er in der Kiste steckte, kratzte er den Sand unaufhörlich auf Haufen, indem er ihn aus der einen Ecke des Kastens in die andre warf. Dies geschah mit überraschender Schnelligkeit und unverhältnismäßig großer Kraft; denn der kleine Gesell hatte eben die Größe einer Wachtel. Zum Scharren im Sande gebrauchte er nur einen Fuß; mit ihm faßte er eine gewisse Menge von Sand und warf sie anscheinend ohne Anstrengung hinter sich. Diese



1. Cumings Großfußhuhn, Megapodius cumingi *Dillw.*, frisch ausgeschlüpftes Junges, ausgestopft im Britischen Museum.
$^{2}/_{3}$ nat. Gr., s. S. 15. — Herb. G. Herring-London phot.



2. Taubenwallnister, Lipoa ocellata *Gould.*
$^{1}/_{5}$ nat. Gr., s. S. 15. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.



3. Roftflügel-Guan, Ortalis garrula *Humb.*
$^1/_5$ nat. Gr., s. S. 24. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



4. Knopfschnabelhokko, Crax globicera *Linn.*
$^1/_7$ nat. Gr., s. S. 25. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.

Arbeitslust scheint in angeborener Unruhe begründet zu sein und mehr das Verlangen, die kräftigen Beine zu beschäftigen, auszudrücken, als mit der Nahrungssuche im Zusammenhange zu stehen. In der Nacht war er so unruhig und gab sich so große Mühe, zu entfliehen, daß sein Pfleger vor dem von ihm verursachten Lärme nicht schlafen konnte. Junge (von Megapodius eremita *Hartl.*), die Heinroth untersuchte, hatten eine sehr enge Speiseröhre; sie genießen wahrscheinlich Termiten und andere kleine Insekten, wenigstens wollten gefangene, die unser Gewährsmann hielt, nichts anderes fressen. Es waren allerliebste Vögelchen mit ihrem schwarzbraunen wolligen Federkleid, den langen Schwingen und den schlanken, langzehigen Füßchen. Die Tafel „Hühnervögel I", 1 zeigt ein frisch ausgeschlüpftes Junges von Cumings Großfußhuhn, Megapodius cumingi *Dillw.*, von den Philippinen.

Nahe verwandt mit der Gattung Megapodius ist die der Taubenwallnister (Lipoa *Gould*), bei der der Scheitel mit einem niedrigen, dichten Federkamm ausgestattet ist, der lange Schwanz 16 Steuerfedern enthält, die Läufe und Zehen ziemlich kurz sind und ersterer vorn mit einer Doppelreihe sechseckiger, kleinerer Schilder bedeckt ist. Diese Gattung umfaßt nur eine Art, Lipoa ocellata *Gould* (Taf. „Hühnervögel I", 2), die das südliche und westliche Australien bewohnt. Die Geschlechter sind durchaus gleich, der Scheitel ist mit dunkelbraunen, verlängerten, zugespitzten Federn bedeckt, der Mantel grau, seine Randfedern sind rostigbraun gefleckt; Mittelrücken, Schulter- und Flügeldeckfedern grau, nach dem Vorderende zu mit breitem, dunkelbraunem Querbande, wurzelwärts weiß und braunrot gezeichnet; Hinterrücken, Bürzel und obere Schwanzdeckfedern grau, bräunlich schattiert, die längsten Oberdeckfedern des Schwanzes so lang wie die mittelsten Steuerfedern; Wangen, Kinn und Kehle hell rostrot, die mittleren Federn innen weiß; Vorderbrust grau mit schwarzweißem Querbande; die übrige Unterseite ist weißlich, um den After und an den Unterdeckfedern des Schwanzes ledergelb; die Seitenfedern haben schwarze Querstreifen; die mittelsten Steuerfedern sind bräunlich mit undeutlichen, schwarzen, in Punkte aufgelösten Querbinden, die äußeren schwarz, mit einzelnen gelblichweißen Flecken; die nackten Hautstellen an den Kopfseiten mattblau; Schnabel und Füße dunkelbraun; die Iris ist nußbraun. Die Gesamtlänge beträgt 62 cm; die Flügel sind 31,5, der Schwanz 23, der Lauf 8 cm groß.

Der Taubenwallnister weicht in seiner Lebensweise, die zuerst Le Souëf näher beschrieben hat, in verschiedenen Punkten von den übrigen Wallnistern so sehr ab, daß es angebracht erscheint, ihm einen besondern Abschnitt zu widmen. Der Vogel ist in der Südhälfte Australiens weit verbreitet und findet sich fast immer da, wo eine Mallee genannte Zwergform der Gummibäume (Eucalyptus) wächst, wonach er auch Mallee-Huhn heißt. Die Hauptstandorte dieses Baumes sind regenlose, von dünenartigen Hügelzügen durchsetzte Sandgegenden. Die schwarz und grau gesprenkelte Färbung dieses Wallnisters stimmt wundervoll zu der des Bodens, auf dem er lebt. Er ist scheu, einsiedlerisch und wird nur selten gesehen. Gelegentlich läßt er einen leisen, sanften Ton hören. Seine Nahrung besteht aus allerlei Insekten, Beeren und namentlich aus den Knospen niedriger Sträucher. Er bäumt zur Nachtruhe abends erst auf, wenn es fast vollkommen finster geworden ist. Der Nisthaufen dieser Form der Wallnister steht meist in unmittelbarer Nähe eines Nadelbaumes oder eines dichten Gebüsches, selten frei.

Hat sich ein Paar notgedrungen für eine neue Niststätte entscheiden müssen, so ist das erste, was beide Gatten tun, daß sie eine flache, in der Mitte 20 cm tiefe und 60 cm breite Grube in den Boden scharren. Darauf kratzen sie Laub, Rindenstücke, Zweige und andere

umherliegende Pflanzenstoffe in genügender Menge zusammen, nicht bloß um jene Grube zu füllen, sondern auch, um einen etwa 25 cm hohen, kleinen Haufen auf ihr zu errichten. In diesen graben sie dann in der Mitte eine etwa 35 cm breite und 8—12 cm tiefe Höhlung, die Eierkammer. Darauf wird eine etwa 8 cm dicke Sandlage über den ganzen Bau gescharrt, den sie bis zum nächsten Regen, der den Haufen gründlich durchnäßt, liegen lassen. Hat es nun tüchtig geregnet, so daß auch der aus Pflanzenstoffen bestehende Kern des Ganzen durch und durch feucht geworden und in Gärung geraten ist und den nötigen Hitzegrad erreicht hat, so ist der Brutofen zur Aufnahme der Eier fertig. Der Haufen wird in der Regel im Juli und August hergerichtet, und das erste Ei Ende September gelegt; läßt aber der Regen auf sich warten, so wird die Eiablage hinausgeschoben. An der Arbeit des Nestbaues beteiligen sich Hahn und Henne in gleicher Weise. Der Sand wird mit beiden Beinen und beiden Flügeln zusammengehäuft, und die letzteren werden besonders dazu verwendet, ihn gehörig und gleichmäßig über das ganze Bauwerk zu verteilen. Ist der kegelförmige Haufen fertig, so hat er oft eine Grundfläche von 3 m Breite und in der Mitte eine Höhe von ebenfalls 3 m. Nun entfernt die Henne wieder den meisten Sand aus der Eierkammer, so daß deren Boden nur noch mit einer etwa 6 cm hohen Lage bedeckt bleibt. Jetzt legt sie das erste Ei hinein, das sie mit einem Fuße, das spitze Ende nach unten, aufrecht hält, während sie mit dem andern Fuße Sand um das Ei herum häuft, bis es feststeht. Um nicht umzufallen, lehnt sie sich bei dieser Arbeit an die Wand der Vertiefung, die danach auch mit Sand gefüllt wird, mit dem Rücken an. Bei jedem Ei, das gelegt wird, muß die Henne die ganze Grube leer- und dann wieder vollscharren, was ihr sehr viele Mühe macht. Die Eier werden in der Regel entlang des Randes der Grube und eins in die Mitte gestellt, und zwar lagenweise. Ist die erste Lage vollzählig, so wird sie mit einer 5 cm hohen Sandschicht bedeckt. Bei der zweiten Lage wird jedes Ei so gestellt, das sein spitzes Ende zwischen je 2 Eier der ersten zu stehen kommt. Meist sind drei Lagen, jede zu 3 oder 5 Eiern, vorhanden, und ein volles Gelege besteht aus 14 Eiern. Die Temperatur in der Eierkammer ist etwa 35° C. Jeden dritten Tag bei Morgengrauen wird ein Ei gelegt, und seine Entwickelung dauert ein wenig über 5 Wochen. Da diese selbstverständlich sofort nach Ablage jedes einzelnen Eies beginnt, so erscheinen die Küchelchen zu recht verschiedenen Zeiten, und zwar schlüpfen natürlich die aus den untersten Eiern entstehenden zuerst aus.

Die Eier sind nach Rey braungelb. Sie haben eine sehr zerbrechliche Schale und würden den Druck des auf sie lastenden, dazu in der Regel noch etwas feuchten Sandes nicht aushalten können, wenn sie nicht auf der Spitze ständen. Da die Henne, solange sie legt, also mindestens während 42 Tagen, das Nest jeden dritten Tag bis zu einem gewissen Grad öffnen muß, mögen die ausgeschlüpften Jungen hierbei Gelegenheit finden, sich aus seinem Innern herauszuarbeiten. Vielleicht hilft ihnen dabei auch die Mutter unmittelbar. Die aus den Eiern der obersten Lage hervorgehenden bedürfen einer solchen Hilfe kaum, denn die sie deckende Sandschicht ist weit dünner und auch trockner, also leichter zu durchbrechen.

Wenn ein solcher Bruthaufen am Tag von Menschenhand geöffnet wird und Eier aus ihm entfernt werden, so stellen ihn die Alten kurz nach Weggang des Einbrechers sofort wieder her, was beweist, daß sich mindestens eins der beiden Eltern immer in der Nachbarschaft aufhält.

Sobald die Jungen das Nest verlassen haben, sind sie durchaus imstande, für sich selber zu sorgen; sie können gleich, wenn auch nur auf kurze Strecken, fliegen, verlassen sich aber mehr auf ihre Beine, und mit vollem Recht, denn sie laufen vorzüglich. Ein eben



Buſchhuhn.

ausgekrochenes Küchelchen im Gebüsch und Gestrüpp mit der Hand zu fangen, ist kein geringes Kunststück.

Von den genannten Gattungen unterscheidet sich das Buschhuhn oder Buschtruthuhn, wie die Ansiedler Australiens den ihnen am besten bekannten Wallnister, Catheturus lathami *Lath.*, nennen, durch kräftigen Bau, bedeutende Größe und den hohen, seitlich zusammengedrückten, auf dem Firste scharf gebogenen Schnabel. Der Kopf ist groß, der Hals mittellang. Das Buschhuhn hat starke, verhältnismäßig kurzzehige Füße, kurze, gerundete Flügel, mittellangen, aus 18 Federn gebildeten, dachförmig getragenen Schwanz und reiches, aus großen, breitfahnigen Federn und weichem, wollig-pelzigem Flaume bestehendes Gefieder, das auf Kopf und Hals nur durch wenige haarartige Gebilde vertreten wird, so daß diese Teile nackt erscheinen. Bezeichnend ist außerdem ein am Vorderhalse lang herabhängender Hautwulst. Das Gefieder ist auf der Oberseite schön schokoladenbraun, auf der Unterseite hellbraun, silbergrau, gerändert oder gebändert. Die Länge beträgt 80, die Flügellänge 31, die Schwanzlänge 25 cm. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe und minder entwickelten Halsschmuck vom Männchen.

„Wie weit sich der Verbreitungskreis dieses Vogels ausdehnt“, sagt Gould, „ist noch nicht hinlänglich ermittelt. Man kennt ihn aus verschiedenen Teilen von Neusüdwales vom Kap Howe bis zur Moreton-Bai; M'Gillivray versicherte mir auch, daß er ihn an der östlichen Küste bis Port Molle hin erlegt habe; die häufigen Jagden in den Wäldern von Illawarra und Maitland haben ihn aber schon so vermindert, daß er möglicherweise jetzt hier bereits ausgerottet ist. Am häufigsten, vermute ich, hält er sich in den dichten und noch wenig betretnen Buschhölzern der Flüsse Manning und Clarence auf. Zuerst glaubte ich, daß das Land zwischen dem Gebirge und der Küste seine einzige Heimat sei und war daher nicht wenig überrascht, ihn in den buschigen Schluchten und auf kleinen Hügeln zu treffen, die von dem großen Gebirgszuge des Innern ausgehen.“

Über die Lebensweise dieses merkwürdigen Vogels sind wir in neuerer Zeit durch Le Souëf genauer unterrichtet worden. Man trifft ihn gegenwärtig besonders im nordöstlichen Australien in dicht mit Buschwerk bewachsenen Gegenden. Ganz besonders zieht er die höher gelegnen Striche in der Nähe der Küste von Nord-Queensland vor, während Duperreys Großfußhuhn ebendort die tiefer gelegenen Gegenden bewohnt. Das Buschhuhn ist ein einsam lebender, scheuer Vogel, den man selten zu Gesicht bekommt. Es läuft sehr schnell, fliegt aber nur schwerfällig. Die Geschlechter sind im allgemeinen gleich, nur in der Fortpflanzungszeit hat das Männchen eine rötlichgelbe Blase am Halse hängen, die es nach Gutdünken aufblasen kann. Im ganzen sind es schweigsame Vögel, bis auf die Brutzeit, in der der Hahn beim Nesthügel und, wenn er abends zur Nachtruhe aufbäumt, einen heisern Schrei hören läßt. Sie fressen Insekten und Beeren und schlafen auf den nur niedrigen Bäumen, wie sie in ihrer Heimat wachsen, so hoch, wie das überhaupt möglich ist. Sie scharren ihre Nisthügel allenthalben zusammen und benutzen Jahr für Jahr dieselbe Stelle, scharren aber stets einen neuen Hügel. Dieser besteht wesentlich aus Laub und Zweigen, aber aus nur wenig Erde, und von dem in einem Jahre gescharrten ist im nächsten nicht mehr viel übrig. Die Stoffe, aus denen das Nest besteht, werden zusammengekratzt, ohne daß der Boden, auf dem es sich erhebt, vorher irgendwie besonders zubereitet würde. Das Männchen verrichtet dabei fast die ganze Arbeit, und nicht bloß das, es hält sich auch, wenn der Hügel fertig ist, immer in seiner Nachbarschaft auf, geht ab und zu, vergrößert ihn und übt das Amt des Wächters

aus. Die Hügel schwanken in der Größe, haben aber eine durchschnittliche Höhe von etwa 1 m und auf dem Grunde einen Durchmesser von 3 m. Meist werden sie zeitig im September fertig, und das Legen beginnt im Oktober oder doch früh im November. Die Neststoffe werden bei feuchtem Wetter zusammengescharrt, damit sie desto rascher in Entzündung geraten; die langen, mit großen Krallen ausgerüsteten Zehen der Tiere erlauben ein rasches Arbeiten. Wenn der „Brutofen" fertig und gehörig, d. h. bis auf 35° C, „angeheizt" ist, scharrt die Henne nahe der Spitze ein etwa 45 cm tiefes Loch, in das sie ein Ei legt. Dieses stellt sie mit dem spitzen Pol nach unten und deckt es zu. Wenn sie sich danach noch auf dem Hügel befindet, kommt der Hahn und vertreibt sie durch Beißen. Das Ei wird früh am Morgen gelegt, und jeden dritten Tag kommt die Henne wieder, um ein neues hinzuzufügen, bis das Gelege (12—16 Stück) vollzählig ist. Die Eier sind 95 mm lang, 65 mm dick und rein weiß; ihre Schale ist körnig und ziemlich zerbrechlich. Die Eier liegen oder richtiger stehen unregelmäßig im obersten Teile des Hügels. Bei trocknem Wetter fügt der Hahn oben viel neue Niststoffe hinzu, offenbar um die unteren feucht zu erhalten, wenn aber die Witterung naß ist, so kratzt er umgekehrt von oben davon weg.

„Das ausgeschlüpfte Junge", sagt Sclater, „verweilt mindestens 12 Stunden im Innern des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Hinauskriechen zu machen, und wird während dieser Zeit vom Männchen ebenso tief vergraben wie der Rest der Eier. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, die beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, diese Federn zu gebrauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hilfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags zieht es sich nach dem Bruthaufen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, obschon in geringerer Tiefe als früher; am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt: eins von denen, die im Londoner Zoologischen Garten groß wurden, drängte sich um diese Zeit durch die Maschen des Netzes, welches das Gehege überdeckte."

In seinen heimischen Waldungen lebt das Buschhuhn gesellig, gewöhnlich in kleinen Trupps, nach Art anderer Hühnervögel. Solche Gesellschaften pflegen scheu und mißtrauisch zu sein, solange sie auf dem Boden dahinlaufen, während sie die äußerste Sorglosigkeit bekunden, sobald sie gebäumt haben. Beim Laufen durch die Waldungen lassen sie oft einen laut gluckenden Ton vernehmen.

Das Rotfüßige Hammerhuhn, Megacephalum maleo *Hartl.*, ist der einzige Vertreter einer eignen Gattung. Es kennzeichnet sich besonders durch einen rundlichen, kahlen, schwarzen Höcker, der über den Nasenlöchern beginnt, die Stirn und den ganzen Scheitel bedeckt und noch über den Hinterkopf hervortritt. Der starke Schnabel ist auf dem First kantig, an der Schneide des Unterschnabels fast gerade oder mäßig lang, der Flügel muschelförmig, in ihm die dritte Schwinge die längste, der 18federige Schwanz abgerundet, der Fuß stark, kräftig und verhältnismäßig kurzzehig. Das Gefieder der Oberseite und ein ziemlich breites Hals- oder Brustband, die Aftergegend und die Weichen sind schwarzbraun, die Brust und der Bauch blaß rosenrot. Die Iris ist gelb, der Kopf, soweit er nackt ist, weißlich, der Schnabel und Vorderfuß hornfarben. Die Länge beträgt über 60, die Flügellänge 29, die Schwanzlänge 21 cm.

Das Freileben des auffallenden Vogels ist meines Wissens nur von Wallace und v. Rosenberg beobachtet worden. „Das Hammerhuhn", sagt Wallace, „soviel mir bekannt, auf die nördliche Halbinsel von Celebes und hier auf den Küstenteil beschränkt, scheint

besonders häufig zu sein in den Wäldern, die das Kalabitgebirge umgeben, und nährt sich ausschließlich von abgefallenen Früchten.“ Hinsichtlich der Heimat stimmt v. Rosenberg mit Wallace überein, gibt aber genauere Mitteilungen. Die Aufenthaltsorte des Hammerhuhns sind stets sehr beschränkt, zuweilen auf einzelne Küstenstriche und Inselchen. Während es hier in großer Anzahl vorkommt, sucht man es anderswo vergebens. Ein Haupterfordernis scheint zu sein, daß der Boden mit niederem Strauchwerke bewachsen ist; denn auf dem Boden hält sich der Vogel hauptsächlich auf, und auf ihm sucht er seine Nahrung, die in



Hammerhuhn, Megacephalum maleo *Hartl.* 1/5 natürlicher Größe.

allerlei kleinen Tieren und Früchten besteht: alle erlegten Tiere hatten Überbleibsel von Landschnecken, Insekten und Früchten, gemengt mit Schlamm und Steinchen, im Magen. „In den Monaten August und September, der Zeit, in der es hier nicht oder nur wenig regnet“, berichtet Wallace weiter, „steigt das Hammerhuhn zum Strande hernieder, um seine Eier abzulegen. Zu diesem Endzwecke erwählt es bestimmte Buchten, die möglichst fern von menschlichen Wohnungen liegen. Sind solche günstig, so dienen sie allen Vögeln eines ausgedehnten Landstriches, und man sieht sie hier täglich zu Dutzenden und Hunderten. Ich habe die berühmteste dieser Buchten, aber leider zu spät in der Jahreszeit, besucht und deshalb nicht so viele gesehen, wie es sonst wohl der Fall gewesen sein möchte; demungeachtet fand ich Gelegenheit, einige wichtige Beobachtungen zu sammeln.

„Der Platz besteht aus einem steilen Küstensaume von ungefähr einer englischen Meile Länge, der sehr hoch mit losem, grobem, vulkanischem Sande oder Kies überdeckt ist und sich

kaum begehen läßt. Er wird jederseits von einem kleinen Flüßchen, hinten aber vom Walde begrenzt. Unmittelbar über der Hochwassermarke sieht man eine Anzahl von Höhlen, die 1—1,5 m im Durchmesser haben, und in ihnen oder rund um sie her findet man in einer Tiefe von 30—60 cm die Eier unsers Wallnisters, zuweilen nur 1 oder 2, manchmal auch 7 oder 8 in einer Höhle, sie aber stets in einer Entfernung von 15—20 cm voneinander. Die Vögel kommen oft aus einer Entfernung von 10—15 englischen Meilen paarweise zum Strande, wählen entweder einen neuen Platz oder eine alte Höhle und scharren abwechselnd, bis sie die genügende Sandmenge zusammen haben. Hierauf legt das Weibchen ein Ei, bedeckt es mit Sand, und das Paar kehrt in den Wald zurück. Wie ein Eingeborener versicherte, kommt das Paar nach 13 Tagen wieder an den Strand, damit das Weibchen ein zweites Ei legt. Diese Behauptung scheint sich auf Beobachtung zu gründen, möglicherweise auf die eines bei der Jagd verstümmelten oder sonstwie gezeichneten Vogels, und ich glaube, daß sie so ziemlich der Wahrheit entsprechen wird, da bei allen Weibchen, die ich schoß, bevor sie ihr Ei gelegt hatten, dieses die Bauchhöhle so vollständig füllte, daß es die Eingeweide außer Tätigkeit zu setzen schien, gleichwohl aber der Eierstock noch 8 oder 10 bis zur Größe kleiner Bohnen entwickelte Eierchen enthielt, deren größtes bis zu seiner vollen Entwickelung ungefähr die angegebene Zeit brauchen mochte. Die Färbung der Eier ist ein blasses Braunrot; ihre Länge beträgt 10, ihre Breite 6 cm (Eiertafel II, 8). Ganz frisch bilden sie ein außerordentlich schmackhaftes Gericht; die Eingeborenen kommen deshalb mehr als 50 englische Meilen weit herbei, um sie zu suchen. Die Eltern bekümmern sich nach dem Legen nicht mehr um sie, und die Jungen arbeiten sich, wenn sie einmal ausgeschlüpft sind, ohne jegliche Hilfe durch den Sand und laufen dem Walde zu."

Besonders häufig fand v. Rosenberg die Vögel auf einer kleinen Insel des Boneflusses, die von den Radschas von Bone als Eigenbesitz angesehen, durch besonders angestellte Dienstleute bewacht und zur Brutzeit der Vögel ausgebeutet wird. Denn die Eier sind so gesucht, daß ihretwegen der Name des Vogels jedem Einwohner der Insel geläufig ist, wie denn auch jeder Schlecker Gorontalos, auf Celebes, das Ei gern mit 12—15 Cents bezahlt. Jagd und Fang der Erzeuger einer so nutzbringenden Ware sind also streng verboten, und der betreffende Wächter hat noch außerdem die Verpflichtung, den Warneidechsen ihre Gelüste nach den Eiern zu verleiden. Von einem dieser Wächter erfuhr der Reisende etwa folgendes:

Die Henne gräbt, meist an der Wurzel eines Baumes oder Strauches, nicht selten jedoch auf nacktem Boden, ein Loch von 60 cm Durchmesser und 1,5—2 m (?) Tiefe in die Erde. Dessen Ränder laufen ziemlich steil nach unten; nur auf der Seite, auf der der scharrende Vogel die Erde hinter sich wirft, fällt die Böschung allmählich zur Tiefe ab. Ist der Vogel nun in die gehörige Tiefe gekommen, so lockert er den Boden der Grube noch etwas auf und läßt hierauf das Ei in dieses lose Bett fallen. Hier sinkt es durch die eigne Schwere in senkrechter Richtung ein und bleibt so stehen; die Henne wirft die Grube mit der ausgegrabenen Erde lose zu und bekümmert sich fortan nicht mehr um Nest und Ei. In zwei Brutlöchern, die v. Rosenberg öffnete, zeigte das Thermometer 44,4° C, während die Luftwärme nur 27,8° betrug. Jedes Brutloch enthält nur ein Ei, dessen Zeitigung 26—28 Tage beansprucht. Die Jungen kommen vollständig entwickelt aus ihrer Erdmulde zum Vorschein und suchen vom ersten Tage ihres Lebens an ihre Nahrung selbst.

Gefangene Hammerhühner benehmen sich in ähnlicher Weise wie die Verwandten, sind aber keineswegs besonders anziehend, haben sich auch, soviel mir bekannt ist, in den Tiergärten nicht fortgepflanzt.

*

Die etwa 60 Arten der **Hokkovögel (Cracidae)** sind höchst eigenartige, große oder mittelgroße und gestreckt gebaute, in ihrem Vorkommen auf das Festland von Süd- und Mittelamerika beschränkte Hühner; der Schnabel ist in der Regel länger als bei den meisten anderen Hühnern, an der Spitzenkuppe gewölbt, am Ende breithakig herabgebogen, hinten mit einer Wachshaut überzogen, die sich über die ganze Nasengrube, gewöhnlich auch über die Zügel und Augengegend erstreckt und den auf der Schnabelwurzel oft vorhandenen Höcker überkleidet, der Fuß mittelstark und mittelhoch, lang, dünnzehig und mit langen, ziemlich schmalen, scharf zugespitzten und sanft gebogenen Krallen bewehrt, die lange Hinterzehe tief angesetzt, der Flügel stark abgerundet, weil die vier bis fünf vordersten Handschwingen stufig gekürzt sind, auch wohl abgesetzt langspitzig, der aus zwölf Steuerfedern bestehende Schwanz sehr lang, stark, kräftig, seitlich etwas verkürzt oder ziemlich gleichlang. In dem derben und großfederigen, jedoch nicht dichten Gefieder sind die einzelnen Federn breit und abgerundet, ihre Schäfte aber meist eigentümlich verdickt, von der Wurzel aus angeschwollen und erst gegen die Spitze hin verdünnt und verschmächtigt. Bei einzelnen Arten erscheint diese eigenartige Bildung so ausgeprägt, daß der Schaft in der Mitte um das Zehn- und Zwanzigfache dicker ist als an der Spitze, um das Sechs- bis Zehnfache dicker als an seiner Wurzel. Mit dieser Verdickung steht die Entwickelung der Barten im Einklange: der verstärkte Schaft trägt dunige, die verdünnte Spitze geschlossene Fahnen. Am auffallendsten zeigt sich diese Verdickung im Kleingefieder, zumal an den Bürzelfedern, am wenigsten an den Schwung- und Steuerfedern. Düstere Farben sind vorherrschend, lichtere aber nicht ausgeschlossen. Das Skelett hat mit dem der Fasanvögel manche Ähnlichkeit. Der Kiel des Brustbeins ist sehr hoch; Oberarm und Oberschenkel führen Luft. Ein Kropf ist vorhanden. Größere Beachtung verdient die Luftröhre, weil sie sich, wenigstens bei vielen Arten und namentlich bei Männchen, nicht bloß durch eigentümliche Gestaltung, sondern auch durch ungewöhnlichen Verlauf auszeichnet. Sie tritt nämlich auf die äußere Seite des Brustkorbes heraus, verläuft hier in einer oder mehreren Windungen und senkt sich nunmehr erst in die Tiefe des Brustkastens ein. Bei einzelnen Arten erleidet sie wohl auch Erweiterungen in ihrem Verlaufe.

Die Hokkovögel fressen als echte Baumvögel Früchte und, nach Baird, hauptsächlich Baumblätter, verschmähen aber auch Insekten nicht. Sie kommen nur selten auf den Boden herab. Ihre Stimme ist laut und mißtönend. Ihre Eier, meist nur 2 in jedem Gelege, sind weiß, bei Crax und Ortalis rauh und glanzlos, bei Penelope glatt. Den Jungen sollen die Schwungfedern sehr bald nach dem Ausschlüpfen wachsen. Sie werden in der Gefangenschaft sehr zahm, doch gelang es bisher nicht, sie im Käfig zur Fortpflanzung zu bringen.

Die Schakuhühner (Penelope *Merr.*) haben einen gestreckten Leib, schlanken und niedrigen, am Grunde mit einer breiten Wachshaut bekleideten Schnabel, niedrigen Fuß, verhältnismäßig langen, stark gerundeten Schwanz, einen nackten Ring um das Auge, fast nackte, d. h. nur sparsam mit kurzen Pinsel- oder langen Haarfedern besetzte Kehle und auf dem Kopfe wohl eine Federholle oder -haube, niemals aber einen haubenartigen Kamm oder eine Fleisch- oder Knochengeschwulst. Die Farbe des Gefieders ist auf der Oberseite düster metallischgrün, braun usw.; auf der Unterseite, zumal auf der Brust, sind viele Federn hell gesäumt. Die nackte Kehle trägt einen in der Mitte herabhängenden Lappen. Kleinere Arten, denen das letztgenannte Merkmal fehlt, hat man in der besondern Gattung der Guans (Ortalis *Merr.*) vereinigt.

Die Schakupemba, Penelope superciliaris *Ill.*, kennzeichnet sich durch verhältnismäßig bedeutende Größe, mittellangen Schwanz, an der Spitze stark verschmälerte Handschwingen, weiches Gefieder, mittellange Kopfhaube, nackte Stirn, Kopfseiten und Kehle. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Nacken, Hals und Brust schieferschwarz, grau überlaufen, jede Feder weißlich gerändert, auf dem Rücken, Flügel und Schwanz erzgrün, weißgrau und rostrotgelb gesäumt, auf Bauch und Steiß rostgelbrot und braun quergewellt oder braun und rostgelbrot gesäumt; die Schwungfedern sind fein graugelb gerändert; ein weißlichbrauner Streifen verläuft über dem Auge. Die Iris ist braun, die das Auge umgebende nackte Haut schwarz, die gleichfalls nackte Kehle dunkel fleischrot, der Schnabel horngraubraun, der Fuß gräulich-fleischbraun. Die Länge beträgt 62, die Flügellänge 26, die Schwanzlänge 27 cm. Das Weibchen unterscheidet sich durch minder deutliche Brauenstreifen und verwaschene Federsäume, der junge Vogel durch graubräunliche Färbung, rostrotgelben Augenstreifen und feinere Wellenzeichnung auf dem Brust-, Steiß- und Schenkelgefieder.

Hochstämmige Waldungen sind der Aufenthalt der Schakuhühner. Die einzelnen Arten leben gewöhnlich neben-, zuweilen aber auch untereinander, diese an der Küste, andere in bergigen Gegenden, einige auch in Hochgebirgen bis zu 2000 m über dem Meere. Die Schakupemba bewohnt Waldungen der Ostküste von Brasilien. Alle größeren Arten halten sich einzeln, die kleineren gewöhnlich in starken Flügen zusammen, die bis zu hundert und mehr Stück anwachsen können. Solchen Gesellschaften pflegt dann ein Männchen vorzustehen, dem der ganze Flug Gehorsam leistet: A. v. Humboldt sah am Magdalenenflusse einen Schwarm, der wenigstens 60—80 Stück zählen mochte, auf einem einzigen dürren Baume sitzen. Gewöhnlich verstecken sich die Schakuhühner in den dichten Baumkronen, achten vorsichtig auf alles, was um sie her vorgeht, und lassen sich deshalb nicht immer ohne Umstände beobachten oder jagen. Der Prinz von Wied und Burmeister stimmen darin überein, daß sie in der Regel nicht sehr hoch in die Bäume gehen, sich vielmehr besonders in dem dunkeln Gebüsche des Unterholzes aufhalten. Hier bewegen sie sich recht geschickt, während ihr Flug nur höchst mittelmäßig und ihr Lauf auf der Erde ebensowenig ausgezeichnet ist. Von einer weit verbreiteten Art (Penelope obscura *Ill.*) berichtet v. Hoffsten, sie suche, wenn sie aufgescheucht würde, der Gefahr nicht durch Fliegen zu entgehen, sondern indem sie entlang der Äste liefe oder von Zweig zu Zweig spränge.

Dem eigenartigen Bau der Luftröhre entspricht eine sonderbare Stimme. Die Schakuhühner verkünden, eher als andere Vögel, durch ihr Geschrei den kommenden Tag, lassen sich aber auch später oft genug vernehmen. Das Geschrei klingt unangenehm; es kann mit Silben nicht gut ausgedrückt werden. Die Stimme der Schakupemba ist kurz und rauh und soll bei manchen anderen Arten an das Geschrei des Esels, bei wieder anderen an das des Truthahns erinnern. Gefangne schreien zuweilen ohne Unterbrechung 5 Minuten lang in widerwärtiger, gleichmäßiger Weise, da sie immer nur die zwei verschiedenen Laute hervorstoßen, die man ebensowohl durch „Guan" wie durch „Schaku" übertragen kann.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Baumfrüchten und Beeren sowie auch, nach Stolzmann, aus Baumblättern. Der Prinz von Wied fand in dem Magen der von ihm getöteten Tiere stets auch Überreste von Insekten.

Über die Fortpflanzung liegen mehrere Angaben vor; Ausführliches aber wissen wir noch nicht, doch scheinen die Hähne monogam zu sein. Alle Schakuhühner errichten ihre Nester im Gezweige der Bäume. Das Nest besteht aus dürren oder belaubten Zweigen und ist ziemlich locker gebaut.

Jung aus dem Neste genommene Schakuhühner werden bald zahm und lassen sich ohne sonderliche Mühe an eine bestimmte Örtlichkeit gewöhnen. Wo sie erzogen worden sind, gehen sie ab und zu wie Haushühner, finden sich auch oft nach längerer Zeit wieder ein, fehlen deshalb den Ansiedelungen der Indianer selten und gehören überall zu deren beliebtesten Hausvögeln, weil sie die wenigste Mühe verursachen. Nur in einer Hinsicht lassen sie sich nicht gern bevormunden. Es hält schwer, sie daran zu gewöhnen, ihre Nachtruhe in einem Stall oder überhaupt in einem verschließbaren Raum zu nehmen, weil sie lieber auf den Hausdächern oder benachbarten Bäumen nächtigen. Gibt man sich mit gefangen gehaltenen Schakuhühnern ab, so kann man sie, wie Sonnini berichtet und ich selbst erfahren habe, förmlich zu Schoßtieren machen. Ungeachtet dieser liebenswürdigen Eigenschaften, dürften sie sich doch kaum zur Einbürgerung eignen, weil sie in der Gefangenschaft nur in seltenen Ausnahmefällen Eier legen, sich deshalb auch, soviel mir bekannt ist, im Käfig noch nirgends fortgepflanzt haben. Hierzu kommt, daß sie sich ebensowenig wie die Hokkos mit unserem Klima befreunden können.

Das Wildbret vieler Schakuhühner soll vorzüglich sein; einzelne Arten wurden daher in gewissen Gegenden gänzlich ausgerottet, andere wenigstens sehr vermindert. So berichtet Stolzmann, daß die einzige die Küstengegenden Perus bewohnende Art (Penelope albipennis *Tacz.*) noch in der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein gemeiner Vogel gewesen, vierzig Jahre später aber nur noch in etwa fünfzig Pärchen vorhanden und sehr scheu und vorsichtig gewesen sei. Fortgesetzte Verfolgung macht die Gesellschaften eben sehr scheu. Schomburgk erzählt, daß die in Guayana lebenden Arten äußerst vorsichtig sind und eigentlich nur beim Fressen beschlichen werden können. Gelingt es dem indianischen Jäger, einem Trupp nahezukommen, so richtet er gewöhnlich arge Verheerungen unter ihnen an; denn er kann 3—4 Stück mit dem Blasrohre herabschießen, bevor es die übrigen bemerken und die Flucht ergreifen. Der von dem geräuschlosen Pfeilchen getroffene Vogel fällt vom Baume, ohne daß die übrigen ihr Geschäft anders unterbrechen, als daß sie dem verschwindenden Gefährten mit langgestreckten Hälsen nachsehen und sich scheu nach der Ursache umschauen. Derselbe Forscher berichtet übrigens noch, daß das Wildbret der alten Schakuhühner nur dann genießbar sei, wenn sie mit dem Urarigifte geschossen worden sind, weil dieses das zähe Fleisch vollkommen zart und mürbe machen soll.

Der Mexikanische Guan, Ortalis vetula *Wagl.*, kommt bis in die Vereinigten Staaten von Nordamerika vor, nämlich von Colombia durch Mittelamerika bis nach Mexiko und in das südliche Texas. Die Grundfarbe der Oberseite und Vorderbrust ist Grau mit einem Stich ins Schmutziggrünliche, Scheitel und Nacken sind dunkelgrau, Unterbrust und Bauch weiß, an den Weichen, Schenkeln und Schwanzunterdeckfedern mit einem Stich ins Rostrote; der Schwanz ist glänzend schwarz, mit weitläufig stehenden, hell rostroten Flecken. Die Gesamtlänge ist 51 cm, vom Flügel 20 cm, Schwanz 23,5 cm, Lauf 6,5 cm.

Maccall sah diesen Vogel häufig am untern Rio Grande in Mexiko. Er sitzt den größten Teil des Tages in Gesellschaft ruhig in den am dichtesten belaubten Stellen der Bäume. Die Mexikaner nennen ihn „Tschakalakka", was sein Geschrei sehr gut nachmacht, soweit es dessen Klang betrifft, denn die Kraft, mit der es ausgestoßen wird, kann keine menschliche Stimme nachahmen. Der Nachdruck liegt auf den beiden letzten Silben. In der Regel schreien die Vögel früh und abends, und sobald einer anfängt, fallen sofort die anderen von allen Ecken und Enden ein, bis die ganze Gesellschaft, offenbar erschöpft, nach und nach

stiller wird. Die meiste Ähnlichkeit hat die Stimme mit der des Perlhuhns, und hiernach kann man sich eine Vorstellung von dem Konzert machen, das eine ganze große Gesellschaft dieser Hühner aufführt. Nach der Brütezeit locken die alten Hähne die jungen jährigen Vögel mit einem eigentümlichen Ruf, der große Ähnlichkeit mit dem Schrei des Jaguars hat, zur Nachtruhe zusammen, und die Jungen antworten ihnen. Das Nest steht in dem dichten, verworrenen Gezweig hoher Hecken oder Umzäunungen. Das Gelege besteht meist aus 3 schmutzigweißen, rauhgekörnelten Eiern, die etwas kleiner als Haushuhneier von Durchschnittsgröße und länglich gestreckt sind.

Der Rostflügel-Guan, Ortalis garrula *Humb.*, von Colombia und Venezuela (Taf. „Hühnervögel 1", 3 bei S. 15), hat wie die vorige Art eine weiße Unterseite; aber der Kopf ist rotbraun, der Hals und die übrige Oberseite olivenbraun. Die Handschwingen sind kastanienbraun, die Schwanzfedern tragen mit Ausnahme des mittlern Paares weiße Spitzen.

Beim Gefleckten Guan, Ortalis guttata *Spix*, der das nordwestliche Südamerika bewohnt, ist die Oberseite des Kopfes dunkelgrau, die Federn des Vorderhalses haben weiße Spitzen, die äußeren Schwanzfedern sind rotbraun. Die Unterseite ist bräunlichweiß.

Die Eingeborenen Perus versicherten Stolzmann, mehrere Weibchen der bei ihnen heimischen Art Ortalis guttata *Spix* bauten ein gemeinsames Nest, das tief auf der Erde stehe. Das Gelege bilden 2—3, auch wohl 4—6 große, weiße Eier. Ob das Weibchen allein brütet oder vom Männchen unterstützt wird, scheint noch nicht festgestellt zu sein; die Beobachter, unter ihnen namentlich Bajon, berichten nur, daß die Jungen von der Mutter geführt und eine Zeitlang im Neste geatzt werden, sobald sie der Eierschale ledig sind, auf den Zweigen des Unterholzes umherklettern, nach und nach zum Boden hinabsteigen und hier der Alten folgen, wie Küchlein der Henne. Später führt sie jene in den Morgenstunden auf Waldblößen, wo junges Gras wächst; sobald aber die Sonne kräftiger scheint, kehrt alt und jung zum Walde zurück. Einzelne Arten sollen erst nach 10—12 Tagen vom Neste niedersteigen. Mit dem Flüggewerden verlassen die Jungen ihre Mutter, und diese brütet sodann vielleicht noch einmal.

Die eben erwähnte peruanische Art ist übrigens kein eigentlicher Waldvogel, findet sich wenigstens nie im Innern, sondern höchstens am Rande der Wälder, an Flußufern und in niedrigen Dickichten, und zwar in kleinen Gesellschaften von drei bis vier Paaren. Im allgemeinen ist sie nicht scheu, nur in stark bevölkerten Gegenden, wo sie viel verfolgt wird. Oft kamen die Vögel, besonders bei anhaltendem Regenwetter, unter die Veranda von Stolzmanns Wohnung am Walde, wo der Boden trocken war.

Bei den Hokkos (Crax *Linn.*) ist der Schnabel hoch, auf dem Firste stark gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, ausnahmsweise auch auf dem Firste schneidenartig ausgezogen, am Grunde regelmäßig mit einer Wachshaut überkleidet und durch Höcker verziert, die während der Paarungszeit noch bedeutend aufschwellen, bei einer Art aber sich zu einem harten, sehr großen, birnförmigen Knollen umgestalten und bei einer zweiten Art durch ein mehr auf der Kopfmitte stehendes Horn vertreten werden, der Fuß kräftig, mäßig hoch und ziemlich langzehig, der Flügel kurz, in ihm die siebente und achte Schwinge die längsten, der Schwanz ziemlich lang, etwas abgerundet, das Gefieder auf dem Scheitel und Hinterkopfe meist zu einer kammförmigen Haube verlängert, die aus schmalen, steifen, sanft rückwärts,

an ihrer Spitze aber wieder vorwärts gekrümmten Federn besteht, auf der Wange, dem Oberhalse und in der Steißgegend weich, fast dunig, auf dem Unterhalse und Rumpfe hart und derb, der Zügel mit kleinen Pinselfedern besetzt, die Augengegend nackt.

Der Glattschnabelhokko, Crax alector *Linn.* (Abb., S. 27), trägt einen gelben Fleischhöcker auf der Wurzel des Schnabels und ist bis auf den weißen Bauch, den Steiß



Gefleckter Guan, Ortalis guttata *Spix.* 1/4 natürlicher Größe.

und den Endsaum der Schwanzfedern glänzend blauschwarz. Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaß wachsgelb, im übrigen hornfarben, der Fuß fleischrot. Die Länge beträgt ungefähr 95, die Flügellänge 42, die Schwanzlänge 32 cm. Das Weibchen soll nur am Kopfe, Halse, auf der Brust und auf dem Rücken schwarz, auf dem Bauche rostrot, auf Flügel und Unterschenkel rostrotgelb gewellt sein.

Beim Knopfschnabelhokko, Crax globicera *Linn.* (Taf. „Hühnervögel I", 4 bei S. 15), trägt die Schnabelbasis des Männchens einen gelben, rundlichen Höcker. Das

Gefieder ist schwarz, nur der Bauch weiß. Das Weibchen ist braun mit vielen schwarzen Wellenstreifen, am Kopfe schwarz und weiß gefleckt. Die Art lebt in Mexiko, Honduras und Guatemala.

Alle Arten bewohnen Süd- und Mittelamerika, einschließlich des Südens von Mexiko; der Glattschnabelhokko im besondern verbreitet sich über das Innere Brasiliens, von Guayana bis Paraguay, und wird dort in allen Wäldern gefunden. Aus den mir bekannten Berichten der Naturforscher, die an Ort und Stelle beobachteten, und den Erfahrungen, die wir an gefangenen Vögeln sammeln konnten, scheint hervorzugehen, daß seine Lebensweise der anderer Arten entspricht; es dürfte daher angemessen sein, ein allgemeines Lebensbild zu zeichnen.

Die Hokkos sind in ihrem Aufenthalt an Gegenden mit Bäumen gebunden und verlassen den Wald höchstens auf kurze Zeit. Man trifft sie zwar oft auch auf dem Boden an und beobachtet, daß sie hier, falls der Grund eben ist, mit großer Schnelligkeit einherrennen; in der Regel aber sieht man sie im Gezweige der Bäume, während der Brutzeit paarweise, außerdem zu drei, vier und mehr Stück beisammen. Im Gezweige bewegen sie sich langsam, obschon verhältnismäßig geschickt; der Flug hingegen ist niedrig, geschieht in wagerechter Richtung und hat keine lange Dauer. Sämtliche Arten fallen auf durch ihre Stimme, die immer etwas Eigentümliches hat, aber je nach der Art sehr verschieden ist. Einige brummen, andere pfeifen, andere knurren, andere schreien ein „Hu hu hu hu" aus tiefer Brust hervor, andere lassen Laute erschallen, die durch die Silben „racka racka" wiedergegeben werden mögen. Ihre Stimme vernimmt man am häufigsten während der Paarungszeit und besonders in den frühen Morgenstunden, bald nachdem sie aus dem Schlafe erwacht und aus dem Innern der Waldungen nach den Lichtungen an den Stromufern hervorgekommen sind.

Die Nahrung der frei lebenden Hokkos besteht vorzugsweise, vielleicht ausschließlich, in Früchten. Azara sagt zwar, daß sie sich von den gleichen Stoffen ernähren, die die Hühner fressen, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß sie schon Maiskörner nicht verdauen, sondern sie mit ihrem Kote wieder ausscheiden, und alle übrigen Beobachter, mit Ausnahme von Martius, stimmen darin überein, daß Früchte ihr natürliches Futter sind.

Über die Fortpflanzung wissen wir leider bis jetzt noch sehr wenig, so viel aber doch, daß die Hokkos nicht auf dem Boden, sondern auf Bäumen brüten. „Sie bauen ihre flachen Nester", sagt v. Martius, „aus Reisig in die Winkel der Äste, nicht eben hoch über dem Boden, und das Weibchen legt nach unserem eignen Befunde und der Versicherung der Indianer stets nur 2 weiße Eier, die größer und stärker als unsere Hühnereier sind." Schomburgk und Bates stimmen hiermit überein. Die Hokkos legen nach Rey 2, oft 3 weiße Eier mit sehr rauher Schale, die bei Crax alector 90 mm lang und etwa 65 mm breit sind.

Da das Wildbret der Hokkos an Zartheit dem Taubenfleisch, an Wohlgeschmack dem des Truthahns ähnelt, wird ihre Jagd in Südamerika eifrig betrieben, besonders zur Zeit der Paarung, während der unsere Vögel sich durch ihre weitschallende Stimme verraten. Im tiefen Walde, fern von den Wohnungen, sollen sie kaum Scheu vor den Menschen zeigen. In der Nähe menschlicher Wohnungen hingegen sind die Hokkos sehr scheu und furchtsam; jedes Geräusch ängstigt sie, und die Erscheinung eines Menschen veranlaßt sie zu eiliger Flucht. Außer dem Fleische der erlegten Vögel benutzen die Indianer ihre starken

Schwingen oder die Schwanzfedern zur Herstellung von Fächern, sammeln auch solche Federn, die sie im Walde finden. Hier und da werden auch die kleinern Federn zu allerlei Schmuck verwendet.

Die gefangenen Hokkos, die man fast in allen Niederlassungen der Indianer findet, werden, laut v. Martius, aus den im Walde ausgenommenen, von Hühnern bebrüteten



Glattschnabelhokko, Crax alector *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

Eiern gezogen; denn die Fortpflanzung gefangener Hokkos soll nur unter besonders günstigen Verhältnissen gelingen. Die Indianer teilten Schomburgk mit, daß sich die Hokkos niemals in der Gefangenschaft fortpflanzen.

Über die leichte Zähmbarkeit dieser Vögel sind alle Naturbeobachter und ebenso alle Tierzüchter einig. Schon Azara erzählt, daß die Hokkos in den Niederlassungen nicht bloß wie Haushühner leben, sondern förmlich zu Stubentieren werden. Sonnini sah in Guayana

Scharen gezähmter Hokkos in den Straßen umherlaufen und sich ohne Furcht vor den Menschen frei bewegen.

Zur Zucht in Europa eignen sie sich, soviel wir bis jetzt erfuhren, kaum. Schon die Haltung ist schwierig. Alle gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter und machen in dieser Hinsicht wenig Ansprüche; aber sie verlangen im Winter einen warmen Stall, weil sie sonst mindestens die Zehen erfrieren oder zugrunde gehen, zeigen sich auch keineswegs so verträglich, wie man behauptet hat, sondern streiten heftig mit anderen ihrer Art oder mit Hühnern, dürfen also kaum unter gewöhnlichem Hausgeflügel gehalten werden.

*

Die dritte Familie ist die der **Eigentlichen Hühner (Gallidae)**, deren Angehörige man auch als Unterordnung der Hühnerfüßer (Alectoropodes) den beiden ersten Familien, die dann als Peristeropodes zusammengefaßt werden, gegenüberstellt. Die Hinterzehe ist bei den Gallidae im Gegensatz zu den „Peristeropoden" höher eingelenkt als die Vorderzehen, und ihr hinterstes Glied viel kürzer als das der dritten Zehe. — Da die Einteilung in Unterfamilien ziemlich willkürlich ist, begnügen wir uns, die eigentlichen Hühner in zwei Abteilungen, als Fasanvögel und Waldhühner, vorzuführen.

*

Die Fasanvögel (Phasianinae) haben einen gestreckten Körper, mittellangen, seitlich zusammengedrückten Schnabel mit nach der Spitze zu gewölbtem First, unter Federn versteckte Nasenlöcher; die Flügel sind mittellang, stark abgerundet, die Armschwingen bisweilen im männlichen Geschlecht verlängert, die Schwanzfedern, besonders bei den Hähnen, mehr oder weniger verlängert, die Läufe von mäßiger Länge, teilweise oder ganz nackt, bei den Männchen fast stets mit Sporen bewehrt; die Zehen nackt, stets ohne seitliche Hornfransen. Häufig sind nackte Stellen am Halse und am Kopfe.

Die Männchen unterscheiden sich in vielen Punkten, namentlich durch größere Pracht, von den Weibchen und leben meist in Vielweiberei. Die Hennen nisten in der Regel auf dem Boden und legen zahlreiche, zum Teil einfarbige, zum Teil bunte Eier.

Es sind über 250 Arten bekannt, von denen etwa 80 die Neue Welt bewohnen; auf Neuseeland und in Ozeanien kommen aber keine vor. Der Schwerpunkt ihrer Verbreitung liegt in Zentralasien.

Eine wohlumgrenzte, etwa 70 Arten enthaltende, auf Amerika beschränkte Gruppe ist die der „Baumhühner". Sie sind klein oder mittelgroß, zierlich gebaut. Der Schnabel ist kurz, sehr hoch, seitlich zusammengedrückt, an der Schneide des Unterkiefers oft gezahnt, der Fuß hochläufig, langzehig und unbespornt, der Flügel mittellang, aber sehr zugerundet, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang oder kurz, außen abgerundet. Um das Auge herum ist bei vielen Arten die Haut nackt. Das Gefieder ist reich, bei den meisten Arten nicht besonders lebhaft, bei vielen aber doch sehr schön gefärbt und immer entsprechend gezeichnet. Alle sind bewegliche Geschöpfe, laufen rasch und gewandt, fliegen leicht, wenn auch nicht ausdauernd, benehmen sich im Gezweige der Bäume mit Geschick, sehen und hören scharf, bekunden verständige Beurteilung wechselnder Verhältnisse, lassen sich deshalb auch ohne besondere Schwierigkeit zähmen. Ihre Anmut und Zierlichkeit wirbt ihnen in jedem, der sie kennen lernt, einen Freund; ihre Fruchtbarkeit und Unschädlichkeit hat

weitgehende Hoffnungen erweckt. Man versucht diejenigen, welche den Norden Amerikas bewohnen, bei uns und anderswo heimisch zu machen, und hat bereits nennenswerte Erfolge erzielt; andere Arten gereichen einstweilen mindestens unseren Tiergärten zur Zierde. Die Baumhühner erfüllen alle Anforderungen, die man an derartige Vögel zu stellen berechtigt ist: sie sind anspruchslos wie wenig andere Arten ihrer Familie und belohnen jede auf sie verwandte Mühe reichlich.

Die Virginische Baumwachtel, auch wohl Colinhuhn genannt, Colinus virginianus *Linn.*, Vertreter einer gleichnamigen Gattung (Colinus *Less.*, Ortyx), ist dadurch von besonderem Interesse, daß sie in Europa eingeführt worden ist. Sie kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: der Schnabel ist kurz, kräftig, stark gewölbt, sein Oberteil hakig übergebogen, die Schneide seines Unterteils vor der Spitze zwei- oder dreimal eingekerbt, der Fuß mittelhoch, vorn mit zwei Längsreihen glatter Horntafeln, seitlich und hinten mit kleinen Schuppen bedeckt, der Flügel gewölbt, mäßig lang, in ihm die vierte Schwungfeder die längste, der zwölffederige Schwanz kurz abgerundet. Alle Federn der Oberseite sind rötlichbraun, schwarz gefleckt, getüpfelt, gebändert und gelb gesäumt, die der Unterseite weißlichgelb, rotbraun längsgestreift und schwarz in die Quere gewellt; ein weißes Band, das auf der Stirn beginnt und über das Auge weg nach dem Hinterhalse läuft, die weiße Kehle, eine über dem lichten Bande sich dahinziehende schwarze Stirnbinde und eine solche, die, vor dem Auge entspringend, die Kehle einschließt, sowie endlich die aus Schwarz, Weiß und Braun bestehende Tüpfelung der Halsseiten bilden vereinigt einen zierlichen Kopfschmuck; auf den Oberflügeldeckfedern herrscht Rotbraun vor; die dunkelbraunen Schwungfedern der Hand sind an der Außenfahne lichter gesäumt; die des Armes unregelmäßig brandgelb gebändert, die Steuerfedern graublau, mit Ausnahme der mittleren, graugelblichen, schwarz gesprenkelten. Die Iris ist nuß-, der Schnabel dunkelbraun, der Fuß blaugrau. Das Weibchen unterscheidet sich durch blässere Färbung und undeutlichere Zeichnung des Gefieders, hauptsächlich aber durch das Gelb der Stirn, der Brauen, der Halsseiten und der Kehle. Das Geschlecht der Jungen, die sonst dem Weibchen ähneln, läßt sich an der mehr oder minder deutlichen Zeichnung bereits erkennen. Die Länge beträgt 25, die Breite 35, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 7 cm.

Kanada bildet die nördliche, das Felsengebirge die westliche, der Meerbusen von Mexiko die südliche Grenze des Verbreitungskreises der Baumwachtel. In Utah, auf Jamaika und St.-Croix sowie in England hat man sie eingebürgert, in Westindien mit vollständigem, anderswo mit teilweisem Erfolge. Ihren Stand wählt sie in ähnlicher Weise wie unser Rebhuhn. Sie bevorzugt das Feld, verlangt aber Buschdickichte, Hecken und dergleichen Schutzorte, scheint auch gelegentlich die Tiefe des Waldes aufzusuchen. Im Süden der Vereinigten Staaten ist sie ein Standvogel; im Norden tritt sie im Winter Streifzüge an, die zu förmlichen Wanderungen werden können.

Die Schilderungen der amerikanischen Forscher lassen erkennen, daß die Baumwachtel in ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unserem Rebhuhn ähnelt. Der Lauf ist ebenso behende, der Flug wohl noch etwas rascher, die übrigen Begabungen stehen ungefähr auf der gleichen Höhe, die Stimme aber hat mehr Klang und Abwechselung als die des Rebhuhns. Sie besteht aus zwei Lauten, die zuweilen noch durch einen Vorschlag eingeleitet, in der Regel oft nacheinander wiederholt werden und wie „bobweit" klingen. Diese Laute können leicht nachgeahmt werden und haben im Englischen der Baumwachtel den volkstümlichen

Namen „Bob White“ (Robert Weiß) verschafft. Der Ausdruck der Zärtlichkeit ist ein sanft zwitschernder Laut, der Angstruf ein ängstliches Pfeifen.

Mit Beginn des Frühlings trennen sich die Schwärme oder Völker, die während des Winters zusammen gelebt hatten. Jeder Hahn erwirbt sich, oft erst nach langem Kampfe, eine einzige Henne und wählt ein passendes Wohngebiet. Gegen Abend sieht man in der Heimat des Vogels auf allen Umzäunungen, gewöhnlich auf den höchsten Spitzen der Zaunpfähle, Baumwachteln sitzen, die, von hier aus laut rufend, andere Hähne herbeilocken, mit diesen kämpfen und nach beendigtem Streite wieder auf ihre hohen Sitze zurückkehren. Wenig später, jedoch selten vor Anfang Mai, schreitet die Henne zum Nestbau. Sie zeigt sich hierin sorgsamer als unser Rebhuhn; denn nicht bloß der Standort des Nestes wird stets mit Vorsicht gewählt, sondern dieses auch mit einer gewissen Kunstfertigkeit im Boden hergerichtet und ziemlich ordentlich mit Gräsern, Halmen und Blättern ausgekleidet. Gewöhnlich sucht sie sich einen dichten Grasbusch und scharrt in dessen Mitte eine Grube in Gestalt einer halben Hohlkugel aus, die so tief zu sein pflegt, daß sie den sitzenden Vogel fast vollständig aufnimmt. Wenn das umstehende Gras emporwächst, umhüllt und verdeckt es das Nest in erwünschter Weise und wölbt sich zugleich an der Seite, die zum Aus- und Einschlüpfen benutzt wird, zu einem torartigen Ausgange. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa 30 und deren Querdurchmesser 24 mm beträgt, sind birnförmig, dünnschalig, einfarbig weiß und erhalten nur während der Bebrütung gelbliche Wolken, die aber keine Pigmentierung sind. Ihre Anzahl schwankt zwischen 20 und 24; man hat jedoch auch schon 32, die indessen möglicherweise von zwei Hennen stammten, in einem Nest gefunden. Beide Eltern brüten, und das Männchen übernimmt noch außerdem das Amt eines treuen Wächters. Nach 23 Tagen schlüpfen die niedlichen, auf rostbraunem Grunde licht fahlbräunlich längsgestreiften, unten, mit Ausnahme der gelben Kehle, fahlgrauen Jungen aus, und nunmehr teilen sich beide Eltern in deren Leitung und Pflege; wenigstens habe ich an gefangenen beobachtet, daß sich der Hahn vom ersten Tage ihres Daseins an mit ebensoviel Liebe ihrer annimmt wie die Henne. Schon in der dritten Woche ihres Lebens vermögen die jungen Baumwachteln sich flatternd zu erheben, und sogleich vermindern sich die Gefahren, die sie bedrohen; denn jetzt stiebt beim Erscheinen eines Feindes das ganze Volk auseinander, und jedes einzelne Küchlein rennt und flattert weiter, einem sichern Zufluchtsorte zu, während die Eltern nach wie vor ihre Verstellungskünste treiben. Später bäumt die plötzlich erschreckte Familie regelmäßig auf, sofern Bäume in der Nähe stehen.

Während des Sommers nährt sich die Baumwachtel von Insekten und allerlei Pflanzenstoffen, namentlich auch von Getreidekörnern; im Herbste bilden letztere die hauptsächlichste Speise. Solange die Fluren grün sind, lebt alt und jung herrlich und in Freuden; wenn aber der Winter eintritt, leidet auch dieses Huhn oft bittere Not, so daß es sich zum Wandern nach südlicheren Gegenden entschließen muß. Auf solchen Reisen kommen viele um. An den Ufern der großen Ströme siedeln sich schon im Oktober Tausende von Baumwachteln an, alle Gebüsche belebend und tagtäglich von einem Ufer zum andern schweifend, wobei gar manche in den Wellen ihren Tod findet. Später verlassen sie die bei ihnen sehr beliebten Uferbüsche und kommen auf die befahrenen Straßen, um hier den Mist der Pferde zu durchsuchen, und endlich, wenn tiefer Schnee ihnen draußen überall den Tisch verdeckt, erscheinen sie, getrieben vom Hunger, in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen, ja selbst inmitten der Gehöfte, mischen sich unter die Haushühner, vertrauen sich gleichsam deren Führung an und nehmen die Brosamen auf, die von dem Tische ihrer glücklicheren Verwandten fallen.

Die Baumwachtel eignet sich ebensosehr zur Zähmung wie zur Einbürgerung in solchen Gegenden, die ihre Lebensbedingungen erfüllen. Die Amerikaner versichern, daß man zuweilen Baumwachteleier in den Nestern der außerhalb des Gehöftes brütenden Haushühner finde; daß solche Eier auch wohl gezeitigt und die jungen Baumwachteln mit den eignen Küchlein der Pflegemutter großgezogen werden. In unseren Tiergärten brüten Baumwachteln am sichersten, wenn man sich möglichst wenig um sie kümmert. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit ist der Vermehrung überaus günstig. Wollte man bei uns zulande denselben Versuch wagen, den die Engländer bereits ausgeführt haben, so würden 50—100 Paare genügen, um zunächst eine Fasanerie und von dieser aus eine der Vermehrung günstige Gegend mit dem vielversprechenden Wilde zu bevölkern.

Die Jagd der zierlichen Hühner, deren Wildbret für vortrefflich gilt, wird von den Amerikanern gern betrieben, obgleich sie nicht so leicht ist wie die auf unser Rebhuhn. Die Baumwachtel läßt sich nicht vom Hunde stellen, sondern sucht sich, wenn sie Gefahr sieht, laufend zu retten, und steht erst im äußersten Notfalle einzeln, gewöhnlich dicht vor den Füßen des Jägers auf. Noch schwieriger wird die Jagd, wenn ein Volk glücklich den Wald erreicht hat, weil hier alle, die aufstehen, zu bäumen und auf den starken Ästen platt sich niederzudrücken pflegen, sich somit auch einem scharfen Auge entziehen. Dagegen folgen sie der Locke. In Amerika wendet man Netz und Schlinge viel lieber an als das Feuergewehr.

Eine zweite Gattung der Baumhühner umfaßt die Haubenwachteln (Lophortyx *Bp.*, Callipepla). Ihr Leib ist gedrungen, der Schnabel kurz und kräftig, auf dem Firste scharf gebogen, der Fuß mittelhoch, seitlich ein wenig zusammengedrückt, der Flügel kurz, gewölbt und gerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwungfeder über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz ziemlich kurz und merklich abgestuft, das Gefieder voll, aber fest anliegend und glänzend. In der Mitte des Scheitels erheben sich 2—10, in der Regel 4—6, Federn, die an ihrer Wurzel sehr verschmälert, an der Spitze aber verbreitert, sichelartig nach vorn übergebogen und, wie zu erwarten, beim Männchen mehr entwickelt sind als beim Weibchen.

Die bekannteste Art ist die Schopfwachtel, Lophortyx californicus *Shaw et Nodd.* (Abb., S. 32 u. Taf. „Hühnervögel II“, 1 bei S. 34). Die Stirn ist strohgelb, jede Feder dunkel geschaftet, diese Farbe durch ein Stirnband, das, sich verlängernd, einen Brauenstreifen bildet, begrenzt, der Oberscheitel dunkel-, der Hinterscheitel umberbraun, der Nacken, der von verlängerten, aufrichtbaren Federn bekleidet wird, blaugrau, jede Feder schwarz gesäumt und geschaftet, mit zwei weißlichen Flecken an der Spitze, der Rücken olivenbraun, die Kehle schwarz, ein Kehlband weiß, die Oberbrust blaugrau, die Unterbrust gelb, jede Feder lichter an der Spitze und schwarz gesäumt, der mittlere Teil des Bauches braunrot und jede Feder dunkel gesäumt, so daß eine schwarze Muschelzeichnung entsteht, das Gefieder der Seiten braun, breit weiß, das Unterschwanzdeckgefieder lichtgelb, dunkel geschaftet; die Schwungfedern sind braungrau, die des Armes dabei gelblich gesäumt, die Steuerfedern rein grau. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel bleigrau. Das Kleid des Weibchens ist einfacher gefärbt, die Stirn schmutzig weißbraun gestrichelt, der Scheitel braungrau, die Kehle gelblich, dunkler gestrichelt, die Brust schmutzig grau, die übrige Unterseite und die Zeichnung der Federn blässer, schmutziger und minder deutlich ausgesprochen. Die Länge beträgt 24, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 9 cm.

Das Gefieder der verwandten Helmwachtel, Lophortyx gambeli *Nutt.*, zeigt eine ähnliche Farbenverteilung; das schwarze Gesichtsfeld ist aber größer, der Hinterkopf lebhaft rotbraun, die Unterseite gelb, ohne Muschelzeichnung, der Bauch schwarz und das Seitengefieder, anstatt auf olivenfarbenem, auf prächtig rotbraunem Grunde lichtgelb in die Länge gestreift, wie überhaupt alle Farben lebhafter und glänzender sind. In der Lebensweise stimmt sie laut Kennerly mit der Schopfwachtel völlig überein.

Über die Lebensweise der Schopfwachtel berichtet Gambel wie folgt. Der prächtige Vogel ist in ganz Kalifornien außerordentlich häufig und vereinigt sich im Winter zu



Schopfwachtel, Lophortyx californicus *Shaw et Nodd.* 3/5 natürlicher Größe.

zahlreichen Schwärmen, die zuweilen tausend und mehr Stück zählen, vorausgesetzt, daß die Waldungen geeignet sind, so vielen Deckung zu gewähren. Ebenso häufig wie im Walde findet man sie auf den buschigen Ebenen und Gehängen des Hügellandes: die Gegenden müssen nur wohl bewässert und nicht ganz baumlos sein. Das Nest wird auf dem Boden angelegt, gewöhnlich am Fuße eines Baumes oder unter dem Gezweige eines Busches. Es besteht aus einer flachen, in den Boden gescharrten, mit einigen Blättern ausgelegten Vertiefung, doch fand Xantus die Eier wiederholt ohne alle weiteren Vorrichtungen einfach auf der nackten Erde. Das Gelege pflegt zuweilen sehr reich zu sein, unter Umständen sogar bis 24 Eier zu enthalten. Möglicherweise haben dann aber zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt, da 15 Eier die gewöhnliche Anzahl des Satzes zu sein scheint. Diese Eier, deren

Längsdurchmesser ungefähr 32 und deren Querdurchmesser etwa 24 mm beträgt, sind in der Farbe, Größe und Dichtigkeit der Flecke sehr verschieden, in der Regel auf gelblichem oder grauweißem Grunde mit dunkelbraunen und braungelben Flecken gezeichnet. Nach Holzner führen beide Eltern die Jungen zusammen, und die Henne nimmt, wenn der Gesellschaft Gefahr droht, eins von ihnen (vermutlich das schwächste) zwischen die Beine und eilt in kurzen, mit beiden Füßen zugleich ausgeführten Sprüngen einem Verstecke zu.

Freyberg, der die Schopfwachtel in ihrem Vaterlande beobachtete, sagt, daß sie Standvogel sei oder doch wenigstens nur unbedeutend streiche; sie nährt sich nach diesem Gewährsmann von Gras, Sämereien, Zwiebeln, Lauch, Knollengewächsen und ähnlichen Pflanzen, Beeren aller Art sowie von Insekten, zieht jeder andern Örtlichkeit junge Haue oder überhaupt dichtes Gestrüpp vor, die sie selten und niemals über 40—50 Schritt weit verläßt, verirrt sich also kaum über den Schatten des Waldes hinaus ins Freie. Vor dem Hunde hält sie ziemlich lange aus, fliegt beim Aufstehen unfehlbar dem nächsten alten Baume zu; im Winter gräbt sie sich lange Gänge unter dem Schnee.

Die Helmwachtel kommt nach Clark aus freiem Antriebe in Mexiko auch in die Städte, deren Einwohner sie unbehelligt lassen. Sie ist nicht ganz so scheu und wachsam wie die Schopfwachtel, vereitelt aber Verfolgungen genau so, indem sie mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit davonläuft und sich verbirgt. Ihr Flug ist nach Coues außerordentlich stürmisch und findet in gerader Richtung statt. Wird sie plötzlich aufgescheucht, so fliegt sie gewöhnlich den Bäumen zu und drückt sich hier auf wagerechten Ästen wie ein Eichhorn nieder; dann erschwert die Ähnlichkeit ihres Gefieders mit der Baumrinde ihre Auffindung sehr.

Die Helmwachtel brütet 14 Tage später als die Schopfwachtel. Man findet sie Ende April gepaart und die ersten Jungen Anfang Juni, brütende Vögel aber im ganzen Juni und Juli sowie in der ersten Hälfte des August. Sie haben zwei- bis dreimal im Jahre Junge, von denen die der letzten Brut schon im Oktober fast so groß wie die Alten sind.

Solange die junge Brut der Vorsorge der Eltern bedarf, hält sie sich nach Coues in einem eng geschlossenen Volke zusammen, und wenn dieses bedroht wird, rennt jedes einzelne so schnell davon und drückt sich an einem passenden Orte so nieder, daß es sehr schwer hält, sie zum Aufstehen zu bringen. Gelingt es, so fliegt die Gesellschaft in geschlossenem Schwarme auf, fällt aber gewöhnlich bald wieder ein, in der Regel auf die niederen Zweige von Bäumen oder Büschen, oft aber auch auf den Boden. Später im Jahre, wenn die Jungen ihre volle Größe erreicht haben, bäumen sie seltener, sind vorsichtiger und lassen sich dann schwer nahekommen. Die erste Andeutung, daß man sich einem Volke genähert hat, gibt ein einziger Laut, der zwei- oder dreimal nacheinander rasch wiederholt wird; ihm folgt ein Rascheln in den dürren Blättern, und die ganze Gesellschaft eilt so schnell wie möglich davon; noch einen Schritt weiter, und alle erheben sich mit einem schnurrenden Geräusche und zerteilen sich nach den verschiedensten Richtungen hin.

Mit Ausnahme zusammenhängender Nadelwälder ohne Unterholz bevölkern diese Hühner jede Örtlichkeit, scheinen jedoch dichtes Gestrüpp und namentlich Uferweidicht zu bevorzugen. Man trifft sie aber fast ebenso häufig an den zerrissenen Gehängen zwischen dem Gestrüpp, ja selbst in den Gebüschen der dürren Ebene, und es läßt sich eigentlich kaum sagen, daß sie irgendeiner bestimmten Gegend den Vorzug geben.

Wie ihre Verwandte nährt sich auch die Helmwachtel vorzugsweise von Sämereien und Früchten, obschon Insekten einen nicht geringen Teil ihrer Äsung ausmachen. Sämereien aller denkbaren Grasarten, Beeren der verschiedensten Art, besonders die eines

Nachtschattens, Trauben und dergleichen, Heuschrecken, Käfer, Fliegen und andere Insekten, alles findet man in ihren Kröpfen, und ohne Zweifel werden sie Weizen, Roggen und andres Getreide auch nicht verschmähen. In den ersten Frühlingsmonaten fressen sie gern die Weidenknospen, wovon ihr Fleisch einen bitteren Beigeschmack bekommt.

Man vernimmt drei verschiedene Laute von der Helmwachtel. Der gewöhnliche Ruf, der bei jeder Gelegenheit ausgestoßen wird, ebensowohl um das Volk zusammenzuhalten wie zu warnen, ist ein einfaches, wohllautendes, zuweilen unzähligemal wiederholtes „Tsching tsching“, der zweite Laut, den man während der Paarungszeit, wenn das Männchen um die Gunst des Weibchens wirbt, hört, ist hell und kräftig und tönt wie „kilink“; der dritte Laut, der, wie es scheint, nur vom Männchen und auch bloß dann, wenn das Weibchen brütet oder seine Küchlein führt, namentlich bei Sonnenauf- und Sonnenuntergang, hervorgebracht wird, ist ein klangloses Geschrei und kann unmusikalischer nicht wohl gedacht werden.

Die zierliche Kopfhaube, die so wesentlich zum Schmucke dieser Art beiträgt, entwickelt sich schon in frühester Zeit; denn man bemerkt sie bereits bei Küchlein, die nur wenige Tage alt sind. Bei ihnen besteht sie freilich nur aus einem kleinen, kurzen Busch von drei oder vier eher braunen als schwarzen gerade aufgerichteten Federn. Erst wenn der Vogel vollkommen flügge ist, richtet sie sich vorwärts. Die Anzahl der Federn, aus der sie besteht, schwankt erheblich. Zuweilen wird sie von einer einzigen und dann wiederum von acht bis zehn Federn gebildet. Unmittelbar nach der Fortpflanzung tritt die Mauser ein; sie geht sehr langsam und allmählich vor sich. Auch die Helmfedern werden nur nach und nach gewechselt, so daß man kaum einen Vogel ohne diesen prächtigen Kopfschmuck findet.

Im Jahre 1852 wurden sechs Paar Schopfwachteln von Herrn Deschamps in Frankreich eingeführt. Schon im folgenden Jahre erzielte man von ihnen Nachkommenschaft, und später versuchte man wiederholt, den zierlichen Vogel in Frankreich einzubürgern, ohne jedoch durchgreifende Erfolge zu erzielen. Auch in Deutschland hat man Ähnliches unternommen und Ähnliches erfahren. Die Mitteilungen der verschiedenen Züchter, die mir geworden sind, lauten jedoch nur teilweise ungünstig, und so hege ich die Meinung, daß es gelingen dürfte, den äußerst zierlichen Vogel bei uns heimisch zu machen. Aber hierzu ist vor allem erforderlich, daß die Versuche von sachkundigen Leuten, am rechten Orte und mit genügendem Nachdruck unternommen werden. Im allgemeinen dürfte man nur in solchen Gegenden auf Erfolg rechnen können, in denen Fasanen ohne wesentliches Zutun des Menschen gedeihen. Möglichst gemischte Waldungen mit mehr oder weniger undurchdringlichen, aus dornigem Gestrüpp, Weidicht, hohen Gräsern und rankenden Pflanzen bestehenden Dickichten sind es, die man ins Auge zu fassen hat; aus allen übrigen entweichen die glücklich gezüchteten Schopfwachteln, sobald sie können. Wie A. Philippi berichtet, ist etwa seit Anfang der 1870er Jahre die Schopfwachtel in Chile, und zwar in der weitern Umgegend von Valparaiso heimisch geworden; auch in Neuseeland ist sie mit dem besten Erfolge eingeführt.

Im Käfig legen die Hennen gewöhnlich außerordentlich viele, oft 50—70 Eier, dann aber meist nicht auf eine bestimmte Stelle in ein Nest, sondern an den verschiedensten Stellen. Diese Eier kann man nun zwar durch kleine Zwerghennen ausbrüten lassen, erlebt aber selten Freude an solcher Zucht. Mutterbruten sind allen übrigen vorzuziehen, gewähren dem Pfleger auch das meiste Vergnügen. Beschränkt man die Freiheit der zur Brut bestimmten Paare möglichst wenig, so pflegt das Weibchen, das zu brüten beabsichtigt, sich ein Nest herzurichten, in das es seine 12—16 Eier legt und dann sofort brütet. Der Hahn löst die



1. Schopfwachtel, Lophortyx californicus *Shaw et Nodd.*
$^{1}/_{6}$ nat. Gr., s. S. 31. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.



2. Gewöhnlicher Pfau, Pavo cristatus *Linn.*, Rückansicht.
S. 46. — L. Medland, F. Z. S.-Finchley, N., phot.



3. Balzender Truthahn.
S. 35. — The Scholastic Photographic Co.-London phot.



4. Wildes Truthuhn, Meleagris gallopavo *Linn.*
1/8 nat. Gr., s. S. 35. — New York Zoological Society phot.

Henne gewöhnlich nicht ab, hält sich jedoch beständig in ihrer Nähe auf und warnt sie bei Annäherung eines Menschen oder Tieres, worauf sie sich schnell erhebt, die Eier mit etwas dürrem Laube überdeckt und verstohlen davonschleicht. Geht sie während der Brutzeit ein, so übernimmt oft der Hahn ihre Pflichten und brütet weiter. Nach 23 Tagen entschlüpfen die Jungen, werden in den ersten Tagen ihres Lebens von der Mutter viel gehudert, zum Füttern angeleitet, sorgfältig überwacht und bei jeder Gefahr ängstlich gewarnt. Wird letztere drohender, so geben sich beide Eltern scheinbar dem Feinde preis und versuchen ihn abzulenken, während sich die Küchlein blitzschnell verstecken und so vortrefflich verbergen, daß auch das schärfste Auge sie nicht wahrzunehmen vermag. Mit dem neunten Tage ihres Lebens sind die Jungen imstande zu bäumen, und von nun an verbringen sie die Nacht stets in der sichern Höhe auf einem dicken Aste, dicht an oder unter ihre Eltern geschmiegt. Nach Verlauf eines Monats sind sie bereits selbständig geworden. Bis gegen den Herbst hin halten sich die Ketten eng zusammen, nehmen Futter unten am Boden wie im Gezweige der Bäume, suchen in den Kronen der letzteren bei Gefahr Zuflucht und bergen sich hier mit großem Geschick. Alles geht gut bis zum Eintritt des Winters, bis zum ersten Schneefall. Der aber wirkt auf Alte und Junge oft geradezu betäubend oder zum mindesten verwirrend, sprengt die Ketten auseinander und zerstreut die einzelnen Wachteln in alle Gegenden der Windrose.

Dies sind, in wenige Sätze zusammengedrängt, die Erfahrungen, die im Laufe der Jahre gesammelt wurden. Für unbedingtes Gelingen der Einbürgerung sprechen sie nicht, sind aber auch keineswegs so ungünstig, daß sie von ferneren Versuchen zurückschrecken sollten. K. Ruß hält es für verkehrt, die Vögel ohne weiteres auszusetzen; nach ihm sollten die Einbürgerungsversuche damit beginnen, die Vögel in entsprechenden Käfigen und an der Örtlichkeit oder doch in der Nähe, wo sie sich später aufhalten sollen, erst einzugewöhnen und zu züchten.

Die Truthühner (Meleagris *Linn.*), die eine neuweltliche Gattung der Fasanvögel bilden, sind große, schlank gebaute, hochbeinige, kurzflügelige und kurzschwänzige Hühnervögel. Der Schnabel ist kurz, stark, oben gewölbt und gebogen, der Fuß ziemlich hoch und langzehig, der Flügel sehr gerundet, in ihm die dritte Schwungfeder die längste, der aus 18 breiten, aufrichtbaren Federn gebildete Schwanz ein wenig abgerundet, das Gefieder reichlich, aber derb, jede einzelne Feder groß und breit, die Färbung eine sehr glänzende. Kopf und Oberhals sind unbefiedert und mit Warzen bewachsen; von der Oberschnabellade hängt eine zapfenförmige, ausdehnbare Fleischklunker, von der Gurgel eine schlaffe Haut herab. Als besondere Eigentümlichkeit muß noch hervorgehoben werden, daß sich einzelne Federn der Vorderbrust in borstenartige Gebilde umwandeln, die das übrige Gefieder an Länge weit überragen. Die Gattung verbreitet sich über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Zentralamerika, Mexiko, Guatemala, Yukatan und Britisch-Honduras.

Das Gefieder des Truthuhns oder des Puters, Meleagris gallopavo *Linn.* (Taf. „Hühnervögel II", 3 u. 4), ist auf der Oberseite bräunlichgelb, prachtvoll metallisch schimmernd, jede Feder breit samtschwarz gesäumt, auf dem Unterrücken und den Schwanzdeckfedern tief nußbraun, grün und schwarz gebändert, auf der Brust gelblichbraun, seitlich dunkler, auf Bauch und Schenkel bräunlichgrau, in der Steißgegend schwärzlich, die Säumung der Federn minder deutlich; die Schwungfedern sind schwarzbraun, die der Hand

gräulichweiß, die des Armes bräunlichweiß gebändert, die Steuerfedern auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt, gebändert und fein gesprenkelt, die nackten Kopf- und Halsteile hell himmelblau, unterhalb des Auges ultramarinblau, die Warzen lackrot. Die Iris ist gelblichbraun, der Schnabel weißlich hornfarben, der Fuß blaß violett oder lackrot. Die Länge beträgt 100—110, die Breite etwa 150, die Flügellänge 46, die Schwanzlänge 40 cm. Das Gefieder des Weibchens ist minder schön und lebhaft, dem des Hahnes jedoch ähnlich. Die Länge beträgt 85, die Breite 122, die Flügellänge 40, die Schwanzlänge 28 cm.

Über das Freileben des Truthuhns liegen viele Berichte vor, keiner von ihnen aber übertrifft die Schilderung, die wir Audubon verdanken. Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois und Indiana, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigestags Truthühner in namhafter Anzahl. In Georgia und Carolina sind sie minder häufig, in Virginien und Pennsylvanien schon selten, in den dichtbevölkerten Staaten bereits ausgerottet. Schon 1785 bemerkt Thomas Pennant, die wilden Puter seien in den bevölkerteren Gegenden von Nordamerika außerordentlich selten geworden und fänden sich nur in den entlegensten und unbesuchtesten Gebieten massenhaft. Sie leben zeitweilig in großen Gesellschaften und treten unregelmäßige Wanderungen an, indem sie weidend die Waldungen durchstreifen, bei Tage auf dem Boden fortlaufend und nachts auf hohen Bäumen rastend. Gegen den Oktober hin reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich dazu in Gesellschaften von 10—100 Stück und suchen ihre Nahrung für sich allein; die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und verfolgen abgesondert den gleichen Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, solange nicht ein Feind störend dazwischentritt oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthuhngesellschaft an ein Flußufer, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilt hier manchmal tagelang, gleichsam beratend, ehe sie sich entschließt, überzusetzen. Ein einziges „Gluck" des Leithahns gibt das Zeichen, und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer überzusetzen, selbst wenn der Fluß einen Kilometer breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs auf das Wasser hinab und müssen dann versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen. Sie schließen dabei den Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen so weit aus, wie sie können, erreichen auch gewöhnlich das feste Land. Hier aber laufen sie anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigne Vorsicht oft so sehr, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn die Truthühner in eine nahrungsreiche Gegend kommen, pflegen sie sich in kleinere Gesellschaften zu zerteilen, und nunmehr mischt sich alt und jung untereinander. Dies geschieht gewöhnlich Mitte November. Später kann es vorkommen, daß sie sich, abgemattet von der Wanderung, Bauernhäusern nähern, den Hühnern anschließen und mit ihnen in Hof und Stall eintreten.

Um Mitte Februar regt sich der Fortpflanzungstrieb. Die Weibchen trennen sich von den Männchen, und von nun an schlafen die Geschlechter gesondert, jedoch in nicht weiten Entfernungen voneinander. Stößt eins der Weibchen seinen Lockruf aus, so antworten alle Hähne, die ihn hören, mit schnell aufeinanderfolgenden rollenden Tönen. Erschallt der Lockruf vom Boden herauf, so fliegen alle sofort hernieder, schlagen in dem Augenblicke des Auffallens, gleichviel, ob ein Weibchen in Sicht ist oder nicht, ein Rad, werfen den Kopf auf die Schulter zurück, schleifen mit den Flügeln und geben die sonderbaren Stellungen, Laute und Geräusche zum besten, die wir bei den gezähmten Nachkommen zu sehen gewohnt

sind. Dabei geschieht es nicht selten, daß zwei Hähne miteinander in Streit geraten und so heftig kämpfen, daß einer unter den Schlägen des andern sein Leben aushauchen muß. Hat der Hahn eine Henne entdeckt und sich ihr genähert, so ahmt sie, wenn sie älter als ein Jahr ist, seine Stellungen in der Regel nach, naht dann aber ihrerseits, legt sich auf den Boden und fordert ihn so zur Begattung auf. Jüngeren Hennen nähert sich der verliebte Hahn mit großer Schnelligkeit, erhebt sich zuweilen vom Boden, fliegt um sie herum, rennt nach dem Auffußen mit aller Macht auf sie zu, macht sie durch ein Knurren zutraulich und erringt sich schließlich auch ihre Willfährigkeit. Die Hennen folgen dem bevorzugten Hahne, bis sie zu legen beginnen; nunmehr vereinzeln sie sich und verstecken sich vor dem Hahne. Dieser zeigt sich lässig und faul, sobald er seinem Fortpflanzungstriebe genügt hat, unterläßt Kämpfe mit anderen seiner Art, kollert weniger und kümmert sich kaum noch um die Hennen, die nun ihrerseits alle Mittel in Bewegung setzen, die erstorbene Glut seiner Gefühle wieder anzufachen. Schließlich trennen sich die Hähne vollständig von den Hennen.

Sobald im Frühjahr das Land trocken ist, sucht sich die Henne um Mitte April einen geeigneten, möglichst versteckten Nistplatz aus. Laut Dodge soll sie diesen auch vor dem Hahne verbergen, weil er die Jungen zu töten pflege. Das Nest besteht aus einer seichten, liederlich mit Federn ausgekleideten Vertiefung; das Gelege zählt 10—15, zuweilen auch 20, auf dunkel schmutzigrahmgelbem Grunde rot gesprenkelte und punktierte Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trocknen Blättern zu, so daß es sehr schwer ist, ohne Hilfe eines Hundes überhaupt ein Nest aufzufinden, wenn man nicht gerade die brütende Mutter davon aufscheucht. Gewahrt diese, während sie brütet, einen Feind, so drückt sie sich nieder und rührt sich nicht, bis sie merkt, daß sie entdeckt wurde.

Audubon war einst Zeuge von dem Ausschlüpfen einer Brut junger Truthühner, deren er sich bemächtigen wollte. Wenige Schritte von dem Neste entfernt lag er beobachtend auf dem Boden. Die Alte erhob sich zu halber Höhe ihrer Füße, schaute ängstlich auf die Eier, gluckste besorgt, entfernte vorsichtig jede Schalenhälfte und liebkoste mit ihrem Schnabel die Küchlein, die taumelnd versuchten, das Nest zu verlassen. Er sah sie alle aus der Schale kriechen und wenige Minuten später schwankend, rollend und rennend sich vorwärts bewegen. Ehe die Alte das Nest verließ, schüttelte sie sich heftig, ordnete die Federn, nahm eine ganz andere Haltung an, erhob sich, streckte ihren Hals lang aus und sandte ihre Blicke sichernd nach allen Seiten hin, breitete ihre Flügel ein wenig, gluckste zärtlich und bemühte sich, die Küchlein zusammenzuhalten.

Schon mit dem 14. Tage ihres Lebens sind die Jungen, die bisher auf dem Boden bleiben mußten, fähig, sich zu erheben, und von jetzt an fliegt die Familie gegen Abend stets zu einem niedrigen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf Blößen oder Wiesen den Reichtum an verschiedenen Beeren auszunutzen und den wohltätigen Einfluß der Sonne zu genießen. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie fähig, sich vor einem Angriffe vierfüßiger Tiere zu schützen; ja, der junge Hahn fühlt bereits seine männliche Kraft und übt sich in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung.

Es geschieht nicht selten, daß wilde Truthähne sich gezähmten zugesellen, mit den

Hähnen streiten und um die Liebe der Hennen werben. Von letzteren werden sie mit Freuden empfangen, aber auch von deren Eigentümern gern gesehen, weil die Küchlein, die solchen Besuchen ihr Dasein verdanken, sich sehr zu ihrem Vorteile vor den entarteten Haustruthühnern auszeichnen. Oft legt man auch die im Walde gefundenen Eier zahmen Truthühnern unter und erzielt hierdurch Junge, die zwar noch etwas von den Sitten der wild lebenden beibehalten, aber sich doch bald an die Gefangenschaft gewöhnen und unter Umständen sehr zahm werden. Audubon besaß einen Hahn, der ihm wie ein Hund nachfolgte und sich im wesentlichen ganz wie ein zahmer betrug, aber niemals mit den anderen in den Stall ging, sondern zum Schlafen stets den First des Hauses wählte. Als er älter wurde, flog er tagtäglich in den Wald hinaus, kehrte jedoch mit Sonnenuntergang zurück.

Obgleich das Truthuhn Pekannüsse und die Frucht der Winterrebe bevorzugt und sich da, wo diese Früchte häufig sind, stets in Menge findet, frißt es doch auch Gras und Kräuter der verschiedensten Art, Getreide, Beeren, Früchte und ebenso Insekten, kleine Heuschrecken, kleine Eidechsen, junge Frösche und dergleichen.

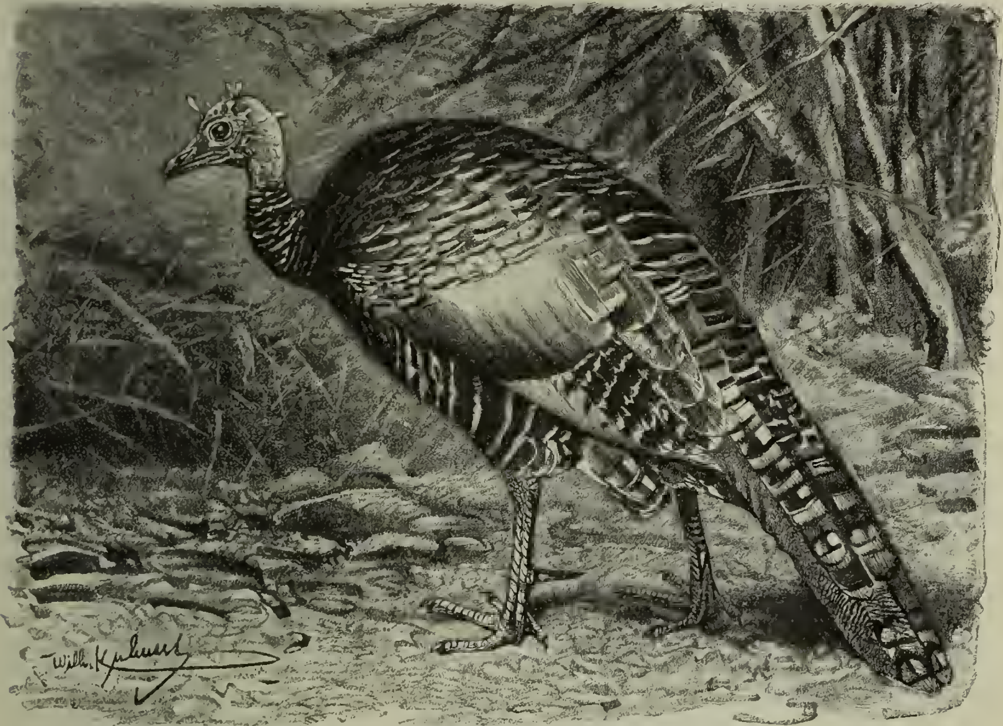
Unter den zahllosen Feinden, die den Truthühnern nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Luchs, die Schnee-Eule und der Uhu.

Jagd und Fang des Truthuhns werden überall in Amerika mit Leidenschaft, nicht immer aber auch mit Schonung betrieben. Man erlegt den Hahn besonders gern während der Balz, die er zuweilen auf den Bäumen abhält, und beschleicht ihn dann ganz in der Weise wie wir unsern Auerhahn, oder gebraucht Hunde zum Aufstöbern, stellt sich auf den erkundeten Schlafplätzen oder in der Nähe Nahrung versprechender Plätze an usw. In der Fortpflanzungszeit lockt man die Hähne mit einem aus einem Flügelknochen des Truthuhns verfertigten Pfeifchen, auf dem man den Ruf der Henne nachahmt. Die Jagd erfordert einen ausgelernten Jäger; denn die Scheu dieses Wildes verleidet Sonntagsschützen das Handwerk von vornherein. Viel leichter ist der Fang, dessen Ergebnis sehr bezeichnend für die Dummheit dieser Vögel ist. In den Waldungen schichtet man Stämme von 2—3 m Länge wie die Balken eines Blockhauses auf, bedeckt das Gebäude oben mit Reisig und sticht einen grabenförmigen Zulauf aus, groß genug, einen starken Hahn durchzulassen, unter einer Seitenwand durch bis in die Mitte der Falle, deckt ihn aber an der innern Seite ein Stück weit wieder zu. Das Innere der Falle sowie der Zulauf wird mit Mais geködert. Vorübergehende Truthühner finden die erwünschte Speise, folgen ihr, sehen im Innern der Falle reichliche Nahrung und kriechen durch den vertieften Zulauf hinein; eins folgt dem andern, und so vereinigt sich zuweilen das ganze Volk in dem geräumigen Innern und frißt die hier verstreuten Körner auf. Anstatt nun aber wieder von der Mitte des Raumes durch den Zulauf hinauszukriechen, laufen die albernen Vögel stets an den Wänden entlang, stecken überall zwischen den Balken die Köpfe durch und mühen sich vergeblich ab, hier ins Freie zu gelangen. Keiner von ihnen findet den Ausweg, und der Fänger holt sich am nächsten Morgen die ganze Gesellschaft heraus.

Das Truthuhn wurde sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Gegenwärtig ist es als Hausvogel überall verbreitet. Am häufigsten wohl findet man es in Spanien und namentlich in den Gehöften, die fern von den Dörfern inmitten des dürren Campo stehen. Hier sah ich Herden von mehreren hundert Stück unter der Obhut besonderer Hirten, die sie morgens zur Weide trieben, am Tage zusammenhielten und abends wieder nach Hause brachten. Bei uns zulande werden Truthühner immer noch recht selten gehalten, obgleich ihre Zucht sich, wenn sie ins Große getrieben wird, wohl verlohnt. Manche

Hofbesitzer achten sie hoch; die meisten Menschen aber mögen sie ihres polternden, jähzornigen und zanksüchtigen Wesens halber nicht leiden. Ihre Dummheit ist erschreckend; Ungewohntes bringt sie gänzlich außer Fassung. Lächerlich ist es, wie sie vor einem kleinen Turmfalken die Flucht ergreifen, als säße ihnen der böse Feind im Nacken. Aber sie haben auch ihre sehr guten Seiten, und namentlich die unter allen Umständen sich gleichbleibende Mütterlichkeit der Henne ist des vollsten Lobes wert.

In neuerer Zeit ist Trutwild auch in Deutschland (in Pommern, Ostpreußen, Hannover usw.) und in Österreich ausgesetzt worden, und zwar im allgemeinen mit gutem



Pfauentruthuhn, Agriocharis ocellata *Cuv.* 1/5 natürlicher Größe.

Erfolge. Nach Köppert geschah das 1891 auch in dem „Die Leina" genannten Forst bei Altenburg. Oberförster Wagner sah hier mehrere Hähne zusammen auf einer Buche balzen, während die Hennen, auf benachbarten Bäumen sitzend, zuhörten und zusahen. Man darf behaupten, daß die Einbürgerung dieses wertvollen Wildes überall gelingen wird, wo die natürlichen Vorbedingungen für sein Gedeihen gegeben sind.

In Mittelamerika wird das Truthuhn durch das etwas kleinere, prachtvolle Pfauentruthuhn, Agriocharis ocellata *Cuv.* (Meleagris) vertreten. Sein glänzendes Gefieder ist auf dem Halse, dem Mantel und der Unterseite grün, durch eine schwarze Randlinie und einen goldgrünen Saum gezeichnet, auf Rücken und Bürzel blau, smaragdgrün schillernd, und breiter goldgrün gesäumt, der Saum kupferfarben schimmernd, das Oberschwanzdeckgefieder durch prachtvolle, doppelte, grünblaue Augenflecke geziert, das Oberflügeldeckgefieder smaragdgrün, schmal samtschwarz gesäumt, die Reihe der größten Flügeldecken golden

kupferrot, ihr verdeckter Teil smaragdgrün, grau und weiß gezeichnet; die Schwungfedern sind außen weiß gerandet, innen durch schmale, schiefe, weiße Bänder in die Quere gezeichnet, die Schwanzfedern rötlich braungrau, fein schwarz gemarmelt und am Ende gelb gesäumt, davor ebenfalls mit Augenflecken geschmückt. Die Iris ist rotbraun, der nackte, warzige Kopf veilchenfarben, der nackte Oberhals, auf dessen Kropfteile fünf bis sechs größere Warzen stehen, bläulich, der Schnabel gelb, der Fuß karminrot. Das Weibchen ist ähnlich, aber minder schön gefärbt und gezeichnet.

Meleagers Schwestern, untröstlich über den Tod ihres Bruders, wurden in Vögel verwandelt, deren Gefieder wie mit Tränentropfen besprengt erscheint. So berichtet die Sage und belehrt uns dadurch, daß die Alten die Vögel, die wir Perlhühner nennen, bereits gekannt haben. Verschiedene Schriftsteller des Altertums schildern sie so genau, daß wir wenigstens annähernd die beiden Arten, die sie kannten, bestimmen können. Nebenbei erfahren wir, daß Perlhühner in Griechenland sehr häufig gehalten wurden, so daß arme Leute sie als Opfer darbringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen sie wenig beachtet worden oder gar aus Europa verschwunden zu sein; denn erst im 14. Jahrhundert verlautet wieder etwas über sie. Bald nach Entdeckung Amerikas nahmen die Schiffer die gewöhnlichste Art mit nach der Neuen Welt hinüber, und hier fand sie ein ihr in so hohem Grade zusagendes Klima, daß sie bald verwilderte.

Die Perlhühner mit der Hauptgattung Numida *Linn.* und einigen Nebengattungen bilden eine 23 Arten umfassende, ursprünglich auf Afrika, einschließlich Madagaskar, beschränkte Gruppe der Hühnervögel. Sie kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurze Flügel, mittellangen Schwanz, sehr verlängerte Oberschwanzdeckfedern, überhaupt reiches Gefieder, mittelhohe, gewöhnlich sporenlose, kurzzehige Füße, kräftigen Schnabel, mehr oder weniger nackten, mit Federbusch, Holle, Krause, Helm und Hautlappen verzierten Kopf und Oberhals und sehr übereinstimmende Färbung und Zeichnung, die aus einer lichten Perlfleckung auf dunkelm Grunde besteht und, wie die Kopfzierde, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.

Das Gemeine Perlhuhn, Numida meleagris *Linn.*, trägt ein mehr oder minder langes Horn auf der Scheitelmitte und zwei Haut- oder Fleischlappen hinten am Unterkiefer. Bei diesem Stammvater unsers Haustieres sind Oberbrust und Nacken ungefleckt lilafarben, Rücken und Bürzel auf grauem Grunde mit kleinen weißen, dunkler umrandeten Perlflecken besetzt, die auf den Oberflügeldeckfedern größer werden, teilweise auch zusammenfließen und sich auf der Außenfahne der Armschwingen in schmale Querbänder umwandeln, die unteren Teile auf grauschwarzem Grunde ziemlich gleichmäßig mit großen runden Perlflecken geziert, die Schwungfedern bräunlich, auf der Außenfahne weiß gebändert, auf der innern unregelmäßig gebändert und getupft, die dunkelgrauen Steuerfedern schön geperlt und nur die seitlichen teilweise gebändert, weil auch hier die Flecke zusammenfließen, die Lappen breit und ziemlich lang. Die Iris ist dunkelbraun, die Wangengegend bläulichweiß, der Kammlappen rot, der Helm hornfarben, der Schnabel rotgelblich hornfarben, die wachshautartige Wulst am Schnabelgrunde rot, der Fuß schmutzig schiefergrau, oberhalb der Einlenkung der Zehen fleischfarbig. Die Länge beträgt etwa 55, die Flügellänge 25, die Schwanzlänge 20 cm. In der Gefangenschaft gezüchtete und

von früher gezähmten herstammende Perlhühner unterscheiden sich hauptsächlich durch bedeutendere Größe. Entartungen sind häufig.

Das **Pucheranperlhuhn**, Guttera pucherani *Hartl.* (Numida), kennzeichnet sich durch den Kopfschmuck, der aus einem vollen Busche besteht; Kehllappen fehlen ihm;



Haubenperlhuhn, Guttera cristata *Wagl.*, und Gemeines Perlhuhn, Numida meleagris *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

die nackte Halshaut aber bildet unten so tiefe Falten, daß sie hier wie gelappt aussieht. Der Schnabel ist sehr kräftig, der Fuß mittelhoch, der Schwanz kurz und stark nach innen gekrümmt. Das Gefieder des „Khanga" der Bewohner Sansibars ist oben wie unten schön blauschwarz, viel dunkler als bei anderen Perlhühnern; die Perlzeichnung besteht aus sehr kleinen runden oder eiförmigen Flecken, die sich gleichmäßig über das ganze Gefieder verteilen, an der Außenfahne der Oberarmflügeldeckfedern aber zu Bändern verschmelzen; die Schwungfedern der Hand sind braungrau, fast ungefleckt, die des Vorderarms auf der Außenfahne breit weiß gesäumt, so daß hier ein deutlicher Spiegel entsteht, die Federn

des Kopfbusches matt samtschwarz, der Oberkopf und der nackte Vorderhals lackrot, der faltige Hinterhals dunkel grauviolett, die Iris des Auges dunkelbraun, der Schnabel horngelb, an der Wurzel bläulich, der Fuß dunkel aschgrau, fast schwarz. Die Länge beträgt etwa 50 cm.

Sehr ähnlich ist das Haubenperlhuhn, Guttera cristata *Wagl.* (Abb., S. 41); doch sind Kopf und Halsring bei ihm ungefleckt. Die dunkelbraunen Handschwingen tragen bläulichweiße Flecke; an den Armschwingen ist die Außenfahne schwarz, weiß gerandet, die Innenfahne dunkelbraun, beide mit bläulichweißen Längslinien geschmückt. Die nackte Haut an Kopf und Hals ist kobaltblau, Kinn und Kehle aber rot.

Als das edelste Mitglied der Gruppe sehe ich das ostafrikanische Geierperlhuhn, Acryllium vulturinum *Hardw.* (Numida), an. Der Leib ist gestreckt, der Hals lang und dünn, der kleine Kopf nackt, nur durch eine Krause geschmückt, die sich von einem Ohre zum andern über den Hinterkopf zieht und aus sehr kurzen samtartigen Federn besteht; die Halsfedern sind lanzettförmig, die Schwungfedern des Oberarms beträchtlich über die der Hand, die mittleren Steuerfedern über die seitlichen verlängert; der Schnabel ist kräftig, kurz, sehr stark gebogen und der Oberschnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, der Fuß hochläufig und mit einer Sporenwarze ausgerüstet.

Das Gefieder zeigt in seiner Weise dieselbe Pracht wie das Federkleid des schönsten Fasans. Die Krause ist dunkel rotbraun, der Hals ultramarinblau, schwarz und silberweiß in die Länge gestreift, da jede einzelne der schmalen und langen Federn auf schwarzem, fein grau getüpfeltem Felde einen 4 mm breiten weißen Mittelstreifen und breite ultramarinblaue Säume zeigt; auf den kurzen Mittelbrustfedern verliert sich diese Zeichnung, und es tritt dafür ein reines Samtschwarz, auf den Seitenbrustfedern aber ein prachtvolles Ultramarinblau auf; die Oberrückenfedern zeigen noch die lichten Mittelstreifen, nicht aber die blauen Säume; es kommt dafür eine höchst zierliche, aus schwarz- und weißgrauen Wellenlinien und Pünktchen bestehende Zeichnung zur Geltung; das übrige Gefieder ist auf dunkel- oder schwarzgrauem Grunde äußerst fein licht marmoriert und geperlt; jeder einzelne Perlfleck wird von einem schwarzen Hofe umschlossen; auf den Federn der Weichengegend und des Bauches nehmen die Perlflecke an Größe zu, auf denen, die sich über den rein blauen der Seitenbrust finden, wird jeder dunkle Hof noch von lilafarbenen Streifen umgeben, die sich wie Gitterwerk ausnehmen; auf der Außenfahne der Schulter- und Oberarmfedern fließen die Perlen in schmale weiße Streifen zusammen; die Außenfahnen der ersten vier oder fünf Oberarmfedern werden aber noch außerdem durch breite lilafarbene Säume, die vereint ein schmales Spiegelfeld bilden, geschmückt. Die Länge beträgt etwa 60, die Flügellänge 29, die Schwanzlänge 14 cm.

Alle Perlhuhnarten gehören ursprünglich Afrika an, doch scheint die Verbreitung der verschiedenen Arten sich auf gewisse Gegenden zu beschränken. Die bekannteste, das Gemeine Perlhuhn, ist in Westafrika heimisch. Das Geierperlhuhn bewohnt nur die Küstenländer Ostafrikas, und zwar, soviel bis jetzt bekannt, etwa die Bajunküste, die ungefähr durch die Städte Barawa und Lamu begrenzt wird; von der Decken sah, mündlichen Berichten zufolge, die größte Anzahl der prachtvollen Vögel zwischen dem 2. und 4. Grade südlicher Breite, und zwar vorzugsweise in Niederungen. Auch das Pucheranperlhuhn bewohnt Ostafrika. Das Haubenperlhuhn lebt in Westafrika von Sierra Leone bis zur Goldküste.



Geierperlhuhn.

Es scheint, daß sich die Lebensweise der verschiedenen Arten, von unwesentlichen Lebensäußerungen abgesehen, in hohem Grade ähnelt. Das Perlhuhn bedarf nach meinen Erfahrungen, die sich auf das in Nordostafrika lebende und dort sehr häufige Pinselperlhuhn, Numida ptilorhyncha *Lichtenst.*, beziehen, Gegenden, die von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Reichbebuschte Täler der Ebenen, Waldungen, in denen dichter Unterwuchs den Boden deckt, Steppen, in denen grasartige Pflanzen nicht allein zur Herrschaft gekommen sind, Hochebenen im Gebirge bis zu 3000 m Höhe und sanft abfallende, mit Felsblöcken übersäte, aber dennoch mit einer üppigen Pflanzendecke überzogene Gehänge genügen allen Anforderungen, die es an seinen Aufenthaltsort stellt. Neumann gibt aber an, daß verschiedene Arten doch nicht die gleichen Örtlichkeiten bevorzugen: das Geierperlhuhn liebt den Aufenthalt an den dürrsten Stellen der mit einzelnen Akazien bestandnen öden Flächen, das Haubenperlhuhn ist ein echter Waldvogel, während das Gemeine Perlhuhn für die Steppe und das Buschland eigentümlich ist. In den zackigen und zerrissenen Bergen der Inseln des Grünen Vorgebirges findet das Gemeine Perlhuhn, laut Bolle, ein seiner Natur so vollkommen zusagendes Gebiet, daß es hier massenhaft auftritt. Da die Inseln Westindiens ähnliche Örtlichkeiten besitzen, hat es sich hier bald der Herrschaft der Menschen zu entziehen gewußt und sich im Freien heimisch gemacht, wobei es aber, laut Christy, etwas kleiner und schwärzer als die Hausform geworden ist. Schon vor sieben Menschenaltern war es, wie Falconer berichtet, auf Jamaika häufig; gegenwärtig ist es dort so gemein, daß es unter Umständen zur Landplage wird. Auch auf Kuba findet man es an verschiedenen Orten, besonders im östlichen Teile der Insel, weil hier viele Kaffeepflanzungen von den Eigentümern in der Absicht verlassen wurden, neue Pflanzungen an besseren Orten anzulegen. Es blieben dort, wie Gundlach meint, zahme Perlhühner zurück, vermehrten sich und verwilderten vollständig, zufolge Bowditch' Angaben auch auf Portoriko. Wie Köppert berichtet, hatte man Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Leina bei Altenburg (s. S. 39), im Schönbacher Revier, auch Perlhühner ausgesetzt — natürlich ohne Erfolg, wie zu erwarten war.

Die Perlhühner sind Standvögel, wenn auch nicht im strengsten Sinne des Wortes. Ich erinnere mich, sie zu gewissen Zeiten in Waldungen und Steppengegenden gefunden zu haben, in denen man sie sonst nicht antrifft, und Kirk sagt mit Bestimmtheit, daß sie sich in Ostafrika, wenn die Regenzeit beginnt, nach dem Innern des Landes zurückziehen, hier verteilen und nun zur Fortpflanzung schreiten. Da, wo sie häufig sind, wird man ihrer bald gewahr. Sie verstehen es, sich bemerklich zu machen, und wäre es auch nur, daß sie in den Morgen- und Abendstunden ihre trompetenartige, schwer zu beschreibende, den meisten meiner Leser aber durch unser zahmes Perlhuhn wohlbekannt gewordene Stimme vernehmen lassen. Ich muß jedoch erwähnen, daß nur die behelmten Perlhühner, Numida meleagris, ptilorhyncha usw., in dieser Weise schreien, daß ich wenigstens weder vom Geier- noch vom Pucheranperlhuhn jemals einen ähnlichen Ton vernommen habe. Das Geierperlhuhn stößt, wenn es gerade schreilustig ist, einen sonderbaren Ruf aus, der aus drei Teilen besteht und am besten mit dem Quietschen eines in Bewegung gesetzten, aber schlecht geschmierten Schleifsteines oder kleinen Rades verglichen werden kann. Dieser Laut läßt sich durch die Silben „tie ti tiet" wiedergeben. Die erste Silbe wird ziemlich lang gezogen, die zweite kurz ausgestoßen, die dritte wiederum etwas verlängert. Alle drei folgen unmittelbar aufeinander und scheinen niemals verändert zu werden. Es hält deshalb auch nicht schwer, diese Stimme von der jeder andern Perlhuhnart zu unterscheiden. Das Pucheranperlhuhn

schreit wenig; von meinen gefangenen habe ich nur zuweilen ein leises, hochtönendes Gackern vernommen.

Perlhühner fliehen unter allen Umständen bei Annäherung eines Menschen. Sie sind weniger vorsichtig als scheu; eine Kuhherde scheucht sie weg, ein Hund bringt sie förmlich außer Fassung, ein Mensch wenigstens in größere Aufregung. Es ist daher nicht ganz leicht, ihr Treiben zu beobachten; man darf bei der Annäherung mindestens gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen lassen. Schleicht man an ein „Gesperre", dessen Ruf man vernahm, gedeckt hinan, so sieht man das Volk über die Blöße gehen oder sich zwischen den Felsblöcken dahinwinden oder Gebüsche durchschlüpfen. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden laufen die Vögel in langen Reihen hintereinander her, und was das eine beginnt, tun die übrigen nach. Einzelne Paare findet man höchst selten, Familien, die aus 15—20 Stück bestehen, schon öfter, gewöhnlich aber sehr zahlreiche Ketten, die unter Umständen aus sechs bis acht Familien zusammengesetzt sein können. Die Familien halten eng zusammen, und auch die Gesperre bleiben stets im innigsten Verbande.

Anders benehmen sich manche Perlhuhnarten, wenn sie ein Hund oder ein anderes vierfüßiges Raubtier verfolgt. Da sie es jetzt mit einem Feinde zu tun haben, dem sie laufend ebensowenig entrinnen können wie mit Hilfe ihrer bald ermattenden Flügel, so bäumen sie so rasch wie möglich und sind dann kaum wieder zum Abfliegen zu bringen. Zum Schlafen wählen alle Arten erhabene Stellen, die ihnen die größte Sicherheit versprechen, hohe Bäume an Flußufern, unzugängliche Grate und Felsspitzen. „Selbst während der Nacht", sagt v. Heuglin, „entgeht ihnen nichts Außergewöhnliches; ist es in der Umgebung ihres Rastplatzes nicht geheuer, so lärmen sie stundenlang."

Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Grase bewachsenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunkeln Vögel verschwinden zwischen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben sich aber scharf ab von den grün oder graugelb erscheinenden Grasflächen. Verkennen wird man sie nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker getragenen, wie gesträubt erscheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz sind für ihre Gestalt so bezeichnend, daß nur der Ungeübte sie mit irgendeinem andern Huhne verwechseln könnte. In der Schnelligkeit des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; ihr Flug aber ist von dem dieser Verwandten verschieden und ausgezeichnet durch die vielen fast schwirrenden Flügelschläge, auf die kurzes, schwebendes Dahingleiten folgt.

Die Nahrung wechselt je nach der Gegend und Örtlichkeit oder auch nach der Jahreszeit. Im Frühling, wenn die Regen fallen, werden Insekten wahrscheinlich das Hauptfutter bilden: denn ich fand den Kropf zuweilen vollständig mit Heuschrecken angefüllt; später fressen sie Beeren, Blätter, Knospen, Grasspitzen und endlich Körner aller Art. Auf Jamaika kommen sie in den kühleren Monaten des Jahres in zahlreichen Gesperren aus ihren Wäldern hervor, verteilen sich über die Felder und richten hier bedeutenden Schaden an. In kürzester Zeit wird, wie Gosse erzählt, ein tiefes Loch gescharrt, die Samenwurzel bloßgelegt und sofort aufgefressen oder wenigstens zerstört. Zur Pflanzzeit der Yams werden sie noch lästiger, weil sie jetzt die Saatwurzeln ausscharren.

Über die Fortpflanzung habe ich eigne Beobachtungen nicht angestellt, mindestens niemals ein Nest mit Eiern gefunden, Junge unter Führung ihrer Eltern aber oft gesehen. Gerade diese Beobachtungen, die ich an Familien sammelte, bestimmen mich anzunehmen, daß die männlichen Perlhühner nicht in Vielweiberei leben. Die Nester des Pinselperlhuhns

fand v. Heuglin während der Regenzeit meist unter Buschwerk und im Hochgrase. Sie bestehen in einer kleinen natürlichen oder künstlichen Vertiefung im Boden, um die etwas dürres Laub oder Steppengras liegt. Das Gelege zählt 5—8, zuweilen auch mehr, schmutzig gelblichweiße, ziemlich glänzende und ungemein hartschalige Eier. Die Brutdauer beträgt 25 Tage. „Hahn und Henne entfernen sich niemals von ihrer Brut und suchen durch Lärmen und hastiges Hin- und Herlaufen die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zu ziehen." Die Küchlein im Flaumkleide gleichen an Ansehen und Wesen jungen Fasanen, werden bald nach dem Ausschlüpfen von den Alten weggeführt, wachsen rasch heran und folgen bereits, wenn sie die halbe Größe der Eltern erreicht haben, diesen auf allen Streifereien, bäumen dann auch schon nachts regelmäßig mit ihnen. Vom ostafrikanischen Mitraperlhuhn, Numida mitrata *Pall.*, sagt Alexander, es paare sich beim Eintritt der Regenzeit im Januar, vereinige sich aber auch während dieser Zeit zu größeren Scharen, um zu fressen. Es verläßt sich dann mehr denn je auf seine Lauffraft und fliegt bei Gefahr nur selten, so daß man es, im Walde wenigstens, unmöglich hochzubringen vermag. Diese Art ist an beiden Ufern des Sambesi häufig in Völkern bis zu 50 Stück anzutreffen. Sehr gern hält sie sich auf den mitten im Strom gelegenen Inseln und größeren Sandbänken auf, weil hier im allgemeinen die Sicherheit größer ist. Gegen Sonnenuntergang lassen die Vögel das wohlbekannte Perlhuhngeschrei hören, bevor sie ihre üblichen Ruheplätze aufsuchen. Sie tun in der Nachbarschaft dem Getreide, besonders dem frisch geschnittenen, großen Schaden. Ein alter Hahn pflegt der Führer einer Gesellschaft zu sein, die zwischen dem Gestein und im Felswerk gedeckt und verborgen liegt und nur auf das Zeichen ihres Führers warten, um sich zum Wasser zu begeben. Er steht auf irgendeinem erhöhten Punkte, das behelmte Haupt hochgehoben, ein befiederter Krieger, scheinbar völlig bereit, mit einem jeden um jeden Zoll seiner Felsenheimat zu kämpfen. Aber hiermit ist es ihm keineswegs Ernst, er läßt vielmehr, wenn sich Schritte nahen, zunächst einen Warnruf, dann das Zeichen zum Rückzug hören in Tönen, die das Ohr beleidigen, und klingen wie das Quietschen eines ungeschmierten Schubkarrenrades. Jedes Mitglied der versteckten Gesellschaft wiederholt diese schöne Musik, während sich alle zugleich Hals über Kopf durcheinander aus dem Staube machen, bald von Fels zu Fels springend, bald eine Schlucht ungeschickten Flugs überquerend. Wenn auch bei diesem Rückzug keine Ordnung herrscht und jeder Vogel auf eigne Rechnung seinen Weg verfolgt, so ist es doch um so merkwürdiger, mit welcher Geschwindigkeit sich alle danach wieder zusammenfinden und an die alte Stelle zurückkehren, sobald die Gefahr verschwunden ist.

Perlhühner lassen sich leichter eingewöhnen als irgendein anderes Wildhuhn, werden aber nicht leicht und kaum jemals vollständig zahm, schreiten auch nur dann zur Fortpflanzung, wenn sie weiten Spielraum haben. Dagegen kann man gefangene bald so weit gewöhnen, daß sie in Haus und Hof umherlaufen. Sie sind aber zänkisch, liegen mit Haus- und Truthühnern beständig im Streite, werden so bösartig, daß sie erwachsene Hähne und selbst Kinder angreifen, sie streifen weit umher, verstecken ihr Nest soviel wie möglich, brüten nicht eifrig und können starke Kälte nicht vertragen. Das Geierperlhuhn unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteile von den übrigen Arten. Es trägt sich zierlicher, erscheint schlanker, weil es den Kopf erhebt, und nimmt selten die eckige Gestalt an, die gerade seine Familienverwandten kennzeichnet. Bemerkenswert ist seine große Gutmütigkeit und Sanftheit. Gerade das Geierperlhuhn würde unseren Hühnerhöfen zur größten Zierde gereichen; aber freilich scheint es, daß es der Züchtung in der Gefangenschaft noch größere Schwierigkeiten

in den Weg legen wird als das Gemeine Perlhuhn, dessen Eier man bei uns nur ausnahmsweise der rechten Mutter überläßt und gewöhnlich Trut- oder Haushennen unterlegt.

Die Perlhühner haben sehr viel Feinde. Alle Katzenarten Afrikas, vom Leoparden oder Geparden an bis zum Luchs herab, alle Schakale und Füchse stellen den Alten und Jungen, die Schleichkatzen namentlich den Eiern und Küchlein nach; alle größeren Raubvögel jagen eifrig auf dieses so leicht zu bewältigende Wild, und selbst die Kriechtiere erlangen es nicht selten: wir fanden im Magen einer 2,5 m langen Riesenschlange ein vollständig ausgewachsenes Perlhuhn. Der Mensch jagt sie überall mit einer gewissen Vorliebe, weil sie sich ohne besondere Mühe berücken lassen, obwohl sie, wenn sie Verfolgungen verspüren, bald sehr scheu werden. Dazu kommt nun noch, daß ihre reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß sie selbst des besten Gewehrs zu spotten scheinen. Ganz anders ist es, wenn man einen guten Hund mit zur Verfügung hat und diesen auf ihre Fährte setzt. Ihre Furcht vor dem Vierfüßer verblüfft sie so, daß sie den gefährlicheren Feind gänzlich verkennen, und nicht selten geschieht es, daß sie sich geradezu mit der Hand wegnehmen oder doch, wenn sie gebäumt haben, ohne alle Umstände vom Aste herabschießen lassen. Im Sudan wendet man einfache Schnellgalgen an, um sie zu fangen, stellt ihnen auch wohl Netze quer durch das niedrige Gebüsch und darf in beiden Fällen reichlicher Beute gewiß sein.

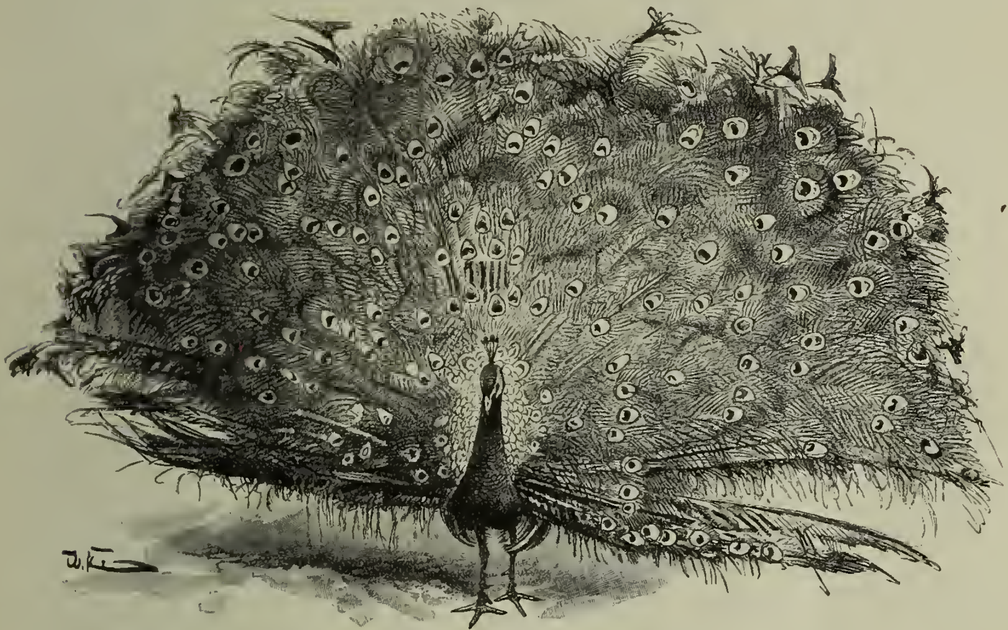
Die drei Arten der Gattung **Pfau** (Pavo *Linn.*) unterscheiden sich von sämtlichen anderen Hühnern durch die über alles gewohnte Maß entwickelten Oberschwanzdeckfedern, die demgemäß als ihr wichtigstes Kennzeichen angesehen werden müssen. Sie sind die größten aller Hühner, kräftig gebaut, ziemlich langhalsig, kleinköpfig, kurzflügelig, hochbeinig und langschwänzig. Der Schnabel ist ziemlich dick, auf dem Firste gewölbt, an der Spitze hakig herabgekrümmt, der hochläufige Fuß beim Männchen gespornt, der Flügel, in dem die sechste Schwungfeder die anderen überragt, der aus 18 Federn bestehende Schwanz und namentlich sein Deckgefieder beträchtlich verlängert. Das Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib, ziert den Kopf mit einem aufgerichteten und langen, entweder aus schmalen ganz bebarteten oder nur an der Spitze bebarteten Federn bestehenden Busche, läßt aber die Augengegend frei. Seine Schönheit erreicht es im dritten Jahre des Alters. Das Vaterland der Pfauen ist Südasien.

Der **Gewöhnliche Pfau**, Pavo cristatus *Linn.* (Taf. „Hühnervögel II", 2 bei S. 34), den wir als den Stammvater des schönsten unserer Hofvögel anzusehen haben, ist auf Kopf, Hals und Vorderbrust prachtvoll purpurblau mit goldnem und grünem Schimmer, auf dem Rücken grün, jede Feder kupferfarbig gerändert und muschelartig gezeichnet, auf dem Flügel weiß, schwarz quergestreift, auf der Rückenmitte aber tiefblau, auf der Unterseite schwarz; die Schwung- und Schwanzfedern sind licht nußbraun, die Federn, die die Schleppe bilden, grün, durch Augenflecke prächtig geziert, die 20—24 Federn der Haube tragen nur an der Spitze Bärte. Die Iris ist dunkelbraun, der nackte Ring darum weißlich, der Schnabel und Fuß hornbraun. Die Federn des Halses sind zerschlissen. Die Länge beträgt 110—125, die Flügellänge 46, die Schwanzlänge 60 cm; die Schleppe mißt 1,2—1,3 m. Beim Weibchen ist der Kopfbusch bedeutend kürzer und dunkler gefärbt als beim Männchen; Kopf und Oberhals sind nußbraun, die Federn des Nackens grünlich, weißbraun gesäumt, die des Mantels lichtbraun, fein quergewellt, die der Gurgel, der Brust und des Bauches

weiß, die Schwungfedern braun, die Steuerfedern dunkelbraun mit einem weißen Spitzensaume. Das Weibchen ist etwa 95 cm lang, der Flügel 40, der Schwanz 33 cm.

Die Heimat des Gewöhnlichen Pfaus ist Ostindien und Ceylon; in Assam und auf den Sunda-Inseln, namentlich auf Java, wird er durch zwei verwandte Formen vertreten. Hiervon ist die eine, der Schwarzflügelpfau, Pavo nigripennis *Sclat.*, wohl nur eine Lokalrasse des Gewöhnlichen, die andere, der Javanische Pfau, Pavo muticus *Linn.* (spicifer), ist durch schuppenförmige Halsfedern, metallischblaue Flügeldecken und rückwärts gerichtete, an ihrer ganzen Endhälfte mit Fahne versehene Haubenfedern scharf von dem uns vertrauten Vogel unterschieden.

Der Pfau bewohnt Waldungen und Dschangeln, besonders bergiger Gegenden, solche,



Pfau, Pavo cristatus *Linn.* 1/20 natürlicher Größe.

die von offnem Lande umgeben oder von Schluchten durchzogen werden, häufiger als solche, die mit unserem Hochwalde zu vergleichen sind. Nach Williamson bilden Waldungen mit dichtem Unterwuchse oder hohem Grase seine Lieblingsplätze, vorausgesetzt, daß es an Wasser nicht fehlt; ebensogern hält er sich in Pflanzungen auf, die ihm Deckung gewähren und einzelne hohe, zur Nachtruhe geeignete Bäume haben. In vielen Gegenden Indiens gilt er als ein heiliger und unverletzlicher Vogel, dessen Tötung in den Augen der Eingeborenen als Verbrechen angesehen wird und jeden Übertreter in Lebensgefahr bringt; erzählt doch die wedische Mythologie, daß Indra, der Götterkönig, in seiner Stadt Amaravati von Bali hart bedrängt, in Gestalt eines Pfauhahns geflohen sei. In der Nähe vieler Hindutempel halten sich zahlreiche Herden von halbwilden Pfauen auf, deren Pflege mit zu den Obliegenheiten der Geistlichen gehört. Die Vögel sind sich dieses Schutzes, wie es scheint, auch wohl bewußt, und zeigen wenigstens dem Hindu gegenüber keine größere Scheu als unsere auf Hühnerhöfen aufgezogenen Pfauen Leuten gegenüber, die sie kennen. Nach Hume halten die alten Pfauhennen in Radschputana ihre Jungen, solange sie noch klein

sind, gleichwohl sehr versteckt, und bringen sie erst, wenn sie ziemlich herangewachsen sind, mit sich auf die öffentlichen Plätze und Straßen sowie zu den Tempeln.

Sir Emerson Tennent versichert, daß niemand, der den Pfau nicht selbst in seiner einsamen Wildnis sah, eine Vorstellung von seiner Schönheit gewinnen kann. In den selten von Europäern besuchten Teilen von Ceylon, wo der Pfau keine Störung erleidet, ist er so außerordentlich häufig, daß man bei Tage Hunderte zu gleicher Zeit sieht und nachts vor dem fortwährenden und lauten Geschrei nicht schlafen kann. Er bewohnt hier nach Mellis nur tiefliegende, trockne Gegenden, in den Nilgiris in Vorderindien geht er bis zu einer Höhe von etwa 1800 m, im Himalaja aber, wie Jerdon angibt, bloß bis zu 600 m. Williamson behauptet, daß er in einzelnen Teilen Indiens zu gleicher Zeit 1200—1500 Pfauen gesehen, sie aber gewöhnlich in Banden von 30—40 Stück gefunden habe. Am Tage halten sich diese Gesellschaften meist auf dem Boden auf, und nur in den Vormittags- und Abendstunden kommen sie auf die Blößen oder Felder heraus, um sich hier nach Nahrung umzusehen. Verfolgt, sucht sich der Pfau solange wie möglich laufend zu retten, und erst wenn er einen gewissen Vorsprung erreicht hat, entschließt er sich zum Fluge. Dieser ist schwerfällig und rauschend. Der Vogel erhebt sich gewöhnlich nicht über Schußhöhe und fliegt selten weit. Vor einem Hunde oder überhaupt einem größeren vierfüßigen Raubtiere scheut sich der Pfau weit mehr als vor dem Menschen, wahrscheinlich weil er mit Wildhunden und Tigern schlimme Erfahrungen gemacht hat.

Der Pfau frißt alles, was unser Huhn genießt, ist aber vermöge seiner Größe und Stärke imstande, auch kräftigere Tiere zu bewältigen, so namentlich Schlangen von ziemlicher Länge, die von ihm teilweise gefressen, mindestens getötet werden. Wenn das junge Getreide schoßt, findet er sich regelmäßig auf den Feldern ein, um hier zu äsen, und wenn die Pipalfrüchte reifen, frißt er davon so viel, daß sein Wildbret einen bittern Geschmack annimmt.

Je nach der Örtlichkeit brütet der Pfau früher oder später im Jahre, in Südindien gewöhnlich gegen Ende der Regenzeit, im nördlichen Teile des Landes etwa in der Zeit zwischen April und Oktober. Nach Irby verliert der Hahn in Audh seine Schleppe im September und hat sie erst im März wieder vollständig erhalten, kann also dann erst an die Paarung denken. Er entfaltet jetzt vor dem Weibchen die volle Schönheit seines Spiels und benimmt sich überhaupt in gleicher Weise wie ein gezähmter. Nach Hume gewährt es einen herrlichen Anblick, ein halbes Dutzend Pfauhähne balzend auf einer Waldblöße beieinander zu sehen, aber noch überraschender wirkt vielleicht der Gegensatz, wenn die Gesellschaft plötzlich erschrickt, und alle auf einmal und zugleich ihre Pracht und Herrlichkeit zusammenklappen und einziehen und nach allen Richtungen auseinanderstieben. Das Nest, das man gewöhnlich auf einer erhöhten Stelle, im Walde unter einem größeren Busche, findet, besteht aus dünnen Ästchen, trocknen Blättern und dergleichen und ist ebenso unordentlich gebaut wie das anderer Hühnervögel. Das Gelege zählt laut Jerdon 4—8 oder 9, laut Williamson 12—15 Eier. Sie werden von der Henne mit großem Eifer bebrütet und nur im äußersten Notfalle verlassen. Das Jugendleben verläuft wie das anderer Hühner.

Obgleich man nicht sagen kann, daß der Pfau zu dem gesuchten Wilde der indisch-europäischen Jäger gehört, vermag anfänglich doch keiner von ihnen der Versuchung zu widerstehen, einen in der Luft dahinstreichenden Hahn herabzuschießen. Das Wildbret alter Vögel ist zwar nur zur Suppe gut genug, das der halberwachsenen aber ganz ausgezeichnet wegen seiner Weichheit und des vortrefflichen Wildgeschmacks. In Gegenden, wo Pfauen häufig und nicht unverletzlich sind, werden viele von ihnen in Schlingen, Netzen und anderen



Argusfasan.

Fallen gefangen und lebend auf den Markt gebracht. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, müssen aber dazu schon ein gewisses Alter erreicht haben; Junge sind schwerlich aufzuziehen.

Die Zeit, in der der Pfau zuerst nach Europa gelangte, ist nicht festgestellt. Alexander der Große kannte ihn von daheim nicht; denn er bewunderte ihn, als er ihn während des Zuges nach Indien zum ersten Male wild sah, und brachte, wie die Sage berichtet, gezähmte mit sich nach Europa. Dennoch war der Prachtvogel schon viel früher westwärts verbreitet worden. Zu Perikles' Zeit soll der Pfau noch so selten in Griechenland gewesen sein, daß Leute aus weiter Ferne kamen, um ihn zu sehen. Aristoteles, der Alexander nur zwei Jahre überlebte, schildert ihn als einen überall im Lande gewöhnlichen und wohlbekannten Vogel. Bei den Gelagen der römischen Kaiser spielte er bereits eine hervorragende Rolle. Vitellius und Heliogabalus setzten den Gästen gewaltige Schüsseln vor, gefüllt mit Zungen und Hirn der Pfauen und angerichtet mit den teuersten Gewürzen Indiens. In Deutschland und England scheint der Pfau im 14. und 15. Jahrhundert noch sehr selten gewesen zu sein, weil englische Barone ihren Reichtum dadurch bewiesen, daß sie bei großen Schmäusen einen gebratenen Pfau auftragen ließen, der mit den eignen Federn geschmückt und mit (damals noch sehr seltenen) Pflaumen umgeben war. Im Mittelalter wurden in der Provence die Meistertroubadoure mit Kränzen aus Pfauenfedern gekrönt und zur Zeit Gesners (um 1560), der den Pfau sehr genau kannte und beschrieb, schmückten sich die Jungfrauen damit.

Der hervorstechendste Zug im Wesen des Pfaues ist anmaßliche Herrschsucht, die er nicht bloß seinen Weibchen, sondern auch dem Menschen gegenüber bekundet, und die ihn auf dem Hühnerhof oft unleidlich macht. Ein altes italienisches Sprichwort sagt, der Pfau habe die Federn eines Engels, die Stimme eines Teufels und den Tritt eines Meuchelmörders.

Der Winter ficht den Pfau wenig an: er behält, auch wenn er einen warmen Stall hat, selbst bei der strengsten Kälte die erhabenen Schlafplätze bei, die er sich im Sommer wählte, und läßt sich unter Umständen ruhig einschneien, leidet davon auch keinen Schaden. Grünes der verschiedensten Art scheint ihm unentbehrlich zu sein. Die Henne brütet nur dann eifrig, wenn sie sich vollständig ungestört weiß. Sie versteht meisterhaft, einen passenden Platz zum Nisten zu wählen, benutzt hierzu die verschiedensten Örtlichkeiten, verfährt aber stets mit Umsicht. Nach einer 30 Tage währenden Bebrütung schlüpfen die Jungen aus. Wenn die Alte beim Brüten nicht gestört wurde, nimmt sie sich ihrer treulich an, leitet, hudert und verteidigt sie nach besten Kräften, zeigt sich überhaupt sehr besorgt um sie. Die Jungen wachsen günstigen Falles ziemlich rasch heran, lassen sich im dritten Monat ihres Lebens bereits nach dem Geschlechte unterscheiden, erhalten aber die volle Pracht ihres Gefieders, wie bereits bemerkt, und ihre Fortpflanzungsfähigkeit erst im dritten Jahre ihres Lebens.

Der Argusfasan oder Arguspfau, Kuau der Eingeborenen von Sumatra, Argusianus argus *Linn.* (giganteus), der mit zwei anderen Arten die Gattung Argusianus *Rafin.* bildet, unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, nach der Spitze zu verbreitert, dabei weichschaftig, aber hartfahnig, die Handschwingen hingegen sehr kurz sind; von diesen ist die erste die kürzeste, die zehnte am längsten. Der Schnabel ist gestreckt, schwach, an der Spitze sanft gewölbt, seine ganze Wurzelhälfte bekleidet mit einer Wachshaut, in der die geschlitzten, unter einem Deckel verborgenen Nasenlöcher liegen, die Schneide an der Wurzel ausgebuchtet, der Schneidenrand sanft geschwungen, der Unterschnabel im ganzen seicht

gewölbt, der Fuß lang, schwach und nicht mit Sporen bewehrt, der Flügel kurz und gerundet, der aus zwölf sehr breiten, dachartig übereinanderliegenden Federn gebildete Schwanz ungemein lang und stark abgestuft, weil sich namentlich die beiden mittleren Federn auffallend über die anderen verlängern. Das Gesicht ist nackt, die Kopfmitte, von dem schneppenartig in die Stirn einspringenden Schnabelgrund an, mit einem schmalen und niedrigen, aus samtigen Federn gebildeten Kamm bekleidet, der sich auf der Kopfmitte nach vorn biegt, der Nacken mit haarigen, zweizeilig geordneten, kurzen Federn bedeckt, das Kleingefieder sehr dicht und locker. Von der eigentümlichen Pracht des Gefieders sieht man am ruhig sitzenden Vogel, mit alleiniger Ausnahme der Augenflecke auf der letzten Armschwinge, gar nichts; sie tritt erst beim Ausbreiten der Flügel und des Schwanzes zutage. Die kurzen Scheitelfedern sind samtschwarz, die haarartigen des Hinterhalses gelb und schwarz gestreift, die Nacken- und Oberrückenfedern auf braunem Grunde lichtgelb geperlt und gestreift, die des Mittelrückens auf gelbgrauem Grunde mit runden dunkelbraunen Tüpfeln gezeichnet, die der Unterseite ziemlich gleichmäßig rotbraun, schwarz und lichtgelb gebändert und gewellt. Auf der Außenfahne der Schwungfedern des Armes stehen längliche dunkelbraune, von einem lichteren Hofe umgebene Tüpfel in dichter Reihe auf graurötlichem Grunde; der Wurzelteil der Innenfahne ist zunächst dem Schafte auf graurotem Grunde fein weiß gepunktet, im übrigen wie die Außenfahne gezeichnet. Auf den langen Oberarmdeckfedern herrscht ein schönes dunkles Rotbraun als Grundfärbung vor; hell graurötliche Streifen, die rotbraune, von einem dunkeln Hofe umgebene Punktreihen zwischen sich aufnehmen, gelblichweiße Flecke, Linien und Schmitze, bräunlichrote Netzbänder und endlich große schillernde, dunkel begrenzte, licht gesäumte Augenflecke bilden die Zeichnung. Diese Augenflecke, deren feine Schattierung den Eindruck einer plastischen Wölbung erweckt, stehen hart am Schafte auf der Außenfahne und treten auf den Unterarmfedern deutlicher hervor als auf den Schulterfedern. Die längsten Schwanzfedern sind schwarz, die Schäfte innen aschgrau, außen rotbraun, beide Fahnen mit weißen, von einem schwarzen Hofe umgebenen Flecken geziert; die übrigen Steuerfedern ähneln ihnen, nur daß sich die kleineren Flecke mehr in Reihen ordnen und dichter stehen. Die Iris ist heller oder dunkler rotbraun, der Schnabel elfenbeinweiß, die Wachshaut beim Hahne ebenso, bei der Henne bleichbraun, das nackte Gesicht nach Whitehead kobaltblau, nach Hume mattindigo- bis dunkel bleiblau, der Fuß hell karmin-, manchmal zinnoberrot, die Klauen weiß. Die Gesamtlänge beträgt 1,7 bis 1,8 m, wovon auf die Mittelschwanzfedern 1,2 m kommen, die Länge des eigentlichen Flügels 45, die der längsten Unterarmfedern aber 75 cm. Die Henne ist bedeutend kleiner und viel einfacher gezeichnet. Bei ihr sind die Federn des Kopfes schwarz und gelb gebändert, die der Oberbrust und des Nackens schön rotbraun und deutlich schwarz gewellt, die der übrigen Oberseite braungelb und schwarz gebändert, die der Unterseite lichtbraun, schwarz und gelb in die Quere gewellt, die Schwungfedern auf braunem Grunde schwarz gemarmelt, die Unter- und Oberarmfedern auf schwarzem Grunde mit vielfach verschlungenen und gekrümmten gelben Linien wie mit Schriftzeichen bedeckt, die Schwanzfedern auf dunkel rotbraunem Grunde in ähnlicher Weise mit lichteren Farbentönen gezeichnet.

Seit dem Jahre 1878 sind wir über die Lebensweise dieses herrlichen Geschöpfes, das in Siam, Malakka und Sumatra vorkommt, und zwar in erster Linie durch die Beobachtungen Davisons einigermaßen, wenn auch lange noch nicht vollständig unterrichtet. In Tenasserim ist der Argusfasan in den dichten immergrünen Wäldern von Malewun und Bankasun sowie in denen der höhergelegenen Teile von Paktschan verhältnismäßig häufig.

Hier konnte unser Gewährsmann diese prachtvolle Hühnerart vortrefflich beobachten, da er monatelang sozusagen mitten unter Argusfasanen hauste, sie schoß, sie fing und sie mindestens fast täglich sah. Sowohl die Männchen wie die Weibchen leben ganz einsam, und jeder Hahn hat seinen eignen Tanzplatz, auf den er sehr stolz zu sein scheint, und den er peinlich sauber hält. Er wählt sich im tiefsten Innern des dichtesten Forstes ein ebenes Plätzchen — bisweilen auf dem Boden eines Wasserrisses, ganz umgeben von dichtem Röhricht und sonstigem üppigsten Pflanzenwuchs — bisweilen auf dem Gipfel eines Hügels, wo das Dickicht verhältnismäßig licht und offen ist. Von dieser Stelle entfernt er auf einem Raum von 6—8 qm alles dürre Laub und alles Gestrüpp, bis nichts zu sehen ist als der glatte, nackte Waldboden. Ebenso ist er, wenn er von dem Fleckchen einmal Besitz ergriffen hat, von jetzt ab eifrigst beflissen, jedes welke Blättchen und jedes abgestorbene Zweiglein, die von benachbarten Bäumen zufällig auf den Tanzboden fallen, sorgsamst wegzuschaffen. Davison sah zwar nie den Eigentümer eines solchen Platzes auf diesem tanzen, sondern nur ruhig darauf stehen oder sich langsam zu ihm hin begeben oder von ihm zurückkehren, wobei der Vogel in kurzen Pausen seinen Ruf erschallen ließ, hält es aber für unzweifelhaft, daß ihre wirkliche Bedeutung doch die von Tanzböden ist. Die Hähne sind mit Ausnahme der Morgen- und Abendstunden, in denen sie sich, um zu fressen und zu saufen, fortbegeben, immer zu Hause zu finden, und auch nachts ruhen sie auf einem oder dem andern dicht dabei stehenden Baume. Sie sind schwieriger als vielleicht irgendeine andere Vogelart zu beschleichen. Man hat einen Hahn rufen hören und folgt dem Schalle, wobei man sich die größte Mühe gibt, kein Geräusch zu machen, und ist ihm endlich auch so nahe gekommen, daß man ihn in der Entfernung von bloß noch etlichen Metern hört und nur noch ein einfacher Pflanzenschleier ihn verbirgt. Man schleicht vorwärts, wagt kaum zu atmen und betritt plötzlich den Platz, aber — der ist leer, denn der Vogel hat den Nahenden gesehen oder gehört und sich schweigend gedrückt. Wenn er es irgendwie vermeiden kann, fliegt oder flattert er nicht in die Höhe, selbst nicht, wenn er von einem Hunde verfolgt wird, sondern läuft leise davon, wobei er immer die dichtesten und am wenigsten durchdringbaren Teile des Urwaldes aufsucht, um sich durch sie hinwegzuschleichen.

Hat man einmal eine solche Stelle ausgekundschaftet, so kommt es wesentlich nur auf etwas Geduld an, um den Vogel sicher zu fangen. Der einfachste Weg hierzu ist, daß man den Platz mit einem Reisigzaun umgibt, in den man vier Lücken über Kreuz macht, gerade weit genug, daß der Vogel sie passieren kann. In diese Lücken werden Schlingen in geeigneter Art aufgehängt. Die Eingeborenen haben auch noch andre Fangarten, auf die einzugehen uns der Raum nicht gestattet.

Die Hähne des Argusfasans sind durchaus keine Raufbolde und Händelsucher und scheinen nie aneinander zu geraten, wenn sie sich auch ihre Rufe gegenseitig beantworten. Dieser Ruf lautet etwa „Hauw", was zehn- bis zwölfmal hintereinander wiederholt wird. Danach wird eine kurze Pause gemacht, und die ganze Lautreihe erschallt dann abermals usw., aber immer nur vom Tanzplatz aus. Einer fängt damit an, und die übrigen in der Nachbarschaft antworten, einer nach dem andern. Der Knall eines Gewehrs veranlaßt jeden Hahn, der ihn hört, zu antworten und ebenso jedes andre laute Geräusch, und wenn es nur das Geschnatter einer Affengesellschaft wäre, die durch die Baumwipfel der näheren Umgebung dahinzieht. Der Ruf der Henne ist von dem des Hahnes verschieden und klingt etwa wie „hauw — awuuuh", wobei die letzte Silbe sehr in die Länge gezogen wird. Auch er wird zehn- bis zwölfmal wiederholt, aber immer schneller, bis er in eine Reihe von „auuuhs"



Rheinhardts Fasan, Rheinhardtius ocellatus *Verr.* 1/9 natürlicher Größe.

ausklingt. Den Schrei beider Geschlechter kann man bis über einen Kilometer weit hören. Beide haben auch noch ein kurzes, scharfes, rauhes Blöken als Warnungsruf. Wie schon gesagt wurde, lebt die Henne ebenso einsam wie der Hahn, hat aber keinen Tanzboden und streicht durch den Wald, offenbar ohne festen Wohnsitz. Sie besucht den Hahn nur auf seinem Balzplatz für kürzere Zeit und hält es vermutlich mit mehreren Männchen.

Das Nest soll von der Henne im dicken Gebüsch sehr roh hergerichtet und mit 7—8 weißen oder rahmfarbigen, fein braun, wie beim Truthahn, gesprenkelten Eiern belegt werden. Das Weibchen brütet sie allein aus und erzieht auch die Jungen allein. Es gibt immer brütende Hennen, mit Ausnahme der ärgsten Regenzeit. Die Nahrung der Argusfasanen besteht hauptsächlich aus abgefallenen Früchten, die sie ganz verschlingen. Aber sie fressen auch Schnecken, Ameisen und andere Insekten. Zur Tränke begeben sie sich gegen 10 oder 11 Uhr vormittags, nachdem sie gefressen haben.

Mit dem Argus verwandt, besonders im Charakter der Färbung ihm ähnlich ist Rheinhardts Fasan, Rheinhardtius ocellatus *Verr.*, ein überaus seltener, nur durch ganz wenige Stücke in den Museen vertretener Bewohner Tongkings. Bei ihm sind die Armschwingen nicht übermäßig entwickelt, dafür aber der Schwanz des Männchens von außerordentlicher Länge. Unter den Handschwingen überragt die fünfte die zehnte. Auf dem Hinterhaupte steht ein Schopf von aufrechten, haarähnlichen Federn, die weiß in der Mitte und rotbraun an den Seiten sind. Die zwei mittleren, kolossal verlängerten Schwanzfedern tragen auf grauem Grunde zahlreiche braune, zum Teil schwarz geringelte Flecke. Kinn und Kehle sind weißlich. Die Gesamtlänge beträgt etwa 2,1 m, wovon 1,5 m allein auf den Schwanz kommen; die Flügel sind 33 cm, der Lauf 9 cm lang.

Die sechs Arten der von Südchina, Sikkim, Cochinchina an über die Halbinsel Malakka, Sumatra und Borneo bis Palawan und vielleicht zu den Philippinen verbreiteten Gattung der Spiegelpfauen (Polyplectron *Temm.*) sind klein, schlank, ihre Flügel kurz, stark gerundet, unter den Schwungfedern die fünfte und sechste die längste, die Oberarmfedern noch bedeutend verlängert, die 16 Schwanzfedern dachförmig gestellt, lang, an der Spitze verbreitert, nach der Mitte zu schwach gesteigert, die Oberschwanzdeckfedern teilweise verlängert und so gestaltet und gezeichnet, daß sie die eigentlichen Steuerfedern in Form, Färbung und Zeichnung gewissermaßen wiederholen, die langen und dünnen Läufe mit zwei bis vier Sporen bewehrt, die Zehen kurz, die Nägel klein; der Schnabel ist mittellang, dünn, gerade, seitlich zusammengedrückt, oben gegen die Spitze seicht gebogen, an seiner Wurzel mit Federn bedeckt; das Gefieder des Männchens wird durch Augenflecke, die sich namentlich auf dem Schwanze, sonst noch auf dem Mantel und den Flügeldeckfedern zeigen, außerordentlich geziert.

Bei dem Spiegelpfau oder Tschinquis, Polyplectron chinquis *Müll.* (Abb., S. 54), sind die Kopfseiten und Kehle weiß, der Oberkopf grau, dunkel gewellt; im übrigen ist das Gefieder erdbraun mit kleinen eiförmigen, gelbbräunlichen Flecken, die auf dem Oberrücken und den Flügeln in glänzende, hell umsäumte violette, auf dem Schwanze in blaugrün glänzende Augenflecke übergehen. Die nackte Augengegend ist bräunlich. Die Länge beträgt 60 cm, wovon 25 cm auf den Schwanz kommen. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Schwanz, schwielige Höcker an Stelle der Sporen und minder glänzende Färbung des Gefieders.

Assam und Burma sind die Länder, in denen der Tschinquis gefunden wird. Über sein Freileben sind wir nur wenig unterrichtet. Davison beobachtete ihn in Tenasserim und sagt, er lebe immer einzeln in den dichtesten Teilen der Wälder, die er nie verläßt, sei sehr scheu und ohne Hund schwer aufzubringen. Sein Ruf sei sehr rauh und eine Art kläffenden Doppeltons. In seinem Magen fand unser Gewährsmann harte, schwarze Samenkörner, Ameisen und andere Insekten. Beim Schreien sitzt der Hahn etwa 70—80 cm über



Spiegelpfau oder Tschinquis, Polyplectron chinquis *Müll.* 1/4 natürlicher Größe.

dem Boden auf einem niedrigen Baumaste. Wenn die Henne ihre Jungen führt, breitet sie den Schwanz auf eigentümliche Weise aus, so daß die Küchlein darunter eine Zuflucht finden. Auf den Lockruf der Mutter kommen sie flink hervor, fressen, was jene für sie gefunden hatte, und begeben sich dann eiligst wieder in ihr wanderndes Versteck. Von einer andern Art (Polyptectron nehrkornae *Blas.*), von der Insel Palawan bei Borneo, berichtet Whitehead, sie hätte in wenigbesuchten Waldteilen ähnlich wie der Argusfasan einen Tanzplatz, ein sauber gereinigtes Plätzchen von etwa 1 m Durchmesser. Oft befände sich in der Mitte eine kleine Erhöhung, auf der der Hahn ohne Zweifel sein Prunkgefieder entfalte



Bankivahuhn.

und balze, vielleicht auch kämpfe. Vermutlich wären diese Kämpfe durchaus nicht harmloser Natur, sondern höchst blutig, denn die Sporen schienen ganz dazu geeignet, einen Gegner in Stücke zu zerreißen.

Der Gattung Kammhühner (Gallus *Briss.*) verdanken wir unser Haushuhn. Bei ihren Angehörigen ist der Leib kräftig, der Schnabel mittelmäßig lang, stark, sein Oberkiefer gewölbt und gegen die Spitze herabgebogen, der Fuß ziemlich hoch und bespornt, der Flügel kurz und stark gerundet, der Schwanz mittellang, wenig abgestuft und dachförmig, da die 14 oder 16 Federn, die ihn bilden, in zwei einander berührenden Ebenen gegeneinander stehen. Auf dem Kopfe erhebt sich ein fleischiger Kamm; vom Unterschnabel fallen schlaffe, fleischige Hautlappen herab; die Wangengegend ist nackt. Das prachtvolle Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib; die Bürzel- oder Oberschwanzdeckfedern des Hahnes verlängern sich, überdecken die eigentlichen Steuerfedern und fallen, sichelförmig gebogen, über sie und den Hinterleib herab.

Indien und die malaiischen Länder sind die Heimat dieser Gattung. Die vier bekannten Arten bewohnen den Wald und führen, obgleich alle sich durch ihre Stimme sehr bemerklich zu machen wissen, ein verstecktes Leben.

Die berechtigste Anwartschaft auf die Ehre, Stammart unsers Haushuhns zu sein, gebührt dem Bankivahuhn oder Kasintu der Malaien, Gallus gallus *Linn.* (ferrugineus, bankiva). Kopf, Hals und die langen, herabhängenden Nackenfedern des Hahnes schimmern goldgelb, die Rückenfedern sind purpurbraun, in der Mitte glänzend orangerot, gelbbraun gesäumt; die ebenfalls verlängerten, herabhängenden Oberdeckfedern des Schwanzes ähneln in der Färbung denen des Kragens; die mittleren Deckfedern der Flügel sind lebhaft kastanienbraun; die großen schillern schwarzgrün, die dunkelschwarzen Brustfedern goldgrün; die Schwungfedern der Hand sind dunkel schwarzgrau, blässer gesäumt, die des Armes auf der Außenfahne rostfarben, auf der innern schwarz, die Schwanzfedern ebenfalls schwarz, die mittlern schillernd, die übrigen glanzlos. Die Iris ist orangerot, der Kopfschmuck rot, der Schnabel bräunlich, der Fuß schieferschwarz. Die Länge beträgt 65, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 27 cm. Bei der kleineren Henne steht der Schwanz mehr wagerecht, Kamm und Fleischlappen sind eben nur angedeutet, die länglichen Halsfedern schwarz, weißgelblich gesäumt, die des Mantels braunschwarz gesprenkelt, die der Unterteile isabellfarben, Schwung- und Steuerfedern braunschwarz. Der Verbreitungskreis des Bankivahuhns umfaßt ganz Indien und die malaiischen Länder.

Das Dschungelhuhn, Gallus lafayetti *Less.*, das nur auf Ceylon lebt, unterscheidet sich von der vorgenannten Art durch die rötlich-orangefarbene Brust des Hahnes. Die langen Halsfedern sind gelb mit schwarzem Schaftstrich; Kehle und Oberschwanzdecken glänzend schwarzblau. Der schwachgezackte rote Kamm trägt hinten einen großen ovalen gelben Fleck.

Beim Sonnerathuhn, Gallus sonnerati *Temm.* (Taf. „Hühnervögel III", 2 bei S. 60), sind die schmalen langen Federn an Kopf, Hals und Oberrücken des Hahnes schwarz, grau gerandet, weiß gebändert und jede mit einem gelblichen Fleck am Ende verziert; die übrigen Federn der Oberseite tragen schmale weiße Schaftstreifen. Der Unterkörper ist schwarz, breit weiß gestrichelt, in der Mitte fast weiß. Es bewohnt West-, Süd- und Mittelindien.

Der Gangegar, Gallus varius *Shaw et Nodd.*, steht den drei vorigen Arten etwas ferner, denn er hat im Gegensatze zu jenen 16 Steuerfedern und einen ungezackten Kamm, auch ist nur ein einziger Lappen in der Mitte des Halses vorhanden. Kopf, Hals und Oberrücken sind mit kurzen, schuppenartigen, schwarzen, metallglänzenden Federn bedeckt; die der Flügeldecken sind orangefarbig mit breitem, schwarzem Mittelstreifen. Schwanz und Unterseite schwarz. Java, Lombok und Flores sind seine Heimat.

Über die Lebensweise der Wildhühner liegen auffallenderweise nur dürftige Mitteilungen vor; es mag auch schwierig sein, sie zu beobachten. Der von ihnen bewohnte Wald legt dem Forscher wie dem Jäger oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Doch trifft man, wenn man durch die Wälder reist, laut Jerdon, oft mit Wildhühnern zusammen. Sie halten sich gern in der Nähe der Wege auf, weil sie hier in dem Kote der Herdentiere oder Pferde reichliche Nahrung finden; auch treiben die Hunde, wenn sie seitab von den Wegen umherlaufen, viele von ihnen zu Baume; man sieht sie auf den Feldern, die in der Nähe der Wälder liegen und von ihnen gern besucht werden, oder beobachtet sie endlich gelegentlich der Jagden, zu denen sie Veranlassung geben. Beide Arten der auf Java lebenden Wildhühner sind, laut Bernstein, sehr scheu und daher im Freien schwierig zu beobachten. Dies gilt zumal für den Gangegar, da die von ihm bewohnten Dickichte ihn fast stets den Augen des Beobachters entziehen, und er sich außerdem beim geringsten verdächtigen Geräusche sogleich verbirgt oder, ohne aufzufliegen, zwischen den Alang-Alanghalmen dahinläuft. Somit würden die Vögel unbemerkt bleiben, verriete nicht der Hahn oft seine Gegenwart durch seinen Ruf. Am leichtesten sieht man sie noch am frühen Morgen, weil sie dann, wenn sie sich sicher glauben, die Dickichte verlassen und an offenen Plätzen ihre Nahrung suchen, die in mancherlei Sämereien und Knospen, ganz besonders aber in Insekten besteht. Sehr gern fressen sie Termiten.

Über das Dschungelhuhn verdanken wir Legge nähere Nachrichten, denen wir das Folgende entnehmen. Diese Vögel leben in trocknen Dschungelgegenden des Tieflandes, aber auch in den Bergen der südlichen und mittleren Provinzen, wo ihr Hauptsitz sich in Höhen von etwa 1600 m befindet. Auf die Hochebenen von Horton kommen sie von den niedern Bergen und wahrscheinlich sogar aus dem Tieflande während des Nordostmonsuns und brüten hier im Februar und März in großen Massen. Sie bäumen ziemlich früh am Abend und sehr hoch. Bei Tagesanbruch kommen sie herab, und die Hähne rufen sich ihr „George Joyce“, „George Joyce“ zu. Auch durch Klatschen mit den Flügeln pflegen sich die in der Fortpflanzungszeit sehr rauflustigen Hähne herauszufordern, und der Jäger, der sich versteckt hält, lockt durch das Nachmachen dieses Geräusches die Vögel heran.

Von dem Haushuhn unterscheiden sich die Wildhühner hauptsächlich durch ihre Stimme. Das Krähen des Gangegar ist, nach Bernstein, zweisilbig und tönt heiser wie „Kükrüü kukrü“, das des Sonnerathahns ist ein höchst sonderbarer, gebrochener Laut, eine unvollständige, aber unbeschreibliche Art von Krähen. Alle Wildhühner tragen zur Belebung der Wälder wesentlich bei. Die Hähne sollen ebenso kampfslustig, ja noch kampflustiger sein als ihre zahmen Abkömmlinge, deshalb auch von den Eingeborenen gezähmt werden, weil man gefunden hat, daß die Haushähne wohl stärker sein können, aber niemals eine gleichgroße Gewandtheit und ebensoviel Mut besitzen wie sie.

Über die Fortpflanzung liegen mehrere Berichte vor. „Die Bankivahenne“, sagt Jerdon, „legt 8—12 Eier von milchweißer, nach Rey von hell bräunlichgelber Färbung oft unter



1 2



5 6



9 10

1. Gelbe Cochins. — 2. Glattfüßige schwarze Langshans. — 3. Gesperberte Plymouth-Rocks. — 4. Silber-Wyand
9. Rebhuhnfarbige Italiener. — 10. Hamburger Silber

hner.



3

4



7

8



11

12

— 5. Mechelner Kuckuckshühner. — 6. Goldhalsige englische Kämpfer. — 7. Crève-cœurs. — 8. Minorkas. —
11. Ramelsloher. — 12. Federfüßige Zwerghühner.

einen Bambusstrauch oder in ein dichtes Gebüsch, nachdem sie vorher vielleicht auch einige abgefallene Blätter oder etwas trocknes Gras zusammengescharrt und daraus ein rohes Nest bereitet hatte, und brütet vom Juni bis zum Juli, je nach der Örtlichkeit. Die Sonnerathenne legt 7—10 Eier und brütet etwas später." Das Nest der Gangegarhenne hat Bernstein gefunden. „Es stand mitten im hohen Alang-Alang in einer kleinen Vertiefung des Bodens, bestand einfach aus losen trocknen Blättern und Halmen der genannten Grasart und enthielt vier schon etwas bebrütete gelblichweiße Eier." Vom Dschungelhuhn sagt Legge, es scheine zu keiner bestimmten Zeit zu brüten. Sein Nest befände sich auf dem Boden und enthielte 2 oder 3, manchmal auch 4 rahmfarbige, bisweilen dicht mit braunen oder rötlichgrauen, kleinen, am stumpfen Pol einen undeutlichen Kranz bildenden Fleckchen besetzte Eier. Parker fand einmal ein von dieser Art bewohntes Nest auf dem Gipfel eines jungen, etwa 8 m hohen Baumes. Vermutlich war es ein verlassenes Nest einer Krähe oder eines kleinen Raubvogels. Der Hahn bekümmert sich nicht um die Aufzucht der Jungen; die Henne aber bemuttert diese mit gleicher Zärtlichkeit wie unsre Haushenne die ihrigen. Jerdon versichert auf das bestimmteste, daß Vermischungen der nebeneinander wohnenden Hühnerarten nicht selten vorkommen und unterstützt dadurch die Vermutung, daß mehrere der als Arten beschriebnen Wildhühner nur als Blendlinge von vier Hauptarten angesehen werden müssen.

Die Wildhühner werden wenig gejagt, weil ihr Wildbret nicht besonders schmackhaft sein soll. Dieser Angabe widerspricht Jerdon, der versichert, daß das Fleisch junger Wildhühner vom köstlichsten Wohlgeschmack sei. Dieser Forscher rühmt auch die Jagd als höchst unterhaltend und sagt, daß sie hauptsächlich da, wo einzelne Dschungeln zwischen Feldern liegen, sehr ergiebig ist.

Alle Wildhühner lassen sich zähmen, gewöhnen sich aber keineswegs so rasch an die Gefangenschaft, wie man vielleicht annehmen möchte. Guillemard versichert jedoch, gefangene Bankivahühner würden auf den Sulu-Inseln sehr zahm und kreuzten sich leicht mit Haushühnern. Auch Oates berichtet, daß sie in Pegu, wo sie besonders in den gebirgigen Gegenden sehr häufig seien, in manche Dörfer und bis in die Gehöfte der Landleute kämen, wo sie sich mit den Haushühnern vermischten. Nach Layard ist es auf Ceylon eine häufige Erscheinung, daß sich wilde Dschungelhähne mit Haushennen kreuzen. Die daraus hervorgehenden männlichen Bastarde sind allen Haushähnen bei weitem an Mut über; sie haben auch viel schärfere Sporen. In unseren Tiergärten pflanzen sich zwar alle Arten fort; niemals aber darf man mit Bestimmtheit darauf rechnen.

Man nimmt zurzeit wohl allgemein an, daß unser Haushuhn vom Bankivahuhn, und zwar allein von ihm abstammt. Darwin war es, der dieser Annahme durch seine vergleichenden Untersuchungen der zahmen Hühnerrassen und der verschiedenen wilden Arten der Gattung Gallus den größten Grad von Wahrscheinlichkeit verlieh. Früher hatte man neben dem Bankivahuhn auch Dschungelhuhn, Sonnerathuhn und Gangegar als mögliche Stammeltern in Betracht gezogen. Wilckens sagte sogar noch 1880, er könne unter den gegenwärtig lebenden Arten von Wildhühnern keine als Stammform unseres Haushuhns anerkennen, und er vermute, daß es wesentlich von mehreren wilden Formen zugleich abstamme, die in vorgeschichtlicher Zeit ausgestorben wären.

Baldamus, dem wir in unserer notgedrungen nur kurzen Schilderung der Haushuhnrassen folgen wollen, sagt, daß wahrscheinlich die in Burma lebende, zwar geographisch, nicht aber systematisch unterschiedene Form des Bankivahuhns die Stammform der kleineren

Rassen des Haushuhns sei, namentlich der Bantams. Weiteres habe dann wohl noch das Zusammenwirken der natürlichen und künstlichen Zuchtwahl getan. „Über die Beziehungen der übrigen Wildhühner", fährt unser Gewährsmann fort, „zu unseren gezähmten Rassen fehlen noch alle Anhaltspunkte für ein entscheidendes Urteil."

Wenn wir fragen, wo das Haushuhn zuerst vom Menschen gezüchtet wurde, so müssen wir, um diese Frage beantworten zu können, zunächst einmal genauer feststellen, welche Gegenden das Bankivahuhn bewohnt. Es sind das die Dschungeln des nordöstlichen und zentralen Indien, ferner die sich südwärts durch die Halbinsel Malakka, östlich durch Siam bis Cochinchina und Hainan erstreckenden Gebiete. Außerdem findet sich das Bankivahuhn auf Sumatra, Java, Lombok, Timor, Celebes, Palawan und den Philippinen. Ob es freilich auf diesen Inseln, besonders auf Celebes und den Philippinen, immer ein wild vorkommender Vogel war oder hier nur schon in früher Zeit verwildert ist, steht dahin. Man könnte auch annehmen, daß der Vogel früher ein größeres Gebiet bevölkert hätte, in dem er in der Gegenwart stellenweise ausgestorben wäre.

Die große chinesische Enzyklopädie sagt, Haushühner wären zu einer Zeit, die etwa dem 14. oder 15. Jahrhundert v. Chr. entspricht, aus dem Westen, also aus Indien, in das Himmlische Reich eingeführt worden; jedenfalls ist das Huhn bei den Chinesen und Japanern ein uraltes Haustier, wenn es auch kaum von ihnen zuerst gezüchtet sein dürfte.

Die Ägypter hielten ebenfalls Haushühner und mögen sie zugleich mit der Einrichtung der Brutöfen unmittelbar aus dem fernen Orient erhalten haben; von Ägypten aus dürften diese Tiere auf das südliche Europa, auf Griechenland und Rom übergegangen sein. Das Alte Testament, Homer und Hesiod kannten Haushühner noch nicht, erwähnen sie wenigstens nirgends, wohl aber finden sich auf babylonischen, aus dem 7. oder 6. Jahrhundert stammenden Tonzylindern Abbildungen von ihnen. Den Griechen waren sie schon im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. sehr vertraut, forderte doch Sokrates kurz vor seinem Ende (399 v. Chr.) seine anwesenden Freunde und Schüler auf, dem Äskulap einen Hahn zu opfern. Die keltischen und germanischen Völker haben die Haushühner wohl nicht von den Griechen und Römern überkommen, sondern auf einem direkteren Wege aus dem Osten erhalten. Bei den Kelten wenigstens der römischen Kaiserzeit scheint der Haushahn eine Art nationalen Vogels gewesen zu sein, und zwar vielleicht deshalb, weil das lateinische Gallus zugleich einen Hahn und einen Gallier bedeutete. Darwin ist der Meinung, daß das Haushuhn um 600 v. Chr. nach Europa kam, womit Jeitelles Ansicht übereinstimmt.

In den Schweizer Pfahlbauten finden sich keine Reste von ihm, wohl aber in gewissen italienischen von Parma, und Jeitelles grub einen Schädel, den er mit Zustimmung von Rütimeyer dem Haushuhn zuschrieb, aus Mergelschichten bei Olmütz aus. Auf solche vereinzelte Funde ist freilich nicht allzuviel zu geben, denn der Zufall spielt oft wunderbar.

Baldamus unterscheidet mit Wright drei Hauptgruppen von Haushühnern oder, wie er sie nennt, „Rubriken": Klassenhühner oder „Edle Rassen", Nichtklassifizierte Rassen und Schläge und Bantams.

Die erste dieser beiden Hauptgruppen teilt er weiter in drei Untergruppen: Ungehäubte, Gehäubte Rassen und Barthühner, ohne Haube, aber mit starkem Federbart, die er nun weiter, wesentlich nach dem Vaterlande, klassifiziert. Er sagt über diese Einteilung: „Es genügt für praktische Zwecke vollkommen, einen Faden zu haben, an dem die verschiedenen Rassen übersichtlich aufgereiht werden können, und wir haben keinen bessern gefunden, als den der Nationalität, so manches sich auch anderseits dagegen sagen

läßt.“ Gemäß dieser Anschauungsweise teilt er die ungehäubten Rassen in: Asiatische, Englische, Amerikanische und Mittelmeer-Rassen. Asiatische Rassen nimmt er sechs an: drei federfüßige und drei glattfüßige. Federfüßige, Shanghaes oder Chinas sind: die Cochinchina-, die Brahma- und die Langshan-Rasse.

Die Cochinchina-Hühner oder Cochins (Taf. „Haushühner“, 1) sind große, schwere Vögel mit etwas nach vorn geneigter Haltung, kleinem Kopfe, kurzem, an der Wurzel dickem, stark abwärts gebogenem Schnabel, straffem, aufrechtem, regelmäßig gezacktem Kamme, roten Kehl- und Ohrlappen, von denen die ersteren dünn, herabhängend und länger als die letzteren sind. Der Hals ist ziemlich kurz, der Rumpf stämmig und gedrungen, kurz und breit, namentlich ist die Brust breit. In dem kurzen, schräg getragenen Schwanze sind beim Hahne die Sichelfedern nur klein; die Flügel sind klein und kurz, die Schwungfedern der Hand unter denen des Armes ganz verborgen. Die Unterschenkel sind flaumig befiedert, die weit auseinanderstehenden, kurzen, derben Läufe an der Ferse mit weichen, gebogenen Federn besetzt, sonst an der Außenseite von der Ferse bis zur Außen- und Mittelzehe dicht befiedert, die Zehen sind groß und gerade. Der Hahn wiegt erwachsen 4,5—6 kg, die Henne, die einen sehr kurzen, im Bürzelgefieder fast ganz versteckten Schwanz hat, 4—5 kg. Von Farbenschlägen werden leder- und zimtbraune, rebhuhnfarbige in verschiedenen Schattierungen, weiße, schwarze und gesperberte gezüchtet Die Stimme ist grob, laut und tief.

Die zweite Rasse der federfüßigen, ungehäubten, asiatischen Haushühner ist die der Brahmaputras, oder Brahmas kurzweg. Sie haben eine ähnliche Gestalt und Haltung wie Cochinchinas, aber einen kürzeren Kopf, einen niedrigeren, dreifirstigen Kamm, an dem der mittelste First höher wie die beiden Seitenfirste und regelmäßig gezackt ist. Kehl- und Ohrlappen sind von gleicher Länge und beide rot; der Hals ist wohlproportioniert, schön gebogen, wie „bei einem edeln Pferde“, und sehr dicht mit langen, über Schultern und Rücken wallenden Federn besetzt. Der Schwanz ist bedeutend größer und wird etwas höher getragen als bei der vorigen Rasse. Sie sind auch größer und schwerer: der ausgewachsene Hahn wiegt 5—6,3 kg und die Henne 3,6—5,9 kg; es kommen sogar Hähne von etwa 9 und Hennen von 6 kg vor.

Die dritte Rasse sind die Langshans (Taf. „Haushühner“, 2), von denen Baldamus sagt, „man könnte sie kurzweg als größere, schwarze Cochins mit großem Kamm und langem Schwanze bezeichnen“. Der verhältnismäßig kleine Kopf wird stolz getragen; der Kamm ist einfach, groß, schön geschwungen und regelmäßig und tief gezackt oder gesägt. Der ziemlich lange, senkrecht oder etwas nach hinten gebogen getragene Kamm hat mäßig lange Kragenfedern; in dem Schwanze ragen die Sichelfedern mindestens 15 cm über die übrigen Federn hervor. Der ausgewachsene Hahn wiegt nicht unter 4,5 und die Henne nicht unter 3,6 kg. Beide Geschlechter haben lebhaft zinnoberrote Kämme, Ohr- und Kinnlappen und ein tiefschwarzes Gefieder mit grünem Glanze über den ganzen Körper. — Durch Kreuzung der Langshan-Rasse mit anderen hat man in Belgien die sogenannten Mechelner Kuckuckshühner (Taf. „Haushühner“, 5) gezüchtet.

Von den glattfüßigen Asiaten sind die Malaien die erste Rasse. Ihre Haltung ist hoch aufgerichtet, ihr Kopf verhältnismäßig lang und breit, und über den Augen stehen die Knochen, wie bei den Falken, etwas vor, was zusammen mit dem am Grunde kräftigen, stark abwärts gebogenen Schnabel ihrem Gesichtsausdruck etwas Kühnes, Raubvogelartiges verleiht. Das Gesicht ist immer, der Hals meist fast ganz nackt und von roter Farbe. „Der

sehr eigentümliche Kamm", sagt Baldamus, „besteht aus einer kleinen, rundlichen, in der Mitte nach unten eingebogenen, kompakten, roten Masse. Er soll klein und glatt sein und sich weit nach vorn auf den Schnabel erstrecken." Unterschenkel und Läufe sind sehr lang, das Gefieder ist kurzfederig, hart und stark glänzend. Der Hahn wiegt 3,2—4, die Henne etwa 2,7 kg. Es gibt weiße Schläge, die sogenannten „Napoleonshühner", schwarze sowie schwarzrote und braunrote. Es sind wilde, mutige und kampflustige Vögel.

Die Rasse der Kämpfer (Taf. „Haushühner", 6) steht der der Malaien nahe, und beide kommen von allen Formen der Haushühner der Stammart, dem Bankivahuhn, am nächsten. Es sind mittelgroße, schlanke Tiere von sehr aufrechter Haltung, mit kleinem, ziemlich abgeflachtem, spitz zulaufendem Kopfe, verhältnismäßig langem, schwach abwärts gebogenem und besonders kräftigem Schnabel, kleinem, schwachem Kamme, Kehl- und Ohrlappen, langem Halse, kurzem, schmächtigem Rumpfe, sehr kräftigen Beinen, verhältnismäßig hohen Läufen und im männlichen Geschlechte mit langen, kräftigen Sporen. Der Schwanz ist mittellang; das Gefieder hart, straff und glänzend. Es sind sehr muskelstarke Tiere von großer Beweglichkeit. Das Gewicht des ausgewachsenen Hahns beträgt 2—2,7, das der Henne über 2 kg. Obwohl das Gefieder im allgemeinen sehr bunt genannt zu werden verdient, ist seine Farbe großen individuellen Schwankungen unterworfen.

Die Yokohama-Rasse haben wir, wie ihr Name verrät, aus Japan erhalten. Sie steht gleichfalls den Malaien nahe, aber ihre Haltung ist wagerechter als bei diesen, der Kopf länger; die Bürzel- und die Schwanzfedern, ganz besonders die Sichelfedern, sind sehr lang, letztere bis über 1 m, und der Schwanz wird wagerecht getragen. Die Färbung ist sehr verschieden, bei weitem die schönsten sind die rein weißen. Als eine besondere Spezialität der Yokohamas hat man in Japan die merkwürdigen „Phönixhähne" gezüchtet (Taf. „Hühnervögel III", 1), Vögel, deren Schwanzfedern die wahrhaft monströse Länge von über 2 m erreichen, und die man fast ausschließlich in Käfigen hält, wohl gar auf hochangebrachten Stangen mit Schnüren festbindet, um ihren eigenartigen Federschmuck vor Beschädigung zu schützen.

Baldamus schließt an die glattfüßigen asiatischen Rassehühner nicht als eigentliche Rasse, sondern mehr als eine Art Beiläufer, die aus Brasilien stammenden Straußhühner oder Brasilianer an, die den Malaien sehr ähnlich sein, eine gleiche Haltung und einen gleichen kühnen, kampflustigen Gesichtsausdruck haben, aber schlanker gebaut und hochbeiniger sein sollen.

Als Englische Rassen gelten zwei, die Dorkings und die Hamburger.

Die Dorking-Rasse, die nach der Stadt Dorking in der englischen Grafschaft Surrey heißt, ist von schwerer, gedrungener Gestalt, hat einen zwar großen, aber dabei nicht plumpen, sondern zierlichen Kopf, einen starken, mäßig langen Schnabel, einen einfachen, großen, aufrechten, gleichmäßig gezahnten, oder einen vorn an der Stirn breiten, hinten spitzen und etwas erhöhten sogenannten „Rosenkamm", d. h. einen Kamm, der aus mehreren nebeneinander gelegnen, verwachsenen Lappen besteht, die oben eine mit zahlreichen Spitzen versehene Fläche bilden. Die Kehllappen sind groß und hängen weit herab, die Ohrlappen sind von mäßigem Umfange. Der Hals ist ziemlich kurz, die Brust breit und vorstehend; der Rücken fällt nach hinten wenig ab; der Schwanz ist hoch und breit, und die ansehnlichen Sichelfedern des Hahns werden schön getragen. Das Merkwürdigste zeigen uns aber die Füße, deren kurze, mäßig starke Läufe fünf Zehen tragen, und zwar sind zwei Hinterzehen vorhanden. Die eine neu hinzugekommene sitzt über der



1. Phönixhahn.
S. 60. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



2. Sonnerathuhn, Gallus sonnerati *Temm.*
1/7 nat. Gr., s. S. 55. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



3. Goldfasan, Chrysolophus pictus *Linn.*
$^{1}/_{6}$ nat. Gr., s. S. 74. — New York Zoological Society phot.



4. Swinhoes Fasan, Gennaeus swinhoei *Gould.*
S. 82. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.

gewöhnlichen, entspringt dicht neben ihr, ist aber vollkommen gesondert und etwas nach oben gerichtet. Sie findet sich bei beiden Geschlechtern und hat natürlich mit dem Sporn, den der Hahn außerdem besitzt, gar nichts zu tun. Bei der Henne ist der Kopf zierlich und, wie Baldamus es ausdrückt, „matronenhaft". Der ausgewachsene Hahn wiegt 4,5 bis 6,4, gelegentlich bis 7,5, die Henne 4—6,5 kg.

Baldamus unterscheidet vier Farbenschläge bei den Dorkings: graue oder dunkle, silbergraue, weiße und auf hellerem grauen Grunde dunkler quer gebänderte und gesprenkelte, sogen. Kuckuck-Dorkings. Übrigens waren fünfzehige Haushühner schon den Römern bekannt.

Die Hamburger sind von kaum mittlerer Größe und zierlicher Haltung. Ihr Kopf ist eher klein als groß und der Schnabel kurz. Der Kamm sitzt fest und aufrecht auf dem Scheitel, er ist entweder ein Doppel- oder häufiger ein Rosenkamm, der vorn auf der Stirn breit beginnt, sich nach hinten verschmälert, in eine lange, aufwärts gerichtete Spitze ausläuft und auf seiner Oberfläche viele Zacken trägt. Die eirunden Kehllappen sind rot, die nahezu kreisrunden Ohrlappen weiß. Der Hals ist ziemlich lang, gebogen, wird zierlich rückwärts getragen und ist mit langen, über die Schultern wallenden Federn bedeckt. Der Schwanz und besonders die Sichelfedern des Hahnes sind lang. Das Gewicht beträgt durchschnittlich 2,27 kg. Es werden eine ganze Reihe von Farbenschlägen unterschieden: Silberlack (Taf. „Haushühner", 10) mit weißer Grundfarbe und schwarzen Tupfen, Sichelfedern des Hahnes weiß; Goldlack auf rötlich goldigbraunem Grunde schwarz getupft, der Hahn mit schwarzen Sichelfedern; Silbersprenkel auf weißer Grundfarbe mit schwarzen Querbändern, Sichelfedern des Hahnes grünschwarz; Goldsprenkel ebenso, aber Grundfarbe goldig rötlichbraun; ganz glänzend grünschwarze Hamburger usw.

Auch von den in Amerika selbständig gezüchteten Haushühnern werden zwei Rassen angenommen: die Dominiks und die Plymouth Rocks.

Die Dominiks haben einen platten, nicht dicken, feinen Kopf, einen Schnabel von mittlerer Größe, entweder einen Doppelkamm oder einen an der Stirn breiten, nach hinten sich zu einer langen, leicht aufwärts gebogenen Spitze verjüngenden Rosenkamm, der oben flach und mit zahlreichen Spitzen besetzt ist. Die mittellangen, feinen Kinnlappen sind zierlich gerundet, die Ohrlappen mäßig groß, der stark befiederte Hals von mittlerer Länge; Rumpf gedrungen, stämmig, Rücken breit, Brust voll und vorstehend, Schwanz ansehnlich mit wallenden Sichelfedern. Der Schnabel und die Füße sind hellgelb, die nackten Teile am Kopfe lebhaft rot, die heller oder dunkler blaugrauen Federn sind sehr dunkel schwarzgrau gebändert.

Die Plymouth Rocks (Taf. „Haushühner", 3) sollen aus einer Kreuzung der Dominiks und der Cochinchinesen hervorgegangen sein. Es sind große, schwere Vögel von aufrechter, nach Baldamus „Achtung gebietender" Haltung, mit kurzem, am Grunde breitem Schnabel, einfachem aufrechten, gleichmäßig gezacktem Kamme von mittlerer Größe, ziemlich langen Kinn- und wohlentwickelten, hängenden Ohrlappen. Die Federn des ziemlich kurzen, zierlich gebogenen Halses sind lang und fallen weit über die Schulter. Die Beine sind sehr stark, die Läufe kurz und vollkommen federlos. Der Schwanz ist zwar klein, aber nicht so wie bei den Cochinchinesen. Der erwachsene Hahn ist 4—5,5, die Henne 3,3—3,6 kg schwer. Schnabel und Füße sind hellgelb, die nackten Hautpartien am Kopfe leuchtend scharlachrot, die Federn bläulichgrau mit ebensolchen, aber sehr dunkeln, beinahe schwarzen Querbinden.

Im Anschluß an diese beiden amerikanischen Rassen sei hier noch eine dritte, nahe

verwandte, genannt, die Wyandottes (Taf. „Haushühner", 4), die zwar etwas leichter als die Plymouth Rocks sind, doch ihres feinen Fleisches und ihres eifrigen Legens wegen zu den besten amerikanischen Nutzhühnern gehören.

Drei weitere Rassen bezeichnet man als Mittelmeerrassen: die Spanier, Italiener und Livorneser.

Die Spanier haben im männlichen Geschlechte eine sehr aufrechte, „stolzierende" Haltung, eine schlanke Gestalt, einen sehr breiten, hohen, dabei, wie Baldamus ihn nennt, „aristokratischen" Kopf, einen ziemlich langen, normal dicken Schnabel, einen großen, aufrechten, gleichmäßig gezackten Rand, sehr ansehnlichen, schönen Kinn- und sehr langen, hängenden, glatten Ohrlappen. Der lange, sehr bewegliche, reichlich befiederte Hals wird zierlich getragen; die Schultern sind breit, der Rücken fällt nach dem Schwanze zu ab; die gerundete Brust tritt stark hervor, Schenkel, Läufe und Zehen sind lang und schlank. Die Federn des Schwanzes sind groß und die Sichelfedern stark gebogen. Der erwachsene Hahn wiegt 3—3,5 kg.

Diese Rasse bildet viele Schläge, auf die näher einzugehen der Raum uns verbietet, die wir aber wenigstens namhaft machen wollen. Da wäre zunächst der weißwangige oder eigentliche spanische Schlag, ferner die weißen und schwarzen Minorkas (Taf. „Haushühner", 8), die weißen Spanier, die Andalusier und endlich die Ankonas. Zu den Spaniern gehören auch nach Baldamus die Bergischen Kräher, ganz willkürlicher und unbegründeterweise auch Kräher über dem Berge genannt. Der Schlag entstammt allerdings dem früheren Herzogtum Berg, und das Krähen der Hähne klingt sehr eigentümlich und von dem anderen Rassen von Haushühnern angehörigen recht verschieden. „Das Krähen dieser Hähne", sagt Baldamus, „ist in der Tat nicht leicht zu beschreiben; man muß es eben hören." Sie sind den Spaniern in ihrer Gesamtbildung und in ihren Eigenschaften durchaus ähnlich, unterscheiden sich aber von deren sonstigen Schlägen dadurch, daß ihr schwarzes Gefieder braun getupft, gefleckt und gesprenkelt ist.

Auch die Schlotterkämme sind ein Schlag der Spanier, der sich dadurch hauptsächlich von der Stammrasse unterscheidet, daß der große Kamm nicht aufrecht steht, sondern sich seitwärts umlegt, gewissermaßen „schlottert".

Die zweite Mittelmeerrasse sind die Italiener (Taf. „Haushühner", 9). Über diese Rasse gibt Baldamus bemerkenswerte geschichtliche Notizen: „Man darf in der Tat", sagt er, „mit einiger Sicherheit annehmen, daß das heutige italienische Huhn von den ‚heiligen Hühnern' der alten Römer in gerader Linie abstammt und nicht wesentlich von den Haushühnern der Griechen und Römer verschieden ist — trotz der besondern Verehrung und Pflege, die Ober- und Unterhühnerpriester samt Küster (auspex, augur und pullarius) jenen heiligen Haushühnern jahrhundertelang zuteil werden ließen. Es scheint sich sogar jener Lieblingsschlag der alten Römer ‚von rötlichem Gefieder mit schwarzem Schwanz und Flügeln' bis auf den heutigen Tag konstant erhalten zu haben, und schon damals von den Geflügelzüchtereien ‚wegen seiner Fruchtbarkeit' rein gezüchtet und den aus Kleinasien und Medien eingeführten Kampfhühnern vorgezogen worden zu sein. Nach Plinius wurde dieser wirtschaftliche Schlag mit gelben Beinen und Schnäbeln nicht als Opfer benutzt, wohl eben, weil sie gute Leger waren."

Die Italienerhühner der Gegenwart sind mittelgroß und verhältnismäßig kurzbeinig. Der Schnabel ist, wie die Füße, gelb; der Kamm des Hahnes ist hoch aufgerichtet und tief ausgezackt, bei der Henne seitwärts überhängend. Die Kehllappen sind lang, die Ohrlappen

kurz, und beide sind rot. Das Gefieder liegt dicht an und ist von sehr verschiedener Farbe: weiß, schwarz, gelb und kuckuck- oder rebhuhnartig.

Die Rasse der Livorneser, gemeiniglich mit dem englischen Worte hierfür, „Leghorns", bezeichnet, ist nordamerikanischen Ursprungs, stammt aber von Italienern ab, denen sie auch ähnlich ist. Nach Wright hat sie eine meist leichte, schlanke Gestalt, eine geweckte, mutige Haltung, einen ziemlich langen, starken, aber nicht plumpen Schnabel, einen sehr großen, aufrechten, straffen, tief und gleichmäßig gezackten, einfachen Kamm, lange, dünne Kinnlappen, wohlentwickelte, mäßig tief herabhängende Ohrlappen. Der lange, reich befiederte Hals wird aufrecht getragen. Der in den Schultern breite, leicht und beweglich ausschauende Rumpf verjüngt sich nach dem Schwanze zu, nach dem der abgerundete Rücken abfällt. Die volle, runde Brust wird vorgeschoben getragen; an den ziemlich langen Füßen sind die langen Läufe durchaus unbefiedert und die Zehen schlank. Der große Schwanz hat schön entwickelte Sichelfedern und wird hochgetragen. Es gibt drei Farbenschläge der Leghorns: weiße, braune und grau gesperberte.

Die zweite Hauptgruppe der Haushühner bilden die Gehäubten Rassen, d. h. die, bei denen der Kamm teilweise oder ganz durch kleinere oder größere Federhollen ersetzt wird, eine Erscheinung, die ähnlich bei wilden Hühnerformen, Perlhühnern und Hokkos, auftritt.

Zunächst hätten wir da die französisch-belgischen Rassen, und unter diesen stellt Baldamus die Bredahühner an die Spitze; obwohl Breda weder eine belgische, noch gar eine französische Stadt ist, nennt er sie ausdrücklich eine „belgische Rasse", die in Deutschland auch „Krähenschnabel" genannt wird. Sie hat als einzige von allen Rassen der Haushühner einen ganz verkümmerten, oder eigentlich gar keinen Kamm, dafür aber nach Baldamus „an dessen Stelle eine bis nahezu auf die Mitte des Scheitels sich erstreckende Vertiefung des Schädels, die, von einer dünnen, festen, roten Haut überzogen, die eigentümlichen Nasenlöcher besonders sichtbar macht". Hinter dieser Haut liegt eine äußerst dürftige, kurzfederige Haube. Die Kinnlappen hängen weit herab und sind rot, während die gleichfalls hängenden Ohrlappen auch weiß sein können. Die dunkel blaugrauen bis schwarzen Läufe sind unten und außen mit dünnstehenden und an den Fersen mit längeren Federn besetzt. Der gebogene Schnabel ist ziemlich klein. Die Färbung des Gefieders ist verschieden. Es gibt einfarbig schwarze, weiße, blaugraue Schläge und Kuckucksperber.

Die Rasse von La Flèche, einem französischen Dorfe im Departement der Sarthe, soll nach Gayot schon seit mindestens 500 Jahren bekannt und geschätzt sein. Bei ihr ist die Federhaube nur wenig entwickelt, der Kamm hat aber zwei größere, senkrecht aufsteigende Spitzen nebeneinander, vor denen noch eine Anzahl kleinerer stehen. Die langen, hängenden Kinnlappen sind lebhaft rot, während die Ohrenlappen glänzend weiß sind. Der lange, reichbefiederte Hals wird gerade aufrecht getragen. Das Gefieder liegt dem großen Rumpfe sehr dicht an, wie überhaupt dem übrigen Körper außer dem Halse, wodurch die Tiere sehr hager erscheinen. Der nicht sehr große Schwanz hat kräftige, glänzende Sichelfedern. Die Schenkel und die durchaus federlosen Läufe sind wie die geraden Zehen lang, kräftig und von dunkler, schwarzgrauer Farbe. Die Haltung ist aufrecht und kühn, die Größe ansehnlich; der Hahn wiegt 3,5—4, die Henne bis 2,6 kg. Das Gefieder ist schwarz mit grünem Glanze, es gibt aber auch einen reinweißen Schlag.

Die nächsten beiden Rassen, die der Crève-cœurs (Taf. „Haushühner", 7) und der Houdans, haben halbvolle Hauben, die beim Hahn und der Henne aus verschiedenartig

gebildeten Federn bestehen und bei ersterem nach hinten gerichtet sind, und volle Federbärte. Die Beine sind verhältnismäßig kurz und kräftig, der Kamm ist breit und hat zwei nebeneinander gelegene, hörnerartige Spitzen; hinter ihm erhebt sich eine runde Haube mit überfallenden Federn. Die Kinnlappen sind von beträchtlicher Länge, und die Federn des Gesichts bilden einen Backen- und Kinnbart. Der Hahn ist von gedrungenem, starkem Bau und steht stolz auf seinen kurzen, stämmigen Beinen. Seine Haltung ist „vornehm und würdig". Bei der Henne sind die nackten Teile am Kopfe viel schwächer als beim Hahn, und die verhältnismäßig vollere Haube besteht aus größeren, abgerundeten, bei jenem aus schmaleren, spitzen Federn. Der Hahn soll nach Baldamus 3,2—3,3, die Henne aber merkwürdigerweise 4,5 kg wiegen. Die Färbung ist glänzend schwarz. Die Crève-cœurs heißen nach dem Orte ihres Ursprungs, dem Dorfe Crèvecoeur im Departement de l'Oise.

Die Houdans führen ihren Namen gleichfalls nach einem Dorfe in dem Departement Seine-et-Oise. Die moderne Rasse hat einen Schnabel von mittlerer Größe und der Hahn eine große, volle Haube mit etwas rück- und abwärtsgerichteten Federn. Von seinem Kamme sagt Baldamus: „Die beiden dünnen äußeren Lappen des Kammes treten von der Basis seines mittleren gekörnelten Teiles aus nach oben in einem kleineren oder größeren Winkel auseinander. Den Innenteil hat man auch mit einer unregelmäßig gebildeten Erdbeere verglichen. Ich möchte für diese Bildung die Bezeichnung grob- oder feingekörnelt vorschlagen." Nach Wright sind die Kinnlappen ziemlich lang, die Ohrlappen ziemlich klein, Backen- und Kinnbart voll und dicht. Der lange, federreiche, elegante Hals wird sehr aufrecht getragen; der Rumpf ist kräftig und gedrungen mit sehr breitem Rücken, nach dem Schwanze zu schwach abfallend, die gleichfalls breite, volle Brust tritt vor. Der Schwanz ist groß und voll mit breiten Sichelfedern und wird etwas aufrecht getragen. Die Unterschenkel und Läufe sind kurz, die Zehen kräftig und gerade und wie bei den Dorkings zu fünft vorhanden, indem über der gewöhnlichen Hinterzehe noch eine deutlich entwickelte Nebenzehe sitzt. Der ausgewachsene Hahn wiegt 3,6—4, die Henne, deren Kamm und Lappen kleiner sind und die eine runde, dichte Haube hat, 3—3,5 kg. Die Färbung des Gefieders ist schwarz und weiß.

Bei den Rassen der eigentlichen Haubenhühner ist die Haube groß und die knöcherne Stirnregion blasig aufgetrieben, also krankhaft entartet, was durch in der Knochenwand der Blase auftretende unregelmäßige Löcher und Lücken, gewissermaßen Fontanellen, noch deutlicher wird. Hahn und Henne unterscheiden sich in der Beschaffenheit ihrer Haube: bei jenem besteht sie aus langen und schmalen, bei dieser aus kurzen, abgerundeten, dichter stehenden Federn und erhält dadurch das Ansehen einer gefüllten Georgine. Je umfangreicher sich die Haube entwickelt, desto mehr tritt der Kamm zurück.

Die Rasse der Holländer umfaßt Haubenhühner mit voller runder Haube, verkümmertem Kammansatz über der Schnabelwurzel, mit langen, dünnen, hängenden Kinnlappen, ohne Federbart und mit nackten Füßen. Ihr Schnabel ist mäßig lang, der Kamm kaum oder gar nicht bemerkbar. Die Ohrlappen sind klein und rund. Der Hals ist mäßig lang, sehr stark besiedert, wird sehr aufrecht und „prätentiös gebogen" getragen. Unterschenkel sind kurz, ebenso der unbefiederte Lauf. Der Schwanz ist groß und voll. Die Größe ist mittelmäßig und das Gewicht bei beiden Geschlechtern durchschnittlich 2,7 kg. Die Henne hat eine vollere, dichtere Haube und trägt die Schwanzfedern etwas fächerartig ausgebreitet. Es gibt einen blaugrauen, einen einfarbig schwarzen, einen einfarbig weißen, einen gesperberten Schlag von Holländern. Am häufigsten ist aber ein schwarzer mit weißer Haube und am seltensten einer mit umgekehrter Farbenverteilung: reinweiß mit schwarzer Haube.

Die Paduaner sind eine Rasse der Haubenhühner mit voller runder Haube, verkümmertem, kaum wahrnehmbarem Kamme und ohne Kinnlappen, aber dafür mit starkem Kinn- und Backenbart, im übrigen gleichen sie den Holländern, nur daß sie noch etwas größer und kräftiger sind. Es werden hauptsächlich drei Farbenschläge gehalten: Silbertupfen, weiß mit Schwarz getropft und gesprenkelt, Goldtupfen wie die vorigen, nur ist die Grundfarbe goldgelb, und endlich Chamoislacks mit schön ledergelber Grundfarbe und weißen Federtupfen und -säumen.

Die Rasse der Brabanter ist der der Paduaner sehr ähnlich, hat aber eine besonders beim Hahn schmälere, wennschon dichte, nach vorn gerichtete Haube.

Die Sultanshühner oder Türken sind eine aus Konstantinopel stammende Rasse der Haushühner, die gleichfalls den Paduanern nahesteht, aber etwas kleiner ist und wohlbefiederte Zehen hat. Die Farbe ihres Gefieders ist reinweiß; ihre Haube ist voll und dicht, und ihre Federn hängen graziös über. Ihr Backen- und Kinnbart sind wohlentwickelt, ebenso ihr schöner Schwanz. Die nackten Teile am Kopfe sind schwach und unbedeutend. Der Kamm zeigt sich in Gestalt von zwei kurzen Spitzen oder Zapfen, die Kinnlappen sind sehr klein und die Ohrlappen fast ganz vom Gefieder des Backenbarts bedeckt. Infolge Verdoppelung der Hinterzehe sind fünf Zehen vorhanden. Der Hahn wiegt 1,8—2,3, die Henne 1,6 kg.

Dem Aussterben nahe soll die haubenlose Rasse der Thüringer Pausbäckchen sein. Der Hahn hat einen großen, einfachen, tief ausgezackten Kamm von schöner roter Farbe, während Kinnlappen völlig fehlen oder nur klein sind. Man züchtet von diesen schlanken, zierlichen Hühnern drei Farbenschläge: tiefschwarze mit blaugrünem Metallschimmer und Gold- und Silberpausbäckchen, die auf helleren oder dunkleren gelben oder auf weißem Grunde gesprenkelt und getupft sind.

Eine sehr eigentümliche, wenn auch nicht gerade schöne Rasse sind die aus Ungarn stammenden Siebenbürger Nackthälse. Der nicht besonders große Kamm ist gezackt und entweder einfach oder doppelt, und seine beiden Lappen fallen vorn auseinander, nähern sich je weiter nach hinten um so mehr, bis sie verwachsen. Das rote Gesicht ist nackt, Kinn- und besonders Ohrlappen sind schwach entwickelt; der ziemlich kurze Schnabel ist kräftig. Hinter dem Kamme auf dem Scheitel bis zum Hinterhaupte und etwas seitlich von ihm ist die gewöhnliche Befiederung stehen geblieben, aber nicht zu einer besonderen Haube entwickelt. Der lange Hals ist bis zur Wurzel, das ist bis zur mittleren Kropfgegend, völlig nackt und von blutroter Farbe. An seinem Anfange befindet sich eine ringsum gehende Federkrause, die beim Hahn immer, bei der Henne nur gelegentlich vorhanden ist. Der Schwanz ist ziemlich kurz und breit und wird nicht hoch getragen. Die Schenkel sind stark befiedert, die kurzen, stämmigen Läufe ganz nackt oder mit schwachen Federchen spärlich besetzt. Die Färbung ist sehr verschieden.

Die zweite Hauptgruppe oder „Rubrik" der Haushühner umfaßt bei Baldamus nach dem Vorgange Wrights die „nichtklassifizierten" Rassen und Schläge, d. h. die auf Ausstellungen von einiger Bedeutung nach den „anerkannten Normalrassen" als neue oder wohlunterschiedene Varietäten rangieren. „Obschon diese Rubrik", sagt Baldamus, „eine rein willkürliche ist und nichts weniger als die Bezeichnung einer systematischen verdient, so glaubten wir sie doch als bequeme Niederlage für alle der Systematik (nämlich der ‚Hühnerologen', wie sich die Hühnerzüchter selbst geschmacklos genug nennen) unbequemen Rassen beibehalten zu sollen."

Von diesen nichtklassifizierten Rassen seien an erster Stelle genannt die Krüper oder Dachshühner, die englischen Dumpies und die französischen Courtes pattes, die, wie es scheint, im Aussterben begriffen sind. Wenn die deutschen, englischen und französischen Formen auch nicht ganz gleich sind, so sind sie doch mindestens einander sehr ähnlich. Sie zeichnen sich durch ihre für den starken Körper ganz auffällig kurzen, durchschnittlich nur 3,8 cm hohen, federlosen Läufe aus. Ihr einfacher Kamm steht aufrecht, und ihr ansehnlicher Schwanz enthält wohlentwickelte Sichelfedern. Das Durchschnittsgewicht der Henne beträgt 2,7 kg. Die englischen Dumpies kommen nur noch weiß und gesperbert vor, die Krüper und Courtes pattes in allen möglichen gewöhnlichen Hühnerfarben. Solche kurzfüßigen Hühnerformen können vermutlich allenthalben unter normalen Verhältnissen ohne Zutun des Menschen auftreten und durch Zucht dauernd unveränderlich in bezug auf dieses Merkmal gemacht werden, wie es wahrscheinlich mit den Dachshunden auch geschehen ist.

Auf diese Rasse oder diesen Schlag, wie man will, folgen die Schottischen Kuckuckssperber oder Schottischen Grauen, die einerseits den amerikanischen Dominiks, anderseits den Kuckuck-Dorkings gleichen sollen, aber bloß vier Zehen an jedem Fuß haben. Die Färbung ist dieselbe wie die der Dominiks. Sie haben einen einfachen, aufrechten Kamm, rote Ohrlappen und dunkel schiefergraue Füße. Der Hahn wiegt 3,2 bis 3,6, die Henne durchschnittlich 2,7 kg.

Hierher gehören auch verschiedene in Deutschland gezüchtete Rassen oder Schläge, so vor allem die Ramelsloher (Taf. „Haushühner", 11) mit weißem oder gelbem Gefieder und blauen Beinen und Schnäbeln, die, größer und schwerer als die anderen deutschen Landhühner, die Hamburger Kücken liefern. Von anderen solchen deutschen Schlägen wären noch zu nennen die Lakenfelder, Winsener, Hittfelder und Stuhrer Masthühner.

Unter dem Namen Russische Hühner, Russian fowls, versteht oder verstand man ursprünglich in Schottland, dann in Nordamerika eine Rasse von mittlerer Größe und im männlichen Geschlechte von durchschnittlich 2,7 kg Schwere, die keine Haube, aber einen vollen Kinnbart hat, und lederfarben, weiß, schwarz und getupft vorkommt. Woher ihr Name rührt, ist unklar, man weiß aber, daß sie keineswegs aus Rußland, sondern aus Bengalen nach Schottland kam. Von hier wurde sie nach Nordamerika eingeführt und weitergezüchtet. Die russischen Hühner Amerikas haben einen einfachen Kamm oder einen Rosenkamm, in beiden Geschlechtern einen starken Bart, schwarzes Gefieder mit lebhaft grünem Metallglanz und eine rundliche, gedrungne Gestalt. Der Hahn ist durchschnittlich 2,3 kg schwer, soll aber ein Gewicht von 4,5 kg erreichen können.

Eine seltsame, vermutlich auch unabhängig vom Menschen und ohne sein Zutun entstandne, aber von ihm absichtlich dauernd gemachte, vielleicht aus China stammende, aber seit mindestens 300 Jahren in Europa eingeführte, nichtklassifizierte Rasse ist die der Klutt- oder Klumphühner, die von verschiedenen Naturforschern für eine selbständige, wilde, aus Ceylon stammende Art gehalten und Gallus ecaudatus („schwanzloses Huhn") genannt wurde. Das am meisten, ja im Grunde genommen einzige Charakteristische bei diesen Hühnern ist, daß der Endknochen der Wirbelsäule oder das Pygostyl, unpassenderweise wohl auch Pflugscharbein genannt, d. h. jener Knochen, der bei den erwachsenen Hühnern wie bei allen erwachsenen kielbrüstigen Vögeln aus einer Verschmelzung der letzten Schwanzwirbel hervorgeht, bei ihnen fehlt. Es können noch zwei oder drei davorgelegene Wirbel verschwinden, mindestens verkrüppelt sein. Mit diesen Endwirbeln des Schwanzes geraten auch die auf das innigste mit ihnen im Zusammenhange stehenden Steuerfedern in Wegfall.

Sonst haben die Angehörigen dieser sogenannten Rasse wenig feststehende gemeinsame Eigentümlichkeiten: Größe und Haltung können sehr verschieden sein, fast alle bei Haushühnern nur möglichen Färbungen und Zeichnungen kommen bei ihnen vor, sie haben einfache Kämme und Rosenkämme, halbe und volle Hauben, Bärte oder nicht, befiederte oder nackte Beine, längere oder kürzere Läufe, kurz und gut jene Mißbildung — etwas anderes ist sie nicht — kann bei allen Rassen, Schlägen und Kreuzungen auftreten.

Man sagt, daß die Hähne der Kluthühner besonders mutig und kampflustig seien, obwohl dafür kein rechter Grund zu finden ist, noch weniger aber für den Aberglauben, daß sie durch ihre bloße Gegenwart ihre Hennen und Küchelchen vor Raubvögeln und Ratten schützen, ja daß sich die letztern aus einem Anwesen, wo völlig schwarze oder reinweiße Kluthühner gehalten würden, verzögen.

Die Strupphühner, auch Frieslandhühner oder Friesen kurzweg und Krullhühner genannt, sind eine unklassifizierte Rasse, deren meiste Federn, zum Teil sogar die Schwung- und Steuerfedern, nicht anliegen, sondern nach vorn zu umgebogen sind. Der Kamm ist ein Rosenkamm, und die Füße sind dunkel. In der Größe schwanken sie sehr. Bechstein bemerkt über diese Rasse: „Ich besitze selbst solche Hühner, und es kommt mir immer vor, als wenn das struppige Wesen die Folge einer Krankheit, die sich fortpflanzt (d. h. vererbbar ist), sei. Denn niemals werden diese Strupphühner ein so gesundes Ansehen haben wie die anderen."

Bei dem Seiden-, Woll- oder Haarhuhn, früher auch wohl Japanisches Huhn genannt, einer aus Japan und China stammenden, schon im 16. Jahrhundert in Europa bekannten, unklassifizierten Rasse, ist das Gefieder woll- oder haarartig, indem die Schäfte der Konturfedern schlaff und weich sind, keine Elastizität besitzen, und die Äste und Strahlen keine Wimperchen und Häkchen haben, daher auch keine zusammenhängende Fahne bilden können, wodurch den Vögeln das Fliegen unmöglich gemacht ist. Der Schnabel ist ziemlich klein, der Kamm ein Rosenkamm, hinter dem sich eine Haube befindet. Die ziemlich langen Kehllappen und die Ohrenlappen hängen herab, die ziemlich kurzen Läufe sind befiedert, und die Hinterzehe ist wie beim Dorkinghuhne doppelt. Kamm, Kinn- und Ohrenlappen, die ganze Oberhaut und die Knochenhaut (das Periost) sind violettschwarz, wie mit Tinte überpinselt, doch ist die Färbung des Gefieders davon unabhängig, denn es gibt weiße, schwarze und bunte. Bechstein erzählt, zu seiner Zeit hätten herumziehende Schausteller sie unter allerlei Späßen als Bastarde von Hühnern und Kaninchen gezeigt.

Die Siamesischen Seidenhühner bilden einen eignen, in Malakka beheimateten Schlag, bei dem der einfache Kamm seitlich überhängt und wie Kehl- und Ohrlappen die gewöhnliche Färbung zeigt, ebenso wie die Körper- und Knochenhaut. Meist, doch nicht ausschließlich, haben sie ein weißes Gefieder und entweder einen Kopffederbusch, oder keinen. Bei den Chinesischen Seidenhühnern sind die weißen Federn mehr wollig als gerade, seidenartig, auch sind sie größer als die siamesischen. Die Schwarzen Zwerg-Seidenhühner sind sehr klein, haben ein sehr feines, seidenartiges Gefieder, einen schwärzlichroten Kamm, hellbraune, grünlich überflogene Ohrlappen, fünfzehige, befiederte Füße und schwarze Körper- und Knochenhaut. In ihrer Gestalt gleichen sie, trotz ihrer Kleinheit, den Cochinchinesen.

Bei den Mohren- oder Negerhühnern sind Kamm, Ohren- und Kinnlappen, Füße, Ober- und Knochenhaut blauschwarz, das ganze Gefieder ist samtschwarz.

Die dritte Hauptgruppe der Haushühner, die Bantams oder Zwerghühner (Taf. „Haushühner", 12), teilt Baldamus in zwei Gruppen, in die der eigentlichen Bantams und in die der Kampfbantams. Die Bantams stimmen darin überein, daß sie in der Tat Zwerghühner von kleiner, im übrigen aber sehr verschiedener Gestalt sind. Sie sollen aus dem fernen Osten, aus China und Japan, stammen und den alten Griechen und Römern schon bekannt gewesen sein.

Von den eigentlichen Bantams führt Baldamus acht Schläge an, von denen die einfarbig schwarzen die ersten sind. Ihr Schnabel ist schwarz oder dunkel hornbraun; ihr Kamm ist ein Rosenkamm und wie das Gesicht und die Kinnlappen prächtig blutrot, während die Ohrenlappen glänzend weiß sind. Die Läufe sind sehr dunkel bleigrau, fast schwarz, und das Gefieder ist tief schwarz mit weichem grünen Glanze. Die weißen Bantams haben einen weißen Schnabel; Kamm, Gesicht und Kinnlappen sind lebhaft-, aber ziemlich dunkelrot, die Ohrlappen gleichfalls rot oder weiß. Das Gefieder ist rein weiß. Es gibt auch einen federfüßigen, weißen Bantamschlag, der einer der ältesten aller Bantamschläge ist. Sie sind besonders klein, haben einfache, gezackte Kämme oder Rosenkämme und schöne Sichelfedern im Schwanze. Die Füße sind reich befiedert.

Die folgenden Schläge sind nicht einfarbig, sondern gezeichnet, und ihre Hähne haben keine Sichelfedern im Schwanze. Da wären zunächst die Sebright-Bantams, die zuerst von Sebright, einem englischen Baronet, gezüchtet und benannt wurden. Sie heißen auch Gesäumte Bantams, weil ihre sämtlichen bei den Goldbantams gelbbraunen, bei den Silberbantams weißen Federn ringsum schwarz gesäumt sind. Im übrigen haben sie einen ziemlich kurzen Schnabel, einen Doppel- oder Rosenkamm, mittelgroße, schön gerundete Kehl-, mittelgroße, glatte Ohrenlappen. Der Schwanz ist groß, der des Hahns wie der der Henne, nur etwas ansehnlicher, auch wird er viel höher getragen, so daß sein Hinterrand den Hinterkopf beinahe oder wirklich berührt.

Der Schlag der Nanking-Bantams hat eine sehr kleine Gestalt, einen einfachen oder doppelten Kamm, unbefiederte, weiße oder graublaue Füße, einen beim Hahn stark sichelfederigen, glänzend schwarzen oder braunen Schwanz. Die allgemeine Färbung des Gefieders ist sonst recht dunkel orangegold, bei der Henne matter und stumpfer.

Von Kuckucks-Bantams, die hellere, mit dunkleren Querbinden gezeichnete Federn haben, gibt es mehrere, nach Baldamus mindestens zwei, vielleicht vier Schläge, auf die wir nicht näher eingehen können.

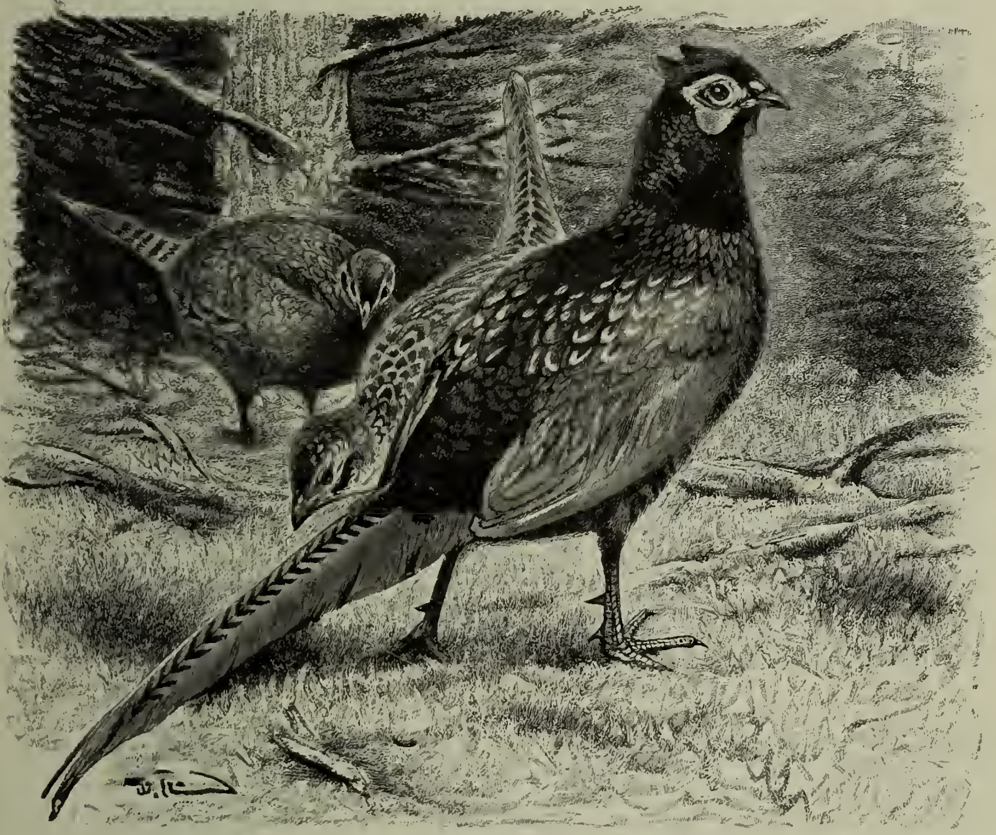
Bei den Japan-Bantams haben die Hähne sehr lange, aber nur wenig gebogene, sehr aufrecht getragene Sichelfedern im Schwanze, einen kurzen, gedrungenen Körper, kurze, unbefiederte, gelbe Beine, einfache große, nicht sehr stark gezackte, aufrechte rote Kämme, lange runde Kehl- und mäßig große Ohrlappen, beide auch von roter Farbe. Der Siro-Dschaboschlag ist weiß mit schwarzem Schwanze, in dem die metallglänzenden, natürlich auch schwarzen Sichelfedern weiße Schäfte haben. Der Hahn des Aka-Dschaboschlages spielt zwar in allen Farben, aber an den Nacken- und Halsfedern tritt Goldgelb besonders hervor. Der Butschi-Dschaboschlag hat Kuckuckszeichnung und -färbung.

Die Cochin- oder Peking-Bantams bilden einen Schlag, der ganz die Erscheinung, Gestalt und Farbe der lederfarbigen Cochinchinesen hat, von denen er sich nur durch seine zwerghafte Kleinheit unterscheidet.

Die zweite Gruppe der Bantams umfaßt bloß einen Schlag, den der Kampfbantams, die ebenso wie die vorigen Zwerg-Cochinchinesen, so ins Kleine gezüchtete

englische Kampfhühner sind, „denen sie in jeder Hinsicht, also im Stil, in der Feder und in der Färbung gleichen sollen, mit einziger Ausnahme der Größe". Das Gewicht des erwachsenen Hahns soll höchstens 736, das der Henne 567 g betragen.

Die Gattung der Edelfasane (Phasianus *Linn.*) ist vom südöstlichsten Frankreich quer durch Europa und Mittelasien bis Japan und Formosa verbreitet. Der Schnabel ist mäßig groß und stark, an der Spitze gewölbt; Flügel abgerundet, die vierte und fünfte



Edelfasan, Phasianus colchicus *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

Schwungfeder der Hand sind die längsten. Der Schwanz ist stufig, bedeutend länger als die Flügel, unter Umständen fünfmal so lang; seine Federn sind lanzettförmig. Unter den Handschwingen ist die erste erheblich länger als die zehnte. Die 16—18 Steuerfedern werden nicht gewölbt in Gestalt eines Daches, sondern fast flach in einer Ebene getragen, das heißt sie bilden, in der Mitte wenigstens, nur einen sehr stumpfen, unten offenen Winkel, und die äußeren werden von den nächsten inneren völlig überdeckt. Eine Haube fehlt, doch sind bei den Männchen die Ohrfedern beiderseits zur Bildung ansehnlicher, aufrecht stehender Schöpfe verlängert. Das Gefieder ist ohne Augenflecke. Die Gattung umfaßt etwa 25 Arten.

Der gemeine Edelfasan, Phasianus colchicus *Linn.*, ist so buntfarben, daß ich verzichten muß, eine genaue Beschreibung seines Kleides zu geben. Die Federn des Kopfes

und Oberhalses sind grün, mit prächtig blauem Metallglanze, die des Unterhalses, der Brust, des Bauches und der Seiten rötlich-kastanienbraun, purpurfarben schimmernd, alle schwarzglänzend gesäumt, die des Mantels vor dem Saume durch weiße Halbmondflecke geziert, die langen, zerschlissenen Bürzelfedern dunkel kupferrot, purpurfarben glänzend, die Schwungfedern braun und rostgelb gebändert, die Schwanzfedern auf olivengrauem Grunde schwarz gebändert und kastanienbraun gesäumt. Die Iris ist rostgelb, das nackte Augenfeld rot, der Schnabel hell bräunlichgelb, der Fuß rötlichgrau oder bleifarben. Die Länge beträgt 80, die Breite 75, die Flügellänge 25, die Schwanzlänge 40 cm. Beim kleineren Weibchen ist das ganze Gefieder auf erdgrauem Grunde schwarz und dunkel rostfarben gefleckt und gebändert. Auf dem Rücken tritt die dunkle Färbung besonders hervor.

Der Edelfasan bewohnte ursprünglich die Küstenländer des Kaspischen Meeres und Westasien, wurde aber schon in altersgrauer Zeit in Europa eingebürgert. Von Phasis, im Lande Kolchis, kam er nach Griechenland, und von hier aus soll er sich über Südeuropa verbreitet haben und durch die Römer, die sein köstliches Wildbret zu schätzen wußten, auch nach Südfrankreich und Deutschland gebracht worden sein. In den Annalen und der Chronik von Kolmar heißt es, er sei zu Anfang des 13. Jahrhunderts von „Klerikern" in das Elsaß eingeführt worden, jedenfalls aber war er schon zu Albertus Magnus' Zeiten, also um 1250, in der Kölner Gegend ein gemeiner Vogel. Gesner erzählt, Herzog Friedrich habe ihrer 200 in Sachsen losgelassen, und es gäbe dort viele, in der Schweiz hingegen keine. Gegenwärtig ist er wohl in ganz Deutschland vollständig verwildert, ebenso in Österreich und Böhmen. Der Edelfasan ist sehr häufig in Ungarn und Südrußland, seltener schon in Italien, sehr selten in Spanien, geht auch in Griechenland, wo er früher gemein war, seiner Ausrottung entgegen. Weit später ist der chinesische Ringfasan, Phasianus torquatus *Gmel.*, in Europa eingebürgert worden, lebt aber gegenwärtig bei uns fast allerorten und hat sich z. B. in England so häufig mit dem Edelfasan gekreuzt, daß reinrassige Individuen der beiden Arten dort kaum noch zu finden sind. Außer in anderen Färbungsmerkmalen unterscheidet sich die Art durch einen weißen Halsring sogleich von der vorigen.

Alle Edelfasanen meiden geschlossenen Hochwald, bevorzugen dagegen Haine oder dichte Gebüsche, die von fruchtbaren Feldern oder Wiesen umgeben werden und nicht arm an Wasser sind. Sie bewohnen bewaldete, mindestens bebuschte Gelände, in denen sie Deckung finden, die meisten Arten hohe Gebirge, nur wenige das Tiefland. Den Nadelwald meiden sie. Fruchttragende Getreidefelder scheinen zu ihrem Bestehen zwar nicht unumgänglich notwendig, ihnen aber doch sehr erwünscht zu sein. Nach Radde ist der Vogel in der Uferzone des Kaspischen Meeres, am untern Terek, Sulak und Kuban Rohrbewohner geworden. Während des ganzen Tages treiben sie sich auf dem Boden umher, schleichen von einem Busche zum andern, durchkriechen Nahrung versprechende Dornhecken, begeben sich auch wohl an die Ränder der Wälder und von diesen aus auf die Felder, um hier, je nach der Jahreszeit, frische Saat oder gereifte Frucht zu äsen. Die Beeren des giftigen Kellerhalses sollen sie nach Bechstein sehr lieben. Erst mit Einbruch des Abends suchen sie sich einen geeigneten Baum zum Schlafen auf. In Strauchwildnissen übernachten sie einfach auf einem niedergetretenen Binsenstrauche oder einem Dornbusche.

Die Edelfasanen können Getreideäckern, die nahe bei einer wilden Fasanerie liegen, bedeutenden Schaden tun. Einige Fasanenarten, die um 1880 in das westliche Küstengebiet der Vereinigten Staaten eingeführt worden waren, hatten 1896 so zugenommen, daß sie

eine große Gefahr für die Kornäcker zu werden drohten. Die Zeitungen erörterten die Frage, ob nicht der Schaden, den diese Vögel anrichteten, ihren wirklichen Nutzen überwöge.

In früheren Zeiten glaubte man, es mache sich im Frühling, Sommer und Herbst ein „Rauchwerk", d. h. eine Räucherung mit allerlei scharfriechenden und starken Dampf gebenden Dingen nötig, um die verflogenen Fasanen wieder herbeizulocken und die andern zusammenzuhalten.

Die Fasanen sind Standvögel, die das einmal gewählte Gebiet nicht verlassen, bei der Wahl aber bedachtsam zu Werke gehen. Alle haben das Bestreben, nach der Brutzeit einigermaßen im Lande umherzuschweifen und dabei Örtlichkeiten zu besuchen, an denen man sie sonst nicht findet. Wirkliches Reisen verbietet ihnen die Mangelhaftigkeit ihrer Flügel. Sie gehen gut und können, wenn sie wollen, im schnellen Laufe fast mit allen anderen Hühnern wetteifern, fliegen aber schlecht und erheben sich deshalb auch nur im äußersten Notfalle. Leibliche Anstrengung scheint ihnen keine Freude zu machen; selbst während der Paarungszeit benehmen sie sich ruhiger als andere Hühnerarten. Gewöhnlich gehen sie gemächlich und bedachtsam einher, den Hals eingezogen oder geneigt, den schönen Schwanz, ihre Hauptzierde, so weit erhoben, daß die Mittelfedern eben nicht auf der Erde schleifen; bei rascherem Laufe beugen sie den Kopf zum Boden herab und heben den Schwanz ein wenig mehr empor, nehmen auch im Notfalle die Flügel mit zu Hilfe. Im Gezweige höherer Bäume pflegt der Vogel sich aufrecht zu stellen oder mit gänzlich eingeknickten Beinen förmlich auf den Ast zu legen und das lange Spiel fast senkrecht herabhängen zu lassen. Die Sinne sind wohlentwickelt, die Fähigkeiten durchschnittlich gering. Unter sich leben die Fasanen, solange die Liebe nicht ins Spiel kommt, in Frieden, Paarungslust aber erregt den männlichen Teil der Gesellschaften ebenso wie andre Hähne auch und verursacht Kämpfe der allerernstesten Art. Der Hahn schreitet zwar stattlich einher und versteht es, seine Schönheit im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen, kann sich aber doch mit dem Haushahne nicht messen. Die Henne scheint anspruchslos zu sein; ihre Haltung ist stets eine bescheidene. Der Fasan wird nie eigentlich zahm, weil er seinen Pfleger von einem andern nicht unterscheiden lernt und in jedem Menschen einen Feind sieht, den er fürchten muß.

Bis gegen die Paarungszeit hin verbergen sich unsere Vögel soviel wie möglich. Sie bäumen, ungestört, nur kurz vor dem Schlafengehen und halten sich während des ganzen übrigen Tages am Boden auf, zwischen Gebüsch und Gras ihre Nahrung suchend, offene Stellen fast ängstlich meidend, von einem Versteck zum andern schleichend. Ein Hahn pflegt eine Anzahl von Hennen zu führen; ebenso trifft man aber auch sehr gemischte Völker, d. h. solche, die aus mehreren Hähnen und vielen Hennen bestehen. Außer der Brutzeit ist das Aufsuchen der Nahrung ihre größte Sorge. Am frühen Morgen und gegen Abend sind sie besonders rege und zum Umherschweifen geneigt; mit Sonnenuntergang begeben sie sich zur Ruhe. Ihre Nahrung besteht in Pflanzenstoffen der verschiedensten Art, vom Kern bis zur Beere und von der Knospe bis zum entfalteten Blatt; nebenbei verzehren sie Insekten in allen Lebenszuständen, Weichtiere, auch wohl kleine Wirbeltiere und dergleichen, stellen besonders jungen Fröschen, Echsen und Schlangen nach.

Es scheint, daß die wirklich wild lebenden Edelfasanen monogam sind, der Hahn sich während der Brutzeit zu der erwählten Henne hält und an den Pflichten der Aufzucht und Führung der Jungen seinen Anteil nimmt. Dagegen leben die halbdomestizierten Fasanen durchweg in Vielweiberei. Ein Hahn sammelt, wenn andere es ihm gestatten, fünf bis zehn Hennen um sich. An Eifersucht steht er hinter anderen Hähnen durchaus nicht zurück,

kämpft auch mit Nebenbuhlern äußerst mutig und wacker, gibt sich aber keineswegs besondere Mühe, um sich die Gunst der Henne zu erwerben. Wohl tritt auch er auf die Balz und bewegt sich dabei weit lebhafter als gewöhnlich; niemals aber gerät er in jene verliebte Raserei, die die männlichen Waldhühner so wunderlich erscheinen läßt. Er umgeht die Hennen in verschiedenen Stellungen, breitet die Flügel, erhebt die Federohren, ebenso den Schwanz etwas mehr als gewöhnlich, läßt sich auch wohl herbei, einige tanzartige Bewegungen auszuführen, und kräht oder pfeift unter wiederholtem Zusammenschlagen seiner Flügel. Sofort nach vollzogener Begattung bekümmert er sich aber nicht mehr um die Hennen, die er überhaupt weniger sucht als sie ihn, sondern streift nach Belieben im Walde umher, gesellt sich vielleicht auch zu anderen Hähnen, kämpft anfänglich noch ein wenig mit dem einen oder dem andern, lebt jedoch, wenn die männliche Gesellschaft anwächst, mit ihren Teilnehmern in Frieden.

Bei der Ende März erfolgenden Paarung beträgt sich der jetzt in seinem Wesen völlig veränderte Vogel folgendermaßen: Während er sonst sehr schweigsam ist und, ungestört, höchstens beim Aufbäumen ein lautes, hühnerartig gackelndes „Kukukuk kukukuk“ durch den Wald ruft, kräht er jetzt, aber in abscheulicher Weise. Jener Ruf erinnert wohl an das wohlklingende „Kickerickih“ unseres Haushahns, ist aber kurz und heiser, gleichsam unvollständig. Vor dem Krähen erhebt der Fasan das Schwanzgefieder, und während des Lautgebens selbst schlägt er, nach Art unseres Haushahns, mit den Flügeln. Ist eine Henne in der Nähe, so läßt er sich nach dem Krähen auch wohl herab, ihr den Hof zu machen, indem er beide Flügel breitet, den Hals einzieht und zu Boden drückt, selbst einige tanzartige Sprünge versucht, die jedoch niemals gelingen. Dann stürzt er sich auf die Henne, und wenn diese sich nicht augenblicklich seinen Wünschen fügt, kratzt und hackt er sie, als sehe er in ihr nicht die erkorene Braut, sondern einen Nebenbuhler, den er mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen hat. Nach der Begattung kräht er wieder, und dann dreht er der Henne den Rücken zu. Diese Liebeswerbung pflegt in den Morgenstunden stattzufinden; doch kommt es auch vor, daß ein Fasanhahn gegen Abend nochmals balzt; es geschieht dies namentlich dann, wenn er wenig Hennen um sich hat, so z. B. in den Tiergärten, wo man den einzelnen Hahn höchstens mit 3—4 Hennen zusammensperrt. Mit Hennen seiner Vetterschaft paart sich jeder Fasanhahn ohne Umstände, erzielt auch mit allen wiederum fruchtbare Bastarde, mit denen des grünglänzenden Buntfasans, Phasianus versicolor *Vieill.*, aus Japan solche von geradezu bestrickender Schönheit.

Die befruchtete Henne sucht sich ein stilles Plätzchen unter dichtem Gebüsch, hoch aufgeschossenen Pflanzen, beispielsweise also im Getreide, in Binsen oder im Wiesengrase, kratzt hier eine seichte Vertiefung, scharrt in diese etwas Genist aus der nächsten Umgebung und legt nun ihre 8—12 Eier ab, regelmäßig in Zwischenräumen von 24—48 Stunden. Nimmt man ihr die Eier weg, so legt sie mehr, selten jedoch über 16 oder 18. Die Eier sind kleiner und rundlicher als die der Haushenne und einfach gelblich graugrün von Farbe. Nach Tegetmeier und Wickham hat man in England brütende Fasanenhennen öfters in verlassenen Nestern von Wildtauben, kleineren Raubvögeln und Eichhörnchen in der Höhe von 2—6 m gefunden. Die Jungen sollen sich aber sehr häufig, wenn sie das Nest verlassen, zu Tode stürzen. Sofort, nachdem das letzte Ei gelegt ist, beginnt die Henne zu brüten und tut dies mit bewunderungswürdigem Eifer. Sie sitzt so fest, daß sie den gefährlichsten Feind sehr nahe kommen läßt, bevor sie sich zum Weggehen entschließt; und auch dann pflegt sie nicht davonzufliegen, sondern in der Regel davonzulaufen. Muß sie das Nest verlassen, so bedeckt sie die Eier leicht mit den Neststoffen oder einigen Blättern und Grashalmen, die sie

herbeischafft. Nach 25—26 Tagen schlüpfen die hübsch gezeichneten, gewandten Jungen aus. Die Alte hudert sie, bis sie vollständig trocken geworden sind, und führt sie sodann vom Neste weg und zur Äsung. Bei günstiger Witterung erstarken die kleinen, ziemlich behenden Küchlein innerhalb 12 Tagen so weit, daß sie ein wenig flattern können, und wenn sie erst Wachtelgröße erreicht haben, etwa in der dritten Woche, bäumen sie abends regelmäßig mit der Alten. Letztere sucht sie gegen alle schädlichen Einflüsse möglichst zu schützen, gibt sich auch ihrethalben etwaigen Gefahren rücksichtslos preis, erlebt aber doch nur selten die Freude, sie alle groß werden zu sehen, weil junge Fasanen bei uns zulande zu den weichlichsten und hinfälligsten Hühnervögeln gehören. Nach 2—3 Monaten mausern die Jungen, halten sich aber bis spät in den Herbst hinein bei der Mutter und bilden mit dieser ein Gesperre; dann trennen sich zuerst die Hähne und gegen das Frühjahr hin auch die Hennen, die nunmehr fortpflanzungsfähig geworden sind.

In Mittel- und Norddeutschland überläßt man die wenigsten Fasanen sich selbst, greift vielmehr helfend und oft genug auch hindernd ins Brutgeschäft ein. Für den kundigen Pfleger bietet die Aufzucht der Jungen kaum Schwierigkeiten. Sie erfordert allerdings Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Wahl der Nahrungsstoffe, je nach dem Alter der Küchlein, nicht aber so außerordentliche Vorkehrungen und namentlich so wunderbare Futtermischungen, wie einzelne Züchter glauben machen wollen.

Schwerlich gibt es eine andere Hühnerart, die so vielen Gefahren ausgesetzt ist wie der Fasan. Er unterliegt weit eher als alle Verwandten Witterungseinflüssen und wird ungleich häufiger als sie vom Raubzeuge aller Art gefangen. Sein ärgster Feind ist der Fuchs, der die Jagd ebenso regelrecht betreibt wie der Mensch, aber noch besser als dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, das wohlschmeckende Wild zu berücken. Die jungen Fasanen werden von Mardern und Katzen weggenommen, die Eier im Neste von Igeln und Ratten gefressen. Habicht und Sperber, Weihe und Milan tun auch das Ihrige, und selbst der täppische Bussard oder der Rabe sowie Krähe, Elster, Häher nehmen manches Küchlein weg, überwältigen manchen Alten. Doch gleicht ihre starke Vermehrung unter günstigen Verhältnissen alle Verluste, die ihr Bestand erleidet, bald wieder aus.

Unter den übrigen Arten verdient der **Königsfasan**, wie ich ihn genannt habe, **Djenki** oder **Pfeilhuhn** der Chinesen, Phasianus reevesi *J. E. Gray* (Syrmaticus; Abb., S. 74), erwähnt zu werden. Er ist eine der größten Fasanenarten, seine Länge beträgt 2,1, die Schwanzlänge 1,6 m. Der Scheitel, die Ohrfedern und ein breites Halsband sind rein weiß, die Kopfseiten und ein vorn sich verbreiterndes Brustband schwarz, die Federn des Mantels, Bürzels und der Oberbrust goldgelb, schwarz gesäumt, die der Unterbrust und Seiten auf dem weißgrauen Mittelfelde mit einem herzförmigen, schmalen, schwarzen Bande geziert und außen breit rostrot gesäumt, die des Bauches braunschwarz, die Oberflügeldeckfedern schwarzbraun, lichter gerandet und diese Ränder rotbraun gesäumt, die Schwungfedern goldgelb und braunschwarz, die Steuerfedern auf silbergrauem Grunde mit roten, schwarz umsäumten Flecken gebändert und außerdem breit goldgelb gesäumt. Die Iris ist rötlich, der Schnabel wie der Fuß horngelb.

Die Heimatgebiete des Königsfasans sind die östlich und nördlich von Peking gelegenen Gebirge, ebenso auch die Züge, die Schensi von Honan und Hupe von Setschuan trennen.

Zwei der allerschönsten Hühnervögel sind in der Gattung der **Kragenfasanen** (Chrysolophus *Gray*, Thaumalea) vereinigt. Bei ihnen ist die erste Handschwinge kürzer



Königsfasan, Phasianns reevesi *J. E. Gray.* 1/5 natürlicher Größe.

als die zweite, während die fünfte am längsten ist. Die Männchen sind durch eine volle Haube aus etwas zerschlissenen Federn geschmückt und tragen als schönste Zier einen mantelartigen Kragen, dessen aufrichtbare Federn am Ende stumpf abgeschnitten sind.

Der **Goldfasan**, **Kinki** oder **Goldhuhn** der Chinesen, Chrysolophus pictus *Linn.*, darf ein Prachtvogel genannt werden; denn seine Färbung ist ebenso schön, wie seine Gestalt ansprechend. Ein reicher, aus hoch- oder goldgelben Federn bestehender Busch deckt den Kopf des Männchens und überschattet einen Kragen, dessen einzelne Federn der Hauptsache nach orangerot gefärbt, aber tief samtschwarz gesäumt sind, so daß eine Reihe gleichlaufender dunkler Streifen entsteht; die von dem Kragen größtenteils bedeckten Federn des Oberrückens sind goldgrün und schwarz gesäumt, also schuppig, die des Unterrückens und

der Oberschwanzdeckfedern hochgelb, die des Gesichts, des Kinnes und der Halsseiten gelblichweiß, Unterhals und Unterleib leuchtend rot, die Deckfedern der Flügel kastanienbraunrot, die Schwungfedern rötlich graubraun, rostrot gesäumt, die Schulterfedern dunkelblau, lichter gerändert, die Schwanzfedern auf bräunlichem Grunde schwarz gemarmelt oder netzartig gezeichnet und die verlängerten schmalen Oberschwanzdeckfedern dunkelrot. Die Iris ist goldgelb, der Schnabel weißgelb, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 85, die Breite 65, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 60 cm. Beim Weibchen bildet ein trübes Rostrot, das auf der Unterseite in Rostgraugelb übergeht, die Grundfärbung; die Federn des Oberkopfes, Halses und der Seiten sind bräunlichgelb und schwarz, die Oberarmfedern und mittleren Steuerfedern ähnlich, aber breiter gebändert, die seitlichen Schwanzfedern auf braunem Grunde gelbgrau gewässert, Oberrücken und Brustmitte einfarbig. Die Länge beträgt 63 cm.

Neuerdings wird eine im wilden Zustande nicht bekannte Rasse des Goldfasans gezüchtet, die sich durch dunklere Färbung in allen Kleidern und Altersstufen und außerdem dadurch auszeichnet, daß die Schwanzfedern des Männchens bedeutend kürzer sind. Man hat sie unter dem Namen Chrysolophus obscurus *Schl.* unterschieden.

Der nächste Verwandte des Goldfasans, Chrysolophus amherstiae *Leadb.* (Abb., S. 76), mag den deutschen Namen Diamantfasan führen. Nach meinem Geschmack übertrifft er den Goldfasan an Schönheit. Der Federbusch auf der Stirn ist schwarz, im übrigen aber rot; der Halskragen besteht aus silberfarbenen, dunkler gesäumten Federn, das Gefieder des Halses, Oberrückens und der Oberflügeldeckfedern ist hell goldgrün, wegen der dunkeln Vordersäume ebenfalls schuppig, das des Unterrückens goldgelb dunkel schattiert; die Oberschwanzdeckfedern zeigen auf blaßrötlichem Grunde schwarze Bänder und Flecke, die der Unterseite sind rein weiß, die Schwungfedern bräunlichgrau, außen lichter gesäumt, die mittleren Steuerfedern weißgrau getüpfelt, schwarz quer gebändert und gelb gesäumt, die übrigen mehr mäusegrau, die seitlichen Oberschwanzdeckfedern wie bei dem Goldfasan lanzettförmig verlängert und korallenrot gefärbt. Die Iris ist goldgelb, das nackte Wangenfeld bläulich, der Schnabel hell-, der Fuß dunkelgelb. Die Länge beträgt 125, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 90 cm. Das Weibchen ähnelt der Goldfasanhenne.

Transbaikalien und der Osten der Mongolei bis gegen den Amur hin sowie Süd- und Südwestchina und besonders die Provinzen Kansu und Setschuan sind die Heimat des Goldfasans; Ostsetschuan, Jünnan, Kutscho und Osttibet beherbergen den Diamantfasan. Beide bewohnen Gebirge; der Goldfasan lebt jedoch stets in einem niedrig, der Diamantfasan in einem hoch, 2—3000 m über dem Meere, gelegenen Gürtel. Dies behält auch dann Geltung, wenn beide auf demselben Gebirge vorkommen.

Obgleich man zugestehen muß, daß der Goldfasan anderen Arten seiner Familie im wesentlichen ähnelt, darf man ihn doch behender, gewandter und lernfähiger als den Edelfasan nennen. Seine Bewegungen sind höchst anmutig. Gewährt man ihm einen verhältnismäßig großen, teilweise mit Rasen belegten und ebenso mit dichtem Gebüsch bepflanzten Raum, und reicht man ihm ein passendes, d. h. möglichst gemischtes, aus tierischen wie pflanzlichen Stoffen bestehendes Futter, so wird man ihn ebenso leicht erhalten und zur Fortpflanzung bringen können wie jede andere Fasanenart.

Der Goldfasan tritt gegen Ende April auf die Balz. Um diese Zeit läßt er öfter als sonst

seine zischende Lockstimme vernehmen, zeigt sich beweglicher als je, auch höchst kampflustig, und gefällt sich in anmutigen Stellungen, indem er den Kopf niederbeugt, den Kragen hoch aufschwellt, die Flügel breitet, das Spiel erhebt und Wendungen und Drehungen aller Art mit außerordentlicher Zierlichkeit ausführt. Will er die Henne herbeirufen oder seine Liebesgefühle noch anderweitig kundgeben, so läßt er etwa drei- bis viermal nacheinander einen kurz



Diamantfasan, Chrysolophus amherstiae *Leadb.* 1/4 natürlicher Größe.

abgebrochenen Ruf ertönen, der entfernte Ähnlichkeit mit dem Geräusch des Wetzens einer Sensenklinge hat und mit keiner andern Vogelstimme zu verwechseln, aber auch nicht genauer zu beschreiben ist. Da, wo sich die Henne frei bewegen kann, beginnt sie Anfang Mai zu legen, indem sie sich ein wohlverstecktes Plätzchen aussucht und hier nach anderer Fasanen Art ein liederliches Nest zusammenscharrt. Die 8—12 Eier sind sehr klein und ziemlich gleichmäßig hell rostfarben oder gelbrot. In einem engen Gehege brütet die Henne selten, d. h. nur dann, wenn sie sich gänzlich unbeobachtet glaubt; man läßt deshalb ihre Eier von passenden Haushennen ausbrüten und wählt hierzu am liebsten die zwerghaften Bantams. Nach einer Bebrütung von 23—24 Tagen entschlüpfen die äußerst niedlichen Küchlein. Sie verlangen in

den ersten Tagen ihres Lebens, wie die aller Fasanenarten, große Sorgfalt, namentlich trockne Wärme, können aber bei günstiger Witterung bereits nach 2—3 Tagen ins Freie gebracht werden. Nicht immer folgen sie ihrer Pflegemutter, zeigen vielmehr oft Lust, ihr zu entrinnen; doch genügt zuweilen schon ein halber Tag, um sie an die Pflegerin zu gewöhnen. Nach Ablauf der ersten 14 Tage beginnen sie zu bäumen, und wenn sie die Größe einer Wachtel erreicht haben, fragen sie sehr wenig mehr nach der Pflegemutter. Nach etwa vier Wochen beanspruchen sie keine besondere Pflege weiter, sondern können ganz wie alte Fasanen gehalten werden.

Alles, was man zum Lobe des Goldfasans anführen kann, läßt sich, jedoch in reicherem Maße, auch vom Diamantfasan sagen. Er ist noch zierlicher, noch gewandter, behender und, was die Hauptsache, härter, gegen unser Klima weniger empfindlich als der Verwandte, dem er übrigens so nahe steht, daß er sich leicht mit ihm paart und wiederum fruchtbare Bastarde erzielt. Ihm blüht offenbar eine große Zukunft, denn er besitzt alle Eigenschaften, die den Erfolg der Einbürgerung bei uns zulande sichern, soweit dies überhaupt möglich ist.

Ausgezeichnet durch ihren kräftigen Bau sind die Ohrfasanen (Crossoptilum *Hodgs.*). Schnabel und Füße sind sehr kräftig, letztere bespornt, die Flügel mittellang und stark gerundet, unter den Handschwingen die fünfte oder sechste am längsten, die erste kürzer als die zweite, aber so lang wie die zehnte, die 20—24 mäßig langen, abgestuften Schwanzfedern dachartig gelagert, die vier mittelsten gekrümmt und sperrig verästelt oder zerschlissen, die bei allen bekannten Spezies weißen Wangenfedern aufwärts gerichtet und dadurch zu sogenannten Ohren gestaltet, die kleinen Federn mattfarbig und bis auf wenige glanzlos.

Unsere Kunde der Ohrfasanen schreibt sich von Pallas her, der die wissenschaftliche Welt im Jahre 1811 mit einer der fünf bekannten Arten der Gattung, dem Ohrfasan oder Ohrpfau, Maky oder Blauhuhn der Chinesen, Crossoptilum auritum *Pall.*, bekannt machte. Die Länge dieses Vogels beträgt 110, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 50 cm. Das Kleingefieder ist fast gleichmäßig bläulich aschfarben; Kehle und Ohrfedern sind weiß; die Schwungfedern haben schwarze, die an der Wurzel weißen Schwanzfedern stahlblaue Färbung. Die Iris ist braun, das nackte Wangenfeld hochrot, der Schnabel rötlich hornfarben, der Fuß lackrot. Beide Geschlechter sind gleichfarbig.

Eine zweite, von Swinhoe im Jahre 1862 beschriebene, gleichgroße, aus dem Petschebygebirge stammende Art, der Mandschurische Ohrfasan, Crossoptilum manchuricum *Swinh.* (Abb., S. 78), gelangte vor etwa 40 Jahren lebend in unsere Käfige. Auch dieser trägt ein düsterfarbiges Kleid. Kehle, Gurgel, ein schmales Band, das sich von hier aus seitlich am Kopfe hinaufzieht und zu Ohrbüscheln verlängert, sind weiß, die etwas gesträubten Kopffedern, die des Hinterhalses, Oberrückens und der Brust schwarz, die Mantelfedern licht bräunlichgrau, die Bürzelfedern gelblichweiß, die der Unterseite licht graugelb, die Schwingen und Steuerfedern gelbgrau, auf der Außenfahne dunkel gesäumt, die mittleren überhängenden wie die Rückendeckfedern des Silberreihers zerschlissen und grauschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe und minder entwickelte Schmuckfedern von dem Männchen.

Prschewalsky beobachtete den Ohrfasan im Alaschan- und Gansu-Gebirge. Dort wird er von den Mongolen Charataka oder Schwarzhuhn, hier von den Tanguten

Schjarama genannt. Er lebt ausschließlich in Gebirgswäldern, die reich an Felsen und Gebüsch sind, bis zu einer Höhe von 3800 m und, wie es scheint, nur von pflanzlichen Stoffen, jungen, grünen Knospen, Berberitzenblättern, am häufigsten jedoch von Wurzeln verschiedener Pflanzen. Im Spätherbst und Winter sieht man ihn, gewöhnlich in nicht zahlreichen



Mandschurischer Ohrfasan, Crossoptilum manchuricum *Swinh.* 1/7 natürlicher Größe.

Gesellschaften, auf Bäumen sitzen; im Frühlinge und Sommer dagegen beobachtet man ihn am Tage ausschließlich auf dem Boden, und nur gegen Abend bäumt er, um in der sichern Höhe die Nacht zuzubringen. So wenigstens erzählen tangutische Jäger; denn Prschewalsky selbst hat niemals einen Schjarama auf einem Baume gesehen. Von dem Mandschurischen Ohrfasan sagt Davies, er fände sich bis in den ewigen Schnee hinauf, bilde starke Flüge, laufe sehr schnell, fliege fast nie und sei äußerst scheu. Sein heiseres Krähen wäre so laut, daß man es 2 km weit hörte. Beim Beginn des Frühlings lösen sich die Gesellschaften auf, und

von nun an hausen die Vögel paarweise in einem bestimmten Gebiete, um zu brüten. Anfang Mai saßen fast alle von Prschewalsky beobachteten Weibchen bereits auf den Eiern. Das Nest steht, nach Angabe der Tanguten, in dichtem Gebüsch, ist mit etwas Gras ausgekleidet und enthält 5—7 Eier. Bei Beginn des Frühlings, nachdem sich kaum die Gesellschaften aufgelöst haben, beginnen die Männchen zu locken. Ihre überaus unangenehme Stimme erinnert an das Geschrei des Pfaus, nur daß sie weniger laut und abgerissen ist. Außerdem bringen sie, Prschewalsky weiß nicht, ob die männlichen oder weiblichen, noch besondere dumpfe Laute hervor, die teilweise dem Girren der Tauben ähneln. Wird der Schjarama plötzlich heftig erschreckt, so läßt er manchmal noch einen dritten Laut vernehmen. Im allgemeinen schreit das Männchen selten, in unbestimmten Zwischenräumen und gewöhnlich bloß nach Sonnenuntergang.

Diese Unbestimmtheit des Lockens und die große Vorsicht des Schjarama erschweren die Jagd ungemein, wenigstens während des Frühjahrs. Die Schwierigkeit wird noch durch die Beschaffenheit der Gegend vermehrt, die die Mitnahme eines Hundes verbietet, so daß der Jäger wohl oder übel auf sein eignes Gehör und Gesicht sich verlassen muß. Da der vorsichtige Vogel den Jäger fast jedesmal kommen hört und sich dann durch äußerst schnelles Laufen ins Dickicht rettet, so ist die Jagd beinahe aussichtslos. Erhebt er sich fliegend, so geschieht dies trotz seiner Größe still und lautlos, so daß man ihn oft nicht wahrnimmt. Er fliegt äußerst ruhig, im allgemeinen ähnlich wie ein Auerhahn, in der Regel aber nicht weit weg, fällt wieder zu Boden und eilt laufend weiter.

Die tangutischen Jäger erlegen die Ohrfasanen hauptsächlich im Winter, wenn sie auf den Bäumen sitzen, fangen aber weit mehr, als sie mit dem Gewehr erlangen, in Schlingen. Die Hauptbeute des Jägers bildet der Schwanz, dessen vier lange, zerschlissene Federn als höchster Schmuck für Hüte chinesischer Offiziere gebraucht und schon an Ort und Stelle mit je 20 Pfennig unsers Geldes bezahlt werden.

Gefangene Ohrfasanen sind sanft und zutulich, gewöhnen sich leicht an Käfig und Pfleger, dauern vortrefflich aus, pflanzen sich ohne sonderliche Umstände fort und vermehren sich so stark, daß auch sie unter die ausgezeichnetsten Käfigvögel gezählt werden dürfen.

Die Merkmale der Fasanhühner (Gennaeus *Wagl.*, Euplocomus) sind gestreckter Bau, ziemlich schwacher Schnabel, mäßig hohe, bespornte Füße, kurze, gerundete Flügel, deren Handschwingen das gleiche Längenverhältnis zeigen wie bei der vorigen Gattung, mittellanger, aus 16 Federn gebildeter, dachartiger Schwanz, nackte, warzige Wangen und ansprechendes Gefieder. Den Männchen kommt ein zerschlissener Federschopf zu.

Das Fasanhuhn, Kirrik der Inder, Gennaeus muthura *Gray* (melanotus; Abb., S. 80), ist auf der Oberseite glänzend schwarz, auf dem Vorderhals und der Brust weißlich, auf dem Bauch und den untern Schwanzdeckfedern düster braunschwarz, die Iris braun, der Schnabel blaß horngelb, das nackte Wangenfeld lebhaftrot, der Fuß horngrau. Die Länge beträgt 60, die Breite 72, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 26 cm. Die Färbung des etwas kleineren Weibchens ist ein düsteres Umberbraun; jede Feder aber zeigt einen lichtgrauen Schaftstrich und ebensolchen Endsaum. Letzterer ist unten und auf dem Oberflügel breiter und lichter als oben: es entsteht daher dort eine fleckige, hier eine bindenähnliche Zeichnung. Die die Kehle bekleidenden Federn sind lichtgrau und ungefleckt, die mittleren Steuerfedern auf umberbraunem Grunde lichtgrau marmoriert, die seitlichen grauschwarz, mit grünlichem Schimmer.

Das Wohngebiet des Fasanhuhns ist der östliche Himalaja. Über sein Freileben wissen wir wenig; dagegen haben Davison und besonders Oates über eine nahverwandte Art, das Gestreifte Fasanhuhn, Gennaeus lineatus *Vig.*, ziemlich ausführliche Mitteilungen gemacht. Der letztere beobachtete es in Oberpegu. Hier scheint es felsige und sehr steile, mit hohem Grase bewachsene Hügel zu gebrauchen, um sich zu verbergen, und flaches, grasloses, mit Buschwerk und kleinen Bäumen bestandenes, aufgeschwemmtes Land, um sich ernähren zu können. Ein alter Hahn gewährt einen sehr seltsamen Anblick. Man sieht nur seinen Schwanz sich durch das Gras bewegen und denkt zunächst immer, man habe eine noch unbekannte Art Stachelschwein oder Dachs oder sonst irgendein Säugetier vor sich,



Fasanhuhn, Gennaeus muthura *Gray*. 1/5 natürlicher Größe.

außerdem erinnert auch sein Geschrei sehr an das der Schleichkatzen. Diese Fasanhühner laufen mit großer Schnelligkeit und leben hauptsächlich von den Schößlingen einer Orchideenart, die sehr saftig sind, und deren Genuß es ihnen ermöglicht, einige Zeit ohne Wasser zu leben. In der Mitte der heißen Jahreszeit müssen die Fasanhühner die Hügel von Oberpegu räumen, denn dann wird das lange Gras abgebrannt. Beim Eintritt der Regenzeit kommen sie wieder und brüten im August.

Dieser Vogel ist in Pegu selten oder häufig, je nachdem das Land flach oder bergig ist; hoch in den Bergen wird er so gemein, daß es nicht schwer hält, an einem Vormittag ein Dutzend seiner Art zu schießen, ohne nur den Weg zu verlassen. Er scheut alle angebauten Gegenden und will da, wo er frißt, immer eine möglichst dichte Deckung haben. Wenn er seine Nahrung sucht, geht er allein oder paarweise. Außer von jungen Orchideentrieben lebt er besonders von Insekten, und zwar in erster Linie von Ameisen und Termiten. Die letzteren bilden auch das einzige Futter, mit dem man ihn in der Gefangenschaft halten kann.



Silberfasan.

Die Legezeit beginnt um den 1. März herum, und Ende des Monats haben alle Hennen, ältere und jüngere, zu legen angefangen. Nur in dieser Zeit machen die Hähne jenes sonderbare Geräusch mit den Flügeln, das den Fasanhühnern eigentümlich ist. Die Küchlein sind, sobald sie nur das Ei verlassen haben, vortrefflich zu Fuß und laufen außerordentlich schnell. Es ist ganz erstaunlich, in wie kurzer Zeit sie sich unsichtbar zu machen verstehen.

Diese Fasanenart ist eigentlich nicht sehr scheu, im Gegenteil eher zutraulich, aber sie hat die Gewohnheit, sich vor dem Menschen lautlos zu drücken, und wer ihre Sitten nicht kennt, wird wenig solche Vögel zu sehen bekommen. Sie fliegen bloß auf, wenn sie plötzlich überrascht werden, und dann setzen sie sich so rasch wie möglich wieder hin. Der einzige Stimmlaut, den sie oft hören lassen, sowohl wenn sie erschreckt sind, als wenn sie sich zur Ruhe begeben, ist ein einfaches Glucken.

In Tenasserim dagegen ist die gleiche Art, laut Davison, scheu, weil sie vielleicht hier mehr Nachstellungen erfährt. Sie zieht mit Bambus und wenigen Bäumen bestandene Dschangeln dem dichten Walde vor. Man trifft sie einzeln, paarweise und in kleinen Gesellschaften; wahrscheinlich die Henne mit ihren älteren Jungen. Die Eingeborenen fangen viele Hähne mit Hilfe eines Lockhahns, der in die Dschangel gebracht und hier mit einem Beine an einen in die Erde geschlagenen Pflock befestigt wird. Um ihn herum werden Schlingen aufgestellt. Er schreit und macht sein Flügelgeräusch, und jeder andere Hahn, der das hört, wird dadurch angezogen, eilt wütend herbei und fängt sich. Um zu fressen, kommen diese Vögel ins Freie auf die Waldblößen und in die Reisfelder, was sie auch bei hellem Mondschein tun sollen.

In den Tiergärten pflegt man den Fasanhühnern die Eier wegzunehmen und sie durch Haushennen ausbrüten zu lassen. Die Küchlein schlüpfen nach 24—25, nicht selten erst nach 26 Tagen aus, sind äußerst niedliche, behende und gewandte Geschöpfe, benehmen sich im wesentlichen ganz wie die Küchlein der Haushenne, zeigen sich aber einigermaßen wild und scheu. In der dritten Woche ihres Lebens flattern sie, und von nun an pflegen sie oft zu bäumen, auch ihre Nachtruhe auf erhabenem Sitze zuzubringen. Mit acht Wochen haben sie fast die volle Größe erlangt. Anfang Oktober, in günstigen Jahren vielleicht schon Mitte September, beginnt die Mauser; im November haben sie das Kleid der Alten angelegt. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, verlieren sie ihre Scheu gegen den Pfleger, und wenn man sie mit den Hühnern im Gehöfte umherlaufen läßt, kommen sie nach kurzer Zeit zu den gewohnten Futterplätzen und benehmen sich bald wie Haushühner. Sie besitzen alle guten Eigenschaften des Fasans, übertreffen ihn aber bei weitem durch Gewandtheit, Klugheit und Fruchtbarkeit, scheinen mir auch für Witterungseinflüsse minder empfindlich zu sein als jener. Ihre Färbung würde zu unserem Walde vortrefflich passen, und die treue Mutterpflege der Henne künstliche Aufzucht der Jungen kaum nötig machen. Einen Versuch wären diese Vögel gewiß wert. Bemerken will ich noch, daß alle Arten, die man unterschieden hat, mit ihren nächsten Verwandten wie auch mit dem Silberfasan sich paaren und wiederum fruchtbare Bastarde erzielen.

Zu den Fasanenhühnern gehört auch der Silberfasan, Gennaeus nycthemerus *Linn.*, mit langem, dickem, hängendem Kopfbusch und keilförmig verlängertem, dachartigem Schwanz, dessen mittlere Federn sich nicht seitlich hinausbiegen und nur leicht herabkrümmen. Der Federbusch am Hinterkopf ist glänzend schwarz, der Nacken und der Vorderteil des Oberhalses weiß, die ganze übrige Oberseite gleichfalls weiß, mit schmalen, schwarzen

Zickzacklinien quer gewellt, die Unterseite schwarz, stahlblau schimmernd; die Schwungfedern sind weiß, sehr schmal schwarz quer gesäumt und mit einander gleichlaufenden, breiten Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern auf weißem Grunde ähnlich gebändert, je weiter nach außen hin, um so dichter und deutlicher, die nackten Wangen schön scharlachrot. Die Iris ist hellbraun, der Schnabel bläulichweiß, der Fuß lack- oder korallenrot. Die Länge beträgt 110, die Flügellänge 36, die Schwanzlänge 67 cm. Das Gefieder des bedeutend kleineren Weibchens zeigt auf rostbraungrauem Grunde eine sehr feine graue Sprenkelung; Kinn und Wange sind weißgrau, Unterbrust und Bauch weißlich, rostbraun gefleckt und schwarz in die Quere gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen der Rückenfärbung entsprechend, die äußeren Schwanzfedern mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet.

Wir kennen die Zeit nicht, in der die ersten lebenden Silberfasanen nach Europa gelangten, dürfen aber annehmen, daß es nicht vor dem 17. Jahrhundert geschehen ist, da die Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, z. B. Gesner, den so schönen und auffallenden Vogel nicht erwähnen. Seine Heimat ist Südchina, nach Norden hin bis Fokien und Tschekiang; er lebt gegenwärtig jedoch nur noch in wenigen Gegenden, wird dagegen in ganz China und in Japan sehr häufig zahm gehalten. In Europa gedeiht er bei einfacher Pflege ausgezeichnet, und zwar im Freien ebensogut wie auf dem Hofe oder in einem größeren Gebauer. Man hat versucht, ihn in unseren Waldungen auszusetzen; aber leider mit ungünstigem Erfolge, denn das Männchen mit seiner weithin sichtbaren Oberseite fällt allem Raubzeuge zum Opfer, anderseits vertreibt es durch seine Kampflust jedes andere Waldhuhn, besonders den nützlicheren Edelfasan. — In China heimisch ist auch der auf Taf. „Hühnervögel III", 4 (bei S. 61) abgebildete Swinhoes Fasan, Gennaeus swinhoei *Gould* (Euplocomus).

Hinsichtlich seiner Bewegungsfähigkeit und Beweglichkeit steht der Silberfasan hinter seinen Verwandten zurück. Zum Fliegen entschließt er sich nur im Notfalle, und wenn er wirklich aufstand, streicht er höchstens eine kurze Strecke weit und fällt dann wieder auf den Boden ein. Die Stimme ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Frühling, während der Paarung, vernimmt man am häufigsten ein langgedehntes, klangvolles Pfeifen, außerdem meist nur ein dumpfes, gackerndes „Radara dukdukduk", dem erst, wenn der Vogel in Aufregung gerät, das Pfeifen angehängt wird. In seiner Bewerbung um die Gunst des Weibchens zeigt er sich noch nachlässiger als seine Verwandten. Er ist allerdings auch sehr aufgeregt und im höchsten Grade kampflustig, dem Weibchen gegenüber aber gebärdet er sich keineswegs auffallend. Gewöhnlich hebt er nur die Haube, wenn er seine Liebesgefühle ausdrücken will.

Die Henne legt 10—18 Eier, die entweder gleichmäßig rotgelb oder gelblichweiß von Farbe sind. Wenn man ihr die Eier läßt, brütet sie selbst, und zwar mit großer Hingebung. Nach 25 Tagen schlüpfen die Küchlein aus, kleine, allerliebste Geschöpfe, die das höchst ansprechend gezeichnete Dunengefieder vortrefflich kleidet. Sie wachsen ziemlich rasch so weit heran, daß sie fliegen oder wenigstens flattern können, erlangen aber erst im zweiten Lebensjahre die volle Größe und die Tracht ihrer Eltern. In der frühesten Jugend bevorzugen auch sie Insektennahrung; später halten sie sich hauptsächlich an Grünes der verschiedensten Art; schließlich verzehren sie härtere Fruchtstoffe, namentlich Körner und Getreide. Kohl, Salat, Obst sind Leckerbissen.

Das Wildbret ist ebenso wohlschmeckend wie das eines jeden andern Fasans, erreicht seinen Hochgeschmack aber nur dann, wenn man dem Vogel größere Freiheit gewährt und ihm wenigstens gestattet, sich im Hofe und Garten umherzutreiben.



Glanzhuhn.

Die Glanzfasanen (Lophophorus *Temm.*) bilden eine weitere Gattung. Sie unterscheiden sich von der vorhergehenden besonders durch ihren kurzen, sanft gerundeten Schwanz und sind auf das Hochgebirge Süd- und Hinterasiens beschränkt.

Hoch oben in den Waldungen des Himalaja, von den Vorbergen an, die gegen Afghanistan abfallen, bis nach Sikkim und Bhutan, dem äußersten Osten des Gebirges, bewohnt die zwischen 2000 und 3000 m über dem Meere liegenden Höhen ein prachtvolles Huhn, vielleicht das schönste seiner Familie, das Glanzhuhn, von den Bewohnern des Himalaja Monaul oder Monal, von den Forschern gewöhnlich Glanzfasan genannt, Lophophorus impeyanus *Lath.* (refulgens).

Von der Farbenpracht des Monaul ist schwer eine Beschreibung zu geben. Der Kopf, einschließlich des wie aus goldenen Ähren zusammengesetzten Busches und die Kehle sind metallischgrün, der Oberhals und Nacken schimmernd purpur- oder karminrot, mit Rubinglanz, der Unterhals und Rücken bronzegrün, goldglänzend, der Mantel und die Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die Oberschwanzdeckfedern violett- oder bläulichgrün, ebenso glänzend wie das übrige Gefieder; einige Federn des Unterrückens sind weiß, die Unterteile schwarz, auf der Brustmitte grün und purpurn schimmernd, auf dem Bauche dunkel und glanzlos, die Schwungfedern schwarz, die Steuerfedern zimtrot. Die Iris ist braun, die nackte Stelle um das Auge bläulich, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß düster graugrün. Beim Weibchen sind Kehle und Gurgelgegend weiß, alle übrigen Federn auf blaß gelbbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, gewellt und gebändert, die Schwungfedern schwärzlich, die des Armes und die Steuerfedern schwarz und braungelb gebändert. Die Länge des Hahns beträgt 65, die Breite 85, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 21 cm. Die Henne ist merklich kleiner.

Über das Freileben des Monaul, dessen Verbreitungsgebiet sich über den ganzen südlichen Himalaja und Kaschmir erstreckt, haben wir einen Bericht durch einen sich „Mountaineer" nennenden Jagdschriftsteller erhalten, dem wir das Folgende entnehmen. Von dem ersten höheren Kamm über den Ebenen bis zur Waldgrenze hinauf bemerkt man den Monaul in jeder Höhe, und inmitten des Gebirges ist er einer der häufigsten Jagdvögel. Während des Sommers begegnet man ihm selten, weil die üppig grünenden Schlingpflanzen dann das Innere des Waldes dem Auge verschließen; dagegen gewahrt man ihn um diese Zeit in ziemlicher Anzahl in der Nähe der Schneefelder, namentlich morgens und abends, wenn er hier erscheint, um Futter zu suchen. Wenn die kalte Jahreszeit heranrückt, die Rankengewächse und die den Boden deckenden Pflanzen verdorren, scheint der Wald von ihnen erfüllt zu sein. Sie schlagen sich jetzt in Ketten zusammen, und in mancher Gegend kann man mehr als hundert im Laufe eines Tages aufjagen. Im Sommer steigen fast alle Männchen und einige von den Weibchen im Gebirge empor; im Herbst wählt alt und jung dick mit abgefallenem Laube bedeckte Stellen des Waldes, weil jetzt hier die meisten Insektenlarven gefunden werden. Je mehr der Winter herannaht und das Gebirge mit Schnee bedeckt, um so mehr suchen sie tieferliegende Gegenden auf. Im Frühling ziehen alle, die ins Tal gedrängt wurden, allmählich, sowie der Schnee schmilzt, wieder nach oben.

Die Weibchen scheinen weniger scheu zu sein als die Männchen. Der Flug der letzteren ist eigentümlich. Der Monaul pflegt nämlich, wenn er weitere Strecken durchmessen will, ohne Flügelschlag, aber mit zitternder Bewegung der Schwungfedern dahin zu schweben. Spielt dann die Sonne auf seinem prachtvollen Gefieder, so erscheint er unbedingt als der

schönste aller Fasanvögel. Den Lockruf, ein lautklagendes Pfeifen, hört man im Walde zwar zu allen Stunden des Tages, am häufigsten aber doch vor Tagesanbruch und gegen Abend.

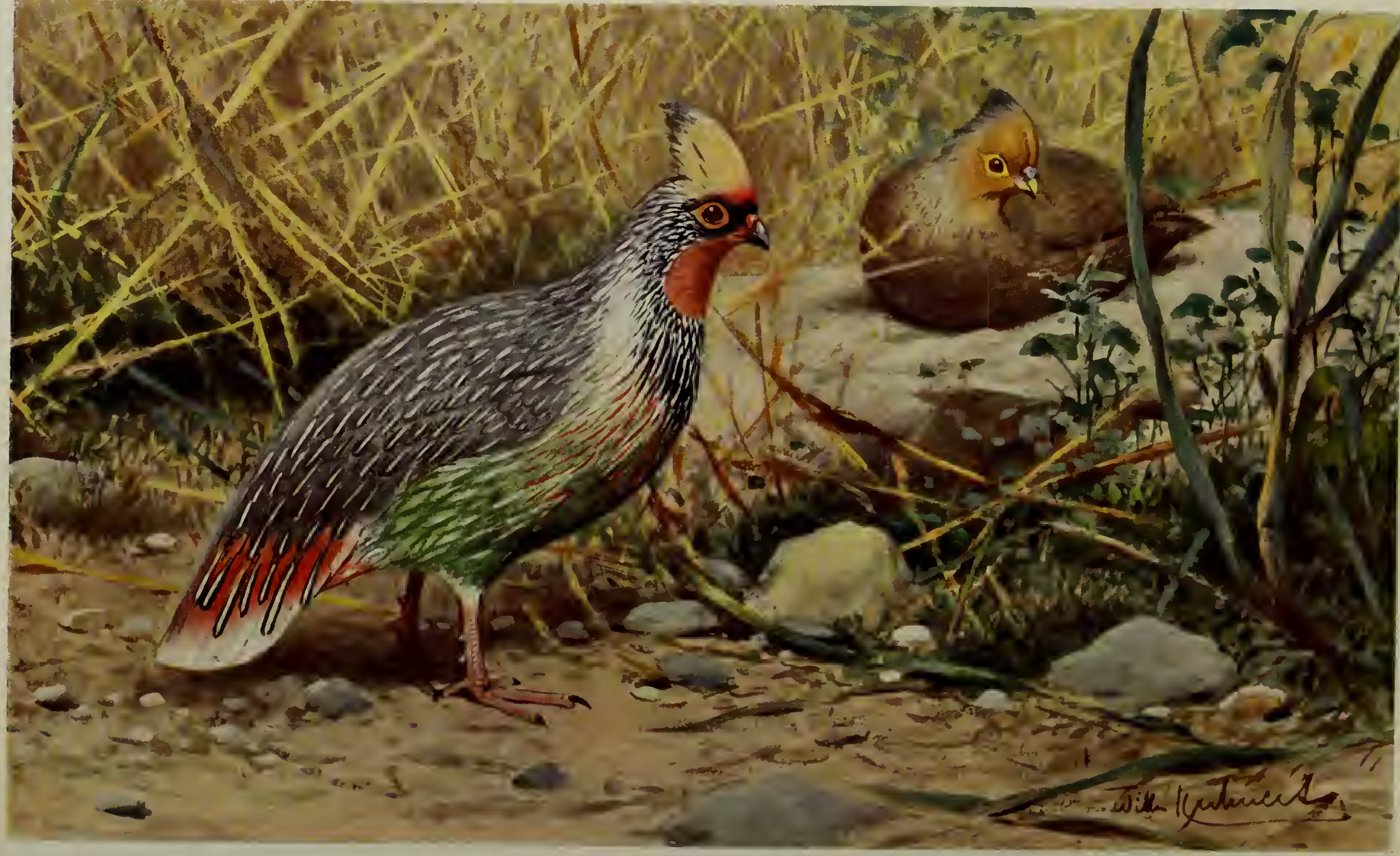
Der Monaul nährt sich von Wurzeln, Blättern, jungen Schößlingen, verschiedenen Grasarten und Kräutern, Beeren, Nüssen und andern Sämereien, aber auch von Insekten aller Art. Im Herbste sucht er letztere unter den abgefallenen Blättern zusammen; im Winter äst er oft in den Weizen- und Gerstenfeldern. Er beschäftigt sich, seinen hierzu besonders geeigneten Schnabel angemessen verwendend, jederzeit eifrig, nicht selten mehrere Stunden nacheinander, mit Graben. Die Brutzeit beginnt bald nach Eintritt des Frühjahrs. Die Henne bereitet ihr Nest unter einem kleinen deckenden Busche oder einem Grasbüschel und legt 5 Eier, die auf düsterweißem Grunde mit rötlichbraunen Punkten und Flecken getüpfelt sind. Die Küchlein entschlüpfen den Eiern Ende Mai.

Manche Jäger achten das Wildbret des Monaul dem Fleische des Truthuhns an Güte gleich, andere behaupten, daß es kaum eßbar sei. Entsprechend der Jahreszeit bietet die Jagd größere oder geringere Schwierigkeiten; bei der Häufigkeit dieses prachtvollen Wildes erzielt der geschickte Jäger aber doch regelmäßig reiche Beute.

Es ist leicht, alt gefangene Monauls im Käfige zu erhalten; demungeachtet zählt der prachtvolle Vogel in unseren Tiergärten noch zu den Seltenheiten. In Indien kann man geeigneten Ortes so viele gefangene Glanzhühner erhalten, wie man will; die Kinder der luftigen Höhe vertragen aber die Hitze der Tiefe nicht, und die meisten sterben während der Reise. Sie führen auch in der Gefangenschaft ein möglichst verstecktes Leben, verbergen sich gern vor dem Beobachter, zeigen sich immer etwas ängstlich, graben beständig, bearbeiten die Rasenplätze in ihrem Käfig ohne Unterlaß und verunstalten sehr bald ihr Gebauer. Den Winter überstehen sie ebenso leicht wie unsere Fasanen. In Tierparks und Tiergärten haben sie mehrfach gebrütet. Da man den gefangenen hier die Eier wegnimmt, um diese von Haushennen ausbrüten zu lassen, erzielt man in der Regel 10—14 Eier von einem Paare, selten aber mehr als 5—7 Junge. Die Küchlein ähneln denen anderer Hühner in Gestalt und Färbung, lassen sich aber an ihrer bedeutenden Größe leicht erkennen. Ihr Dunenkleid ist auf dunkelbraunem Grunde lichter gestreift und dunkel gemarmelt; die Unterseite pflegt einfarbig gelblichweiß zu sein. Sie wachsen rasch heran, sind aber zart, und viele gehen während der letzten Mauser zugrunde.

Hierher gehört auch die Gattung der ebenso hübsch als eigentümlich gefärbten Blutfasanen oder Grünhühner (Ithagenes *Wagl.*), die die Hochländer und Gebirge der innern Teile des südöstlichen Asien bewohnen. Sie haben einen kurzen derben Schnabel, einen mäßig langen abgerundeten, aus 14 Federn gebildeten Schwanz. Das Gefieder der Männchen ist teilweise grün; die Federn sind weich und spitzig; ein großer nackter Fleck umgibt das Auge. Jeder Lauf ist mit zwei oder mehr, zuweilen vier Sporen bewaffnet, die dem weiblichen Geschlecht gewöhnlich fehlen.

Der Blutfasan, Ithagenes cruentus *Hardw.*, vom Osthimalaja und Tibet hat eine volle, rötlichgelbe Haube, schwarze Stirn und Zügel, bleifarbigen Rücken, bräunliche Schwung- und Schwanzfedern mit weißen Spitzen an den letzteren und einen grünen Anflug auf den Deckschwingen und dem Bürzel. Die Wangen, die Kehle und viele der unteren und oberen Schwanzdeckfedern sind rot, die Brust ist gelbgrün mit roten Streifen. Die Weibchen sind grau, braun und rötlichgelb. Man findet die Tiere in Trupps von 20 oder



Blutfasan.

30 Stück in Höhen zwischen ca. 3000 und 4500 m, immer in unmittelbarer Nachbarschaft des Schnees. Das Flugvermögen der dreisten Vögel ist beschränkt; dafür sind sie sehr gut zu Fuße. Die Stimme ist ein schwaches Gegacker. Gelegentlich graben sie sich in den Schnee ein, wie es manche Schneehühner tun. Ihre Nahrung besteht aus Gras, Insekten, Beeren und Schößlingen von Wacholder oder Fichten. Die Eier der Blutfasanen sind graugelb, violett überhaucht und messen bei Ithagenes cruentus 42 × 29 mm.

Bei den Satyrhühnern (Tragopan *Cuv.*, Ceratornis) ist der Leib gedrungen, der Schnabel sehr kurz und ziemlich schwach, der Fuß niedrig, aber kräftig gespornt, der Flügel mittellang, der aus 18 Federn bestehende Schwanz kurz und breit. Ein kleines, kegelförmiges, nach vorn gekrümmtes Horn erhebt sich am hintern Ende jedes nackten Augenringes. Diese Hörnchen bestehen, nach Muritz, aus einem schwarzen, soliden, aber sehr leichten Kern, der von einer Fleischhaut überzogen ist, und werden bei der Balz aufgerichtet; das Aufrichten geschieht willkürlich durch den Zug von der Stirn herkommender quergestreifter Muskelbündelchen. Ein nacktes, ausdehnbares Kehlfeld vergrößert sich seitlich durch zwei Hautlappen. Das Gefieder ist sehr reich, auf dem Hinterhaupte hollenartig verlängert, seine Färbung prächtig, seine Zeichnung überaus zierlich.

Das Satyrhuhn, Tragopan satyra *Linn.* (Abb., S. 86), das den Osten des Himalaja, Nepal und Sikkim bewohnt, ist wohl die prachtvollste Art. Stirn, Scheitel, ein ziemlich breites Band, das über die Schläfe weg zum Hinterhaupte läuft, und ein schmaler Saum, der die Lappen umgibt, sind schwarz, Hinterkopf, Nacken, Oberhals und Flügelbug einfarbig karminrot, Oberrücken, Brust und Bauch auf rotem Grunde mit weißen, schwarz gesäumten, an der Spitze der Federn stehenden Augenflecken gezeichnet. Mantel und Oberschwanzdeckfedern sind braun, fein schwarz und gelb gebändert und alle Federn an der Spitze ebenfalls mit einem Augenfleck geziert, einige Oberflügeldeckfedern auch rötlich gefleckt, die Schwungfedern auf dunkelbraunem Grunde schmutzig lehmgelb gesäumt und gebändert, die Steuerfedern schwarz, im Wurzelteile dunkel brandgelb quergestreift. Die Iris ist tiefbraun, die nackte Augengegend, die Hörner, die Gurgel und die Lappen sind tief königsblau, rot und orangegelb gefleckt, die Füße gelbbraun. Die Länge beträgt ungefähr 75, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 28 cm. Bei dem merklich kleineren Weibchen herrscht ein ansprechendes Braun vor; es ist auf der Oberseite dunkler als auf der Unterseite und wird durch zahlreiche schwärzliche und rötliche Querbänder und Flecke sowie weißliche Schaftstriche und Schaftflecke gezeichnet.

Über das Freileben der Satyrhühner berichtet der bereits genannte „Mountaineer", und zwar nach Beobachtungen einer im nordwestlichen Himalaja lebenden, dort Jewar genannten Art, Tragopan melanocephalus *Gray* (hastingi). „Die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieses Prachtvogels sind dichte und dunkle Waldungen, hoch oben im Gebirge, nicht weit unter der Schneegrenze. Im Winter zieht er sich tiefer herab und siedelt sich dann in den dichtesten Stellen der Eichen-, Walnuß- und Morendawaldungen an, wo Buchsbaum vorherrscht und der Bergbambus unter den höheren Bäumen undurchdringliche Dickichte bildet. Hier begegnet man ihm in Gesellschaften von zwei oder drei Stück bis zu einem Dutzend und mehr Ketten, die vielleicht alljährlich dieselbe Örtlichkeit wieder aufsuchen, nicht aber in geschlossenen Völkern, sondern über einen beträchtlichen Teil des Waldes verteilt.

„Im Winter ist der Jewar, solange er nicht geängstigt wird, durchaus stumm;

wenigstens habe ich ihn um diese Zeit aus freiem Antriebe niemals schreien hören. Wird er aufgescheucht, so stößt er klägliche Schreie aus, die dem Blöken eines jungen Lammes nicht unähnlich klingen und sich durch die Silben ‚wä wä wä‘ ungefähr ausdrücken lassen. Anfänglich folgen sich diese Laute so langsam, daß man sie bestimmt unterscheiden kann; später werden sie rasch nacheinander herausgeschrieen, und unmittelbar darauf pflegt sich der Vogel zu erheben. Nach dem ersten Aufscheuchen fliegt er nur bis zum nächsten Baume; wird er



Satyrhuhn, Tragopan satyra *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

jedoch öfter aufgetrieben, so streicht er gewöhnlich eine ziemliche Strecke weit weg und dann am liebsten bergab. Sein Flug zeichnet sich durch Schnelligkeit und durch ein eigentümliches Schwirren aus, so daß man den Jewar, auch wenn man ihn nicht sieht, leicht von den anderen Wildhühnern unterscheiden kann. Da, wo seine Aufenthaltsorte oft von Jägern und Eingeborenen besucht werden, ist er vorsichtiger, und wenn solche Besuche regelmäßig stattfinden, wird er zuletzt so scheu, daß er darin jeden andern Vogel übertrifft. Seine Nachtruhe hält er nur auf Bäumen.

„Mit Frühlingsanfang, sobald der Schnee in den höheren Gebirgen zu schmelzen beginnt, verlassen die Satyrhühner ihre Winterherberge, vereinzeln sich nach und nach und verteilen sich in den stilleren und zurückliegenden Wäldern des Gürtels der Birke und weißen

Alpenrose, wo sie gewöhnlich die äußerste Grenze des Waldes beziehen. Schon im April paaren sie sich, und jetzt trifft man öfter als je mit den Männchen zusammen. Viele von diesen scheinen auf der Wanderschaft zu sein, wahrscheinlich, um sich eine Gefährtin zu suchen. Sie schreien viel und während des ganzen Tages, setzen sich dabei in die dichten Zweige der Bäume oder auf einen zu Boden gefallenen Baumstamm und scheinen nicht so ängstlich bedacht, sich zu verstecken. Der Paarungsruf ähnelt dem Laute, den man vernimmt, wenn man ein Volk aufscheucht, ist aber viel lauter und besteht nur aus einer einzigen Silbe, einem kräftigen ‚Wä‘.

„Die Hauptnahrung des Jewar sind Baumblätter und Knospen, namentlich solche der verschiedenen Eichen und Buchsbaumarten; nebenbei werden aber auch Wurzeln, Blumen, Beeren, Sämereien und Körner und ebenso Käfer und andere Insekten mit aufgenommen, immer aber verhältnismäßig wenige im Vergleich zu den Blättern."

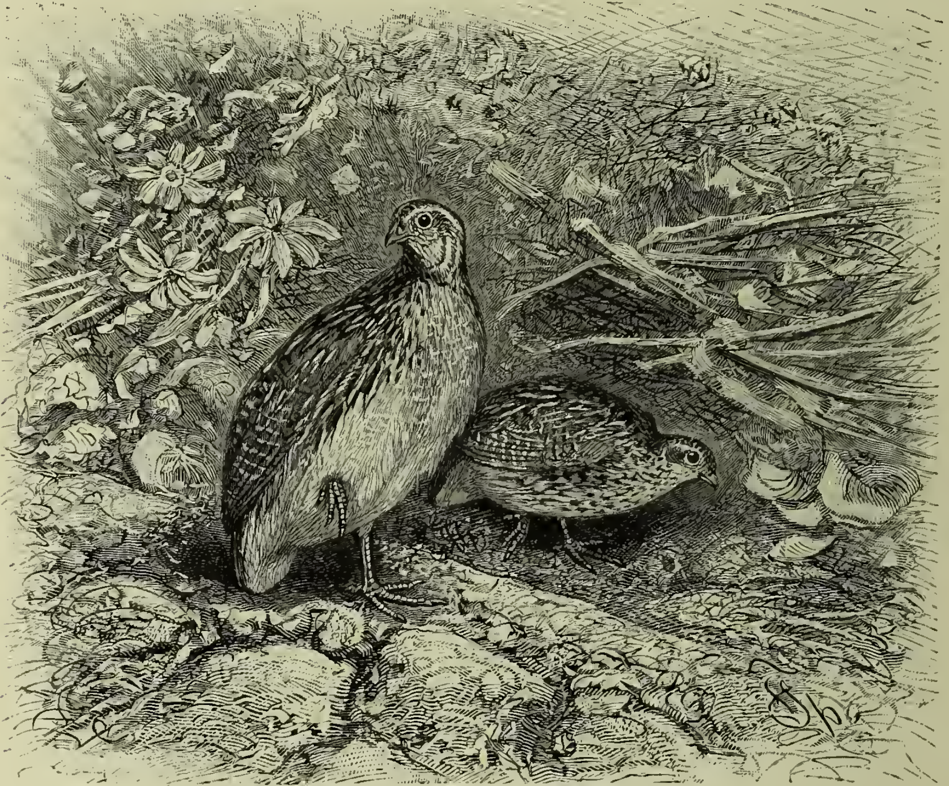
Über das Brutgeschäft berichtet unser Gewährsmann nichts; wir kennen es jedoch wenigstens teilweise durch Beobachtungen an gefangenen Satyrhühnern. Sie halten sich leichter als viele ihrer Verwandten im Käfig, ertragen unser Klima recht gut und schreiten bei geeigneter Pflege regelmäßig zur Fortpflanzung. Während der Balz entfaltet der Hahn seine volle, wunderbare Pracht, indem er im Augenblicke des höchsten Entzückens seine Hörner aufrichtet und den Kehllappen entrollt. Diese entfalten sich für Augenblicke zu einem großen, hinter den Augen beginnenden Hautschild von etwa 20 cm Länge und 15 cm Breite, das zwei seitliche und ein mittleres Farbenfeld zeigt. Letzteres läßt auf tief kornblumenblauem Grunde zahllose heller blaue, größere und kleinere tropfenartige Flecke erkennen, während auf den beiden himmelblauen Seitenfeldern je acht bis neun blutrote Querflecke leuchten. Außer der Balzzeit gewinnt man von der Farbenpracht der genannten Gebilde keine Vorstellung; denn die Hörner sind dann zurückgeklappt, und der Kehllappen ist eingezogen, und beide sind kaum sichtbar.

Im Käfig legt die Henne selten mehr als 6 Eier nacheinander, wiederholt das Legen aber, wenn man ihr die Eier wegnimmt. Diese sind etwa 60 mm lang, 43 mm dick, echt eiförmig, ziemlich starkschalig, und auf bräunlich- oder braungelbem Grunde entweder mit sehr feinen hellbraunen oder mit gröberen dunkelbraunen Flecken gezeichnet. Werden der Henne die Eier gelassen, so brütet sie eifrig, etwa 26 Tage lang, bemuttert und führt auch die Jungen aufs treueste. Letztere legen zum Teil schon im ersten, sicher im zweiten Lebensjahre ihr Prachtkleid an; die Weibchen des Satyrhuhns sind meist schon im nächsten Frühjahre nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig.

Gedrungene, kurzschwänzige Vögel von durchschnittlich mittlerer, zum Teil geringer Größe enthält die artenreiche Gruppe der altweltlichen Wachteln. Sie unterscheiden sich von den amerikanischen Baumwachteln hauptsächlich dadurch, daß der Rand des Unterschnabels bei ihnen weder gesägt, noch mit einem zahnartigen Vorsprung versehen ist. Unter den Handschwingen ist die erste fast immer länger als die zehnte.

Unsere Wachtel, Schnarr-, Sand- und Schlagwachtel, Coturnix coturnix *Linn.* (communis, dactylisonans; Abb., S. 88), vertritt eine Gattung (Coturnix *Bonn.*), die sieben über alle altweltlichen Gebiete und Australien verbreitete Arten umfaßt. Die Merkmale dieser Gattung liegen in dem kleinen, schwachen, an der Wurzel erhöhten, von ihr aus bis zur Spitze sanft gebogenen, an den Winkeln verbreiterten Schnabel,

dem niedrigen, sporenlosen, langzehigen Fuße, dem verhältnismäßig langen und spitzigen, wenig gewölbten Flügel, unter dessen Schwungfedern die erste ein wenig kürzer als die zweite oder ihr gleich ist, dem außerordentlich kurzen, gewölbten, aus zehn bis zwölf Federn bestehenden Schwanz und dem schmalen, auf dem Bürzel sehr entwickelten, nach Geschlecht und Alter wenig verschiedenen Kleingefieder. Alle sind durch ihre Wanderungen ausgezeichnet. — Die Wachtel ist auf der Oberseite braun, rostgelb quer- und längsgestreift, auf dem Kopfe dunkler als auf dem Rücken, an der Kehle rostbraun, am Kropfe rostgelb, auf



Wachtel, Coturnix coturnix *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

der Bauchmitte gelblichweiß, an den Brust- und Bauchseiten rostrot, hellgelb in die Länge gestreift; ein licht gelbbrauner Streifen, der an der Wurzel des Oberschnabels beginnt, zieht sich über dem Auge hin, am Halse herab und umschließt die Kehle, wird hier aber durch zwei schmale, dunkelbraune Bänder begrenzt; die Schwungfedern der Hand zeigen auf schwärzlichbraunem Grunde rötlich rostgelbe Querflecke, die zusammen Bänder bilden; die erste Schwungfeder wird außen durch einen schmalen, gelblichen Saum verziert; die rostgelben Steuerfedern haben weiße Schäfte und schwarze Bindenflecke. Beim Weibchen sind alle Farben blässer und unscheinbarer; auch tritt das Kehlfeld wenig hervor. Die Iris ist hell braunrötlich, der Schnabel horngrau, der Fuß rötlich oder blaßgelb. Die Länge beträgt 20, die Breite 34, die Flügellänge 10, die Schwanzlänge 4 cm.

Man kennt wenige Länder der Alten Welt, in denen unsere Wachtel noch nicht beobachtet worden ist. In Europa kommt sie vom 60. Grade nördl. Br. an nach Süden hin

überall vor, wenn auch erst vom 50. Grade an regelmäßig; in Mittelasien lebt sie in einem etwas südlicher gelegenen Gürtel an geeigneten Orten, zumal in der Steppe, nicht minder häufig, und da sie nun von hier wie von dort aus alljährlich Wanderungen nach dem Süden antritt, durchstreift sie auch ganz Afrika und ganz Südasien.

Die Wanderungen der Wachtel sind in jeder Beziehung merkwürdig. Sie geschehen alljährlich, weichen aber gleichwohl von dem Zuge anderer Vögel nicht unwesentlich ab. Einzelne Wachteln scheinen fast während des ganzen Jahres auf der Wanderung zu sein, und auch die während des Sommers der Fortpflanzung halber eine Zeitlang fest angesiedelten verlassen das gewählte Gebiet keineswegs zu gleicher Zeit. Einzelne erscheinen schon Ende August in Ägypten; eine größere Anzahl trifft hier im September ein; in demselben Monat aber findet man, und keineswegs selten, in Deutschland noch brütende Weibchen oder Junge im Dunenkleide. Der Zug geschieht allerdings hauptsächlich im September, währt aber den ganzen Oktober hindurch und manchmal sogar bis in den November hinein. Viele Wachteln überwintern auf den drei südlichen Halbinseln Europas, einige schon in Südfrankreich, in gelinden Wintern sogar in Deutschland. Nach Tait finden sie sich in Portugal das ganze Jahr mit Ausnahme des Oktober und November. Die Mehrzahl aber wandert bis in die Tropenländer Afrikas und Asiens, und einige finden auch dort noch nicht Rast, sondern reisen in Afrika bis in das Kapland. Versammlungen vor der Reise scheinen nicht stattzufinden, die einzelnen Wachteln vielmehr ohne Rücksicht auf andere ihre Reise anzutreten; unterwegs aber gesellt sich eine zur andern, und bis die Reisenden nach Südeuropa gelangt sind, haben sich bereits zahlreiche Flüge geschart. Von Anfang September an wimmelt es in allen Feldern längs der Küste des Mittelmeeres von Wachteln. Genau ebenso ist es in der Türkei, in Süditalien und Spanien, nicht anders rings um das Schwarze und Kaspische Meer und ebenso an der Küste der Japanischen und Chinesischen See.

Alle reisenden Wachteln benutzen das Festland, soweit sie können, und kommen deshalb an der Spitze der südlichen Halbinseln in zahlreichen Scharen zusammen. Bei widrigem, d. h. in der Reiserichtung wehendem Winde stockt der Zug; sowie aber Gegenwind eintritt, erhebt sich der Schwarm und fliegt nun ins Meer hinaus und in südwestlicher Richtung weiter, und um die günstige Gelegenheit möglichst auszunutzen, auch nachts, und zwar besonders bei Mondschein. Wenn der Wind beständig bleibt und nicht zum Sturme anwächst, geht die Reise glücklich vonstatten. Die Wanderschar fliegt ihres Weges dahin, solange die Kraft ihrer Schwingen es ermöglicht; tritt übergroße Ermüdung ein, so läßt sich, wie glaubwürdige Seeleute mich versicherten, die ganze Gesellschaft auf den Wellen nieder, ruht hier eine Zeitlang aus, erhebt sich von neuem und fliegt weiter. In der Zugrichtung wehender Wind erschwert die Reise übers Meer in hohem Grade, Sturm macht sie unmöglich oder vernichtet eine große Zahl der bereits unterwegs befindlichen, die sich dann auf Klippen oder sogar auf das Deck der Schiffe zu retten suchen.

Wenn man während der eigentlichen Zugzeit an irgendeinem Punkte der nordafrikanischen Küste auf die Wachteln achtet, ist man nicht selten Zeuge ihrer Ankunft. Man gewahrt eine dunkle, niedrig über dem Wasser schwebende Wolke, die sich rasch nähert und sich dabei mehr und mehr herabsenkt. Unmittelbar am Rande der äußersten Flutwelle stürzt sich die todmüde Masse zum Boden hernieder. Hier liegen die armen Wesen anfangs mehrere Minuten lang wie betäubt, unfähig fast, sich zu rühren. Aber dieser Zustand geht rasch vorüber. Es beginnt sich zu regen, und bald huscht und rennt es eilfertig über den nackten Sand, günstigeren Versteckplätzen zu. Es währt geraume Zeit, bis eine Wachtel sich wieder

entschließt, die erschöpften Brustmuskeln von neuem anzustrengen; während der ersten Tage nach ihrer Ankunft erhebt sie sich gewiß nicht ohne die dringendste Not. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Reise von dem Augenblick an, wo die Schar wieder festes Land unter sich hat, zum größten Teile laufend fortgesetzt wird: denn von nun an begegnet man den Wachteln überall in Nordostafrika; niemals aber sieht man fliegende Scharen; immer und überall stößt man auf vereinzelte, freilich hier und da auch auf eine ziemliche Anzahl. Zu ihren Wohnsitzen erwählen sie sich Örtlichkeiten, die ihren Wünschen entsprechen, namentlich Stoppelfelder, die mit Halfa bedeckten und die bebauten Gelände, vor allem jedoch die Steppe. Daß alle Wintergäste, solange sie in Afrika verweilen, umherwandern, ist mir wahrscheinlich geworden. Mit Beginn des Frühlings treten sie allgemach den Rückzug an, und im April sammeln sie sich an der Küste des Meeres, nie aber zu so zahlreichen Scharen wie im Herbste. Die abziehenden Wachteln scheinen übrigens zum Rückwege nicht immer dieselbe Straße wie im Herbst zu wählen. Ihre Weiterreise scheint langsam vonstatten zu gehen, denn man beobachtet, daß die sich in Südeuropa Ende April massenhaft einstellenden bis auf die zum Nisten bleibenden Paare nur nach und nach verschwinden.

Ihren Sommerstand nimmt die Wachtel am liebsten in fruchtbaren, getreidereichen Ebenen. Hoch gelegene, gebirgige Länderstriche meidet sie, und schon im Hügellande ist sie seltener als in der Tiefe. Radde sagt von ihrem Vorkommen im Kaukasus in vertikaler Richtung, sie käme als Brutvogel so hoch vor, wie die Kultur der Gerste betrieben würde, somit dürfe man sie im Dagestan an einzelnen Lokalitäten noch bei 8000 Fuß erwarten. Er hörte sie beim Dorfe Jibiani unweit der Jugurquellen Anfang Juli bei einer Höhe von 7200 Fuß (2200 m) schlagen. Sie begann in den kalten Nächten angesichts der naheliegenden Gletscher schon am allerfrühesten Morgen damit. Das Wasser scheut die Wachtel ebenso wie die Höhe, fehlt daher in Sümpfen oder Brüchen gänzlich. Unmittelbar nach ihrer Ankunft hält sie sich zunächst im Weizen- oder Roggenfelde auf; später zeigt sie sich weniger wählerisch; demungeachtet darf als Regel gelten, daß sie sich da, wo kein Weizen gebaut wird, nicht heimisch fühlt und hier höchstens in der Zugzeit angetroffen wird.

Man kann die Wachtel weder einen schönen, noch einen klugen Vogel nennen; gleichwohl ist sie beliebt bei jung und alt. Dies dankt sie ihrem hellen, weitschallenden Paarungsrufe, dem bekannten „Bückwerwück", der von jedem gern vernommen wird und zur Belebung der Gegend entschieden mit beiträgt, und dem unser Volk seit je und allenthalben im Vaterlande Worte untergelegt hat: „sechs Paar Weck" hört der Bäcker daraus, „bück den Rück" der Holzhacker, „dic cur hic"? der Schulmeister, „flick de Bücks" (die Hose) der Mecklenburger, und Naumann hörte einst eine ganz deutlich „Schnupftabak" schlagen. Außer jenem Rufe läßt sie noch mehrere andere Laute vernehmen, die jedoch meist so leise ausgestoßen werden, daß man sie nur in der Nähe hört. Der Lockton beider Geschlechter ist ein leises „Bübiwi", der Liebesruf ein etwas lauteres „Prickick" oder „Brübrüb", der Ausdruck der Unzufriedenheit ein schwaches „Gurr gurr", der der Furcht ein unterdrücktes „Trülilil trülil", der Laut des Schreckens ein ebenfalls nicht weit vernehmbares „Trül reck reck", das bei größter Angst in ein Piepen umgewandelt wird. Dem Paarungsrufe des Männchens pflegt ein heiseres „Wärre wärre" vorauszugehen; diesem Vorspiele folgt das „Bückwerwück" mehreremal nacheinander.

Die Wachtel geht rasch und behende, aber mit schlechter Haltung, weil sie den Kopf einzieht und den Schwanz gerade herabhängen läßt, also kugelig erscheint, nickt bei jedem Schritt mit dem Kopfe, fliegt schnell, schnurrend und ruckweise fortschießend, schwenkt

zuweilen auch sehr zierlich, durchmißt jedoch nur ungern weitere Strecken in einem Fluge, erhebt sich bloß während des Zuges in bedeutendere Höhen und wirft sich baldmöglichst wieder zum Boden hinab, um laufend weiterzueilen. Ihre Sinne, zumal Gesicht und Gehör, dürfen als wohlentwickelt bezeichnet werden; ihre Begabung aber scheint sehr gering zu sein. Man kann die Wachtel nicht gerade scheu nennen; furchtsam und ängstlich zeigt sie sich jedoch stets, und wenn sie sich hart verfolgt sieht, läßt sie sich wahre Tollheiten zuschulden kommen. Gesellige Tugenden sind ihr fremd; nur die Not, nicht die Neigung vereinigt sie. Die Henne zeigt sich als gute Mutter und nimmt sich verwaister Küchlein mit warmer Liebe an, wird aber von diesen schnöde verlassen, sobald sie ihrer nicht mehr bedürfen. Um andere Tiere bekümmert sich die Wachtel nur, insoweit sie ihr gefährlich sind. Solange die Sonne am Himmel steht, hält sie sich möglichst still und verborgen zwischen den Halmen und Ranken der Felder auf; während der Mittagsstunden pflegt sie ein Sandbad zu nehmen, behaglich hingestreckt sich zu sonnen oder auch zu schlafen; gegen Sonnenuntergang wird sie munter und rege.

Ihre Nahrung besteht aus Körnern verschiedner Art, Blattspitzen, Blättern und Knospen und zu gleichen Teilen etwa aus allerhand Insekten. Kleine Steine, die die Verdauung befördern, und frisches Wasser zum Trinken sind ihr Bedürfnis; aber es genügt ihr zur Stillung des Durstes schon der Tau auf den Blättern, und deshalb sieht man sie auch nur selten sich an bestimmten Tränkstellen einfinden.

Höchstwahrscheinlich lebt der Wachtelhahn in Vielweiberei; es deuten mindestens alle Beobachtungen darauf hin, daß an wirkliches Eheleben der beiden Geschlechter nicht gedacht werden kann. Der Hahn übertrifft an Eifersucht womöglich alle Verwandten, versucht, aus seinem Gebiete sämtliche Nebenbuhler zu vertreiben und streitet um die Alleinherrschaft auf Leben und Tod. Gegen die Henne zeigt er sich begehrlich und stürmisch wie kaum ein anderer Vogel, mißhandelt sie, wenn sie sich seinen Anforderungen nicht gutwillig und sofort fügen will, begattet sich sogar mit irgendeinem beliebigen andern Vogel, der hierzu aufzufordern scheint. Die Henne schreitet erst spät, d. h. kaum vor Anfang des Sommers, zum Nestbau, scharrt, am liebsten auf Erbsen- und Weizenfeldern, eine seichte Vertiefung, kleidet diese mit einigen trocknen Pflanzenteilen aus und legt darauf ihre 8—14 verhältnismäßig großen, durchschnittlich 29 mm langen, 22 mm dicken, gedrungenen, glattschaligen, auf erbsgelbem bis licht bräunlichem Grunde braun bis schwarzbraun gefleckten, in Färbung und Zeichnung vielfach abweichenden, oft wie in Kalkmilch getauchten Eier. Sie brütet mit Eifer 18—20 Tage lang, läßt sich kaum vom Neste scheuchen und wird deshalb auch oft ein Opfer ihrer Hingebung. Währenddem schweift der Hahn noch ebenso liebestoll wie früher im Felde umher und treibt es mit einer Henne wie mit der andern, ohne sich wegen der Nachkommenschaft zu sorgen. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschlüpfen mit der Mutter davon, werden von ihr sorgsam geführt und zum Fressen angehalten, anfänglich bei schlechtem Wetter auch gehudert, überhaupt bestens abgewartet, wachsen auffallend rasch heran, achten bald des Lockrufes der Mutter nicht mehr und versuchen, nötigenfalls sich allein durchs Leben zu schlagen. Schon in der zweiten Woche ihres Daseins flattern sie, in der fünften oder sechsten haben sie ihre volle Größe und genügende Fluggfertigkeit erlangt, um die Herbstreise antreten zu können.

Nicht selten findet man noch zu Ende des Sommers eine alte Wachtel mit kleinen, unreifen Jungen, denen der herannahende Herbst schwerlich noch genügende Zeit zu ihrer Entwickelung läßt. Solche Bruten gehen wohl regelmäßig zugrunde. Aber auch die

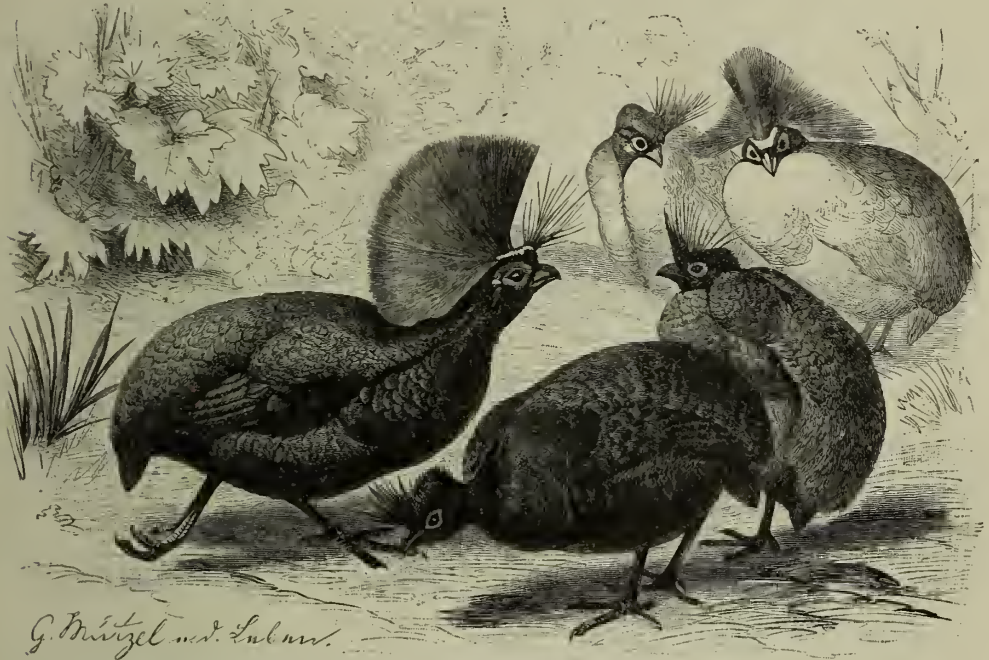
rechtzeitig dem Ei entschlüpften haben von allerlei laufendem und fliegendem Raubzeuge viel zu leiden, und jedenfalls darf man annehmen, daß kaum die Hälfte von allen, die geboren werden, bis zum Antritt der Herbstreise leben bleibt. Die Reise selbst bringt noch größere Gefahren mit sich; denn nunmehr tritt der Mensch als schlimmster aller Feinde auf. Längs der nördlichen, westlichen und östlichen Küste des Mittelmeeres wird mit Beginn der Reise ein Netz, eine Schlinge, eine Falle an die andere gestellt. Die Insel Capri ist berühmt geworden wegen der Ergiebigkeit des Wachtelfanges; frühere Bischöfe, zu deren Sprengel das Eiland gehörte, hatten einen bedeutenden Teil ihres Einkommens dem Wachtelfang zu danken. In Rom sollen, wie Waterton berichtet, zuweilen an einem Tage 17000 Stück unserer Vögel verzollt werden. An der spanischen Küste ist der Fang, der hier übrigens hauptsächlich im Frühjahr stattfindet, nicht minder bedeutend.

Gefangene Wachteln gelten mit Recht als liebenswürdige Stubengenossen. Sie verlieren mindestens teilweise ihre Scheu, lassen sich leicht erhalten und verunreinigen die Zimmer oder ihr Gebauer nur wenig. Wenn man ihnen die nötigsten Erfordernisse zu behaglichem Leben gewährt, werden sie bald in dem umgitterten Raume heimisch, schreiten darin auch leicht zur Fortpflanzung. In den Bauernstuben brüten viele Wachteln, aber nur wenige sehen hier ihre Brut groß werden; in den Gesellschaftsbauern unserer Tiergärten hingegen nisten sie öfter mit bestem Erfolge. Doch gewähren sie hier trotzdem weniger Vergnügen als im Zimmer, wo sie sich durch ihr munteres Wesen, die Vertilgung manches Ungeziefers und ihre Vertraulichkeit gegen Hunde, Katzen und andere Haustiere die ungeteilte Freundschaft der Familie erwerben. Und nicht nur bei uns pflegt und schätzt man sie. „Die Wachtel ist", schreibt Alfred Walter, „wie in Persien so auch bei den Bucharen ein beliebter Stubenvogel. Bei Tschardschui wird sie nicht allein zahlreich in Käfigen gehalten, sondern ist auch als lebendiges Spielzeug, das beständig in den Händen getragen und gehätschelt wird, einigen Personen besonders lieb." Schon im Altertum schätzte man die Wachtelkämpfe hoch, und siegreiche Fechter unter ihnen waren berühmt und wurden hoch bezahlt bei den Griechen sowohl wie bei den Römern. Jesse erzählt, die Mohammedaner im westlichen Indien suchten unter den gefangenen Wachteln die besten Männchen als Kämpfer aus und rieben sie mit einem roten Stoff (vielleicht Paprika?), um ihren Mut zu steigern. Auch die Chinesen sind auf solche Kämpfe, besonders der damit verbundnen Wetten wegen, ganz versessen.

Bei der Straußwachtel oder dem Rulul der Eingeborenen Sumatras, Rollulus roulroul *Scop.* (Cryptonyx cristatus), ist der Schnabel kräftig, auf dem Firste stark gebogen, aber stumpfhakig, oben an der Wurzel seitlich zusammengedrückt, der Fuß schlankläufig und kurzzehig, die Hinterzehe nagellos, der Flügel, unter dessen Schwungfedern die fünfte die längste ist, mäßig zugerundet, der Schwanz kurz, das Kleingefieder reich, auf dem Bürzel sehr entwickelt, auf der Stirn zu starken, nach hinten gerichteten Borsten umgewandelt. Das Männchen trägt eine verhältnismäßig riesige Holle von dichten, sperrigen, fein verästelten Federn. Stirn, Vorderkopf, Hinterhals und die ganze Unterseite sind schwarz, stahlblau schimmernd, die Federn des Scheitels weiß, die Holle rostbraunrot, die ganze Oberseite und der Bürzel düster dunkelgrün, die Schwungfedern hell nußbraun, auf der Außenfahne zart nußbraun gewellt und gepunktet, die obern Flügeldeckfedern dunkel erdbraun, die Schulterfedern bläulichgrün, ins Braune ziehend, die Schwanzfedern matt blauschwarz. Das Weibchen ist an Hals, Brust und Rücken lebhaft grasgrün. Die Iris ist braun, der Schnabel auf dem Firste blauschwarz, seitlich und unten, wie der Fuß und ein großes nacktes Wangenfeld,

lebhaft zinnoberrot. Die Länge beträgt etwa 26, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 6 cm. Beim Weibchen, das keine Holle trägt, sind Kopf und Oberhals dunkelgrau, die kleinen Federn dunkel grasgrün, die Flügeldecken hell nußbraun.

Sumatra und Malakka sind das Vaterland des Rulul. „Sein Verbreitungskreis“, berichtet v. Rosenberg, „reicht nicht über eine Höhe von 1500 m empor, er zählt daher zu den bezeichnenden Erscheinungen des heißen Tieflandes von Sumatra. Am Tage, und solange er nicht gestört wird, hält sich der Vogel, der monogam ist und daher meist paarweise gefunden wird, auf dem Boden auf, um hier seiner Nahrung nachzugehen, die aus



Straußwachtel, Rollulus roulroul *Scop.* 1/3 natürlicher Größe.

Insekten, Würmern, Schnecken, Sämereien, Beeren, Knospen und jungen Pflanzenstoffen besteht. Seine Haltung ist eine lässige; der Eindruck, den er auf den Beobachter macht, aber besonders deshalb eigentümlich, weil er die fast unverhältnismäßig große Krone stets aufrecht trägt, bei ruhigem Gange oder im Stehen das reiche Bürzelgefieder sträubt und den Schwanz gegen die Unterseite des Leibes einbiegt. Nur wenn er eilig läuft und dabei Kopf und Hals vorstreckt, trägt er sich minder aufgebauscht, wogegen er in vollster Ruhe den Kopf zwischen die Schultern zieht und dann eine fast kugelige Gestalt annimmt. Aufgescheucht fliegt er mit kräftigen, rasch sich folgenden Schwingenschlägen unter lautem Schwirren in gerader Richtung und niedrig über dem Boden weg 30—40 Schritt weit dahin und fällt dann ein, um laufend Rettung zu suchen. Ist die Gefahr glücklich vorübergegangen, so lockt das Männchen sein versprengtes Weibchen mit einem Rufe, den der malaiische Name ‚Rulul‘ klangbildlich bezeichnet. Mit einbrechendem Dunkel bäumt das Paar auf einem niedrigen Aste, um hier der Nachtruhe zu pflegen.

„Um den Besitz eines Weibchens finden während der Paarungszeit zwischen den

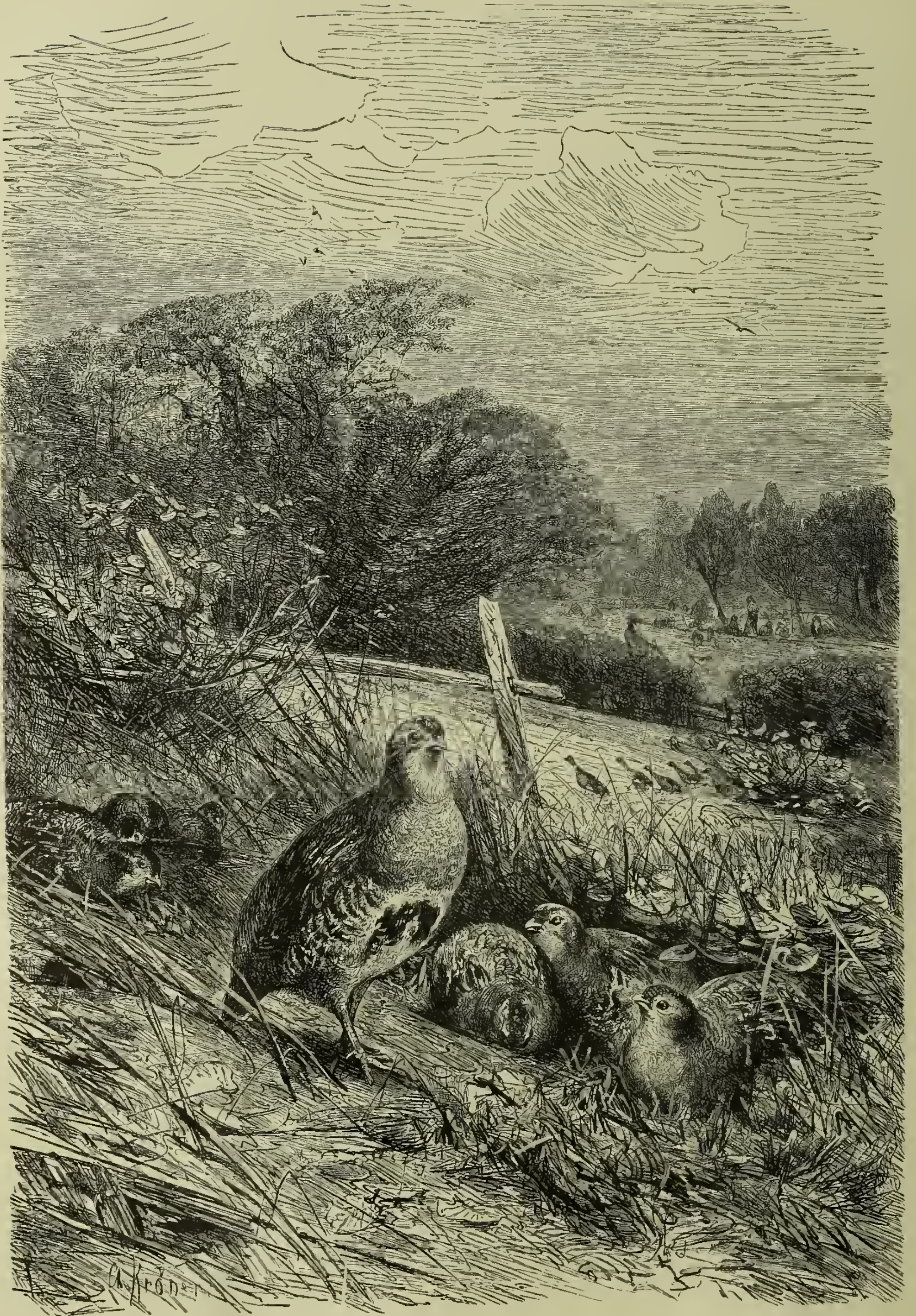
Männchen heftige Kämpfe statt, die mit Schnabel und Fuß ausgefochten werden. Ob sich der Hahn für Lebenszeit derselben Henne zugesellt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, halte es jedoch für glaubhaft. In eine flache, notdürftig mit Grashalmen ausgelegte, unter Gebüsch wohlgeborgne Mulde legt das Weibchen 8—10 verhältnismäßig große, gräulich-olivengrün gefärbte Eier und bebrütet sie eifrig, während das Männchen in der Nähe scharfe Wache hält, wie es auch später bei Führung der Jungen seiner Gesellin treu zur Seite steht.

„Den Feinden des Rulul: Schlangen, Raubvögeln und Raubsäugetieren, gesellt sich auch der Mensch zu, der ihm seines wohlschmeckenden Fleisches halber unablässig nachstellt und ihn meist in Schlingen fängt."

„Der Rulul", so schreibt mir v. Schlechtendal, „zählt zu den Hühnervögeln, deren Haltung in Gefangenschaft mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Gegen niedrige Wärmegrade äußerst empfindlich, in bezug auf seine Nahrung wählerisch, zudem auch hinsichtlich des Raumes anspruchsvoll, verursacht er dem Pfleger viel Mühe. Das Scharren im Sande betreibt er mit solcher Leidenschaft und solchem Nachdruck, daß er im Zimmer kaum geduldet werden kann, da er die ganze Umgebung seines Käfigs besandet. Tierische Stoffe zieht er pflanzlichen bei weitem vor: namentlich frißt er Mehlwürmer und Ameisenpuppen sehr gern; außerdem verzehrt er gekochten Reis und Beeren verschiedener Art, beispielsweise Weinbeeren, während er trockne Sämereien wenig beachtet. Bei geeigneter Behandlung wird er leicht zahm; aber auch bei der sorgfältigsten Pflege dauert er selten lange in der Gefangenschaft aus."

Die acht Arten der Feldhühner (Perdix *Briss.*) haben eine schlanke Gestalt, einen kleinen Kopf und unbefiederte Läufe. Der Schnabel pflegt verhältnismäßig gestreckt zu sein, wölbt sich auf dem First nur wenig und ist seitlich nicht zusammengedrückt. Der Lauf ist ungespornt. Der Flügel, in dem die vierte Schwungfeder die längste ist, ist ebenfalls sehr kurz und abgerundet, der aus 16—18 Federn bestehende Schwanz stets kurz. Das Gefieder liegt meistens ziemlich glatt an; seine Färbung unterscheidet die Geschlechter gewöhnlich nicht oder nur wenig.

Mit Ausnahme des hohen Nordens bewohnen die Feldhühner alle gemäßigten Länder der Alten Welt. Ihrem deutschen Namen entsprechend bevorzugen sie offene, waldlose Stellen. In ihrem Wesen zeichnen sie sich in mancher Hinsicht aus. Sie sind behender als viele ihrer Ordnungsverwandten, fliegen zwar etwas schwerfällig, aber doch ziemlich rasch, wenn auch selten hoch und weit, vermeiden aber soviel wie möglich, sich auf Bäumen niederzulassen. Soviel bis jetzt bekannt, sind alle unserer Gattung angehörigen Arten monogam, die meisten wohl auch treue Ehegenossen; doch lassen sich einzelne durch ein ihnen vorkommendes Weibchen zur Untreue gegen die gewählte Gattin verleiten. Am Brutgeschäft nehmen die Männchen regen Anteil, bekümmern sich mindestens angelegentlich um die Sicherheit der brütenden Weibchen und später ihrer Jungen. Die Henne legt eine beträchtliche Anzahl einfarbiger oder auf licht gelblichem und bräunlichem Grunde dunkel gefleckter Eier in ein einfaches Nest. Während der Brutzeit lebt jedes Paar für sich, erobert sich ein Gebiet und verteidigt dieses gegen andre ihrer Art, auch wohl gegen fremdartige Eindringlinge. Nachdem die Jungen erwachsen sind, schlagen sich oft mehrere Familien in große Ketten zusammen. Die Feldhühner verzehren fast nur zarte pflanzliche und tierische Stoffe. Alle Arten jagen den verschiedensten Insekten und deren Larven eifrig nach, und die meisten scheinen Körnern andere Pflanzenteile, namentlich weiche, saftige Blätter und dergleichen, vorzuziehen.



Rebhuhn.

Niemand wird die Feldhühner im Ernste zu den schädlichen Tieren zählen. Es gibt keine einzige Art der Gattung, auf die nicht mehr oder weniger leidenschaftlich gejagt würde.

An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Feldhühner leicht; viele Arten halten bei einigermaßen geeigneter Pflege jahrelang im Käfig aus, und die meisten schreiten darin auch zur Fortpflanzung.

Bei unserem Reb- oder Feldhuhn, Perdix perdix *Linn.* (cinerea; Taf. „Hühnervögel IV", 1 u. 2, bei S. 148) bildet die Beschildung der Füße an der Vorder- und Hinterseite zwei Reihen. Das Kleid, das nach der Gegend, Örtlichkeit und Lage des Wohnsitzes vielfach abändert, ist zwar nicht prächtig, aber doch sehr ansprechend. Die Stirn, ein breiter Streifen über und hinter dem Auge, die Kopfseiten und die Kehle sind hell rostrot; den bräunlichen Kopf zeichnen gelbliche Längsstriche, den grauen Rücken rostrote Querbänder, lichte Schaftstriche und schwarze, feine Zickzacklinien; ein breites, auf aschgrauem Grunde schwarz gewelltes Band ziert die Brust und setzt sich zu beiden Seiten des Unterleibes fort, wird hier aber durch rostrote, beiderseitig weiß eingefaßte Querbinden unterbrochen; auf dem weißen Bauche steht ein großer, hufeisenförmiger Fleck von kastanienbrauner Farbe; die Schwanzfedern zeigen rostrote Färbung, die mittleren Federn aber sind, wie die Bürzelfedern, rostbraun und braunrot quergestreift und die Handschwingen auf matt braunschwarzem Grunde rostgelblich quergebändert und gefleckt. Die Iris ist nußbraun, ein schmaler, nackter Ring um das Auge und ein Streifen, der sich von ihm aus nach hinten verlängert, rot, der Schnabel bläulichgrau, der Fuß rötlich-weißgrau oder bräunlich. Das kleinere Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder schön, der braune Fleck auf dem Bauche nicht so groß und nicht so rein, der Rücken dunkler. Die Länge beträgt 26, die Breite 52, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 8 cm.

Das Rebhuhn bewohnt Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Großbritannien, Holland, Belgien und Nordfrankreich, ganz Ungarn, die Türkei, einen Teil von Griechenland, Norditalien und ebenso Asturien, Leon, Hochkatalonien und einige Gegenden von Aragonien. In Estland, wo es früher selten war, scheint es jetzt häufiger geworden zu sein. Wasmuth sagt hierzu: „Es gehört wahrscheinlich auch zu den aus Süden eingewanderten Südvögeln, die an Stelle unserer aussterbenden und auswandernden Nordvögel treten, z. B. an die des immer seltener werdenden Moorhuhns." In Mittel- und Südrußland, in der Krim, in Kleinasien ist es häufig; in Asien wird es durch eine ihm sehr ähnliche Art vertreten. Auf Neuseeland hat man es eingebürgert. Ebenen zieht es unter allen Umständen den Gebirgen vor; in der niederen Schweiz z. B. begegnet man ihm häufig in den Berghöhen bis zu 1000 m über dem Meere. Zu seinem Wohlbefinden beansprucht es gut angebaute, wechselreiche Gegenden; es siedelt sich zwar im Felde an, bedarf aber Buschdickicht zu seinem Schutze und liebt deshalb Striche, in denen es hier und da Wäldchen, bebuschte Hügel oder wenigstens dichte Hecken gibt. Den Wald meidet es, nicht aber seine Ränder und die Vorgehölze, und ebensowenig scheut es sich vor nassen, sumpfigen Stellen, vorausgesetzt nur, daß diese hier und da mit Holz bestanden sind und kleine Inselchen umschließen, die sich etwas über dem Wasser erheben. In Frankreich hat man beobachtet, daß Rebhühner gerade in sumpfigen Gegenden sich aufhalten, und da man nun außerdem fand, daß diese sich durch geringere Größe und einen nur aus 16 Federn bestehenden Schwanz auszeichnen, glaubte man, in ihnen eine eigne Art zu erkennen.

Es gibt wenige Vögel, die strenger an dem einmal gewählten Gebiete festhalten als

das Rebhuhn. Erfahrungsmäßig bleiben die auf einer Flur erbrüteten Jungen hier wohnen, und wenn einmal ein Revier verödet, währt es oft lange Zeit, bevor sich von den Grenzen her wieder einzelne Paare einfinden und die verlassene Gegend neu bevölkern. Gleichwohl hat man im nördlichen Deutschland beobachtet, daß fast in jedem Herbste wandernde Rebhühner erscheinen. Man will gefunden haben, daß diese Hühner, die von den Jägern Zughühner genannt werden, kleiner als die sogenannten Standhühner sind. Möglicherweise sind es gerade jene Sumpfhühner, die wandern, und die geringere Anzahl der Steuerfedern, die bei diesen beobachtet wurde, wäre dann vielleicht nicht als zufällig anzusehen, sondern als bestimmtes Merkmal zu betrachten. Die Feldhühner, die Nordrußland und das östliche Sibirien bewohnen, verlassen die nördlichen Striche allwinterlich und suchen Herberge in den südlichen Steppen der Tatarei auf Sandhügeln und in Sümpfen, wo Schnee nicht liegen bleibt. Nach Nilssons Versicherung verbreiten sie sich gleichzeitig mit dem fortschreitenden Anbau des Landes immer weiter, so daß sie nunmehr nach Gegenden vorgedrungen sind, in denen sie vor zwei Menschenaltern noch nicht gesehen wurden.

Ruhigen Ganges schreitet das Rebhuhn mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken gebückt dahin; wenn es Eile hat, trägt es sich hoch und den Hals vorgestreckt. Das Versteckenspielen versteht es ebensogut wie seine Verwandten, benutzt jeden Schlupfwinkel und drückt sich im Notfalle auf den flachen Boden nieder, so daß es wegen der Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit diesem übersehen wird. Der Flug ist zwar nicht gerade schwerfällig, erfordert aber doch bedeutende Anstrengungen und ermüdet bald. Beim Aufstehen arbeitet es sich mit raschem Flügelschlage empor; hat es jedoch einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht es streckenweit mit unbewegten Flügeln durch die Luft und gibt sich nur zeitweise durch rasche Schläge wieder einen neuen Anstoß. Unter Umständen übt es eine Fertigkeit, die man ihm nicht zutrauen möchte: es versteht nämlich ebensogut wie die Wachtel zu schwimmen. Der Ruf, den man gewöhnlich vernimmt, ist ein lautes, weit tönendes „Girrhik“ und wird ebensowohl im Fluge wie im Sitzen ausgestoßen. Der alte Hahn ändert diesen Lockton in ein „Girrhäk“ um und gebraucht ihn sowohl, um seine Gattin und Kinder herbeizurufen, als auch, um einen Gegner zum Kampfe herauszufordern. Geängstigte Hühner lassen ein gellendes „Ripripriprip“ oder ein schnarrendes „Tärt“ vernehmen; junge piepen wie zahme Hausküchlein und rufen später ein von der Stimme der Alten wohl zu unterscheidendes „Tüpegirr tüp“. Der Ausdruck der Behaglichkeit ist ein dumpfes „Kurruck“, der Warnungsruf ein sanftes „Kurr“.

Das Rebhuhn ist vorsichtig und scheu, gesellig, friedliebend, treu und aufopferungsfähig, äußerst zärtlich gegen den Gatten oder gegen die Kinder. Wenn es gilt, den Besitz zu verteidigen, kämpft ein Hahn wacker mit dem andern, und wenn zwei Familien sich verbinden wollen, geht es ohne Balgereien nicht ab; dagegen nimmt sich eine Familie verwaister Jungen sehr oft an.

Mit dem Schmelzen des Schnees regt sich der Paarungstrieb. Schon im Februar lösen sich die Völker, die während des Winters treu zusammenhielten, in Paare auf, und jeder Hahn wählt einen ihm passenden Standort. Tritt nochmals winterliches Wetter ein, so vereinigen sich die verschiedenen Paare wohl auch wieder auf kurze Zeit; jedenfalls aber trifft sie der kommende Frühling verstreut. Jetzt vernimmt man in den Morgen- und Abendstunden das herausfordernde Rufen der Hähne, sieht auch wohl zwei von ihnen ernsten Streit um ein Weibchen ausfechten. Dabei springen beide gegeneinander und versuchen, mit Krallen und Schnabel sich gegenseitig zu schädigen. Es wird behauptet, daß die einmal

geschlossene Ehe eines Paares unauflöslich sei. Nicht die beweibten werden zu Störenfrieden, sondern die auf Freiers Füßen gehenden, die sich wenig um die Rechte anderer kümmern.

Gegen Ende April, gewöhnlich erst zu Anfang Mai, beginnt die Henne zu legen. Ihr Nest ist eine einfache Vertiefung in dem flachen Boden, die mit einigen weichen Halmen ausgefüttert und oft an recht unpassenden Plätzen angelegt wird. Bisweilen deckt es ein Busch; in den meisten Fällen aber steht es mitten in früh aufschießenden Feldgewächsen, namentlich in Weizen-, Erbsen- und Rübsenfeldern, im Klee oder in hohem Grase der Wiese, auch wohl auf jungen Schlägen am Rande kleiner Feldhölzer. Das Gelege zählt 9—20 Eier; wenigstens nimmt man an, daß die mehr Eier enthaltenden Nester nicht von einer einzigen Henne allein benutzt wurden. Hat eine Henne weniger als 9 Eier, so läßt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß das erste Gelege durch irgendeinen Zufall verunglückte. Die Eier sind durchschnittlich 33 mm lang, 26 mm dick, birnförmig, glattschalig, wenig glänzend und blaß grünlich-braungrau. Die Henne brütet volle 26 Tage mit unglaublicher Hingebung so anhaltend, daß ihr nach und nach fast alle Bauchfedern ausfallen, und verläßt das Nest nur so lange, wie unbedingt erforderlich ist, um die notwendige Nahrung aufzusuchen. Während sie brütet, weicht das Männchen nicht aus der Nähe, hält vielmehr gute Wacht, warnt die Gattin vor jeder Gefahr, gibt sich auch gewöhnlich dieser preis und kehrt, wenn es verscheucht wurde, wieder zur alten Stelle zurück. Wird der Hahn getötet, so steht auch der Henne ziemlich sicher der Untergang bevor. Fortgesetzte Nachstellung kann ein Rebhuhnpaar übrigens, so sehr es die Brut auch liebt, doch vom Neste verscheuchen.

Die Jungen sind allerliebste Geschöpfe, schon soweit es sich um das Äußere handelt. Ihr Dunenkleid zeigt auf der Oberseite eine Mischung von Gelbbraun, Rostgelb, Rostbraun und Schwarz, während auf der Unterseite lichtere Farben vorherrschen; die Zeichnung besteht aus unterbrochenen Fleckenstreifen. Sie bewegen sich vom ersten Tage ihres Lebens an mit vielem Geschick, verlassen das Nest sogar schon, ehe sie vollkommen trocken geworden oder von allen Anhängseln der Eischalen befreit sind, lernen auch sehr rasch sich den Unterweisungen ihrer Eltern fügen.

Vater und Mutter nehmen an ihrer Erziehung gleichen Anteil; der Vater bewacht, warnt und verteidigt, die Mutter führt, ernährt und hudert sie. Verliert eins der Eltern sein Leben, so übernimmt das andere die ganze Pflege, also auch der Vater die Pflichten der Mutter.

Wenn die Küchlein erst größer geworden sind, verändern sie und ihre Eltern das Betragen. Naht ihnen jetzt ein Feind, so erheben sie sich, fliegen zusammen ein Stück fort und fallen wieder ein; werden sie nochmals aufgestört, so sprengen sie sich in einzelne Trupps oder Stücke, fliegen nach verschiedenen Richtungen hin von dannen, lassen sich nieder und drücken sich entweder platt auf den Boden oder suchen sich durch Laufen oder anderweitiges Verstecken zu retten. Scheint die Gefahr vorüber zu sein, so beginnt der Vater zu locken; eins um das andere von den Kindern antwortet, und die treuen Eltern versammeln nun nach und nach wieder die ganze Schar, indem der Vater die Jungen einzeln herbeiholt und zur Mutter bringt, die die bereits vereinigten unter ihre Führung genommen hat. Später müssen die Jungen dem Vater einen Teil seiner Sorge abnehmen, nämlich auf Vorposten treten und Umschau halten. Dieses Wachestehen, das abwechselnd von allen jungen Hähnen geübt wird, befördert ihre Ausbildung wesentlich. Verlieren die Jungen ihre Eltern, so vereinigen sie sich mit einem fremden Volke.

In der frühesten Kindheit fressen die Rebhühner fast nur Insekten, später nebenbei

Pflanzenstoffe, zuletzt diese beinahe ausschließlich. Bis zur Ernte hin treiben sich die Völker hauptsächlich auf den Getreidefeldern umher; nach der Ernte fallen sie auf Kartoffel- oder Krautäckern ein, weil sie hier noch die beste Deckung finden. Im Spätherbst suchen sie Stoppeln und noch lieber Sturzäcker auf, in deren Furchen sie sich verstecken können. Immer werden in der besseren Jahreszeit naheliegende Wiesen der Heuschrecken, benachbarte Schläge der Ameisenpuppen halber gern begangen; die Nachtruhe aber hält das Volk stets auf freiem Felde. Es verläßt am Morgen sein Lager und begibt sich zunächst auf trockne Stellen im Felde, sucht sich hier sein Frühstück, wendet sich sodann den Wiesen zu, auf denen der Nachttau nunmehr abgetrocknet ist, legt sich, wenn die Mittagssonne drückt, in die Büsche, nimmt wohl auch ein Staubbad, geht nachmittags in die Stoppeln zurück und fliegt gegen Abend der Schlafstelle wieder zu. Im Winter bringt ihnen oft der Schnee den Hungertod. Solange sie scharren können, geht alles gut, sie kennen die Feldflächen, auf denen Wintersaat oder Raps steht, sehr genau und nähren sich hier immer noch ziemlich leicht; wenn aber wechselndes Wetter eine Eiskruste auf die Schneedecke legt, geraten sie in die größte Not, ermatten mehr und mehr und werden leicht eine Beute der Raubtiere. In strengen Wintern vergessen sie alle Scheu vor den Menschen, nahen den Dörfern, suchen in den Gärten Schutz und Nahrung, kommen selbst ins Gehöft, in die Hausfluren herein und stürzen sich gierig auf die Körner, die eine mildtätige Hand ihnen zuwarf. Zuweilen werden die Hasen ihre Retter, indem sie verborgene Nahrung durch Scharren bloßlegen. In mehr als einem Reviere stirbt während eines harten Winters der ganze Hühnerbestand aus. Doch ebenso schnell, wie das Elend eintritt, kann es sich wieder zum Guten wenden. Sowie der Tauwind und die Sonne im Verein nur hier und da offene Stellen schaffen, sind die Hühner geborgen, und haben sie sich erst einige Tage nacheinander satt gefressen, kehrt auch die frohe Lebenslust, die sie so sehr auszeichnet, bald wieder in ihr Herz zurück.

Alle vierfüßigen Raubtiere bedrohen namentlich die Eier und die junge Brut unsers Rebhuhnes; Habicht und Edelfalke, Sperber, Bussard, Weihe, Rabe und Häher sind alt oder jung fortwährend auf den Fersen. Dichte Hecken oder kleine Dickichte, sogenannte Remisen, dazu bestimmt, ihnen eine Zuflucht zu gewähren, sollten in allen Fluren angelegt und aufs beste unterhalten werden, und außerdem sollte man noch überall bedacht sein, die Not, die jeder strenge Winter bringt, möglichst zu mildern, indem man in der Nähe solcher Remisen genügend Futter ausstreut.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Rebhühner werden ungemein zahm, schließen sich ihren Pflegern innig an, unterscheiden sie auf das genaueste von anderen, beklagen in jedermann verständlicher Weise ihr Fernsein, begrüßen sie bei ihrem Erscheinen mit Freudenrufen, liebkosen sie und erkennen mit ausdrucksvollem Danke jede ihnen gespendete Liebkosung, gebaren sich überhaupt als Glieder der Familie. Zur Fortpflanzung schreiten gefangene Rebhühner jedoch nur in einem großen, stillen Fluggebauer.

Östlich von den Turgaisteppen bis zum Amurgebiet wird unser Rebhuhn von einer etwas kleineren Art mit fast schwarzem Brustfleck, Perdix daurica *Pall.*, vertreten.

Die **Frankoline** (Francolinus *Steph.*) haben einen mäßig oder ziemlich langen, kräftigen und etwas hakigen Schnabel, der Fuß ist hochläufig und kurzzehig, mit mäßig langen Nägeln und fast immer mit kräftigen Sporen ausgestattet; im Flügel überragen die vierte bis sechste Schwungfeder die übrigen an Länge; der Schwanz besteht aus 14 Federn und ist entweder gerade abgeschnitten oder leicht zugerundet. Männchen und

Weibchen ähneln sich gewöhnlich in Größe, Färbung und Zeichnung; doch kann auch das Entgegengesetzte vorkommen.

Die Frankoline, von denen man gegenwärtig etwa 50 über Afrika, West-, Süd- und Südostasien verbreitete, bis vor wenigen Jahrzehnten auch in Südeuropa vertretene Arten kennt, leben, soweit ich von den durch mich in Afrika beobachteten Angehörigen dieser Gattung urteilen darf, paar- oder familienweise in buschreichen Gegenden, auch wohl im eigentlichen Walde, eine Art, Francolinus johnstoni *Shelley* von Nyassaland, sogar in dem dichtesten, in den kaum ein Sonnenstrahl eindringt, sonst aber kaum im Hochwalde, sondern lieber da, wo niedriges Gebüsch vorherrscht und nur hier und da sich einzelne höhere Bäume darüber erheben. Der Natalfrankolin des südlichen Ostafrika, Francolinus natalensis *Smith*, hält sich gern in der Nachbarschaft der Negerdörfer und der menschlichen Wohnungen überhaupt auf, so daß Livingstone sagt, der Ruf dieses Vogels zeige, daß Menschen nicht mehr weit seien. Auch eine andere, ebendort lebende Art (Francolinus coqui *Smith*) wird, nach Woodwards, sehr zutraulich und kommt im Winter in die Verandas der Häuser, um Brotkrümchen aufzulesen. Da, wo ihnen der Mensch nicht beständig nachstellt, sind sie häufig; einzelne Arten habe ich in Afrika in großer Anzahl gefunden, zahlreicher vielleicht als jedes andere dort vorkommende Huhn, da ein Paar dicht neben dem andern haust und jedes sich mit einem kleinen Wohnkreise begnügt. Sie sind Allesfresser im buchstäblichen Sinne des Wortes. Knospen, Blätter, Grasspitzen, Beeren, Körner, Insekten, Schnecken und kleine Wirbeltiere bilden ihr Futter, und an derartigen Stoffen sind jene Wälder unendlich reich, so daß es ihnen also nicht schwer wird, den nötigen Bedarf an Nahrung zu erwerben. Der erwähnte Natalfrankolin schadet dem Getreide sehr. In ihren Begabungen stehen die Frankoline anderen Mitgliedern ihrer Ordnung wenig nach. Sie laufen ausgezeichnet, verstehen meisterhaft, sich im dichtesten Gestrüpp zu bewegen oder zwischen dem verworrensten Steingeklüft hindurchzustehlen, und fliegen, wenn es sein muß, leicht und schön, obgleich selten über weite Strecken in einem Zuge. Die Arten, die ich beobachtet habe, bäumen nicht; andere sollen gelegentlich auf Bäumen Zuflucht suchen.

Mit Beginn des Frühlings der betreffenden Länder sucht sich die Henne eines Paares einen geeigneten Busch, scharrt hier eine kleine Vertiefung, kleidet diese mit Genist, Blättern und Halmen aus und legt in das wenig kunstvolle Nest ihre 8—10, vielleicht auch 15 Eier. Bei der Schale des Eies eines zentralafrikanischen Frankolins, Francolinus granti *Hartl.*, beobachtete Rey eine ganz ungewöhnliche Dicke und Schwere. Das ausgeblasene Ei dieser Art wiegt durchschnittlich 5,7 g, das gleichgroße von einer andern, gleichfalls zentralafrikanischen Art (Francolinus clappertoni *Children*) aber nur 1,6 g. „Vielleicht", meint Marshall, „legt der erstere Vogel in einer stürmischen Gegend unmittelbar auf den steinigen Boden, wo sie, wenn er einmal das Nest verläßt, vom Wind hin und her gerollt werden könnten. Vielleicht aber auch, daß diese Eier bedeutenden Temperaturunterschieden ausgesetzt sind." Ob sich der Hahn am Brutgeschäfte oder an der Erziehung der Kinder beteiligt, weiß ich nicht; das letztere glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, da ich beobachtet habe, daß er die Leitung der Kette, die sich später zusammenfindet, übernimmt.

In Mittelafrika werden die Frankoline eifrig gejagt, auch oft gefangen. Die Jagd geschieht fast nur mit Hilfe der ausgezeichneten Windhunde, die die laufenden Hühner verfolgen und greifen, ja selbst den aufstehenden noch gefährlich werden, indem sie ihnen mit einem gewaltigen Satze nachspringen und sehr oft die Beute wirklich erreichen. Zum Fangen gebraucht man Netze, die quer durch die Büsche gestellt, und Schlingen, die so zwischen dem

Gebüsche angebracht werden, daß das durchschlüpfende Huhn sich entweder am Halse fängt und erwürgt oder mit den Läufen fesselt. An den Käfig und einfaches Körnerfutter gewöhnt sich selbst der alt eingefangene Frankolin, wenn auch nicht ohne alle Umstände, und wenn man die Vorsicht gebraucht, seinen Bauer mit einer weichen Decke zu versehen, so daß er sich den Kopf nicht wund stoßen kann, mäßigt er sein im Anfange sehr ungestümes Wesen endlich, wird zahm und schreitet bei geeigneter Pflege auch wohl zur Fortpflanzung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch vor etwa 50 Jahren ein Mitglied dieser Gattung in mehreren Ländern Südeuropas gefunden wurde: so namentlich auf Sizilien, auf einigen Inseln des Griechischen Meeres und in der Nähe des Sees Albufera bei Valencia. Gegenwärtig ist der Vogel allem Anscheine nach hier wie dort gänzlich ausgerottet, und wahrscheinlich wird er in ganz Europa nicht mehr gefunden. Dagegen lebt er noch in ziemlich großer Anzahl auf Cypern, in Kleinasien, zumal Palästina, Syrien, Kaukasien, Persien und im Norden Indiens.

Der Gemeine Frankolin, Francolinus francolinus *Linn.* (vulgaris), für den das Gesagte gilt, ist ein sehr schöner Vogel. Oberkopf und Nacken sind schwärzlichgrau, alle Federn breit schwarz geschaftet und fahl graugelb umrandet, der untere Teil des Nackens und der Hinterhals lichter, weil die Ränder hier sich verbreitern, Kopfseiten, Kinn und Kehle schwarz, Ohrfedern weiß, die Federn des Mittelhalses, ein breites Ringband bildend, lebhaft zimtbraun, die hier angrenzenden Federn des Oberrückens auf schwarzem Grunde mit weißen Perlflecken gezeichnet, an der Wurzel schwarz, gegen die Mitte hin zum Teil noch braun und an jeder Seite mit 1—3 länglichrunden, gelblichweißen Flecken geziert, die Mantelfedern dunkel braunschwarz, alle mit breitem, lebhaft gelblichweißem Seitenstreifen und breitem, gelblichem Außensaum geschmückt, Unterrücken, Bürzel und Oberschwanzdeckfedern schwarz, mehrfach fein quergebändert, Brust und Seiten tiefschwarz, alle Federn der letzteren ausgestattet mit einem oder zwei weißlichen, rundlichen Fleckenpaaren, die auf den Weichen sich allmählich zu Querbändern gestalten und mit denen der Bürzelfedern in Verbindung treten, die Bauchfedern fuchsbraun, grau gesäumt, die Unterschwanzdecken dunkelbraun, die Schwungfedern der Hand fahl graubraun, außen mit runden, innen mit halbmondförmigen lehmgelben Flecken, die des Armes sowie die Schulterfedern mit breiten, durchgehenden Querbändern, die Deckfedern der Schwingen mit ähnlichen, jedoch nicht so bestimmt durchgehenden Bändern, die Schwanzfedern grauschwarz, in der Wurzelhälfte mit fein gewellten oder winkeligen gelblichweißen Querbinden geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß rötlichgelb. Das Weibchen ist viel lichter, seine Unterseite nicht schwarz, vielmehr auf isabellfarbenem Grunde mit mehr oder weniger breiten schwarzen oder braunschwarzen Bändern quer gestreift, die Kehle einfach licht isabellgelb. Die Länge beträgt 34, die Breite 50, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 10 cm.

Innerhalb der oben angegebenen Länder bewohnt der Frankolin mit Vorliebe sumpfige und wasserreiche Stellen, ohne trockneren gänzlich zu fehlen, unter allen Umständen solche Örtlichkeiten, auf denen niedriges, dichtes, verfilztes Gebüsch mit hohem Grase und rankenden Pflanzen dazwischen ihm möglichst vollständige Deckung gewährt. Gleich allen übrigen Arten seiner Gattung und ihm nahestehenden Verwandten lebt der Frankolin paarweise, ein Paar aber so dicht neben dem andern, daß jeder Hahn den Ruf eines zweiten und dritten deutlich vernimmt. Nach der Brutzeit begegnet man ebenfalls Völkern; diese scheinen sich jedoch bald zu verteilen, zunächst sich in kleinere Trupps von 3—6 Stück aufzulösen,

bald zu paaren und nunmehr für geraume Zeit, wenn nicht für die ganze Lebenszeit, zusammen zu bleiben. Während des Tages treibt sich der Frankolin still und versteckt in seiner Strauchwildnis umher; gegen Abend und mehr noch in der ersten Frühe des Morgens läßt er seinen laut schmetternden, höchst bezeichnenden Ruf vernehmen, der von den meisten Beobachtern durch die Silben „tschuk tschuk tititur" wiedergegeben und fast allerorten in die Landessprache übertragen wird. „Der Ruf selbst ist nicht besonders laut, obgleich man ihn immerhin auf eine ziemliche Strecke vernimmt. Da, wo Frankoline häufig sind, antwortet ein Männchen dem andern, und jedes pflegt dabei eine kleine Erhöhung zu besteigen, um von hier aus sich hören zu lassen. Nach Regenwetter oder bei trübem Himmel schreien die Vögel öfter als sonst." (Jerdon.) Von der erwähnten zweiten Art von Natal, Francolinus coqui *Smith*, sagt Woodwards, ihr Ruf sei sehr auffallend und werde weit gehört. Er sei hoch, tue den Ohren weh und laute „tschick-a-tschick, tschick-a-tschick, tschick-a-tschick". Die Töne würden immer länger ausgehalten und immer höher, bis sie mit einem schrillen Schrei abbrächen.

Der Gemeine Frankolin ist nicht besonders scheu, pflegt aber, wenn er sich verfolgt sieht, immer in einer gewissen Entfernung vor dem Jäger her zu laufen, sich dabei möglichst zu verbergen und nur dann eine freie Stelle zu überschreiten, wenn er dies unbedingt tun muß. In dieser Weise läuft er manchmal 2—3 Minuten lang, ehe er sich zum Aufstehen entschließt. Auch durch den Hund läßt er sich lange treiben, rennt eiligen Laufes, schneller als jeder Vierfüßer, unter den Gebüschen hinweg, zwängt sich gewandt durch das filzigste Dickicht, huscht wie ein rollender Stein über freie Plätze und sucht erst, wenn er ermüdete, in einem der dichtesten Büsche Zuflucht oder doch ein Versteck, aus dem er nur dann auffliegt, wenn der Hund in unmittelbare Nähe gekommen ist oder der Fuß des Jägers ihn fast berührt. Nunmehr erhebt er sich geräuschvoll mit ununterbrochenen Flügelschlägen, streicht in gerader Linie so langsam dahin, daß er selbst dem ungeübtesten Schützen fast regelmäßig zum Opfer fällt, und wirft sich, nachdem er einige hundert Schritt zurückgelegt hat, wieder zum Boden hinab, um laufend weiter zu flüchten. Die Henne erhebt sich gewöhnlich auf den Schuß, der dem Männchen galt, begleitet letzteres also, wenigstens bis zum Auffliegen, laufend, und zwar so regelmäßig, daß man es bei der Jagd fast jedesmal zu sehen bekommt.

Der Frankolin brütet von April bis Juli. Das Nest wird gewöhnlich in hohem Grase oder in einem vom Grase durchwachsenen Busch, zuweilen auch in einem Indigofeld und manchmal selbst im Zuckerrohr angelegt. Das Gelege bilden 10—15 einfarbige, olivenbräunliche, auch ins Grünliche ziehende Eier, auf deren Oberfläche sich meist kleine, von einer weißen Schmelzmasse herrührende Flecke finden. Diese Schmelzmasse füllt auch die Poren aus. Die Maße der Eier sind 45×35 mm. Die Färbung der Eier anderer Arten gleicht meist der des gewöhnlichen Frankolins, bei einigen Arten ist sie dunkler braun, bei anderen gelblich bis gelblichweiß. Die Mutter brütet wahrscheinlich allein; wie lange, ist unbekannt. Beide Eltern aber führen und leiten die Jungen bis zu dem angegebenen Zeitpunkte.

Der Frankolin bildet überall, wo er vorkommt, einen Gegenstand eifriger, ja rücksichtsloser Jagd, der seine teilweise Ausrottung gewiß zuzuschreiben ist. Zwar stellen selbstverständlich auch alle in Frage kommenden Raubtiere, Vierfüßer und Raubvögel, vielleicht sogar Schlangen, unserem Huhne nach; sie alle aber würden schwerlich seine Ausrottung herbeigeführt haben, träte nicht der Mensch als schlimmster aller Feinde in ihre Reihe. Die Klage über die Abnahme dieses vorzüglichen Federwildes ist eine allgemeine und wird ebenso auf Cypern wie in Indien, in Syrien und Palästina wie in Kaukasien und Persien vernommen.

Glaublichen Nachrichten zufolge bewohnte der Frankolin noch vor 50 Jahren in allen angegebenen Ländern jede geeignete Örtlichkeit, hier und da selbst die nächste Nachbarschaft der Städte und Dörfer, während er gegenwärtig recht selten geworden ist. In Spanien sprach man noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von seinem Vorkommen; auf Sizilien soll der letzte sogar erst im Jahre 1869 bei einem großen Gastmahle verspeist worden sein. Auch in Kaukasien nahm der Bestand unsers Huhnes erst seit Besiedelung des Landes durch die Russen und andere Europäer unaufhaltsam ab. Bis dahin hatten die Tataren nach alter Art nur mit abgetragenen Habichten und anderen Falken gejagt, ohne dadurch den Bestand des Wildes erheblich zu beeinträchtigen; das Feuergewehr in der Hand europäischer Jäger aber bereitet hier wie überall auch diesem Wilde sichern Untergang.

„Im Gefangenleben", sagt Radde, „bleibt der Vogel sehr scheu. Länger als zwei Jahre habe ich ihn bei Hirse und allerlei Sämereien nicht erhalten können. Gerne nimmt er Salat und verschiedenes Grünzeug. Man tut gut, ihm Strauchwerk zum Versteck zu geben, auch wühlt er sich gern nach Art der Haushühner tief in den Sand. Mit den Fasanen lebt er in Frieden in der nämlichen Voliere, bäumt niemals und gewöhnt sich nicht an seinen Wächter." Einmal zahm geworden, pflanzen sich die Frankoline unter günstigen Bedingungen aber auch bei uns zulande im Käfig fort.

Bei den Berghühnern (Caccabis *Kaup*) ist der Leib kräftig, der Hals kurz, der Kopf verhältnismäßig groß, der Schnabel länglich, aber doch kräftig, der Fuß mittelhoch und entweder mit stumpfen Sporen oder wenigstens mit einer die Sporen andeutenden Hornwarze versehen, die Flügel mittellang, in ihnen die dritte und vierte Schwungfeder die längsten, der aus 14 Federn gebildete Schwanz ziemlich lang, von den Oberschwanzdeckfedern nicht vollständig bedeckt, das Gefieder reichhaltig, aber knapp anliegend. Ein rötliches Grau, das bei einzelnen Arten ins Schieferfarbene zieht, bildet die vorherrschende Färbung; der Vorderhals und die Oberbrust sowie die Weichen sind durch lebhaft hervortretende Farben ausgezeichnet. Immer sind Füße und Schnabel rot. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung.

Die für uns wichtigste, weil auch innerhalb der deutschen Grenzen vorkommende Art der Gattung ist das Steinhuhn, Caccabis saxatilis *Wolf et Meyer*. Seine Oberseite und Brust sind blaugrau mit rötlichem Schimmer, ein die weiße Kehle umschließendes Band und ein solches, das sich unmittelbar an der Schnabelwurzel über die Stirn zieht, sowie je ein kleiner Fleck am Kinn an jedem Unterkieferwinkel schwarz, die Federn der Weichen abwechselnd gelbrotbraun und schwarz gebändert, die der Ohrgegend lehmgelb und schwarz gemischt, die übrigen der Unterseite rostgelb, die Schwungfedern schwärzlichbraun mit gelblichweißen Schäften und rostgelblichen Streifen an der Kante der Außenfahne, die äußeren Steuerfedern rostrot. Die Iris ist rotbraun, der Schnabel korallenrot und der Fuß blaßrot. Die Länge beträgt 35, die Breite 50—55, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 10 cm; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, etwas kleiner und durch den Mangel der Sporenwarze am Laufe leicht zu unterscheiden.

Im 16. Jahrhundert lebte das Steinhuhn noch in den felsigen Bergen am Rhein, namentlich in der Gegend von St. Goar; gegenwärtig findet man es nur noch im Alpengebiet, und zwar in Oberösterreich, Oberbayern, Tirol und der Schweiz. Häufiger ist es auf der südlichen Seite des Gebirges, in Südtirol, und Italien, wo es namentlich die

Gebirge Liguriens und der Provinz Rom besiedelt. Auch kommt es nach Alfred Walter in Turkmenien, ebenso nach Radde im Kaukasus vor. In Griechenland und der Türkei lebt das artlich nicht verschiedene, nur etwas kleinere „Griechische Steinhuhn".

Es ist der Beachtung wert, daß die Steinhühner, die auf den Alpen die Höhe der Tiefe entschieden vorziehen und am häufigsten auf sonnigen, etwas begrasten Schutthalden zwischen der Holz- und Schneegrenze sich finden, im Süden auch die Ebene bevölkern. Zwar trifft man sie in Griechenland nur da, wo der Boden felsig oder wenigstens wüstenhaft ist, aber keineswegs ausschließlich in Höhen, die jenem Alpengürtel entsprechen, sondern auch auf kleinen Inseln, deren höchste Spitzen kaum 100 m über den Meeresspiegel sich erheben. In der Schweiz lebt das Steinhuhn, laut Tschudi, „am liebsten auf sonnigen Gehängen zwischen Krummholz und Alpenrosenstauden, unter den hohen Mauern der Felsenwände, in Geröllschluchten und Schneebetten, zwischen Steinblöcken und Kräutern" und steigt bloß im Winter nach tieferen Steinhalden herab, oft bis in die Nähe der Bergdörfer und selbst der Ortschaften des Tieflandes. Aus Turkmenien berichtet Alfred Walter: „In allen Gebirgen unsers Reisegebietes, mit Ausnahme des Kuba-dagh, wo das Steinhuhn nur selten angetroffen wurde, ist es äußerst gemein. Jedoch ist es keineswegs ausschließlich Gebirgsvogel, sondern folgt den Flußläufen mit hohen Ufern und Erosionsschluchten mehrere hundert Kilometer weit in die Ebene."

Das Steinhuhn zeichnet sich wie alle seine Verwandten, deren Lebensweise uns bekannt geworden ist, durch Behendigkeit, scharfe Sinne, Mut, Kampfslust und leichte Zähmbarkeit vor anderen Hühnern sehr zu seinem Vorteile aus. Es läuft außerordentlich rasch und mit bewunderungswürdigem Geschick über den Boden dahin, gleichviel, ob er eben oder uneben, steinig oder mit Gras bestanden ist, klettert mit Leichtigkeit über Felsblöcke oder an seitlichen Abhängen empor und vermag sich noch auf Flächen zu erhalten, die dem Anschein nach einen so schwerleibigen Vogel in seinem Fortkommen auf das äußerste behindern. Im Vergleich mit anderen Hühnerarten hat es einen leichten, geraden, schnell fördernden und auffallend geräuschlosen Flug; demungeachtet streicht es selten weit in einem Zuge fort. Ungezwungen fliegt es nie auf höhere Bäume, wie es überhaupt alle waldigen Stellen fast ängstlich meidet; im Notfalle verbirgt es sich aber doch in den Nadelzweigen der Wettertanne. Die Stimme erinnert in mancher Hinsicht an das Gackern der Haushühner. Der Lockruf ist ein schallendes „Gigigich" oder „Tschattibit tschattibiz", der Laut, der beim Auffliegen ausgestoßen wird, ein eigentümliches Pfeifen, das man durch die Silben „pitschii pitschii" ungefähr wiedergeben kann. Da, wo es viele Steinhühner gibt, glaubt man sich zur Paarungszeit in einen Hühnerhof versetzt, so vielfältig erschallt der Ruf dieser anmutigen Geschöpfe von allen Seiten her.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen Pflanzenstoffen und aus Kleingetier mancherlei Art. Im Hochgebirge nähren sich die Steinhühner von den Knospen der Alpenrose und anderen Hochgebirgspflanzen, von Beeren, zarten Blättern und verschiedenen Sämereien, nebenbei aber auch von Spinnen, Insekten, deren Larven und dergleichen; in der Tiefe besuchen sie die Felder, namentlich solange das Getreide noch niedrig und frisch ist, und verzehren dann zuweilen nichts anderes als die Spitzen von jungem Weizen und anderem grünenden Getreide; im Winter gehen sie auch wohl die Wacholderbeeren an oder nehmen selbst mit Fichtennadeln vorlieb.

Da, wo Steinhühner häufig sind, vereinigen sich, wie schon bemerkt, im Spätherbst oft mehrere Völker zu zahlreichen Ketten. Mit Beginn des Frühlings lösen sich diese

Vereinigungen wieder auf, und nunmehr wählt sich jedes einzelne Paar einen besondern Standort, inmitten dessen es zu brüten gedenkt. Hier verbringt es, laut Girtanner, die Nacht an gesicherter Stelle unter Alpenrosen- oder Legföhrengebüsch, tritt am Morgen zur Äsung auf freiere Stellen heraus und läuft dabei viel umher, zieht sich um Mittag unter Gebüsch zurück oder nimmt ein Sandbad, verweilt in träger Ruhe bis gegen Abend, halb schlafend, im kühlen Schatten und zieht dann wiederum äsend seinem Schlafplatze zu. Der Hahn ist der Gattin gegenüber sehr zärtlich, balzt mit hängenden Flügeln, halb gestelztem und halb gebreitetem Schwanze, ruft jedem andern seines Geschlechts kampflustig zu, verteidigt sein glücklich errungenes Gebiet mit Heldenmut und bekämpft auch dann noch, wenn die Henne bereits brütet, jeden Eindringling seiner Art mit Leidenschaftlichkeit. Nach Lindermayers Behauptung legt das Steinhuhn in Griechenland schon Mitte Februar, nach Krüper in den letzten Tagen des März, selten früher, nach den Angaben der Schweizer Forscher in den Alpen erst gegen Ende Mai, Anfang Juni und selbst im Juli seine Eier. Am Murgab fand Alfred Walter die Nester am 10. April mit vollen Gelegen besetzt. Das Nest ist eine einfache Vertiefung, die unter niedrigen Zwergtannen oder Gesträuch, unter vorragenden Steinen und an anderen geschützten und verborgenen Orten ausgescharrt und mit etwas Moos, Heidekraut, Gras und dergleichen ausgekleidet wird. Die Ausfütterung geschieht im Hochgebirge mit größerer Sorgfalt als in den tieferen Gegenden und zumal im Süden, wo die Henne zuweilen eine einfache Mulde im Sande schon für hinreichend hält. Das Gelege bilden 12—15 Eier, die bei den Schweizer Exemplaren auf blaß gelblichweißem Grunde mit sehr feinen, blaßbräunlichen Flecken gezeichnet sind, während die aus Griechenland und der Herzegowina einfarbig hell gelblichweiß sind und nur gelbliche oder bräunliche Wolken als äußern Anflug zeigen; alle haben ungefähr 46 mm Längs- und 33 mm Querdurchmesser. Die Henne brütet 26 Tage sehr eifrig und führt dann die Küchlein in Gesellschaft ihres Gatten auf die ersten Weideplätze. Die Färbung der Jungen im Dunenkleide spielt in ein helles Steingrau; die Kopfplatte und ein Strich vom Auge zum Ohr sind braun, die Oberteile dunkelbraun, von zwei helleren Seitenlinien eingefaßt und von einer solchen Mittellinie durchzogen, die Schultern und Weichen ebenfalls braun. Außer dem Menschen treten Füchse, Marder, Wiesel, Raubvögel und Raben als Feinde des Steinwildes auf; rollende Steine mögen auch manche erschlagen; am meisten aber gefährdet sie ein strenger Winter.

Die leichte Zähmbarkeit des Steinhuhnes ist den Griechen wie den Schweizern wohl bekannt; daher findet man gerade diesen Vogel sehr häufig im Käfig. Radde traf in Eriwan von diesem Vogel in manchen Häusern ganze Familien, die mit den Menschen in den Stuben lebten, unter dem Ofen ruhten und völlig zahm waren. Sie folgten dem Rufe ihrer Pflegerinnen wie die Küchlein von Haushühnern. In Griechenland werden sie deshalb häufig gefangen gehalten, weil sie als Wesen gelten, die Schutz gegen Bezauberung gewähren können. Hier aber gönnt man ihnen keine Freiheit, sondern sperrt sie in kegelförmige Weidenkäfige ein, die so klein sind, daß sie sich kaum herumzuwenden vermögen. Dessenungeachtet halten sie viele Jahre in so engem Gewahrsam aus.

So nahe mit dem Steinhuhn verwandt, daß es bisher nur als Unterart betrachtet wurde, ist der Chukar, Caccabis chukar *Pray*, von jenem nur dadurch geschieden, daß der Zügel nicht schwarz, sondern weiß und die Ohrdecken rotbraun sind; auch pflegt der umschriebene weiße Kehlfleck beim Chukar mit Braungelb untermischt zu sein. Es ist ein Vogel von weiter Verbreitung, kommt er doch von den griechischen Inseln über Persien,

Arabien, Indien und Innerasien bis China vor. Auch findet sich die Art vom Meeresspiegel an bis zu Höhen von über 5000 m. Kein Wunder, daß sie in Größe wie Färbung sehr starke Veränderlichkeit zeigt. Auch diese Art wird oft gezähmt, die Streitsucht der Hähne allgemein, namentlich bei den Mohammedanern, benutzt, um die Tiere öffentlich kämpfen zu lassen. In ihrer Lebensweise gleicht sie dem Steinhuhn.

In Südwesteuropa wird das Steinhuhn durch das Rothuhn, Caccabis rufa *Linn.*, ersetzt. Dieser schöne Vogel unterscheidet sich von jenem hauptsächlich durch die vorherrschend



Rothuhn, Caccabis rufa *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

rötliche Färbung der Oberseite und durch das breitere, nach untenhin in Flecke aufgelöste Halsband. Das Rotgrau der Oberseite ist auf Hinterkopf und Nacken am lebhaftesten, fast rein rostrot, nur auf dem Scheitel gräulich; Brust und Oberbauch sind rein aschgrau-bräunlich, der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern brandgelb; die verlängerten Weichenfedern zeigen auf hell aschgrauem Grunde weißlich-rostfarbene und kastanienbraune Querbänder, die durch tiefschwarze Striche schärfer begrenzt werden. Ein weißes Band, das auf der Stirn beginnt, bildet in seiner Verlängerung einen deutlich hervortretenden Brauenstreifen; das von dem Halsbande eingefaßte, nach innen scharf begrenzte, fast reinweiße Kehlfeld tritt lebhaft hervor. Die Iris ist hellbraun, der Augenring zinnoberrot, der Schnabel blut- und der Fuß karminrot. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe und das Fehlen der spornartigen Warze auf dem Hinterlaufe von dem Männchen. Die Länge beträgt 38, die Breite 52, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 11 cm.

Das Rothuhn bewohnt nur den Südwesten unsers heimatlichen Erdteils vom südlichen Frankreich an, namentlich Spanien, Portugal, Madeira und die Azoren. Auf Malta gehört es bereits zu den Seltenheiten; weiter nach Osten hin wird es wahrscheinlich nicht mehr gefunden. Vor etwa 100 Jahren hat man es in Großbritannien eingebürgert, und gegenwärtig lebt es hier in einigen östlichen Grafschaften zahlreicher fast als das Rebhuhn.

„Das Rothuhn", schreibt mir mein Bruder Reinhold, „liebt bergige Gegenden, die mit Feldern abwechseln. In Spanien findet man es fast auf allen Gebirgen, mit Ausnahme vielleicht der Züge längs der Nordküste, bis zu 2000 m über dem Meere. Den dichten Wald meidet es; dagegen siedelt es sich gern in den Parks oder auf dünn bewaldeten Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Heide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin- und Thymiansträuchen besteht." Auf den Balearen fand es A. v. Homeyer am häufigsten in den Haferfeldern an den Gebirgsabhängen, zwischen den mit Gesträuch bewachsenen Steinhalden, endlich auch mitten zwischen den Felsen selbst, und zwar im Innern der Insel ebenso häufig wie an der Küste. Es ist ein Standvogel, der ein ziemlich beschränktes Gebiet bewohnt und in unmittelbarer Nachbarschaft mit anderen seiner Art lebt.

Der Lauf des Rothuhns ist nach Reinhold Brehm ungemein rasch und in hohem Grade gewandt; es rennt mit gleicher Schnelligkeit zwischen Felsblöcken und Steinen dahin, klettert sogar mit vielem Geschick auf diesen umher und nimmt dabei nur selten seine Flügel zu Hilfe. Sein Flug ist bedeutend schneller als der unsers Rebhuhnes, verursacht auch weit weniger Geräusch. Das Rothuhn erhebt sich leicht, steigt rasch in eine gewisse Höhe, streicht in ihr mit schwirrenden, wenig vernehmlichen Flügelschlägen dahin und schwebt oft auf große Strecken fort, ohne einen Flügel zu bewegen. Demungeachtet fliegt es nur ungern weit und noch weniger wiederholt nacheinander auf, sondern sucht sich soviel wie möglich durch Laufen zu helfen. Auch A. v. Homeyer sagt, daß es in allen Lebensverrichtungen viele Ähnlichkeit mit dem Rebhuhn habe. Bezeichnend für unsern Vogel ist, daß er gern bäumt, er tut dies auch keineswegs bloß im Falle der Not, sondern da, wo es Bäume gibt, regelmäßig, unzweifelhaft, um von der Höhe aus zu sichern. Den Lockruf des Männchens drückt Homeyer durch die Silben „schick scherna" aus, während ich geglaubt habe, daß ein schnarrendes „Tack tackerack" oder „Kerekekek" dafür gebraucht werden könne; ich muß jedoch genanntem Forscher beistimmen, wenn er sagt, daß der Ruf in derselben Art und Weise wie von unserem Rebhuhn ausgestoßen wird, nur daß der Ton nicht so kreischend, durchdringend, sondern mehr lispelnd, zischend und rund ist. Um zu warnen, stoßen beide Geschlechter ein leises „Reb reb", beim Aufstehen ein schallendes „Scherb" aus.

Nach Reinhold Brehm lebt das Rothuhn den größten Teil des Jahres hindurch in Völkern oder Gesperren von 10—30 Stück; denn oft schlagen sich mehrere Familien zu einer Kette zusammen. Das Volk treibt sich in ein und demselben Gebiete umher, obwohl nicht eben regelmäßig; es kommt nicht zur bestimmten Stunde zur Tränke. Seine Tätigkeit beginnt mit dem ersten Morgengrauen und währt bis nach Sonnenaufgang; wenigstens vernimmt man dann den Ruf des Hahns nur noch selten. Während der Mittagsstunden ist das Volk sehr still. Gegen Sonnenuntergang wird es von neuem rege und treibt sich nun bis in die Nacht hinein, mehr spielend als Nahrung suchend, umher. Die Zeit der Liebe ändert selbstverständlich auch das Betragen des Rothuhns. Schon im Februar trennt sich das Volk in Paare. Die Hähne führen hitzige Kämpfe um die Hennen aus. Das Nest, das man in Getreidefeldern, Weinbergen, unter einem Rosmarin- oder Thymianbusch usw. findet, ist eine muldenförmige Vertiefung, die die Henne in den Boden scharrt. Es enthält 12—16 Eier

von durchschnittlich 20 mm Längs- und 31 mm Querdurchmesser. Ihre Gestalt ist ziemlich stumpf und gerundet, die feste Schale glänzend, obgleich man die vielen Poren deutlich erkennen kann, die Grundfarbe ein lichtes Rostgelb, das mit zahllosen braunen Punkten und Flecken überstreut ist. Sobald die Jungen aus dem Ei entschlüpft sind, laufen sie geschwind umher, sorgsam behütet von der jetzt besonders vorsichtigen Mutter. Bei Gefahr benimmt sich die Familie wie unsere Rebhühner unter gleichen Umständen. Auch die jungen Rothühner lernen wenige Tage nach dem Auskriechen flattern, wechseln rasch die Schwungfedern, die für die Last des Leibes bald zu schwach werden, und sind bereits in der dritten Woche ihres Lebens äußerst bewegliche und gewandte Geschöpfe. Ihre Ausbildung beansprucht zwischen 4 und 5 Wochen. Anfänglich leben sie von Insekten, Larven, Würmern und feinem Gesäme; später halten sie sich, wie die Alten, gänzlich an letzteres und an Grünzeug mancherlei Art, das ihnen, wie es scheint, zugleich die Tränke ersetzen muß.

Leider hat man bei uns zulande dem Rothuhn die Beachtung, die es verdient, noch nicht geschenkt. Es ist durch den in Großbritannien angestellten Versuch zur Genüge bewiesen, daß dieses schöne, nützliche Wild sich in ihm ursprünglich fremden Gegenden einbürgern läßt; man hat auch erfahren, daß die Eier, wenn sie gut verpackt werden, den Versand von Südfrankreich bis zu uns aushalten, und hat ebenso die Fortpflanzung aus Südeuropa eingeführter Paare im Käfig erzielt. Zwar hat man mehrere Male alte und junge Rothühner bei uns ausgesetzt, sich aber durch die ersten ungünstigen Versuche abschrecken lassen. Die wenigen Vögel dieser Art, die man frei ließ, wurden regelmäßig schon nach einigen Tagen nicht mehr gesehen; sie hatten sich auf dem ihnen fremden Boden nicht zurechtfinden können oder waren durch Raubzeug verstört und versprengt worden. Meiner Ansicht nach sind diese Versuche für die Möglichkeit der Einbürgerung in keiner Weise entscheidend, und deshalb kann es nur wünschenswert sein, wenn sie bald und in großem Maßstabe erneuert werden. Diese Angelegenheit verdient mit Eifer betrieben zu werden, weil die Rothühner gerade solche Stellen, die das Rebhuhn meidet, bevorzugen, also Gebiete, die bis jetzt keinen Jagdertrag gaben, für uns nutzbar machen könnten.

Auf Sardinien, hier und da in Griechenland, häufiger aber in Nordwestafrika, einschließlich der Kanarischen Inseln, haust die vierte Art unserer Gattung, die wir zu berücksichtigen haben, das Klippenhuhn, Caccabis petrosa *Gmel.* Es kennzeichnet sich hauptsächlich durch das auf kastanienbraunem Grunde weiß getüpfelte Halsband. Die Stirn und der Kopf sind hell aschgrau, die Scheitelmitte, der Nacken und Hinterhals kastanienbraun, die übrigen Federn der Oberseite rotgrau, auf den Flügeln ins Bläuliche spielend, die Kehle und ein Augenbrauenstreifen weißlichgrau, die Unterteile blaugrau, Brust- und Weichengegend denen des Steinhuhns ähnlich; einzelne Federn der Oberseite zeigen rostgraue Einfassungen; Iris, Schnabel und Fuß kommen in der Färbung mit den entsprechenden Teilen der Verwandten überein. In der Größe steht das Klippenhuhn hinter dem Stein- und Rothuhn etwas zurück.

Auf Sardinien ist das Klippenhuhn sehr häufig, in Griechenland kommt es nur auf den südlichsten Gebirgen und hier auch bloß auf den höchsten Kuppen vor; in Spanien soll es die Felsen von Gibraltar bewohnen; in Tunis, Algerien, Marokko und auf den Kanarischen Inseln ist es die ausschließlich vorkommende Art seiner Gattung.

In seinem Wesen hat das Klippenhuhn mit seinen Verwandten große Ähnlichkeit. Es ist ebenso behende wie diese, fliegt ungern auf, meist nicht weit, aber geräuschvoll und zieht

fast in wagerechter Richtung dahin, zeigt sich nicht scheu und läßt einen sehr sonderbaren Lockruf vernehmen, den man, wenn auch nicht gerade genau bezeichnend, durch das mehrmals wiederholte, langsam ausgesprochene Wort „Kai“ (mit sehr gedehntem i) ausdrücken kann. König überträgt den Ruf mit „kia-kia-kria-kliah-kliah-kakkabi-, kakkabi-kakkabi“. Salvadori fand schon in der ersten Hälfte des Februar Männchen und Weibchen gepaart; Bolle gibt an, daß die 15—20 Eier in 22 (?) Tagen ausgebrütet werden. Nach der Brutzeit halten sich die Klippenhühner in Gesellschaften beisammen. Wenn sie gejagt werden, fliegen die einzelnen nach ihrem eignen Belieben davon, ohne sich sogleich wieder zusammenzufinden.

Bei den Felsenhühnern (Tetraogallus *Gray*, Megaloperdix), starken Vögeln von durchschnittlich Birkhuhngröße, ist der Leib gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel länglich, aber dabei kräftig und breit, der Fuß kurz, derb, die Fußwurzel des Hahns mit einem stumpfen Sporn bewehrt, der Flügel kurz, aber etwas zugespitzt, weil die zweite und dritte Schwungfeder die anderen überragen, der aus 18 Federn gebildete Schwanz mäßig lang und sanft abgerundet. Das Gefieder bekleidet den Leib in reicher Fülle, und namentlich die Ober- und Unterschwanzdeckfedern sind sehr entwickelt. Ein länglicher Fleck hinter dem Auge ist unbefiedert.

Die beiden Geschlechter unterscheiden sich auf den ersten Blick nicht wesentlich, weichen aber doch in der Größe bedeutend voneinander ab. Der Hahn ist stärker und hat einen Sporn, an dessen Stelle bei der Henne nur ein einfaches, glattes, etwas vergrößertes Schildfeld steht. Alle Felsenhühner bewohnen das Hochgebirge Asiens; eine Art kommt aber auf dem Kaukasus vor und darf deshalb unter die europäischen Vögel gezählt werden.

Das Königshuhn, Intaure der Grusier, Tetraogallus caucasicus *Pall.*, gehört zu den kleinsten unter den acht Arten der Gattung. Die Länge beträgt 58, die Flügellänge 25, die Schwanzlänge 17 cm. Oberkopf und Hinterhals sind schmutzig asch- oder felsengrau, die Oberteile schwarzgrau, mit Ausnahme eines breiten bräunlichgrauen Kragenbandes im Nacken, alle Federn äußerst fein, wurmförmig, schwarz und hell fahlgelb quergebändert, die Flügeldeckfedern ansprechend geziert, mit hellgelben Rändern, die Längsstreifen bilden und innen meist rostgelb gesäumt sind, Ohrgegend und Halsseiten grau, letztere durch rundliche gelbe Spitzenflecke gehoben, ein von ersterer ausgehender und seitlich am Halse herablaufender breiter Streifen und die Kehle weiß, die Brustfedern abwechselnd sehr zierlich mit gleichbreiten schwarzen und weißen, pfeilspitzig gegen den Schaft verlaufenden Querbändern geschmückt, die nach dem Bauche zu unter immer spitziger werdendem Winkel am Schafte zusammenstoßen und auf den sehr verlängerten Brustseiten- und Weichenfedern zu spitz pfeilförmigen Zeichnungen sich zusammenfügen, diese Federn außerdem mit licht rostgelben, dunkel kastanienbraun gekanteten, wiederum Längsstreifen bildenden Säumen umrandet, die Schwungfedern der Hand weiß, an der Spitze schwarzgrau, die Armschwingen schwarzgrau, die Schwanzfedern dunkelgrau und außen, die mittleren auch am Ende dunkel kastanienbraun, die mittelsten grau, alle zart schwärzlich gebändert. Die Iris ist rotbraun, der Schnabel gelb, der Fuß hornbraun. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung.

Über die Lebensweise dieses Huhns hat Radde berichtet: „In den Gebirgen des alten Kolchis an der Grenze des ewigen Schnees, in einer Höhe zwischen 2000 und 3500 m, habe ich das riesenhafte Felsenhuhn kennen gelernt. Es lebt hier in verhältnismäßig bedeutender

Anzahl und nach Behauptung sämtlicher Gebirgsbewohner in besonderer Freundschaft mit dem Steinbock des Hochgebirges. Durch einen Pfiff, sagen sie, soll dieses Huhn dem kaukasischen Steinbock eine Warnung vor dem sich nähernden Jäger zurufen. Die Sache liegt wohl einfacher so, daß beide auf die gleiche Nahrung angewiesen sind. Es erklärt sich ihr Zusammenleben durch die beiden Tierarten gemeinsame Vorliebe für verschiedenartige Potentillen auf ganz natürliche Weise, wenn anders nicht noch hinzugefügt werden darf, daß die etwa den Kot der Steinböcke aufsuchenden Insekten gleichfalls eine Anziehungskraft für die gefiederten Freunde des letztgenannten Tieres besitzen.

„Unser Huhn lebt nach Art seiner Verwandten streng paarweise in einem Gebiete, über dessen Größe man nicht recht ins klare kommt. Treibt man ein Paar auf, so erheben sich auf einen eigentümlich schrillen Pfiff und den wie ‚tirock tirock tirock‘ klingenden Lockruf noch andere Paare; denn während ein Huhn fliegt, warnt es nach rechts und links. Der Flug selbst ist sehr rasch und geht in einer geraden Linie dahin. Ob das Huhn eine Balz hat, vermag ich nicht zu sagen; denn die Zeit, in der eine solche stattfinden muß, erschwert jeden Besuch des Hochgebirges aufs äußerste, falls er nicht des Schnees und der Kälte wegen für uns wenigstens gänzlich unmöglich gemacht wird. So viel unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich das Königshuhn dabei niemals auf einen Baum setzen wird; denn es ist in allen Einzelheiten ein Feld- oder Steinhuhn, nur ein solches riesiger Größe, lebt auch in einem Höhengürtel, dem der Baumwuchs überhaupt abgeht. Jedenfalls brütet der Vogel sehr zeitig im Jahre. Ich selbst habe zwar die Eier nicht gefunden, aber am 17. April, als ich von Tiflis nach Petersburg reiste, auf einer Haltestelle hoch oben im Gebirge zwei von ihnen bekommen und den Vogel dazu. Da jene noch ganz frisch waren, muß ich annehmen, daß ich sie im Anfang der Legezeit erhielt, und darf somit den Beginn des Brutgeschäftes für die Mitte des April bestimmen. Der Vogel muß viele Eier legen; denn ich habe Ende Juni oder Anfang Juli in einer Höhe von 3000 m das Glück gehabt, ein Weibchen mit noch nicht flüggen Jungen durch Zufall aufzujagen. Nach Art aller Hühner und zumal derer, die wie die in Frage stehenden ein zerbrochenes Trümmergestein bewohnen, zeigen sich die Jungen so geschickt im Verlaufen und Verstecken, daß man überrascht war, plötzlich unmittelbar vor seinen Füßen die muntre Schar auftauchen und eiligen Laufes vor sich hinrennen zu sehen. Ich sah doch bei meiner Jagd wenigstens 13—15 und darf also behaupten, daß die Ketten ebenso stark sind wie die verwandter Hühnerarten auch."

Radde konnte später seine Beobachtungen und Untersuchungen des Königshuhns und namentlich auch seine Fortpflanzungsgeschichte fortsetzen und erweitern. „Das Ei", sagt er, „ist verhältnismäßig klein. Die Dimensionen variieren um ein weniges: es gibt gedrungene, breite Eier; ich messe z. B. 67 mm Höhenachse auf 56 mm Breite, und andere, schmale von 68 mm und 44 mm Breite. Das Ei ist stumpfspitzig, wenig verjüngt, doch keineswegs annähernd elliptisch im Längsschnitt. Der Fond ist gelbgrau oder bläulichgrau, schwach ins Grünliche ziehend, und die überall stehenden Tupfflecke, meistens rund und am stumpfen Ende nur spärlich stehend, haben eine lichtbraune Farbe. Von einem Neste ist eigentlich beim Königshuhne nicht die Rede. Der Vogel wählt sich eine freiliegende Höhe nahe den Schneefeldern, wo noch allerlei hochalpine Kräuter wachsen. Wo da ein überhängendes, wenn auch nur wenig erhöhtes Felsenstück liegt und ein Versteck geboten wird, da richtet die Henne den Brutplatz her, indem sie nur wenige Randbekleidung macht. Allgemein behaupten die Gebirgsbewohner, daß sie mehr als 12 Eier lege.

„Nach der Aussage der Swanen, Ossen und Chewsuren schleppt das Weibchen nur

wenige Kräuter zusammen, um den Rand des kunstlosen Nests zu formen und legt bis 20 Eier. Ich weiß, daß die Arten von Megaloperdix monogamisch leben. Ist die Brut gefördert, so wird sie von Vater und Mutter geleitet. Wo ich auf Junge stieß, waren beide Eltern zugegen. Bei herannahender Gefahr duckt sich die ganze Gesellschaft fest nieder und liegt wunderbar lange fest und still. Es ist mir passiert, daß das Königshuhn dicht vor den Füßen mit laut schnurrendem Fluge geradlinig auf- und schräg in den Abgrund davonstieß, ohne daß ich vorher eine Ahnung von ihm hatte. Augenblicklich folgte der Hahn; er hatte unter einer naheliegenden Schieferklippe sich versteckt gehalten. Die Jungen stoben förmlich nach allen Richtungen auseinander, so daß ich, verblüfft, gar nicht wußte, wohin ich zuerst greifen sollte. Es waren ihrer wohl 15 Küchel, allein sie verhielten sich so behende und rasch im chaotisch durcheinandergeworfenen Klippgestein, daß ich nur mit Mühe und Not ein Exemplar erhaschte."

„Alle Eingeborenen", fährt Radde fort, „sind einstimmig in Betonung der außerordentlichen Schwierigkeit einer Jagd auf Königshühner. Selten vergeht ein Jahr, in dem ich nicht ein oder zwei lebende Königshühner erhalte, und da ich sehr gut weiß, wie schätzenswert dieser Vogel ist, gebe ich mir die größte Mühe, sie zu erhalten. Sehr bald gewöhnen sie sich an Hirse; aber ihre Lieblingsgerichte bleiben doch im Frühjahre junge Keimpflanzen, Kressen und ähnliche Gewächse. Naturgemäß erscheint, daß die frischgefangenen Königshühner bei weitem nicht die Lebhaftigkeit zeigen, die ihnen in ihren alpinen Wohnstätten eigen ist."

Eine zweite Art der Gattung, die ich Haldenhuhn nennen will, Ullar der Kirgisen, Jirmunel, Kebek oder Gurkaju der Bewohner des Himalaja, von den englischen Jägern höchst unpassend Schneefasan genannt, Tetraogallus himalayensis *Gray* (nigellii), ist eingehender beobachtet worden als das Königshuhn. Seine Länge beträgt 72, die Breite 100, die Flügellänge 32, die Schwanzlänge 20 cm. Oberkopf, Hinterhals, Nacken sind licht fahlgrau, die Federn eines breiten Kragens auf dem Oberrücken, der auch die Brust umgibt, auf licht fahlgrauem Grunde mit feinen, aus Punkten bestehenden, gewellten Querbinden gezeichnet, Mantel, Unterrücken, Bürzel, Flügel- und Schwanzdecken dunkel fahl bräunlichgrau, äußerst fein licht gelblichgrau in die Quere gewellt, alle größeren Federn der Oberseite mit mehr oder minder breiten rostbraunen oder rostgelben Rändern geziert, wodurch eine streifige Zeichnung entsteht, ein hinter dem Ohre beginnendes, seitlich am Halse und dann scharf nach der Brust herablaufendes Band sowie ein zweites, das am Kinnwinkel beginnt und hufeisenförmig die Kehle einschließt, dunkel kastanienbraun, die Kehle und ein von beiden Bändern begrenzter Halsstreifen weiß, die Federn des dem Kragen entsprechenden Kropfquerbandes fahl weiß, einzelne von ihnen mit teilweise verdeckten schwarzen Mondflecken wie gebändert, Brust und Bauch tief felsengrau, dunkler geschaftet und äußerst fein fahl braungelb quergewellt, die Seitenfedern lichter, mit breiten Außen- und schmäleren Innenrändern von rostbrauner oder rostroter Färbung, die sich einende Längsstreifen bilden, die Schwungfedern der Hand fast ganz, die des Armes nur an der Wurzel weiß, erstere gegen die Spitze, letztere bis gegen die Wurzel hin dunkelgrau, feinfleckig fahlgelb quergebändert, die Schulterfedern durchaus so gefleckt, aber nach Art der Rückenfedern rostfarben umrandet, die äußeren Schwanzfedern außen auf dunkel rostrotem Grunde fein dunkel gefleckt, innen und bandartig vor der Spitze rötlich dunkelgrau, gegen die Mitte des Schwanzes hin mehr und mehr in Felsengrau übergehend und stärkere Fleckung zeigend. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid und unterscheiden sich nur durch die Größe.

Das Haldenhuhn findet sich im ganzen Höhengürtel des westlichen Himalaja bis nach Nepal hin und ebenso an geeigneten Orten der chinesischen Tatarei oder in Tibet. Nach Severzow ist es auch im Tienschan heimisch, und Finsch vermutet, daß es auch dem Kuenlun nicht fehlen werde. Finsch weist auch auf die bemerkenswerte Verbreitung des Ullars hin und schreibt: „Während die Art aber im Himalaja in einer Höhe brütet, die nicht unter rund 4000 m liegt, finden wir sie im Manrakgebirge schon bei 1200—1400 m.“

„Der Aufenthalt“, schildert „Mountaineer“, „beschränkt sich ausschließlich auf die mit Schnee bedeckten Höhen und Berge und die von ihnen auslaufenden Züge bis zur obern Waldgrenze herab; doch treibt der Schnee im Winter auch diese harten Vögel zur Tiefe hernieder und zwingt sie, jährlich zweimal Wanderungen zu unternehmen. In Kunawur sind sie zu jeder Jahreszeit häufig, auf den Gangesbergen jedoch nur vom Juni bis zum August anzutreffen. Deshalb glaube ich, daß viele, wo nicht alle, die zu gewissen Jahreszeiten sich hier umhertreiben, zeitweilig sich nach der Tatarei zurückziehen, um dort zu brüten. Gegen Anfang September bemerkt man sie zuerst auf den grasigen Plätzen unter der Schneelinie, nahe dem Berggipfel, auch wohl noch tiefer, an der obern Grenze des Holzwuchses. Nach dem ersten, allgemeinen Schneefall kommen sie scharenweise auf unbewachsene, frei stehende Bergkuppen des Waldgürtels herab, und hier verweilen sie bis zu Ende März. Es muß aber viel Schnee gefallen sein, bevor sie herabkommen; im milden Winter erscheinen sie, mit Ausnahme einzelner, nicht in der Tiefe.

„Der Jirmunel ist gesellig und schlägt sich in Flüge zusammen, die zuweilen aus 20 bis 30 Stück bestehen, obwohl man gewöhnlich nicht mehr als ihrer 5—10 beieinander findet. Mehrere solcher Flüge bewohnen das nämliche Berggebiet. Im Sommer sieht man die wenigen, die auf der indischen Seite blieben, in einzelne Paare gesprengt; gegen den Winter hin aber, bevor die Masse wandert, habe ich stets mehrere von ihnen vereinigt gefunden. Niemals besuchen sie den Wald oder das Dickicht, meiden selbst solche Stellen, wo das Gras lang ist, oder wo irgendwelches Gestrüpp den Boden bedeckt; es ist deshalb fast unnötig, zu sagen, daß sie niemals bäumen. Wenn das Wetter schön und warm ist, sitzen sie während des Tages auf den Felsen oder auf rauhen Stellen der Gehänge, ohne sich, mit Ausnahme der Morgen- und Abendstunden, viel zu bewegen. Ist es aber kalt, nebelig oder regnerisch, so sind sie rege und munter, laufen beständig auf und nieder und äsen während des ganzen Tages. Ihre Nachtherberge wählen sie auf Felsen über Abgründen; zu solchen Plätzen kommen sie viele Nächte nacheinander.

„Ihr Geschrei, ein leises, sanftes Pfeifen, vernimmt man dann und wann während des Tages, am lautesten aber bei Tagesanbruch und sehr häufig bei nebligem Wetter. Der Ruf beginnt mit einem lang ausgezogenen Tone und endigt mit einer Folge von raschen Pfiffen. Er ist bei weitem der angenehmste von allen, die irgendein Federwild vernehmen läßt. Übrigens hört man diesen vollen Ruf nur dann, wenn der Vogel still sitzt; denn wenn er aufgestört wurde und wegläuft, stößt er in kurzen Zwischenräumen einfache, leise Pfiffe aus. Er schreit, wenn er aufsteht, schnell, schrillend und heftig, gewöhnlich auch, solange er fliegt, und selbst noch einige Sekunden, nachdem er wieder auf den Boden herabgekommen ist; dann aber geht sein Ruf in einige wenige Töne über, die in einer auffallenden Weise Befriedigung darüber auszudrücken scheinen, daß er glücklich wieder Grund und Boden gewonnen hat.

„Der Jirmunel ist nicht besonders wild oder scheu. Wenn man von unten anschleicht und sich bis auf ungefähr 25 oder 30 m genaht hat, geht er langsam bergauf oder seitwärts,

dreht sich oft um, um zurück zu sehen, läuft aber, falls er nicht verfolgt wird, selten weit weg; naht man sich ihm dagegen von obenher, so steht er auf, ohne erst weit zu laufen. Die ganze Kette erhebt sich stets zu gleicher Zeit, raschen Fluges, senkt sich zuerst regelmäßig in die Tiefe hinab, wendet sich dann und steigt wieder bis zu ungefähr derselben Höhe empor.

„Sie fressen die Blätter verschiedner Pflanzen und Gras, gelegentlich wohl auch Moos, Wurzeln und Blumen; Gras bildet aber immer die Hauptmahlzeit. Jung aufgeschossenen Weizen und Gerste lieben sie sehr, und wenn sie ein vereinzeltes Feld in der Nähe ihres Standortes wissen, besuchen sie es während der Nacht und am Morgen; niemals jedoch kommen sie in das regelmäßig bebaute Land herab. Gewöhnlich sind sie unmäßig fett; ihr Wildbret ist aber nicht besonders gut und hat, wenn der Vogel in bedeutenden Höhen erlegt wurde, oft einen unangenehmen Geruch, der von gewissen Nährpflanzen herrührt. Obgleich ich manchen Sommer im Schneegürtel des Gebirges zubrachte, habe ich doch niemals Nest oder Eier dieses Vogels gefunden; dagegen bin ich in Tibet oft Familien mit Jungen begegnet. Bei diesen Ketten waren aber immer mehr alte Vögel und möglicherweise mehr als ein Volk zusammen, so daß ich mir keine bestimmte Meinung über die Anzahl einer Brut habe bilden können. Die Eier, die von Reisenden gefunden wurden, haben ungefähr die Größe von denen des Truthuhns, sind aber, wie die der Rauhfußhühner, von einer länglicheren Gestalt; ihre Grundfärbung ist ein helles Olivenbraun; die Zeichnung besteht aus einzelnen kleinen, licht nußbraunen Flecken."

Jedes Ullarpaar behauptet, wie ich selber auf meiner Reise nach Turkestan beobachten konnte, einen bestimmten Stand, in dem es kein anderes Paar duldet. Fliegt ein männlicher Ullar zu, so stürzt sich der den Platz behauptende Hahn sofort auf den Eindringling und zwingt ihn unter lautem, fast gellendem Geschrei, das Weite zu suchen, worauf er, wie ich selbst einmal sah, die Stellung des balzenden Steinhuhns einnimmt, das heißt, mit niedergesenktem Kopfe, hängenden Flügeln, halb aufgerichtetem und etwas gebreitetem Schwanze eine kurze Strecke weit dahinläuft. Gleichwohl kommt es vor, daß sich zwei Paare gegenseitig Besuche abstatten. Ich fand mehrmals auf einem verhältnismäßig kleinen Raume vier Stück, die dann gemeinschaftlich dem gleichen Orte zuflogen, sich hier aber sofort trennten. Freilich hatten die Paare jetzt sämtlich Junge, ein Umstand, der bekanntlich auch die streitsüchtigsten Hühner zum Frieden stimmt. In ihren Bewegungen ähneln die stolzen Vögel den Steinhühnern mehr als den Rebhühnern, ohne jedoch jenen zu gleichen. Der Lauf ist rasch und behende, auch ebenso gewandt beim Auf- wie beim Absteigen, die Haltung dabei eine etwas gebückte; der Flug besteht aus einigen rasch aufeinanderfolgenden Schlägen, auf die dann ein längeres Gleiten ohne Flügelschlag zu folgen pflegt, da der Ullar beim Auffliegen fast stets in die Tiefe des Tales hinabfällt und dann erst wieder etwas nach oben fliegt. Infolge der verhältnismäßig sehr kurzen Flügel ist das Flugbild ein durchaus eigenartiges; denn der fliegende Vogel erscheint ungemein gestreckt, während er im Laufe im Gegenteil den Eindruck eines sehr gedrungen gebauten Huhnes macht.

Die Anzahl der Eier eines Geleges beträgt nach Angabe meines kirgisischen Führers 6—9. Sie sind größer als Enteneier, ziemlich gestreckt und auf grünlichgelbem Grunde dunkler gefleckt und messen etwa 70×46 mm. Das Nest steht an felsigen Abhängen auf einer etwas erdigen Stelle, ist eine seicht ausgescharrte Vertiefung und wird bloß mit wenigen Grashalmen ausgelegt. Wohl nur das Weibchen brütet; das Männchen aber hält in der Nähe des Nestes, auf einem erhöhten Platze sitzend, Wacht und warnt jenes bei drohender Gefahr, ist auch während der Brutzeit selbst vorsichtiger und scheuer als je. Nach

etwa vierwöchiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern geführt, von der Mutter auch bei der größten Gefahr nicht verlassen. Ende November sollen sie ausgewachsen sein.

Die natürlichen Feinde der Ullare sind alle stärkeren Raubvögel. Vor den Füchsen und Wölfen sichert sie ihre außerordentliche Wachsamkeit. Von den Menschen haben sie hier wenig zu leiden. Unter den Kirgisen befassen sich immer nur einzelne mit der Jagd unserer Hühner. Das Wildbret ist nach einstimmiger Aussage aller von mir befragten Russen rein weiß und von ausgezeichnetem Geschmack, zart und würzig, und das des Auer- oder Birkhuhns ist nicht mit ihm zu vergleichen.

*

Die zweite Abteilung der eigentlichen Hühner, die der Waldhühner (Tetraoninae), umfaßt etwa 45 Arten. Sie sind gekennzeichnet durch gedrungenen, kräftigen Leib, kurzen, dicken, sehr gewölbten Schnabel und niedrige, starke Füße, deren Fußwurzeln mehr oder weniger befiedert sind, aber keinen Sporn tragen, durch kurze oder höchstens mittellange Schwungfedern und kurzen, gerade abgeschnittenen, ausnahmsweise aber auch verlängerten, keilförmig zugespitzten oder gegabelten Schwanz sowie reiches, dichtes Gefieder, das nur über dem Auge oder am Hinterhalse kleine Stellen frei läßt. Von diesen ist die das Auge, besonders dessen obern Rand umgebende mit warzigen, aufschwellbaren Wülsten bekleidet, die einen roten, überaus leicht zersetzlichen Farbstoff enthalten, das Tetraonerythrin Wurms. Schon Plinius kannte diese „Rosen", wenigstens vom Birkhuhn, und sagt von diesen Vögeln, ihre Schönheit würde erhöht durch den Glanz und die vollkommene Schwärze ihres Gefieders sowie durch das Scharlachrot ihrer Augenbrauen. Die Nasenlöcher sind gänzlich von Federn bedeckt. Die Zehen können befiedert sein; bei zahlreichen Arten tragen sie aber eigentümliche, gleichfalls der Mauser unterworfene Horngebilde (sogenannte Fransen, fälschlich auch Balzstifte genannt), in der Entwickelung zurückgebliebene Federn, die ihnen als „Schneereifen" im Winter das Laufen erleichtern. Sie werden nicht, wie noch viele Jäger glauben, am Schlusse der Balzzeit abgebissen, sondern fallen schon beim Beginn der Mauserung, allmählich vertrocknet, von selbst ab. Der Kropf ist ansehnlich groß, der drüsenreiche Vormagen dickwandig, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme zeichnen sich durch ihre Länge aus.

Der Norden der Erde ist die Heimat der Waldhühner. Sie verbreiten sich vom Himalaja und von den ostasiatischen Gebirgen an über ganz Asien und Europa, fehlen in Afrika gänzlich, treten aber wiederum, und zwar in zahlreichen Arten, in Nordamerika auf. Waldungen bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; einzelne bewohnen Steppen und Tundren, andere gebirgige Halden in der Nähe der Schneegrenze, ohne sich viel um Gebüsch oder Bäume zu kümmern. Alle ohne Ausnahme sind Standvögel, die jahraus jahrein in der nämlichen Gegend verweilen und höchstens unregelmäßig streichen. Sie leben während der Brutzeit paarweise oder einzeln, sonst immer in Gesellschaften. Waldfrüchte mancherlei Art, Beeren, Knospen, Blätter, auch Nadeln des Schwarzholzes, Sämereien, Insekten und deren Larven dienen ihnen zur Nahrung; einzelne fressen zeitweilig fast nur Blätter und Knospen, weil ihre arme Heimat ihnen dann kaum etwas anderes bietet.

Die Waldhühner dürfen verhältnismäßig wohlbegabte Vögel genannt werden. Sie gehen schrittweise und sehr schnell, fliegen aber schwerfällig, unter rauschenden Flügelschlägen und, wie es scheint, mit Anstrengung, deshalb auch selten weit und niemals hoch. Ihre Sinne sind scharf und zumal Gesicht und Gehör wohlentwickelt.

Einzelne Arten leben in geschlossener Ehe, die übrigen in Vielweiberei. Die Paarungslust ist bei ihnen überaus lebhaft, und die Hähne leisten während der Paarungszeit Außerordentliches durch Gebärden und Laute, förmliches Vergessen der gewohnten Lebensweise und ein Benehmen, das wir toll nennen würden, wenn es uns nicht allzu anziehend erschiene.

Hört bei den Hennen durch Alter, Verkümmern der Eierstöcke usw. die Geschlechtstätigkeit auf, so findet nachträglich reichlichere Farbstoffablagerung und Auswachsen der Federn nach männlichem Vorbilde statt: die übrigens bei solchen Hühnervögelarten, deren Geschlechter äußerlich sehr verschieden sind, weit verbreitete und auch sonst in der Vogelwelt nicht selten vorkommende Hahnenfederigkeit.

Der Mensch ist es nicht gewesen, dem wir die Erhaltung der Waldhühner verdanken, denn er hat unter diesem Wilde ärger gehaust als die schlimmsten Raubtiere und verfolgt es rücksichtslos noch heutigestags. Nur da, wo eine geordnete Forstwirtschaft eingeführt ist und das edle Weidwerk von zünftigen Jägern gehandhabt wird, genießen sie den ihnen so notwendigen Schutz; da, wo sie noch häufig sind, stellt ihnen jeder Bauer ohne Schonung, ohne Barmherzigkeit nach, und wahrscheinlich steht ihnen dort ein gleiches Schicksal bevor wie in Mitteleuropa: sie werden nach und nach vertilgt werden, wie das Auerhuhn in vielen Gauen und Gegenden bereits ausgerottet wurde. Dies ist zu beklagen, aber nicht aufzuhalten. Nur ausnahmsweise verursachen sie wirklich empfindlichen Schaden, bringen sogar, wie Wurm hervorhebt, dem Walde „hervorragenden Nutzen durch Vertilgung von Raupen und anderem Ungeziefer, von Unkräutern und durch das die natürliche Besamung begünstigende Wundscharren des Bodens“.

Die Gattung der Haselhühner (Tetrastes *Keys. et Blas.*) hat einen aus 16 weichen, breiten Steuerfedern, von denen das mittelste Paar ein wenig länger ist als die übrigen, gebildeten Schwanz; die erste Schwungfeder der Hand ist bedeutend kürzer als die zweite, die vierte die längste; der Lauf ist in der obern Hälfte befiedert, kürzer als die Mittelzehe nebst Klaue. Die Gattung enthält drei Arten und ist in Europa, dem nördlichen und mittlern Asien sowie in Japan vertreten.

Das kleinste in Deutschland vorkommende Mitglied der Gattung ist das Gemeine Hasel- oder Rotthuhn, Tetrastes bonasia *Linn.* (Tetrao, Bonasia, betulina). In der Gestalt ähnelt es den Verwandten; seine Fußwurzel ist aber nur bis zu drei Viertel ihrer Länge befiedert, und die Zehen sind nackt; der Schwanz ist abgerundet, die Scheitelfedern sind stark verlängert und zu einer Holle aufrichtbar. Beide Geschlechter ähneln sich in Größe und Färbung des Gefieders, obwohl sie sich noch leicht unterscheiden lassen. Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrotgrau und weiß gefleckt, der größte Teil der Federn auch mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet; auf dem Oberflügel, dessen Färbung ein Gemisch von Rostgrau und Rostrot ist, treten weiße Längsstreifen und weiße Flecke deutlich hervor; die Kehle ist weiß und braun gefleckt; die Schwungfedern sind graubraun, auf der schmalen Außenfahne rötlichweiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, aschgrau getuscht und die mittleren rostfarben gebändert und gezeichnet. Die Iris ist nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nackt ist, hornbraun. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle, und die Färbung seines Gefieders ist minder lebhaft, namentlich mehr grau als rostrot. Die Länge beträgt durchschnittlich 45, die Breite 62, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 13 cm. Das Weibchen ist etwa um ein Fünftel kleiner als das Männchen.

Der Verbreitungskreis des Haselhuhns erstreckt sich von den Pyrenäen an bis zum

Polarkreise und von der Küste des Atlantischen bis zu der des Stillen Weltmeers. Innerhalb dieser ausgedehnten Länderstrecken findet es sich jedoch keineswegs allerorten, sondern nur in gewissen Gegenden. Es zieht Gebirge der Ebene vor, hält sich aber auch dort bloß hier und da ständig auf. Im Alpengebiete, in Bayern, Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen ist es nicht gerade selten, in den Rheinländern, Hessen-Nassau, dem südlichen



Haselhuhn, Tetrastes bonasia *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

Westfalen und Franken, im Schwarzwald, Harz und Erzgebirge noch immer heimisch, in Pommern bereits sehr zusammengeschmolzen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sagt Bechstein: „Wenn man im Oktober in der Abend- und Morgendämmerung in dem tiefen Gebirge des Thüringer Waldes reiset, so sieht und hört man ganze Züge, ob sie gleich nicht zusammen, sondern weitläufig hinter- und nebeneinander fliegen, von Berg zu Berg streichen." Das hat sich freilich seitdem sehr geändert, wenn schon sie hier noch vorkommen. Stark abgenommen hat das Haselhuhn auch in Österreich-Ungarn, wo es, außer an geeigneten Örtlichkeiten des Alpengebietes, hier und da in Niederösterreich, Böhmen und Mähren, häufiger aber in Ungarn und Galizien auftritt. In Italien, wo es vormals an verschiedenen

Orten nicht selten war, findet es sich nur noch an wenigen Stellen, so z. B. in Comasco; in Griechenland wie in Spanien hat man es nicht beobachtet; in Frankreich lebt es in den Alpen, Pyrenäen und den westlichen Teilen der Vogesen, in Belgien wohl nur in den Ardennen; im ganzen flachen Norddeutschland, Holland, Dänemark und Großbritannien kommt es nicht vor. Häufig und allverbreitet ist es erst im Norden und zumal im Nordosten Europas, namentlich in Schweden und Norwegen (dort geht es nach Axel Hagemann ungefähr bis zum 66., hier bis zum 67. Grad nördl. Br.), in Polen, Liv- und Estland, Rußland und Sibirien, doch bemerkt v. Löwis, daß es in Livland in allen licht gestellten, durchforsteten Bezirken allmählich ganz und gar verschwindet oder wenigstens selten wird. Große, dunkle und gemischte Wälder, besonders solche, die aus Eichen, Birken, Erlen und Nußbäumen, mindestens aus Nadelbäumen, Birken und Espen bestehen, und hier auf der Südseite liegende, wenig besuchte, an steinige, mit Beerengestrüpp bedeckte Halden grenzende Gehänge bilden seine Lieblingsaufenthaltsorte, während es im reinen Nadelholzwalde selten und immer nur einzeln angetroffen wird. In Waldungen, die seinen Anforderungen entsprechen, wählt es sich dichte Bestände zu seinem Wohnort, und in sie zieht es sich bei jeder Gefahr zurück. Je wechselreicher der Wald, um so angenehmer scheint er ihm zu sein. An gewissen Waldstellen findet man es jahraus jahrein, während es andere zeitweilig verläßt, um kurze Streifzüge zu unternehmen. Namentlich die Hähne streichen im Herbst ziemlich regelmäßig nach angrenzenden kleinen Wäldern oder Schlägen, um sich dort an verschiedenen Beeren zu erlaben. Im Spätsommer und Vorherbst begeben sie sich, wie v. Löwis berichtet, in Livland gern in lichte Kiefernwaldungen der Heidel- und Preißelbeeren wegen, aber nur am Tage, für die Nacht suchen sie wieder die benachbarten Unterholzdickungen auf. Im Herbst verfügen sie sich gern an die Waldränder und in die Vorhölzer, ebenso zu einzelnen reichlich Beeren tragenden Ebereschen und auf spätreifende Haferfelder. Mit dem Schnee gehen sie in die Rotstammbestände zurück, denen aber Esche und Wacholder nicht fehlen dürfen. Es geschieht bei diesen Streifereien wohl, daß einzelne Hähne 10—20 km weit in die Felder und das Feldgesträuch fliegen und förmlich verschlagen werden; doch kehren die meisten gegen Ende des Monats wieder nach den großen Waldungen zurück. Auch während der übrigen Zeit des Jahres wechselt das Haselhuhn mit seinem Aufenthaltsorte. In den Schweizer Alpen haust es, laut Tschudi, vorzugsweise in dem untern und mittlern Waldgürtel der Gebirge, selten auf den Vorbergen und in den Forsten der Ebene. Es ist oft der Begleiter des Auerhuhns, scheint aber ausnahmsweise höher zu gehen. Auch hier zieht es die Mittagsseite dicht bewaldeter, einsamer Berghalden allen übrigen Orten vor und findet sich vorzugsweise in steinigen, mit Wacholder-, Hasel- und Erlenbüschen bewachsenen, von Bächen durchflossenen, mit Tannen und Birken besetzten Gebieten. Im Norden siedelt es sich im Gebirge wie in der Ebene, in Skandinavien am häufigsten am Fuß des Hochgebirges an; in Rußland und Sibirien nimmt es in allen zusammenhängenden Waldungen seinen Stand, erscheint aber dort etwas kleiner, mehr grau und weißlich gefärbt als in Mitteleuropa.

Das Haselhuhn lebt gern verborgen und macht sich deshalb wenig bemerklich. Nur selten und bloß zufällig, oder wenn man sich still und versteckt hält, gewahrt man es, am häufigsten noch im Laufen, wenn es, von einem Gebüsch zum andern rennend, einmal eine freie Stelle überschreiten muß, in der rauhen Jahreszeit auch wohl auf stärkeren Ästen eines Baumes sitzend, wo es sich oft der Länge nach hindrückt und auch den Kopf darauf hinstreckt, so daß es sich recht gut verbirgt. Von dünnen Zweigen aus fliegt es, aufgescheucht,

meist schnell weg und verbirgt sich im Gesträuch am Boden; vom Boden aus dagegen erhebt es sich, wenn man es hier überraschte, regelmäßig zu einem der nächsten Bäume, um von der Höhe aus den Störenfried neugierig-dumm zu betrachten. Gewöhnlich sitzt und geht es sehr geduckt, wie ein Rebhuhn, wenn es sich unsicher fühlt dagegen mit mehr erhobenem und im Laufen mit vorgestrecktem Halse. Es ist überraschend schnell und gewandt, kann auch vortrefflich springen. „Ich belauschte eins“, erzählt Naumann, „beim Ausbeeren einer Dohne, das mit Hilfe der Flügel über $1^1/_2$ m senkrecht in die Höhe sprang, die erschnappten Beerenbüschel in die Höhe riß, und als es mich in demselben Augenblick gewahr wurde, schnell damit unter die nahen Wacholderbüsche rannte.“ Die Henne trägt im Laufen die wenig verlängerten Scheitelfedern glatt niedergelegt, während der mit mehr Anstand einherschreitende Hahn die Haube lüftet. Der Flug ähnelt im wesentlichen dem anderer Arten von Waldhühnern, ist aber nach meiner Auffassung bei weitem leichter, jedoch etwas langsamer als der des Birkhuhns und, was ich besonders hervorheben möchte, nur beim Aufstehen mit leise schwirrendem, nicht mit laut polterndem Geräusch verbunden, im übrigen aber so lautlos, daß man ein im vollen Zuge begriffenes Haselhuhn kaum hört.

Es nährt sich von Beeren, Grasspitzen, Knospen und Blumenblättchen der verschiedensten Pflanzen. Sobald Schnee liegt, leben die Haselhühner, laut Sachse, im wesentlichen von den Spitzen des Heidelbeerkrautes, während sie sonst auch sehr gern die Kätzchen der Birken, Schwarzerlen und Salweiden sowie die Blätter des Sauerklees fressen. Wodzycki sagt, sie pfropften sich den Magen so voll, daß sie längere Zeit stillzusitzen gezwungen wären, um zu verdauen, so daß sie leicht die Beute des Raubzeugs würden, und das erkläre ihre verhältnismäßige Seltenheit. Die jungen einjährigen Hühner ändern, wie Leyen behauptet, ihren Lockruf mit dem zunehmenden Alter bis zum September des ersten Jahres fünfmal. Es ist schwer, diesen Ruf mit artikulierten Silben wiederzugeben. Er beginnt im hohen, auf- und absteigenden Diskant und endet in derselben Tonart mit einem kürzeren oder längeren Triller. Die erstjährigen Haselhühner locken, solange sie zusammen in der Kette leben, einfach: „pi pi pi pi“, und zwar Hähne wie Hennen. Sind die Jungen schon paarungsfähig, wenn auch noch in der Kette, so lassen sie einen Ton vernehmen, der etwa durch „tih“ oder „tihti“ ausgedrückt werden kann, später fügen sie noch einen dritten zu, so daß der ganze Stimmlaut „tih tih — titi“ oder „tih tih — tite“ klingt. Der ausgebildete Hahn pfeift ein förmliches Liedchen, das man durch die Silben „tih tih — titi diri“ wiederzugeben versucht hat. Dieser Ruf wird übrigens ebensowohl im Anfang wie am Ende mehrfach verändert. Die alte Henne unterscheidet sich durch ihre Stimme auffallend vom Hahne und läßt, namentlich wenn sie davonfliegt, einen sogenannten Läufer hören, der sehr fein und leise beginnt, immer lauter und breiter wird und endlich in möglichst schnell aufeinander folgenden Tönen endigt. Leyen versucht das Ganze durch die Silben „tititititititititi-kiulkiulkiulkiulkiul“ auszudrücken, und v. Kobell bemerkt, daß die Jäger Oberbayerns den Ruf des Hahns durch die Worte „zieh, zieh, zieh, bei der Hitz' in die Höh'“ zu übersetzen pflegen. Nach v. Löwis schläft das Haselhuhn in Livland in der Regel auf dem Boden. Unser Gewährsmann meint, daß es im Gebirge, wo es hohe, dichtbelaubte, astreiche Bäume gibt, sowie da, wo vierbeinige Nachträuber zahlreich sind, den Baumschlaf bevorzugt, im höheren Norden aber, wo zahlreiche Eulen in verschiedenen Arten auftreten, und wo der Niederwald und krüppeliger Moorbestand vorherrscht, den Bodenschlaf.

Hinsichtlich der Sinnesanlagen übertrifft das Haselwild wahrscheinlich das Birkwild, zeichnet sich mindestens durch überaus scharfes Gehör aus; bezüglich der geistigen Begabung

steht es mit jenem ungefähr auf gleicher Stufe. Von Löwis sagt vom Haselhuhn, es sei, wenn nicht besondere Ursachen vorlägen, verhältnismäßig wenig beweglich, halte aber immer scharf Umschau; Wachsamkeit, Vorsicht und schüchterne Ungeselligkeit seien aber Haupteigenschaften von ihm. Wesen und Lebensart unterscheiden es von seinen Verwandten. Es gehört nicht ausgesprochen zu den Hühnern, die in Vielweiberei leben, sondern hält sich zumeist paar- und familienweise zusammen. Nach v. Löwis lebt es in Livland in halbjähriger Monogamie: von Oktober oder November bis Ende April oder Anfang Mai sind Hahn und Henne unzertrennlich, erst wenn diese fest brütet, entfernt sich der Hahn von ihr. Schon im September wählt sich der junge Hahn eine Gefährtin, ohne jedoch die Kette zu verlassen; gegen das Frühjahr hin trennt er sich mit ihr ab, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Auch er hat eine Balz wie Auer- und Birkhahn, tanzt aber nicht in der ausdrucksvollen Weise wie die genannten, sondern begnügt sich, durch Aufrichten seiner Scheitel-, Ohr- und Kehlfedern und sehr lebhaftes Trillern und Pfeifen der Gattin seine Gefühle kundzugeben. Wenn er recht hitzig ist, pfeift und trillert er, gewöhnlich auf einem geeigneten Baume in mittlerer Höhe stehend, von Sonnenuntergang an fast die ganze Nacht hindurch bis zum späten Morgen. Zum Boden herab kommt der balzende Hahn nur unmittelbar vor der Begattung. Die Hähne sollen, in Livland wenigstens, fast gar nicht um die Hennen kämpfen.

Am Fortpflanzungsgeschäft nimmt der Hahn bis zu einem gewissen Grade Anteil. Nach der ersten Begattung sucht die Henne einen möglichst gut versteckten Platz unter Gebüsch und Reisern, hinter Steinblöcken, im Farnkrautdickicht usw., legt in eine Mulde ihre 8—10, wohl auch 12 und mehr, verhältnismäßig kleinen, etwa 40 mm langen, 30 mm dicken, glattschaligen, glänzenden, auf rötlichgelbem Grunde ziemlich spärlich braun gefleckten und getüpfelten Eier und bebrütet sie drei volle Wochen lang so eifrig, daß man in ihre unmittelbare Nähe kommen kann, ehe man sie verscheucht. Der russische Jagdschriftsteller Ssabanjaew berichtet, daß man im Ural Haselhennen auch alte Nester auf Bäumen zur Brut habe benutzen sehen. Während die Henne sitzt, und solange die Jungen noch klein sind, treibt sich der Hahn als einzelner Strohwitwer nach eignem Belieben umher, zumeist allerdings in der Nähe der Gattin, zuweilen aber auch in entfernteren Strichen, zu denen ihn der Lockton eines andern Hahns gerufen, und erst wenn die Jungen größer geworden, findet er sich wieder bei der Familie ein, um ihr fortan als treuer Führer und Wächter zu dienen. Die Henne hudert die Jungen eine Zeitlang im Neste, bis sie vollkommen abgetrocknet sind; dann führt sie die Kinderschar baldmöglichst geeigneten Futterplätzen zu. Sobald sie Gefahr wittert, gebraucht sie alle Verstellungskünste, die in ihrer Familie üblich sind, und die kleinen, dem Erdboden täuschend ähnlich gefärbten Küchlein drücken sich so geschickt zwischen Moos und Kraut, Steine, Baumwurzeln und dergleichen, daß wohl die feine Nase eines Fuchses oder Vorstehhundes, nicht aber das Auge eines Menschen sie wahrnehmen kann. Anfänglich werden sie an sonnige Stellen geführt und hier fast ausschließlich mit Insekten ernährt; später nehmen sie dieselbe Nahrung zu sich wie die Alten. Sie lernen sehr bald fliegen und vertauschen dann ihren nächtlichen Ruheplatz unter der Mutterbrust mit niedrigeren und höheren Baumästen, auf denen sie sich dicht neben und noch teilweise unter die Mutter niederzusetzen pflegen. Mit dem Flugbarwerden der Familie trifft auch der Vater wieder bei ihr ein, und nunmehr bildet die ganze Gesellschaft ein Gesperre, das bis zum Herbste treu zusammenhält.

Leider wird das Haselhuhn bei uns zulande, trotz des ihm gern gewährten Schutzes, von Jahr zu Jahr seltener. Raubsäugetiere und Raubvögel mögen viele Jungen wegnehmen,

ebenso Eichhörnchen, große Waldmäuse und besonders Eichelhäher, es müssen aber auch noch andere Ursachen zu dieser in mancher Hinsicht auffallenden Verminderung beitragen. In vielen Gegenden, wo es früher Haselhühner gab, sind sie jetzt verschwunden, ohne daß man eigentlich sagen kann, warum. „Selbst in Deutschland werden“, wie Wurm schreibt, „mehr in Schlingen gefangen, als man glauben möchte. Hauptsächlich aber verdrängt sie die einseitig übertriebene Kultur der Nadelhölzer, die die hauptsächlichste, in Laubholzknospen bestehende Winteräsung zum Verschwinden bringt, und deren dichte, ausgedehnte Schonungen wohl noch Verstecke, aber keinen diesen Vögeln zusagenden Unterwuchs bieten.“ Dagegen wandern sie in einzelne Waldungen auch wieder ein. So ist es geschehen in einigen Wäldern am südlichen Abhang des Erzgebirges, wo man bereits wieder namhafte Flüge antrifft. Für Livland gibt v. Löwis an, daß Waldbrände von April bis Juli den Nestern und Jungen sehr gefährlich würden. Im Jahre 1887 kam hier nach diesem Gewährsmanne keine einzige Brut auf, zufolge des durch den vorhergehenden milden Winter bedingten massenhaften Auftretens der Eichhörnchen.

Da, wo das Haselhuhn häufig ist, wird es in Menge erlegt; denn sein Wildbret ist unbestritten das köstlichste, das die Ordnung der Hühnervögel überhaupt gewährt. Sein lateinischer Name bonasia oder bonasa soll von den alten Mönchen herrühren und aus bona = gutes, assa = Gericht entstanden sein. Die Jagd wird entweder mit Hilfe des Vorstehhundes oder, und wohl mit größerem Vergnügen, vermittelst der sogenannten Locke betrieben. Das ist eine Pfeife, auf der der Ruf des Hahnes täuschend nachgeahmt und jedes kampflustige Männchen herbeigezogen wird. Glücklicherweise gehört zu dieser Jagdart eine gewisse Kunstfertigkeit, d. h. ein tüchtiger Jäger. Wie bei manchen Hühnern erregen die letzten schönen Herbsttage auch das Haselhuhn und machen es geneigt, mit anderen seinesgleichen zu kämpfen und zu streiten. Diese sogenannte „Kampfzeit“ währt von den ersten Tagen des September an bis zu Ende des Oktober, und sie ist es, die zur Jagd benutzt wird; namentlich die ersten Tage des September sind hierzu geeignet, falls die Witterung günstig ist. In der Frühe des Morgens bricht man auf, schleicht durch den Wald und stellt sich da, wo man Haselhühner weiß oder vermutet, hinter einem hochstämmigen Baume auf. Hauptbedingung des Standortes ist ein im Umkreise von 30 Schritt freier, d. h. nicht mit Gestrüpp bedeckter Boden, weil der herbeigelockte Haselhahn nicht immer geflogen, sondern sehr oft gelaufen kommt, dann selbstverständlich jede Deckung benutzt und regelmäßig den Schützen eher entdeckt, als dieser sein Wild. Der schulgerechte Jäger stellt sich, nachdem er den passenden Standpunkt gefunden, an seinen Baum, macht sich schußfertig, nimmt die Locke und ruft nun zunächst als jüngerer Haselhahn. Bei günstigem Wetter kommt der getäuschte Hahn auf den ersten Ton geflogen, und zwar so schnell, daß der Jäger kaum Zeit hat, die Locke aus dem Munde zu nehmen. Er erkennt aus der größeren oder geringeren Stärke des Brausens, ob der Hahn von einem Baume auf den andern geflogen ist oder sich von dem Baume auf die Erde geworfen hat, weiß also im voraus, von welcher Seite sein Wild ankommen wird, stellt sich günstig zurecht, lockt noch einmal, um jenem die Stelle genau zu bezeichnen, sieht schußfertig nach der betreffenden Gegend hin und wird so in der Regel den ankommenden Hahn schon von weitem wahrnehmen können. Er läßt ihn in gute Schußweite herankommen; denn es handelt sich auch darum, daß der Vogel im Feuer zusammenbricht. Ein bloß angeschossenes Huhn geht fast regelmäßig verloren.

Ein alter Hahn, der früher durch Verscheuchung, Fehlschüsse oder unrichtiges Locken betrogen und mißtrauisch gemacht wurde, kommt weder gehend noch fliegend unmittelbar

auf die Locke, sondern läuft oder fliegt in solcher Entfernung rundum, daß man selten zum Schusse kommt. Lockt ein Haselhahn entgegen, so will er damit sagen, daß er nicht Lust oder Mut hat, sofort zu erscheinen. Dann heißt es für den Jäger geduldig warten; doch tut er wohl, wenn er ein- oder zweimal lockt, um jenem seinen Standpunkt möglichst richtig anzudeuten. Der Haselhahn antwortet darauf gewöhnlich noch einigemal und verstummt wieder. Aber nach 5—10 Minuten geschieht eine Überraschung. Man hört plötzlich ein Brausen; der Hahn kommt in einem Zuge heran und wirft sich vor die Füße des Jägers, oft mit solcher Heftigkeit, daß vorhandenes, trocknes Laub förmlich aufstiebt. In der festen Überzeugung, auf diesem Punkte seine Kameraden zu finden, bemerkt er zwar etwas, das nicht aussieht wie Holz, erkennt aber doch nicht sofort den Menschen und schickt sich dann langsam zum Abmarsche an. Diesen Augenblick der Verblüffung muß der Jäger zum Schusse benutzen. Gerät der Schütze zwischen viele Haselhühner, die getrennt, einzeln oder paarweise sich in hörbarer Weite voneinander befinden und rundum gleichzeitig antworten und locken, so kommt auf seinen Anruf nur zufällig ein Haselhuhn herbei. Der geübte Jäger weiß aber in solchen Fällen Rat, indem er als Henne lockt; dann wird es ruhig, und er kann nunmehr seine Jagd beginnen. Oft geschieht es, daß er von dem eingenommenen Standpunkte aus mehrere Hähne erlegt; denn der Knall des Gewehres stört diese nicht, solange der Jäger seinen Stand nicht verläßt oder sich überhaupt nicht bewegt. Dies darf erst geschehen, wenn sich der Schütze einem zweiten Stande zuwendet. So beschreibt Leyen sachgemäß und richtig diese anziehende Jagd.

Gefangene Haselhühner gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter, werden aber selten zahm. Nach Wurm ertragen sie die Gefangenschaft nur, wenn sie nicht einzeln, sondern in Gesellschaft gehalten werden. Im Anfang ihrer Gefangenschaft gebärden sie sich ungemein ängstlich, und wenn der Raum, in dem man sie hält, nicht groß genug ist, rennen sie sich beim Erscheinen eines Menschen den Kopf ein. Sind sie jedoch einmal eingewöhnt und haben sie sich mit ihrem Pfleger befreundet, so machen sie diesem viele Freude, denn sie bleiben auch im Käfige anmutig und liebenswürdig.

Unter den Waldhühnern Nordamerikas scheint mir das Gemeine Präriehuhn, Tympanuchus americanus *Rchb.* (Tetrao cupido), besonderer Beachtung wert. Es unterscheidet sich von anderen Waldhuhnarten durch zwei lange, aus ungefähr 18 schmalen Federn gebildete Büschel, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und hier nackte Hautstellen bedecken, die wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, wohl aber dadurch, daß die Schmuckfedern beim Männchen länger sind als beim Weibchen. Der aus 18 breiten, zugerundeten Federn bestehende Schwanz ist ziemlich kurz und gerundet, im Flügel die dritte Schwungfeder die längste und das Kopfgefieder einigermaßen verlängert. Die Federn der Oberseite sind schwarz, blaßrot und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert, wodurch ein schwer zu beschreibendes Farbengemisch entsteht; der Bauch ist weißlich, die Schwungfedern sind graubraun, ihre Schäfte schwarz, ihre Außenfahnen rötlich gefleckt, die Steuerfedern dunkel graubraun, mit schmutzigweißem Spitzensaum, die Federn der Wangengegend und Kehle gelblich, die ein Band unter dem Auge bildenden braun, die langen am Halse dunkelbraun an der äußern, blaß gelbrot an der innern Fahne. Die Iris ist kaffeebraun, die Braue scharlachrot, der Schnabel dunkel hornfarben, der Fuß, soweit er nackt ist, orangegelb; dieselbe Färbung zeigen auch

die nackten Teile am Hinterhalse. Die Länge beträgt 45, die Breite 75, die Flügellänge 20, die Schwanzlänge 12 cm.

„Als ich zuerst in Kentucky verweilte", sagt Audubon, dessen Schilderung ich vorzugsweise benutzen werde, „war das Präriehuhn so häufig, daß man sein Wildbret nicht höher schätzte als gewöhnliches Fleisch, und daß kein wirklicher Jäger es für würdig hielt, darauf zu jagen."

Die Präriehühner haben Kentucky verlassen und ziehen sich, wie die Indianer, weiter und weiter nach Westen zurück, um den Mordgelüsten des weißen Mannes zu entgehen.



Präriehuhn, Tympanuchus americanus *Rchb.* 1/4 natürlicher Größe.

Im Jahre 1874 heißt es von ihm, es habe im Westen und Südwesten sein Wohngebiet bedeutend vergrößert. Es erscheint in Menge und nimmt fortwährend zu, wenn das Land besiedelt und mit Getreide bestellt wird. Seit Anfang der 1870er Jahre ist es in Colorado eingedrungen. In den östlichen Staaten, wo Präriehühner noch vorhanden sind, danken sie ihr Vorkommen nur Jagdgesetzen, die man zu ihrem Schutze erlassen hat.

Das Präriehuhn bewohnt ausschließlich wald- und baumlose Ebenen. Dürre, sandige Strecken, die nur spärlich mit Buschwerk bestanden, aber mit Gras bewachsen sind, bilden seine Aufenthaltsorte; von dem bebauten Lande zieht es sich jedoch nicht zurück, sondern sucht Felder eher auf, weil sie ihm reichliche Nahrung gewähren. Mehr als andere Waldhühner gleicher Größe ist es auf den Boden gebannt, bäumt höchstens bei schwerem Wetter oder um Beeren und Früchte von Büschen und Bäumen abzupflücken und verbringt

auch die Nacht in der Tiefe zwischen Gras und Gestrüpp. Im Winter tritt es Streifzüge an, die bloß den Zweck haben, auf günstige Futterplätze zu führen. Deshalb werden sie auch keineswegs überall, sondern nur hier und da und in gewissen Wintern ausgeführt, so daß man unsere Hühner mit Recht als Standwild ansieht.

In seinen Bewegungen erinnert das Präriehuhn vielfach an unser Haushuhn; jedenfalls ist es viel plumper und schwerfälliger als das Haselhuhn. Wird es plötzlich gestört, so erhebt es sich; wenn es aber den Verfolger von ferne wahrnimmt, und der Raum vor ihm offen ist, läuft es mit größter Eile davon, einem der nächsten Grasbüsche oder Buschdickichte zu, verbirgt sich hier und drückt sich, bis ihm der Jäger sehr nahe kommt. Auf dicken Baumzweigen bewegt es sich mit Geschick, auf schwächeren erhält es sich nur mit Hilfe der Flügel im Gleichgewicht. Es bewegt sich durch die Luft mit wiederholten Flügelschlägen, auf die dann bei stark niedergebeugten Schwingen ein langsames Gleiten folgt. Beim Aufstehen ruft es in der Regel vier- bis fünfmal nacheinander. Die gewöhnliche Stimme unterscheidet sich wenig von dem Gackern unsers Haushuhnes; während der Paarungszeit aber läßt der Hahn höchst eigentümliche Laute vernehmen. Er bläst die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses auf, so daß sie in Gestalt, Farbe und Größe einer kleinen Orange ähneln, biegt den Kopf zum Boden herab, öffnet den Schnabel und stößt nacheinander mehrere, bald lauter, bald schwächer rollende Töne aus, die denen einer großen Trommel nicht ganz unähnlich sind, erhebt sich hierauf, füllt die Luftsäcke von neuem und beginnt wiederum zu „tuten". An einem Präriehahn, den Audubon zahm hielt, bemerkte er, daß die Luftsäcke nach dem Ausstoßen jener Töne ihre Rundung verloren und einen Augenblick lang wie geborstene Blasen aussahen, aber nach wenigen Minuten wieder ihre Fülle erlangt hatten. Sobald die Paarungs- und Kampfzeit vorüber ist, schrumpfen die Luftsäcke zusammen, und während des Herbstes und Winters haben sie sich bedeutend verringert. Bei jungen Hähnen treten diese Schallblasen mit Ausgang des ersten Winters in Tätigkeit, vergrößern sich aber noch mit den Jahren.

Die Äsung des Präriehuhns besteht ebensowohl aus Pflanzenstoffen wie aus Kleingetier der verschiedensten Art. Im Laufe des Sommers werden Wiesen und Kornfelder aufgesucht, im Herbst die Gärten und Weinberge, im Winter Gegenden, in denen es viele Beeren gibt. Beeren aller Art liebt dieses Huhn ganz ungemein, auch Baumfrüchte, z. B. Äpfel, behagen ihm sehr, und Getreide aller Art bildet einen Hauptteil seiner Nahrung: es frißt sowohl die jungen Spitzen der Blätter als auch die reifen Körner, kann deshalb im Felde wie im Garten lästig werden. Besonders erpicht scheint es auf Heuschrecken zu sein, und wenn ein Glied der Gesellschaft solchen Leckerbissen erspäht hat, rennen alle übrigen hinter ihm drein, um womöglich an der Mahlzeit teilzunehmen.

Gegen den Winter hin schlägt sich das Präriehuhn da, wo es häufig ist, in zahlreiche Flüge zusammen, die sich erst mit Anbruch des Frühlings wieder sprengen. Dies geschieht, sobald der Schnee geschmolzen ist und die ersten Grasblätter sich zeigen; es bleiben dann jedoch immer noch Trupps von 20 und mehr Stück beieinander. Jede dieser Gesellschaften wählt sich jetzt einen besondern Platz, auf dem sie täglich zusammenkommt, um die nunmehr beginnenden Liebesspiele und Tänze aufzuführen. Erregt durch den Paarungstrieb, fliegt das Männchen, ehe noch der erste Schimmer des Tages sich im Osten zeigt, eilig jenen Balzplätzen zu, um die Nebenbuhler, die sich dort einfinden, zum Kampfe herauszufordern und mit ihnen zu streiten. Es trägt in dieser Zeit sein Hochzeitskleid, und zwar mit einem Selbstbewußtsein, das von keinem andern Vogel übertroffen werden kann.

Gesenkten Leibes, das Spiel ins Rad geschlagen und nach vorwärts übergebogen, die fächerförmig zerteilten Federn am Halse wie eine gesteifte Halskrause gebreitet, die orangegelben Luftbehälter zu Kugeln aufgeblasen, die Schwingen wie bei anderen balzenden Hühnern vom Leibe ab und gesenkt getragen, auch auf dem Boden unter hörbarem Geräusch geschleift: so rennen sie eilig gegeneinander los. Nicht selten geschieht es, daß ein bereits festgepaartes Männchen plötzlich von einem Nebenbuhler überfallen wird, der, durch das Liebesgeplauder der Vermählten herbeigezogen, sich fliegend mit rasender Eile auf den Glücklichen stürzt. Dann drückt sich die Henne sofort auf den Boden nieder, unter die Brust ihres Gemahls, der, stets zum Kampfe bereit, sich dem Gegner stellt und alle seine Kraft aufbietet, um ihn zu vertreiben.

In Gegenden, wo das Präriehuhn wenig vom Menschen zu leiden hat, hört man sein Brummen oder Tuten nicht allein in den frühen Morgenstunden, sondern den ganzen Tag lang bis zum Abend, während man da, wo die kampflustigen Tiere den stärkeren Feind über sich wissen, von ihnen nach Sonnenaufgang nur selten noch einen Laut vernimmt.

Je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage ihres Standortes legt die Henne früher oder später, von Anfang April bis Ende Mai. Audubon fand in Kentucky Nest und Eier schon in den ersten Tagen des April, glaubt aber, daß die eigentliche Nistzeit doch erst in den Mai falle. Das Nest wird ohne jegliche Sorgfalt aus trocknen Blättern und Gräsern zusammengebaut, unter allen Umständen aber zwischen hohem Grase oder unter dicht zum Boden herabhängendem Gebüsch wohl verborgen. Die 8—12 Eier, die etwa 42 mm lang und 32 mm breit und meist einfarbig bräunlichgraugelb, manchmal aber auch mit kleinen rostbraunen Fleckchen gezeichnet sind, werden in 18—19 Tagen gezeitigt, die Jungen, sobald sie gehfähig sind, von der Mutter ohne Mithilfe des Männchens erzogen und unterrichtet. Eine Präriehenne mit ihren Küchlein erinnert in jeder Hinsicht an eine Familie unserer Haushenne. Oft sieht man sie Düngerhaufen durchscharren, um hier die noch unverdauten Getreidekörner aufzunehmen. Bei Annäherung eines Raubtieres oder eines Menschen stößt die Henne einen Warnungslaut aus: die Jungen verschwinden darauf wie durch Zauberschlag, und jene sucht nun durch die bekannten Künste der Verstellung den Feind von ihnen abzuführen.

Bleibt das Präriehuhn ungestört, so brütet es nur einmal im Jahre; werden ihm jedoch die ersten Eier geraubt, so sucht es diesen Verlust zu ersetzen; das zweite Gelege enthält aber immer weniger Eier als das erste. Im August sind die Küchlein etwa so groß wie die Baumwachteln und bereits im Flattern wohl geübt, Mitte Oktober vollkommen ausgewachsen.

Alle in Betracht kommenden Raubtiere Nordamerikas sind schlimme Feinde der wehrlosen Hühner, schlimmere vielleicht als der Mensch, der endlich wenigstens eingesehen hat, daß die Jagd nur dann erhalten werden kann, wenn eine Zeit strenger Schonung beobachtet wird. Die Jagd selbst wird auf verschiedene Weise ausgeführt und von einzelnen Jägern mit Leidenschaft betrieben. Früher wurden viele Hühner auf ihren Balzplätzen erlegt, diese Plätze auch wohl mit Asche beschüttet und die balzenden Hähne mit Stöcken erschlagen, nachdem sie durch die aufgewirbelte Asche gewissermaßen erblindet waren. In viel größerer Anzahl noch wurden und werden die Vögel gefangen.

„Gefangene Präriehühner“, berichtet Audubon, „werden sehr bald zahm, brüten auch leicht. Ich habe mich oft gewundert, daß man sie nicht längst schon zu Haustieren gemacht hat. Während ich mich in Henderson aufhielt, kaufte ich 60 lebende, meist junge Präriehühner, die für mich gefangen worden waren, verschnitt ihnen die Flügel und ließ sie in

einem 4 Acker großen Garten frei umherlaufen. Nach einigen Wochen waren sie bereits so an mich gewöhnt, daß ich mich ihnen nähern durfte, ohne sie zu erschrecken. Ich gab ihnen Getreide, und sie selbst suchten sich verschiedene andere Pflanzenstoffe. Einige Hähne von ihnen waren so mutig geworden, daß sie es mit Haus- und Truthähnen aufnahmen. Als der Frühling kam, brüsteten sie sich und tuteten und kämpften wie in der Freiheit. Viele Hennen von ihnen legten auch Eier, und eine gute Anzahl von Jungen wurde erbrütet. Aber die Hühner taten meinem Garten zuletzt so viel Schaden, daß ich sie abschlachten mußte."

In unseren Tiergärten haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebnis zu erzielen. Wir haben die Präriehühner dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in geschlossenen oder in freien Gehegen gehalten, immer aber erfahren müssen, daß sie starben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung hat man nicht bloß in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland gemacht und schließlich beinahe die Lust verloren, sich noch fernerhin mit dem undankbaren Versuche, sie einzubürgern, zu befassen. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß man Präriehühner bei uns eingewöhnen könnte; der Versuch müßte aber im großen ausgeführt werden. Man sollte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Örtlichkeit freigeben und sie gänzlich sich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie wahrscheinlich gedeihen, so verschieden unsere Heiden von den Prärien Amerikas auch sein mögen. Jedenfalls ist das Präriehuhn eines solchen Versuches wert.

Das **Birkhuhn, Spiel-, Spiegel-, Schild-, Baum-, Laub-** und **Moorhuhn**, Lyrurus tetrix *Linn.* (Tetrao), ist verhältnismäßig schlank gebaut, der Schnabel mittellang und stark, der Fuß, dessen äußere und innere Zehe gleichlang sind, nicht bloß bis auf die Zehen herab, sondern auch auf den Spannhäuten, zwischen jenen, befiedert, der Flügel kurz, muldenförmig gewölbt, stumpf zugerundet, in ihm die vierte Schwinge die längste, der Schwanz, der aus 18 Federn besteht, beim Weibchen seicht eingeschnitten, beim Männchen hingegen so tief gegabelt, daß die längsten Unterdeckfedern über die kürzesten mittleren sechs, an Länge gleichen Steuerfedern hinausreichen, nach außen hin aber gesteigert und horn- oder leierförmig gebogen, so daß der ganze Schwanz eine leierartige Gestalt annimmt. Das Gefieder des Männchens ist schwarz, auf Kopf, Hals und Unterrücken prächtig stahlblau glänzend, auf den zusammengelegten Flügeln mit schneeweißen Binden gezeichnet, die durch die an der Wurzel weißen Armschwingen und die großen, im übrigen glanzlosen und schwarzen Oberflügeldecken gebildet werden, das Unterschwanzgefieder rein weiß; die Handschwingen sind außen schwarzbraun, grau verwaschen und weiß geschaftet, die Steuerfedern schwarz. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, die Zehen sind graubräunlich, die Augenbrauen und eine nackte Stelle ums Auge hochrot. Beim Weibchen ist die Färbung des Gefieders ein Gemisch von Rostgelb und Rostbraun mit schwarzen Querbinden und Flecken. Allgemeiner oder teilweiser Albinismus tritt beim Birkwilde weit häufiger auf als bei anderen wilden Hühnervögeln. Die Länge des Männchens beträgt 60—65, die Breite 90—100, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 20 cm, das Gewicht 1,2—2 kg; das Weibchen ist um etwa 15 cm kürzer und um 22 cm schmäler. Nach Wurm sind die hochnordischen Hähne zwar etwas kleiner, aber schöner gefärbt und haben ausgedehntere weiße Zeichnungen; Jaburek hält überhaupt den Gebirgshahn für stärker und schöner; A. Ludwig sagt, daß neben dem Standorte hauptsächlich auch das Alter ausschlaggebend für Stärke und Schönheit sei.



Birkhuhn.

Während der Herbstmauser verlieren die alten Männchen die Schwanzfedern und sind eine Zeitlang kaum fähig, weiter als ein paar Meter zu fliegen. Sie tragen aber in dieser Periode der Hilflosigkeit an Kopf und Hals nicht das schwarze Gefieder, das sie sonst ziemlich auffallend macht, sondern braune, schwarz gebänderte Federn wie die Henne und sind dadurch wie jene geschützt. Erst wenn der Vogel wieder flugfähig geworden ist, ersetzt er die braunen Kopf- und Halsfedern durch schwarze.

Das Birkhuhn bewohnt den größten Teil von Europa, das nördliche und mittlere Asien, westwärts bis Schottland und Nordengland, ostwärts bis zum Kolimafluß und dem nordöstlichen Sibirien, nach Süden geht es bis zu den Ostpyrenäen, Norditalien, den nördlichen Abhängen des Kaukasus, Tienschan und Peking. Die sehr unregelmäßig verlaufende Nordgrenze erreicht ihre polnächsten Stellen bei etwa 69°. Auf dem spanischen und griechischen Gebirge kommt es nicht mehr vor, und auch in Italien wird es nur in den Hochalpen, hier aber sehr häufig, gefunden. In Deutschland lebt es wohl noch in allen Staaten und Provinzen; dort aber keineswegs überall, vielmehr nur in seinen Bedürfnissen zusagenden Waldungen der Ebene wie des Hochgebirges; denn es zeigt sich wählerisch hinsichtlich der Örtlichkeit, nicht aber der Gegend. Mehr oder minder häufig ist es noch auf allen deutschen Mittelgebirgen, nicht selten im Vogtlande, im Sauerlande, im Odenwalde, in der Mark und Lausitz, in Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Hannover und stellenweise in Nordschleswig und Jütland. In der Pfalz, im Rheinlande, überhaupt im gesamten Schwarzwalde fehlt es gänzlich.

In der Schweiz bewohnt es, laut Tschudi, ebensosehr die gebirgigen Oberwälder wie den mittleren Waldgürtel und geht gern bis an die Grenze des Holzwuchses empor, wo es dann die Lichtungen mit dichtem Heidekraut oder Heidel- und Brombeerbüschen und endlich auch die Dickichte der Legföhren, die ihm guten Schutz gewähren, aufsucht. Auf den Österreichischen Alpen lebt es stets in einem höheren Gürtel als das Auerhuhn, ist hier aber ebenso häufig wie in den Karpathen, den Bayrischen Alpen, in den dichten Moosen oder Mooren aber ebenfalls noch überall zu Hause. In Frankreich ist es weit verbreitet und geeigneten Ortes nicht selten, in Belgien auf die Grenzgebirge, in Holland auf die Moore von Oberijssel, Drenthe und Groningen beschränkt, in Schottland noch allverbreitet, in England seit 1815 von Holland her wieder eingebürgert worden. In Irland, auf den Färöer und auf Island fehlt es. Sehr zahlreich bevölkert es Skandinavien von Nordschonen an, und zwar alle Waldungen bis zum Gebirgsgürtel empor, in unvergleichlicher Menge Nord- und Mittelrußland sowie ganz Nord- und Mittelasien, soweit es bewaldet ist. Während unserer Reise in Sibirien fanden wir es innerhalb des Waldgürtels allerorten, in ausgedehnten Birkenwaldungen in Scharen von mehreren hundert Stück vereinigt; Radde stieß in der Gegend des nördlichen Baikalufers fast täglich auf brütende Weibchen oder später auf Birkhuhnketten und erfuhr, daß im Gebiete des untern Bureja während der Monate Oktober und November von einem einzelnen Kosakenposten gewiß gegen 2000 Birkhühner erlegt und gefangen worden waren. Weiter oben im Norden nimmt der Vogel rasch an Anzahl ab: von Middendorff bemerkt, daß er am untern Jenissei bis zum 67. Grade der Breite noch häufig, 2 Grad nördlicher aber nicht mehr auftritt; wir haben ihn am untern Ob bereits vom 65. Grade an vermißt. Im Kaukasus wird es durch eine verwandte, im Jahre 1840 entdeckte und 1875 als besondere Art aufgestellte Form (Lyrurus mlokosiewiczi *Tacz.*) vertreten. Immer und überall trifft man das Birkhuhn nur da an, wo das Gelände seinen Anforderungen entspricht. Es verlangt urwüchsige, verwilderte und durch Feuer, Sturm oder

Insektenfraß zerstörte, schlecht oder besser nicht gepflegte Waldungen, die reich an niedrigen Gesträuchen sind. Sein Wohnbaum ist die Birke. Sie zieht es jedem andern Bestande vor; Nadelwaldungen bilden in seinen Augen immer nur einen Notbehelf. Nirgends tritt es so häufig auf wie in ausgedehnten Birkenwaldungen; selbst kleine Bestände dieses Baumes vermögen es zu fesseln. Aber auch im Birkenwalde muß der Grund mit jungem, dichtem Pflanzenwuchs, Heidekraut, Heidelbeeren, Ginster und anderem niedrigen Gestrüpp bedeckt sein, wenn es ihm behagen soll. Ebenso liebt es Moorgrund ganz außerordentlich; denn man begegnet ihm auch da, wo die Sumpfpflanzen vorherrschen und die Heide oder das Gestrüpp zurückdrängen, obschon nicht in den eigentlichen Brüchen oder Morästen.

Im mittlern Deutschland ist das Birkhuhn ein Standvogel, wenn auch vielleicht nicht im strengsten Sinne; auf dem Hochgebirge und im Norden aber tritt es ziemlich regelmäßige Wanderungen an. So verläßt es, laut Tschudi, in der Schweiz zweimal im Jahre seinen Wohnort und fliegt umher. Viele von den wandernden kehren nicht wieder zurück in ihre eigentliche Heimat, werden verschlagen und geraten in fremdes Gebiet. In den nördlichen Gegenden werden diese Wanderungen regelmäßiger. Gleiche Wanderungen lassen sich für das mittlere Amurland nachweisen.

Das Birkhuhn läuft nach Angabe meines Vaters schnell und trägt dabei den Leib wenig nach hinten gesenkt und den Hals vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung bald aufgerichtet, bald wagerecht; der Hals wird bald eingezogen, bald in die Höhe gestreckt. Es steht lieber auf Laub- als auf Nadelholzbäumen und ist oft auf dem Boden. Ungeachtet der kurzen Schwingen ist sein Flug doch sehr gut, geht geradeaus, mit ungemein schnellem, rauschendem Flügelschlage und oft ganze Strecken in einem Zuge fort. Nur äußerst selten läßt es sich leicht berücken; in der Regel nimmt es, wie die Taube, das Gewisse fürs Ungewisse und sucht jeder Gefahr sobald wie möglich zu entrinnen. Die Stimme ist verschieden, je nach dem Geschlechte. Der Lockton ist ein helles, kurz abgebrochenes Pfeifen, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein sanftes „Back back“, die Küchlein lassen ein feines Piepen hören; während der Balzzeit entwickelt aber der Hahn einen Reichtum an Tönen, den man dem sonst so schweigsamen Vogel kaum zutrauen möchte.

Das Birkhuhn frißt Baumknospen, Blütenkätzchen, Blätter, Beeren, Körner und Insekten. Im Sommer und Herbst pflückt es Heidel-, Preißel-, Him- und Brombeeren, im Winter Wacholderbeeren, Hagebutten, verzehrt nebenbei die Knospen des Heidekrauts, der Birken, Espen, Haselbüsche, Erlen, Weiden und Buchen, sucht Bucheckern, Eicheln und Nadelholzsamen, lebt auch wohl ausnahmsweise von jungen grünen Kiefernzapfen, wie uns die Untersuchung der Kröpfe alter Hähne gelehrt hat, verschmäht dagegen Nadeln fast immer. Ebenso gern wie Pflanzenstoffe nimmt es tierische Nahrung zu sich: kleine Schnecken, Würmer, Ameisenlarven, Fliegen, Käfer und dergleichen; zumal die Jungen verzehren fast ausschließlich zarte Insekten. Die Wanderungen, die der Vogel im Norden unternimmt, geschehen hauptsächlich der Nahrung halber.

Die Balz beginnt in Deutschland, wenn die Knospen der Birke aufschwellen, also gewöhnlich in der zweiten Hälfte des März, währt aber durch den ganzen April und dauert bis in den Mai hinein. Doch kann sich die Zeit, wie A. Ludwigs genaue Beobachtungen zeigen, je nach der Witterung immerhin um ein paar Wochen verschieben; besonders liebestolle, voreilige Hähne sind gelegentlich auch schon Ende Februar gehört worden. In dem Hochgebirge wie in den Ländern des Nordens tritt die Balz später ein und kann bis Mitte Juni, ja selbst bis zum Juli anhalten. Auch im Spätherbst hört man zuweilen einzelne

Birkhähne eifrig kollern, gleichsam als wollten sie sich vorbereiten und einüben; diese schwachen Versuche haben jedoch mit der eigentlichen Balz kaum Ähnlichkeit.

Der Birkhahn wählt zu seinem Liebesspiele einen freien Platz im Walde, am liebsten eine Wiese oder Lehde, auch wohl einen Schlag, auf dem die junge Baumsaat ihn noch nicht hindern kann. Er erscheint am Abend in der Nähe, tritt zu Baume und balzt hier in Unterbrechungen bis zum Einbruch der Nacht. Früh in der Morgendämmerung verläßt er die Schlafstelle und begibt sich auf den Boden hinab. Wo das Birkwild häufig ist, sammeln sich auf günstigen Plätzen viele Hähne an, im Norden oft ihrer 30—40, manchmal 100. Der erste Hahn, der sich zeigt, „fällt stumm oder zischend ein", wie Ludwig schildert, „verharrt 5—10 Minuten regungslos sichernd und beginnt dann erst, wenn er sich vollständig sicher wähnt, zu schleifen", worauf die eigentliche Balz anfängt. Im März und in den ersten Tagen des April wird sie noch oft unterbrochen; später währt sie den ganzen Morgen fort, und jeder einzelne Hahn beweist dann eine Ausdauer, die uns in Erstaunen setzt: in Lappland hörte ich den Birkhahn von 11 Uhr abends an bis früh um 2 Uhr ununterbrochen balzen. Bei uns zulande pflegt er erst mit Anbruch des Morgens zu beginnen, und so ist es, laut Tschudi, auch im Hochgebirge.

Die Balz selbst ist Liebestanz und Liebesgesang zugleich, und sie diente dem oberbayrischen „Schuhplattlertanze" als Vorbild. Nachdem der eingefallene Hahn sich überzeugt hat, daß alles sicher ist, läßt er zunächst das Schleifen hören, ein merkwürdiges hohles Zischen, das Nilsson nicht übel durch die Laute „tschjo — y", A. Ludwig durch „tschu—hui" wiedergibt, obwohl es vielleicht noch richtiger durch „tschj — chsch" ausgedrückt werden dürfte; daran reiht sich das sogenannte Kollern, das Bechstein durch die Silben „golgolgolgolrei", Nilsson aber, und meinem Gefühle nach richtiger, durch die Laute „rutturu — ruttu — ruiki — urr — urr — urr — rrrutturu — ruttu — rucki" zu übertragen versuchte. Wenn der Hahn sehr hitzig ist, balzt er in einem fort, so daß Kollern und Schleifen beständig abzuwechseln scheinen und man den Anfang und das Ende eines Satzes kaum mehr unterscheiden kann; dann und wann wirft er wohl auch einen krähenden Ton dazwischen. Es kommt bei ihm nur selten vor, daß er alles um sich her vergißt und sozusagen taub und blind ist; ich kenne übrigens doch Fälle, daß einzelne, auf die während des Schleifens geschossen wurde, nicht von der Stelle wichen, und so zu der Meinung verleiteten, daß sie den Knall nicht gehört hatten. Seine Bewegungen während der Balz sind erregt, lebhaft und absonderlich. Vor dem Kollern hält er, wie mein Vater bemerkt, den Schwanz senkrecht und fächerförmig ausgebreitet, richtet Hals und Kopf, an dem alle Federn gesträubt sind, in die Höhe und trägt die Flügel vom Leibe ab und gesenkt; dann tut er einige Sprünge hin und her, zuweilen im Kreise herum und drückt endlich den Unterschnabel so tief auf die Erde, daß er sich die Kinnfedern abreibt. Bei allen diesen Bewegungen schlägt er mit den Flügeln und dreht sich um sich selbst herum. Je hitziger er wird, um so lebhafter gebärdet er sich, und schließlich meint man, einen Wahnsinnigen oder Tollen vor sich zu sehen. Am meisten steigern sich alle Bewegungen, wenn mehrere Birkhähne auf derselben Stelle einfallen; dann werden aus den Tänzern wütende Streiter. Ihrer zwei stellen sich wie Haushähne gegeneinander auf, fahren mit tief zu Boden gesenkten Köpfen aufeinander los, springen beide zu gleicher Zeit senkrecht vom Boden auf, versuchen sich zu hauen und zu kratzen, fallen wieder herab, umgehen sich unter wütendem Kollern mehrmals, nehmen einen neuen Anlauf und streben, sich gegenseitig zu packen. Wird der Kampf ernsthaft, so muß jeder der Kämpfer Federn lassen; aber trotz der scheinbaren Wut, mit der gekämpft

wird, kommen kaum, vielleicht niemals, ernsthafte Verwundungen vor, und es scheint fast, als wolle einer den andern nur verscheuchen, nicht aber schädigen. Starke Hähne pflegen im Laufe des Morgens verschiedene Balzplätze zu besuchen, offenbar um ihre Kraft an mehreren Gegnern zu erproben; sie werden unter Umständen der Schrecken aller jüngeren, minder geübten Hähne, die sich ihnen wohl oder übel unterwerfen müssen. Der geschlagene Hahn kehrt übrigens gewöhnlich ebenfalls wieder zum Kampfplatz zurück und beginnt von neuem zu streiten oder fliegt einem zweiten Balzplatze zu, um dort sich mit einem andern Hahne zu messen.

Die Balz lockt gewöhnlich, doch nicht immer, die Hennen herbei, so daß die Hähne nach Abschluß des Liebesreigens den Lohn ihrer Mühen ernten können. In Skandinavien hat man beobachtet, daß ein gefangener Hahn, der in einem umzäunten Garten balzte, wiederholt von frei lebenden Hennen besucht wurde. Die Hähne treten in den späteren Morgenstunden zu Baume, kollern noch einige Zeit hier fort, die sogenannte „Sonnenbalz", und begeben sich sodann gemeinschaftlich nach den Weideplätzen. „In hiesiger Gegend (Thüringen) ist es Regel", schreibt A. Ludwig, „daß sich die Hennen am Balzplatze einfinden. Sie kommen während der Balz mit schmachtendem ‚Gack gack — gnäh' gelaufen, gestrichen, sind auch wohl manchmal bereits vor dem Hahne da. Während der Balz laufen sie äsend am Balzplatze umher, lassen sich vom Hahne treiben und treten. Wird ihnen ein Hahn weggeschossen, dann streichen und wandern sie begehrlich gackernd mehrere Morgen auf und in der Nähe des Balzplatzes umher, bis sich ein anderer Liebhaber eingefunden hat, oder sie sind einen oder mehrere Tage verschwunden, erscheinen dann wieder mit einem neuen Galan, sofern ein solcher aufzutreiben war, wachen aber nun desto eifriger für sein Leben. Die Zahl der auf den Balzplätzen erscheinenden Hennen ist sehr verschieden. Ich habe 1—8 Stück angetroffen und glaube, daß ein Hahn sich glücklich preisen kann, wenn ihm für die Balz 5—6 Stück verfügbar sind. Daß die Hähne auch im Laufe des Vormittags die Hühner treten, ist richtig, nicht wahr aber, daß dies ausschließlich zu dieser Zeit geschehe."

Mitte Mai macht die Birkhenne Anstalt zum Brüten. Ihr Nest ist nur eine seicht ausgescharrte, höchstens mit etwas Genist belegte Vertiefung in einer möglichst geschützten Stelle zwischen hohen Gräsern, unter kleinen Büschen usw. Das Gelege enthält 7—10, bisweilen wohl auch 12 Eier von etwa 49 mm Längs- und 35 mm Querdurchmesser, die auf rötlichgelbem Grunde mit rost- oder ölbraunen Flecken und Punkten bestreut sind (Eiertafel II, 17). Die Henne brütet mit warmer Hingabe etwa vier Wochen, versucht nahende Feinde durch Verstellungskünste vom Neste abzulocken, und widmet sich der Aufzucht ihrer Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit. Die Küchlein wissen sich vom ersten Tage ihres Lebens an geschickt zu verbergen, lernen bald flattern und sind schon nach einigen Wochen imstande, der Mutter überall hin zu folgen. Demungeachtet haben sie noch viele Gefahren zu bestehen, bevor ihr Wachstum vollendet ist. Der Hahn kümmert sich weder um das Ausbrüten noch um die Führung der Jungen.

Die Birkhuhnjagd wird von allerlei Raubgezüchte und auch allerorten von den Menschen eifrig betrieben. Das Birkhuhn gehört zur mittlern Jagd, wo es diesen Begriff gibt, sonst zur niedern; die in der Weidmannssprache üblichen Ausdrücke sind nach Wurm die folgenden. Das Birkhuhn hat „Wildbret", „Schweiß", „Aufbruch", „Gescheide", „Ohren", „Augen", „Füße" oder „Läufe" mit „Zehen" und „Nägeln" oder „Krallen", es „macht ein Geläufe", eine „Fährte", „äst", „tränkt" und „löst" sich, es „äugt" oder „gewahrt", es „vernimmt". Es „streicht" oder „zieht", es „läuft", es „steht" auf dem Baume oder

dem Boden, es „streicht“ an oder ab, „reitet“ oder „stiebt ab“. Es „geht“ oder „tritt“ zu Baume, es „sichert“ und „vermerkt“ den Jäger, es wird durch Ungeschicklichkeit beim Anspringen „vertreten“ usw. Das einzelne Stück ist „gut“, „stark“, ein „kapitaler Hahn“, oder „gering“, ein „Schneider“, ein „abgebalzter Hahn“. Eine Familie heißt „Volk“, eine Vereinigung von mehreren Familien „Kette“. Der Anschuß wird „verbrochen“, der angeschossene Hahn durch Nachsuche „ausgemacht“, „abgefangen“ oder „abgenickt“ wie der Rehbock, oder erhält den „Fangschuß“ in den Kopf. Er wird „gestreckt“ und vom Weidloch aus „aufgebrochen“. Der glückliche Jäger steckt einen Bruch auf usw.

In Deutschland erlegt man die alten Hähne während der Balz und die jüngeren im Spätherbst beim Treiben. Auf den Hochgebirgen und in den nördlichen Ländern stellt man ihnen, wie dem Auerwild, mit Ausnahme der Brutzeit, während des ganzen Jahres nach. Die anziehendste Jagd bleibt unter allen Umständen die während der Balz, schon deshalb, weil um diese Zeit der Weidmann, auch wenn er nicht glücklich war, durch das wundervolle Schauspiel, das er genießt, genugsam entschädigt wird. Der Jäger lauert auf solchen Waldplätzen und Mooren, wo Birkhähne zu balzen pflegen, von 1 Uhr morgens an in einer aus Reisern zusammengebauten Schießhütte auf die sich einstellenden Birkhähne, bis sich einer von ihnen schußrecht naht. Der Knall verscheucht die Gesellschaft; der Schütze aber bleibt ruhig in seiner Hütte sitzen. Nach einiger Zeit beginnt ein Birkhahn wieder zu kollern, ein andrer stimmt ein, ein dritter läßt sich ebenfalls vernehmen, eine Henne lockt dazu, das Kollern auf den Bäumen wird lebhafter, und nach Verlauf von etwa einer Stunde erdreistet sich endlich wieder ein Hahn, zum Boden herabzukommen, beginnt zu blasen, gibt damit den Anwesenden das Zeichen, daß der Tanz von neuem beginnen kann, und bald ist der Plan wiederum mit den Tänzern bedeckt. Ein zweiter Hahn wird geschossen; das alte Spiel erfolgt wie vorher, und wenn der Jäger Glück hat, kann er ihrer drei und vier an einem Morgen erlegen. Geübte Jäger ziehen das schwierigere Anschleichen dem Sitzen in der Hütte vor, oder locken die verliebten Hähne durch Nachahmung des Blasens oder durch den Laut der Hennen herbei oder betören die Jungen dadurch, daß sie den Ruf der Mutter hören lassen; kurz, es werden die allerverschiedenartigsten Jagdweisen in Anwendung gebracht. In ganz Rußland und Sibirien betreibt man mit besonderer Vorliebe die Jagd mit der Puppe (Bulvan). Hierunter versteht man einen ausgestopften oder aus Werg und Tuch oder Holz trefflich nachgebildeten Birkhahn, der im Spätherbst als Lockvogel benutzt wird. Zu diesem Zwecke begibt man sich vor Tagesanbruch in den Wald und stellt nun mit Hilfe einer Stange die Puppe auf einem der höchsten Bäume der Umgegend so auf, daß sie mit dem Kopfe dem Winde entgegensteht. Auf einer geeigneten Stelle am Fuße des Baumes hat man eine dichtwandige Hütte errichtet, von der aus der Baumwipfel überblickt werden kann. Sobald die Puppe aufgepflanzt ist, werden die benachbarten Wälder abgetrieben. Das hier sich aufhaltende Birkwild erhebt sich, gewahrt die in scheinbarer Sicherheit ruhig dasitzende Puppe, fliegt auf sie zu und bäumt dicht neben ihr auf. Auf den ersten Schuß, der in der Regel einen Hahn fällt, stieben die anderen zwar ab, bei der außerordentlichen Häufigkeit des Wildes aber erscheinen fortwährend neue, und die Jagd kann für gute Schützen äußerst lohnend ausfallen. In Tirol und in den bayrischen Hochgebirgen wird dem Birkhahn besonders eifrig nachgestellt, weil seine Schwanzfedern als ein beliebter Schmuck von jungen Burschen am Hute getragen werden. Noch vor einigen Jahrzehnten galten diese Spielhahnfedern, laut v. Kobell, als ein Zeichen der Herausforderung und Rauflust, je nachdem sie am Hute befestigt waren.

Nach Tiroler Sagen trägt der Teufel, wenn er, wie es so häufig geschieht, als Jäger erscheint, einen halben Spielhahnstoß auf seinem Hute, nicht aber auf der linken Seite, wie christliche Jäger, sondern stets auf der rechten, so daß ihn also der Fromme leicht zu erkennen und sich vor seinen gefährlichen Lockungen zu schützen vermag.

Alt eingefangene Birkhühner lassen sich bei geeigneter Pflege jahrelang am Leben erhalten, schreiten, wenn man ihnen genügenden Spielraum gibt, auch zur Fortpflanzung. Nach meinen Erfahrungen ist es unbedingt notwendig, ihnen einen größeren Raum anzuweisen, der zwar gegen Zug geschützt sein, im übrigen aber gänzlich im Freien stehen muß. Bepflanzt man den Boden dieses Raumes mit dichtem Gestrüpp, so wird man mit ziemlicher Sicherheit auf Nachkommenschaft rechnen dürfen; denn der Birkhahn balzt in der Gefangenschaft womöglich noch eifriger als im Freien, läßt sich regelmäßig in jedem Herbst hören, beginnt im Frühling mit dem ersten warmen Tage und balzt bis gegen Juni hin ununterbrochen fort. Von mir gepflegtes Birkwild hat sich im Käfig fortgepflanzt. Die dem Ei entschlüpften Jungen verlangen dieselbe Pflege wie junge Auerhühner, die wir später kennen lernen werden, und verursachen, einmal groß geworden, kaum mehr Umstände als Haushühner.

Die größte aller Arten der Waldhühner ist das Auer- oder Urhuhn, Wald-, Gurgel-, Riedhuhn, Bergfasan usw., Tetrao urogallus *Linn.*, einer der größten Landvögel Deutschlands, die Zierde der Wälder, die Freude des Weidmanns; es bildet mit vier ähnlichen Arten zusammen die Gattung Tetrao *Linn.*, die in der älteren Systematik alle Waldhühner in sich enthielt. Bei allen fünf Arten ist der aus 18 Federn bestehende Schwanz ziemlich lang, gerundet oder keilförmig, das mittelste Paar viel länger als das äußerste. Im Flügel ist die vierte Handschwinge am längsten. Die Zehen sind nackt, an den Seiten gekämmt. Scheitel und Kehle des Auerhahns sind schwärzlich; der Hals ist dunkel aschgrau, schwarz gewässert, der Vorderhals schwärzlich-aschgrau gewässert, der Rücken auf schwärzlichem Grunde fein aschgrau und rostbraun überpudert, der Oberflügel schwarzbraun, stark rostbraun gewässert; die Schwanzfedern sind schwarz mit wenigen weißen Flecken; die Brust ist glänzend stahlgrün, der übrige Unterkörper, besonders dicht der Steiß, schwarz und weiß gefleckt. Die Iris ist braun, die nackte, aus einzelnen dünnen Blättern bestehende oder mit solchen besetzte Braue darüber und die nackte, warzige Stelle darum lackrot, der Schnabel hornweiß. Die Länge beträgt 90—112, die Breite 120—144, die Flügellänge 40—45, die Schwanzlänge 34—36 cm, das Gewicht 3,5—6 kg. Jüngere Hähne unterscheiden sich nur wenig von den alten. Nur beim Hahne ist die Luftröhre um ein Drittel länger als der Hals, bildet daher in der Kropfgegend eine einfache Schleife. Die Zunge ist durch sehr lange Bänder und schlanke Muskeln so locker befestigt, daß sie sich nach dem Verenden des Tieres oft förmlich umschlägt und tief in den Hals zurücksinkt, woher die noch weitverbreitete Fabel entstand, der Auerhahn besitze überhaupt keine Zunge. Die Henne ist um ein Drittel kleiner als der Hahn und sehr bunt. Kopf und Oberhals sind schwärzlich, rostgelb und schwarzbraun in die Quere gestreift, auf dem übrigen Oberkörper zeigt sich die Befiederung als ein Gemisch von Schwarzbraun, Rostgelb und Rostgraugelb; die Steuerfedern sind auf schön rostrotem Grunde schwarz in die Quere gebändert, die Kehle und der Flügelbug rostrotgelb; die Oberbrust ist rostrot, der Bauch auf rostgelblichem Grunde unterbrochen schwarz und weiß in die Quere gebändert. Hahnfederige, dem Männchen ungemein ähnliche Hennen kommen



Auerhahn.

nicht selten vor. Die Länge der Weibchen beträgt 72—78, die Breite 108—112, die Flügellänge 35, die Schwanzlänge 22 cm, das Gewicht 2,5—3 kg.

In früheren Zeiten hat das Auerhuhn unzweifelhaft alle größeren und zusammenhängenden Waldungen Nordasiens und Europas bewohnt; gegenwärtig ist es in vielen Gegenden gänzlich ausgerottet. Doch ist sein Verbreitungskreis immer noch sehr ausgedehnt, da dessen Grenzen wenig verengert sind, die Vernichtung sich vielmehr nur auf gewisse Stellen und Gegenden beschränkte, wo der regelrechte forstwirtschaftliche Betrieb der Waldungen, besonders Entsumpfung und ausgedehnte Schlagwirtschaft, eingeführt wurde. „Das Verbreitungsgebiet", schreibt neuerdings Wurm, „ist noch sehr groß. Von Kleinasien, Griechenland, den spanischen kantabrischen Gebirgen und den Pyrenäen erstreckt es sich hoch hinauf bis nach Lappland und bis zum Eismeere und weit östlich durch Rußland bis nach Kamtschatka und China. In England, Irland, Holland, Dänemark, dann in Amerika, Afrika und Australien fehlt das Auerwild gänzlich; sehr spärlich ist es nunmehr in Oberitalien, Frankreich und Belgien vertreten, reichlicher in den deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Alpen und in den Mittelgebirgen dieser Länder, in den Balkanstaaten, in Rumänien, am zahlreichsten in Norwegen, Schweden, im europäischen und asiatischen Rußland, mit Ausnahme des südlichen europäischen Teils und des Kaukasus. Ursprünglich war es kein Gebirgswild. Aber die Kultur hat es, wie manche andere ‚Alpentiere', allmählich in das ruhigere und waldreichere Gebirge zurückgedrängt, so daß es in Deutschland nur noch in wenigen Kiefernforsten der Ebene (in der Lausitz, Tucheler Heide), die es vorzüglich liebt, standhält. Es geht bis an die Grenze des Baumwuchses, sowohl nach der Breite als auch nach der Höhe, also bis zum 70. Breitengrade und bis zu 1500 und 2000 m über dem Meere." Nach England, oder richtiger nach Schottland wurde das Auerwild allerdings erst wieder in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts (1837) von Norwegen her erfolgreich eingeführt, und zwar durch einen Grafen von Fife. Bei uns hält es sich noch in der Hardt, im Schwarzwald, Odenwald, Fichtelgebirge, im Böhmerwald und im Thüringer Walde, im Erzgebirge, Riesengebirge und im Harz, ist aber nirgends häufig.

Nach Radde ist es in den zusammenhängenden Waldungen Ostsibiriens nicht selten, wird aber östlich des Apfelgebirges durch eine kleinere Art, Tetrao parvirostris *Bp.* (urogalloides), ersetzt, und wahrscheinlich ist es diese, der v. Kittlitz in Kamtschatka begegnete.

Das Auerhuhn zieht, wie schon erwähnt, Gebirgswaldungen denen der Ebene vor, ohne jedoch letztere zu meiden. Vor allem andern verlangt es ausgedehnte Waldungen gemischten Bestandes und Alters mit baumlosen Lücken, Waldwiesen und dergleichen und mit feuchtem, stellenweise moorigem Grunde. Da, wo es gemischte Waldungen gibt, nimmt das Auerhuhn am liebsten in diesen seinen Stand; nächstdem siedelt es sich besonders gern im Nadelwalde an, obgleich auch der Laubwald vorübergehend zu seinem Wohnsitze werden kann. Sonnige Berghänge liebt es ungemein; jedenfalls verlangt der Vogel altstämmige Forsten, in denen es nicht an Bächen, Quellen und anderen Wässern fehlt, und die neben dem hohen Bestande Dickichte oder Stellen mit Heidekraut, niedrigem Gestrüpp und Beerengesträuch aufweisen. Es ist ein Standvogel, wenn auch nicht im vollsten Sinne des Wortes. Bei anhaltender strenger Kälte und tiefem Schnee verläßt es im Hochgebirge zuweilen seinen Stand und geht in einen tieferen Gürtel herab, pflegt aber bei eintretender milder Witterung regelmäßig nach der Höhe zurückzukehren; im Mittelgebirge oder im Hügellande zieht es sich zuweilen aus einem Gebiete nach dem andern, ohne daß man einen eigentlichen

schlagenden Grund dafür anzugeben wüßte. „Merkwürdig ist es", sagt mein Vater, „daß das Auerhuhn im Winter oft mehrere, sogar acht Tage auf einem Baume stehen bleibt und dessen Nadeln fast alle verzehrt." Ganz ebenso spricht sich Geyer aus, ohne vorstehendes gekannt zu haben. Anders ist es im Norden. In Skandinavien werden Knospen und Blätter der Espen gern angenommen; im Ural durchwandert das Auerhuhn, allerlei Beeren nachgehend, ziemlich weite Strecken, tagtäglich 12—15 km zurücklegend. Sind die Beeren verzehrt, so kehrt es allmählich wieder auf seinen früheren Stand zurück und nimmt endlich wiederum die zarten Triebe der Fichten und Kiefern an.

Bei gewöhnlichem Verlaufe der Dinge hält sich das Auerwild am Tage auf dem Boden auf und wählt sich, wenn es sein kann, solche Stellen, die die ersten Strahlen der Morgensonne empfangen und kleine offene Weideplätze besitzen, die mit Dickicht aus Waldbäumen, Heidelbeer-, Brombeer- und Heidegesträuch abwechseln, auch klares Wasser in der Nähe haben. Hier läuft es umher, durchkriecht das Gestrüpp und das niedere Gebüsch, sucht seine Nahrung und erhebt sich nur, wenn ihm etwas Auffallendes begegnet, weiß sich aber auch vortrefflich unsichtbar unter Büsche oder an Baumstämme zu „drücken". Gegen Abend steht es auf; Hahn und Henne trennen sich, und beide treten mit Einbruch der Nacht zu Baume, um hier ihre Nachtruhe zu halten. Sie erheben sich fast nie bis zum Wipfel, sondern bleiben regelmäßig in der Mitte des Baumes stehen, schlafen und bäumen mit Anbruch des Morgens wieder ab. Auf seinen beliebtesten Stand- und Schlafplätzen benimmt es sich zuweilen ganz anders als sonst, läßt sich beispielsweise von Hunden verbellen und gestattet, seine ganze Aufmerksamkeit dem Hunde zuwendend, dem Jäger, es zu unterlaufen. Bei tiefem Schnee, strenger Kälte und auf Standorten, die den Stürmen ausgesetzt sind, schläft übrigens auch das Auerwild auf dem Boden, indem es sich unter Buschwerk drückt oder in den Schnee einwühlt und verschneien läßt. Merkt es Gefahr, so wirft es beim Aufstehen die Schneedecke einfach ab und zur Seite. So erfuhr ich von erfahrenen Jägern des Ural.

Die Äsung des Auerwildes besteht in Baumknospen, Blättern oder Nadeln, Klee- und Grasblättern, Waldbeeren, Sämereien und Insekten. Der Hahn nimmt mit gröberer Nahrung vorlieb als die Henne oder die Jungen. „Bei zehn Hähnen, deren Kropf ich in der Balzzeit untersuchte", sagt mein Vater, „fand ich nichts als Tannen- oder Fichten- oder Kiefernnadeln, und es scheint, daß sich der Hahn während der Balz gar nicht die Zeit nimmt, lange nach Nahrung zu suchen, vielmehr das frißt, was er gleich in der Nähe haben kann." Im Frühjahr äst der Hahn in Nadelwäldern fast ausschließlich Nadeln, in Buchenwäldern ebenso Buchenknospen, in gemischten Waldungen bevorzugt er aber Nadeln. Kleine Kiesel zur Verdauung der Nahrung sowie trockner Sand zum Paddeln sind ihm unbedingt nötig. Zum Wasser kommt das Auerhuhn mehrmals im Laufe des Tages.

Es ist nicht zu verwundern, daß über eine Wildart, die die Gemüter der Jäger in hohem Grade zu erregen vermag, auch mancherlei Fabeln in Umlauf sind. „Hier müssen wir", schreibt Wurm, „des sagenreichen ‚Falzpeches', auch ‚Balzlosung', ‚Balzspäne', ‚Gebladder', ‚Malum' genannt, gedenken, von dem bereits Encelius (1557) berichtet, es sei der zur Erde gefallene Same des Hahns, der hier von der Henne mittels des Schnabels aufgenommen werde; aus dem nicht aufgenommenen entständen Perlen und Edelsteine, aber auch böse Schlangen. Die Rockenphilosophie nahm deshalb den Stoff unter ihre Heilmittel auf. Noch jetzt herrscht in Ungarn, Böhmen, Skandinavien usw. solcher Aberglaube, und allenthalben glaubt wenigstens mancher wackere Waldläufer, aus dem Funde solchen

‚Falzpeches‘ auf die bereits eingetretene Balz schließen zu dürfen. Doch auch dieser Schluß ist unrichtig, denn jene Ausscheidung hat mit der Balz nicht das geringste zu schaffen. Sie ist das ganze Jahr hindurch zu finden; sie gehört nicht nur dem Hahne und nicht nur dem Auerhahne, sondern Hähnen und Hennen aller Waldhühner an und ist tatsächlich Erzeugnis und Inhalt der doppelten langen Blinddärme und wird von jedem gesunden Stück tagtäglich, meist in der Nacht oder am Frühmorgen, entleert. Dies lehrten zahlreiche Beobachtungen an gefangenen Vögeln. Merkwürdig an dieser ‚Blinddarmlosung‘, die sich schon oft über den Hut oder die Joppe des unter dem Hahne stehenden Jägers zu dessen unliebsamer Überraschung ergoß, ist, daß sie ursprünglich gelblichgrün oder bräunlich und breiartig dünn sich auf dem Schnee, dem Moose, den Tannennadeln des Bodens fladenartig ausbreitet und nach wenigen Stunden hart, schwarz und pechartig glänzend wird. Laubäsung macht sie hell, Nadeläsung harzduftend, Heidelbeeräsung blauschwarz."

Nach meines Vaters Schilderung ist das Auerwaldhuhn ein plumper, schwerfälliger und scheuer Vogel. Sein Gang ist geschwind, jedoch lange nicht so schnell wie der der Feldhühner, Trappen, Regenpfeifer und vieler anderer Vogelarten. Es trägt den Leib fast wagerecht, nur wenig nach hinten gesenkt und den Hals etwas vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung verschieden. Der Körper wird bald wagerecht gehalten, bald aufgerichtet, der Hals bald vor-, bald in die Höhe gestreckt. Es steht übrigens auf den Bäumen nicht bloß auf den unteren Ästen, sondern, wenn die Wipfel stark genug sind, auch weit oben: man kann Hähne und Hennen sogar auf den Baumspitzen sehen. Auf der Erde läuft es herum, wenn es Nahrung sucht. Der Flug ist schwerfällig, rauschend, durch schnelle Schwingenschläge beschleunigt, fast geradeaus und ohne genügenden Grund nicht anhaltend. Beim Aufschwingen von der Erde auf einen Baum ist das Getöse der rauschenden Schwingen sehr stark. Hahn und Henne sind in der Regel ungemein scheu. Ihr Gesicht und Gehör sind äußerst scharf, und sie benutzen die Feinheit dieser beiden Sinne, um einer Gefahr von weitem zu entgehen. Schlechtes Wetter, auch bevorstehende Stürme scheinen die Scheu des Auerwildes zu vermindern. Wie mein Vater weiter bemerkt, ist ein Beispiel bekannt, daß nach einem Auerhahne, der im Winter einige Tage auf einem Baume gestanden hatte, mehrere Schüsse getan wurden, ohne daß er fortflog; überhaupt kommt man im Winter oft viel leichter als im Sommer schußrecht an dieses scheue Wild an. Die Hennen sind, weil sie geschont werden, weniger vorsichtig als die Hähne und zur Paarungszeit oft so kirre, daß sie sehr gut aushalten. In seinem Wesen zeigt sich das Auerwild als echtes Huhn. Der Hahn ist ein unverträglicher, jähzorniger, streitsüchtiger Vogel, der, falls man von gefangenen auf frei lebende schließen darf, jahraus jahrein mit anderen seines Geschlechts im Streite liegt und deshalb notwendigerweise ein einsiedlerisches Leben führen muß. Er zeigt sich aber auch den Hennen gegenüber herrschsüchtig und zornmütig; denn so liebestoll er sich während der Paarungszeit gebärdet, so gleichgültig scheint er außerdem gegen seine Gattinnen zu sein. Zwischen zwei Hähnen entspinnen sich leicht ernste Kämpfe; aber es kommt auch vor, daß da, wo das Auerhuhn häufig ist, sich im Spätsommer und Herbst zuweilen viele Hähne zusammenscharen und längere Zeit gemeinschaftlich umherstreifen.

Wenn der Auerhahn zu balzen beginnt, ist es noch still im Walde. Höchstens Schwarz-, Mistel- und Singdrossel lassen sich bereits vernehmen; für die übrigen Sänger ist der Frühling noch nicht erschienen. Im Hochgebirge liegt der Wald im Schnee begraben, selbst in der Tiefe ist er nur hier und da von ihm befreit. Ist der März reich an schönen Tagen, so hört man schon um diese Zeit einen und den andern Hahn balzen; folgt den schönen Tagen

schlechte Witterung, so schweigen die Hähne wieder. Im Mittelgebirge balzt der Auerhahn von Ende März an regelmäßig, während die eisige Kälte des Hochgebirges seine Liebe meist noch einen ganzen Monat in Banden legt. Die Balz selbst geschieht folgendermaßen: Beim Beginn beziehen die Auerhähne, die vorher oft entfernt standen, bestimmte Waldplätze, gewöhnlich Berglehnen, die gegen Morgen gerichtet und mit jungem und altem Holze bewachsen sind. Hier finden sich auch die Hennen aus der Umgegend ein. Beide Geschlechter kommen abends gegen 7 Uhr stumm gestrichen und fallen auf einzelne Bäume unter starkem Geprassel ein. Hartig hat manchmal beobachtet, daß die Hennen im Fluge einen hell kläffenden Ton wie ein kleiner Jagdhund von sich geben; Geyer sagt, im Einklang mit meinen Beobachtungen, daß der Hahn, nachdem er sich eingeschwungen, mehrere Minuten bewegungslos steht, alles um sich mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit mustert und beobachtet, auch durch das geringste Geräusch, das ihm verdächtig vorkommt, zum Abstehen bewogen wird. Bleibt alles ruhig, so gibt er gewöhnlich unter sonderbarem Halsbewegen einen Laut von sich, den man mit dem Ausdruck „Worgen" oder „Kröpfen" bezeichnet, mit dem Grunzen eines jungen Schweines vergleicht und als ein gutes Zeichen für die Balz am nächsten Morgen hält.

Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß diese dann auch wirklich stattfinden wird; denn der Hahn beweist, wie alle selbst beobachtenden Jäger behaupten, ein außerordentlich feines Vorgefühl für kommende Witterung. Man bemerkt, nach Geyer, nicht selten während der Zeit der Balz, daß oft beim schönsten Morgen, an welchem dem Jäger ohnehin schon das Herz vor Freude lacht und er seiner Sache sicher zu sein glaubt, eine arge Täuschung den gehegten Erwartungen folgt, nämlich, daß kein Hahn sich meldet. Tritt ein solcher Fall ein, so kann man überzeugt sein, binnen 24 Stunden schlechtes Wetter zu haben. Namentlich scheint der Hahn das Herannahen von Schnee zu wittern. Ebenso tritt oft der umgekehrte Fall ein. Unser Gewährsmann beobachtete, daß in der Nacht heftiges Schneegestöber begann, bis Mitternacht fortdauerte und dann aufhörte, und daß die Hähne am nächsten Morgen sich dennoch meldeten, wie in der besten Zeit der Balz. Auf ein derartiges Vorkommnis folgt gewöhnlich anhaltend schönes Wetter. Anders urteilt Wurm: „Kälte und schlechtes Wetter", schreibt er, „hemmt die Balz nur in ihrem Beginn; ist sie einmal im Gange, so kann man bei Sturm, Regen und Schneefall balzende Hähne erlegen, wie ich selbst mehrfach getan. Erst eine Kälte von mindestens 7—8 Grad Celsius macht sie verstummen." Nicht allzu selten geschieht es, daß der Hahn schon am Abend förmlich balzt, d. h. gleich nach dem Einschwingen sich meldet, dann auch wohl auf die Erde herabfällt, hier spielt, die Hennen, wenn solche in der Nähe sind, unter allen möglichen, höchst erheiternden Sprüngen vor sich hertreibt und sie schließlich betritt. Dies aber sind Ausnahmen. Bei schlechtem Wetter, namentlich bei Schneegestöber, balzt der Hahn in seltenen Fällen, und wahrscheinlich hat Geyer recht, wenn er annimmt, daß solche Liebestollheit bloß durch die Jugend der betreffenden Hähne erklärt werden kann.

Sobald sich am Morgen weiße Streifen im Osten zeigen, ungefähr gegen 3 oder etwas nach 3 Uhr in der Frühe, beginnt die Balz. Sie hebt mit dem sogenannten „Schnalzen" oder „Knappen" an, und von jetzt an steigert sich die Aufmerksamkeit des Jägers, bis der erste Schlag hörbar wird, der für so viele Sphärenmusik ist und jedem, der die Balz kennt, die Pulsschläge beschleunigt. Wie mein Vater sagt, streckt der Hahn bei der Balz den Kopf vor, jedoch nicht jedesmal gegen Morgen, wie behauptet worden ist, hält ihn in schräger Richtung nach vorn, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und gibt nun die schnalzenden

Töne von sich, die immer schneller aufeinander folgen, bis der Hauptschlag erschallt und das Schleifen anfängt. Dieses besteht aus zischenden Lauten, die dem Wetzen eines eisernen Werkzeuges sehr ähnlich sind und in mehreren aneinandergereihten Sätzen sich folgen; der letzte Ton wird langgezogen. Gewöhnlich gleich zu Anfang des Balzens, seltener in der Mitte des aus knappenden Lauten bestehenden Satzes, hebt der Auerhahn den Schwanz ein wenig, so daß dieser zwischen senk- und wagerechter Richtung mitteninne steht, breitet ihn fächerförmig aus und hält die etwas gesenkten Flügel vom Leibe abstehend. Beim Knappen trippelt er bisweilen auf dem Aste; beim Schleifen sträubt er fast alle Federn und dreht sich nicht selten herum. Doch geht das Balzen nicht immer so regelmäßig vor sich. Einige hören im Knappen vor dem Hauptschlage auf, andere nach ihm, andere mitten im Schleifen, noch andere lassen nur einige knappende Töne hören; ja zuweilen geschieht es, daß ein Auerhahn an einem Morgen mit ordentlichem und unordentlichem Balzen wechselt. Nach Wurm kann man „zwei allerdings auch Übergänge zeigende Haupt-Balzstellungen, und zwar stets mit hängenden Schwingen und mehr oder minder aufgerichtetem und gefächertem Stoße, unterscheiden: die des krähenden Haushahns und die eines vom Baume tief abstreichen wollenden Vogels; erstere sieht man häufiger beim Stande auf dem Boden oder in Wipfeln, letztere im Baumgeäste".

Besonders eigentümlich ist die geringe Stärke der Laute. Sie klingen, als ob jemand zwei dünne, geglättete Stäbchen aneinanderschlage, lassen mit Bestimmtheit keinen Selbstlauter heraushören, sind weder dumpf noch voll, weder laut noch leise, obwohl schwach, so doch auf 200—300 Schritt weit im Walde vernehmbar, fallen beim Näherkommen während des Anspringens kaum schärfer ins Ohr als vorher und können doch schon in ziemlich bedeutender Entfernung genau unterschieden werden. Der ganze Satz beginnt mit langsam aufeinanderfolgenden, abgebrochenen Schlägen; die Zwischenzeiten werden aber in beinahe gleichmäßiger Steigerung immer kürzer und die Schläge zuletzt so rasch nacheinander ausgestoßen, daß sie sich selbst verkürzen und erst nach dem Hauptschlage eine kurze Pause eintritt. Wie Geyer sagt, ist der erste Schlag dem Ausrufe „töd" vergleichbar; dann folgt „töd töd töd töd" und endlich immer schneller „töd öd öd öd öd öd" usw., welche beschleunigte Tonreihe in Österreich usw. treffend der „Triller" genannt wird, bis der sogenannte Hauptschlag, der ungefähr wie „glack" klingt und stärker hörbar als die vorhergehenden ist, geschieht. Dann beginnt das fabelhafte Schleifen, Wetzen, Einspielen, auch das „Vers- oder sogenannte Gesetzelmachen" benannt, das nach Geyer bis jetzt trotz aller möglichen Versuche und Bemühungen keinem Sterblichen auch nur annäherungsweise nachzuahmen gelungen sein soll. Es dauert ungefähr $3^1/_2$, aber nie über 4 Sekunden und läßt sich einigermaßen mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen.

Ich will Geyer nicht des Irrtums zeihen, muß aber doch sagen, daß die von Lloyd gegebene Übertragung der Laute des Einspielens: „pellöp pellöp pellöp" usw. und des Hauptschlages „klikop" mir besser zusagt als die seinige, bemerke dazu jedoch ausdrücklich, daß die Laute, die man als Gaumenlaute bezeichnen darf, durch Schriftzeichen überhaupt nicht wiedergegeben werden können. Wohl aber ist es, wie mich zu nicht geringer Überraschung ein hochgestellter junger Weidmann belehrte, möglich, sie mit dem Munde so täuschend nachzuahmen, daß man schwören möchte, den Hahn zu hören. An einem von mir gepflegten Auerhahne, der in jedem Frühjahre regelmäßig und eifrig balzte, habe ich, und zwar in einer Entfernung von kaum 1 m, beobachtet, daß das Schnalzen bei geöffnetem

Schnabel hervorgebracht und höchstwahrscheinlich durch eine große Anstrengung der Kehlkopfmuskeln bewirkt wird. Das Ausstoßen des Hauptschlages wenigstens erschüttert den Kehlkopf genau in derselben Weise wie ein kräftiges Zungenschnalzen den unsrigen. Jedes neue Einspielen erregt den Hahn mehr und mehr. Er geht auf dem Aste auf und nieder, läßt häufig seine Losung fallen, greift mit einem oder dem andern Fuße in die Luft, springt auch wohl von einem Ast zum andern oder „steht nach“, wie der Jäger sagt, kurz, befindet sich in einer gewissen Verzückung, die ihn zuweilen alles um sich her vergessen läßt. Dies geht so weit, daß er sich sogar um den Knall eines Feuergewehres nicht kümmert, selbst wenn der Schuß ihm gegolten hat, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht von einem Schrotkorn berührt wurde. Nach meines Vaters Ansicht sind im Schwerhören beim Schleifen alle Auerhähne einander gleich; aber mit dem Sehen ist es anders. Er ging einst mit anderen auf die Auerhahnbalz, und als einer von ihnen, um einen Auerhahn zu unterlaufen, eine Blöße überschreiten mußte, stiebte der Auerhahn mitten im Schleifen ab und schwieg gänzlich, ein deutlicher Beweis, daß er den Schützen bemerkt hatte. Ein anderes Mal schlug er während des Schleifens eines Auerhahns Feuer unter ihm. Das Geräusch des Feuerschlagens hörte er nicht, aber die Funken sah er recht gut. Ein drittes Mal bemerkte er, daß ein Auerhahn mitten im Schleifen abbrach, als ein weißes Taschentuch unter ihm geschwenkt wurde.

Jeder Beobachter, der einen Auerhahn in der Gefangenschaft balzen sah, kommt zu der Überzeugung, daß die Sinnestätigkeit des verliebten Gecken einzig und allein durch seine aufs höchste gesteigerte Aufregung beeinträchtigt wird. Während des eigentlichen Einspielens pflegt er den Kopf senkreicht in die Höhe zu heben, und so kann es recht wohl vorkommen, daß sein Auge das unter ihm Vorgehende nicht wahrnimmt, auch abgesehen davon, daß sich die Nickhaut seines Auges während dieser Kopfbewegung regelmäßig über mehr als die Hälfte des Augapfels zieht. Daß er aber sieht und hört, unterliegt keinem Zweifel, und ich kann die von Gadamer geschickt angestellte Untersuchung durch eigne Beobachtungen an meinen Pfleglingen bestätigen. „Ich besaß“, so erzählt dieser Forscher, „einen Auerhahn, der zahm war, an vier Jahre lebend, und hatte das Vergnügen, ihn jedes Frühjahr balzen zu hören. Nun fiel es mir ein, sein Gehör und Gesicht zu prüfen, wozu mir mein Vater behilflich war. Wie genau der Versuch ausfallen mußte, erhellt daraus, daß der Hahn auch eifrig fortbalzte, wenn man so nahe bei ihm stand, daß man ihn mit der Hand berühren konnte. Ich selbst stellte mich neben ihn und ließ meinen Vater mit geladenem Gewehr an 40 Schritt weit gehen, doch so, daß er den Beginn des Schleifens genau hören konnte, um im rechten Augenblicke den Schuß abzugeben. Als der Hahn schleifte, schoß mein Vater ab. Der Hahn wandte hastig den Kopf der Gegend zu, aus der der Schuß gekommen war, und bewies durch sein Benehmen, daß er den Knall wohl gehört hatte, ließ sich aber im Schleifen durchaus nicht stören. Dieser Versuch wurde wohl an zehnmal wiederholt und jedesmal dieselbe Bewegung seitens des Hahns bemerkt. Dann ließ ich Kupferhütchen abbrennen: auch diese hörte er. Während der Balzzeit war er sehr bösartig und hieb nach allem, was sich ihm näherte. Dies gab mir Veranlassung, sein Gesicht zu prüfen. Während er schleifte, streckte ich die Hand aus, als wolle ich seinen Kopf berühren. Ich mußte aber jedesmal die Hand zurückziehen, denn im vollen Schleifen hieb er nach ihr; ja noch mehr, wenn er schleifte und uns den Rücken zuwendete, kam er sogleich angesprungen, wenn man ihn z. B. am Schwanze greifen wollte.“

Der vielerfahrene Beobachter Wurm schildert und erklärt die Vorgänge in folgender

Weise: „Die Sinne des balzenden Hahns sind allerdings etwas befangen, wenn er sich, jedoch nur nach ängstlichstem Sichern, der Singlust, der Liebesregung, eifersüchtigen Kämpfen überläßt, indessen nicht mehr als bei anderen Tieren oder selbst beim Menschen in ähnlichen Lagen. Alle Erfahrungen und Versuche lehren, daß der Auerhahn selbst im hitzigsten Schleifen vortrefflich äugt, normal empfindet und alle seine Bewegungen beherrscht. Er erscheint nur darum bei der Hochbalz (weniger bei der Bodenbalz) blind, weil er in diesen Momenten den Kopf in die Höhe zu strecken und häufig die Nickhäute vorzuziehen pflegt. Dagegen ist es eine ebenso unumstößliche wie einzige Tatsache, daß er während der Schleifparoxysmen auf Schallreize nicht reagiert. Die wenigen Versuche an gefangenen Hähnen, die sie abzuschwächen scheinen, sind belanglos, weil erstens diese halbzahmen Vögel an sich nur mit Zurückhaltung balzen, weil zweitens ihre angeblichen Schallwahrnehmungen sich ebensogut als Gefühls- oder Gesichtseindrücke auffassen lassen, und weil drittens hundertfältige eigne Proben bei Balzjagden (Husten, Schreien, Eis- und Astbrechen, Fehlschüsse auf wenige Schritt Entfernung) alle Hähne ausnahmslos und vollkommen taub erwiesen. Im Besitze solcher unbefangener Beobachtungen muß ich die Annahme einer ‚Seelentaubheit‘, die alte Phrase von ‚Liebestollheit und Verzückung‘ unbedingt zurückweisen und eine auf die Schleifmomente begrenzte, mechanisch (anatomisch-physiologisch) bedingte Gehörlosigkeit annehmen. Und diese beruht nach meinen vor 18 Jahren veröffentlichten ersten Untersuchungen der Sache darin, daß die mit dem Schleifen verknüpfte, heftig pressende Körperanstrengung, die selbst den stärksten Stamm des Balzbaumes der angelegten Hand fühlbar erzittern macht, Blutstauungen am Kopfe, ähnlich wie bei einem hornblasenden oder heftig hustenden Menschen, verursacht. Nun hängt aber gerade beim Auerhahn (in etwas anderer Anordnung auch beim Truthahn) an der hintern Gehörgangwand eine große ‚Schwellfalte‘ herab, die, wenn blutstrotzend, zu einem zeitweiligen Verschlusse des Gehörganges um so mehr führt, als gleichzeitig ein nur dem Auerhahn in dieser enormen Entwickelung (25—27 mm) eigner Knochenfortsatz des Unterkieferwinkels während des unter weiter Schnabelöffnung erfolgenden Schleifens vor der Ohröffnung sich weit nach vorn bewegt und letztere dadurch förmlich zusammendrückt. Derselbe Mechanismus und dieselbe Taubheit tritt in Wirksamkeit, wenn der Hahn (ohne alle Begattungen) im Herbste ‚singt‘, wenn er blasend auf einen verbellenden Hund vom Baume herunterhaßt, wenn er mit einem Nebenbuhler kämpft. Klappt der Vogel den Schnabel zu, so vernimmt er wieder äußerst fein. Unsere Leser können sich diese Auerhahntaubheit jederzeit selbst machen, wenn sie mit den Fingern beide Ohröffnungen verstopfen und nun laut sprechen; das Brausen der eignen Stimme übertönt dann jeden äußern Lärm. Von Verzückung oder Sinnlosigkeit keine Rede! Diese meine Erklärung ward von fast allen Forschern und Weidmännern sofort angenommen. Nur v. Graff will die Zusammendrückung durch den Unterkieferfortsatz ausschließen und einzig die Schwellfalte wirken lassen, während Schwalbe beide verwirft und Lufteinpressung für ‚wahrscheinlich‘ hält. Dies erscheint wieder mir unwahrscheinlich, da auch Auerhähne mit frischen Luftröhrenwunden taub beim Balzen sind, und da sie ja ausnahmslos den Schnabel beim Schleifen weit öffnen, also unmöglich zugleich Luft einzupressen vermögen.“ Die Erklärung Wurms erschien später auch Marshall, der früher eine etwas abweichende Ansicht hatte, die einzig richtige zu sein.

Die ungewöhnliche Aufregung, in der der Vogel sich während der Balz befindet, läßt es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß er zuweilen die unglaublichsten Tollheiten begeht. So berichtet Wildungen von einem Auerhahn, der sich plötzlich auf sägende

Holzmacher stürzte, sie mit den Flügeln schlug, nach ihnen hackte und sich kaum vertreiben ließ. Ein anderer flog, nach Angabe desselben Schriftstellers, sogar auf das Feld heraus, stellte sich den Pferden eines Ackersmannes in den Weg und machte diese scheu; ein dritter nahm jedermann an, der sich seinem Standorte näherte, versuchte sogar mit den Pferden der Forstleute anzubinden.

In der Regel versteigt sich der Mut des Auerhahns nicht so hoch; eine gewisse Kampflust aber zeigt er während seiner Balz unter allen Umständen. Ein alter Hahn duldet keinen jungen in einem Umkreise von ungefähr 500 Schritt, gibt es auch nicht zu, daß ein junger balzt, und kämpft mit jedem Nebenbuhler, der sich widersetzt, nach Ritterart auf Leben und Tod, mindestens bringt einer dem andern schwere Verwundungen am Kopfe bei. Junge Hähne, die in ihrer Nähe einen alten starken Balzhelden wissen, lassen sich nur leise hören.

Das Balzen währt bis nach Sonnenaufgang und pflegt am lebhaftesten zu sein, wenn der Tag anbricht. An hellen Morgen scheinen alte Hähne am eifrigsten zu balzen. Wenn der Tag vollkommen angebrochen ist, steht der Hahn ab und verfügt sich zu den Hennen, die sich in einiger Entfernung von ihm herumtreiben. Zuweilen geschieht es, daß eins der verliebten Weiber lockend dem balzenden Hahne naht und ihn mit zärtlichem „Back back" zu sich einladet. Einer solchen Lockung vermag sein Herz nicht allzulange zu widerstehen: er fällt zuweilen, wenn er die Liebeslaute hört, wie ein Stein vom Baume herab und tanzt nun einen sonderbaren Reigen auf dem Boden. In der Regel aber muß er die Hennen aufsuchen und nicht selten ziemlich weit nach ihnen fliegen. „In der Nähe der Hennen", schreibt mein Vater, „balzt er jedesmal auf dem Boden, geht dabei um diese herum und tritt sie, nachdem sie sich ganz auf den Boden niedergekauert haben. Wie viele Hennen ein Hahn an einem Morgen treten kann, läßt sich nicht bestimmen, weil er selten mehr als ihrer drei bis vier um sich hat und schwerlich so viele zusammen findet, wie er sich wünschen mag. Die Hennen scheinen zum einen Hahne mehr Zuneigung zu haben als zum andern; daher entstehen auch die hitzigen Kämpfe, die übrigens selten während der eigentlichen Balz, sondern meist in der Nähe der Hennen und auf dem Boden ausgefochten werden. Dabei werden die Hähne so wütend, daß man zuweilen einen von ihnen mit Händen greifen kann. Manche Hähne gelangen gar nicht zur Begattung und balzen dann noch im Mai, ja selbst im Juni und nochmals im Herbst; doch ist dies ein seltener Fall." Bei schöner, trockner Witterung ist das Balzen, laut Hartig, immer ein Vorspiel der Begattung, bei unfreundlichem, nassem Wetter hingegen geht diese ohne weiteres vor sich.

In der dritten oder vierten Woche der Balz streichen die befriedigten Hähne nach ihren gewohnten, von den Balzplätzen oft weit entfernten Standorten zurück, und die Hennen schreiten nunmehr zum Nestbau. Jede von ihnen wählt hierfür einen passenden Platz und trennt sich von anderen ihres Geschlechts. Das Nest ist eine seichte Vertiefung neben einem alten Baumstock oder neben einer einzeln stehenden, buschigen Fichte, zwischen Heidekraut oder im Beerengesträuch, und wird höchstens mit etwas dürrem Reisig ausgekleidet (Taf. „Hühnervögel III", 3 bei S. 149). „Leider", sagt Geyer, „ist die Henne nicht vorsichtig genug, um einen Platz zu suchen, der dem Raubzeuge und ebenso bösen Menschen wenig ausgesetzt ist. In der Regel geschieht das Gegenteil, und die meisten Nester werden an gangbaren Wegen oder Fußsteigen jedes Schutzes bar gefunden, daher sich auch die geringe Fortpflanzung des Auerwildes erklären läßt." Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt je nach dem Alter der Mutter. Junge Hennen legen selten mehr als 6—8 Eier, ältere deren 10—12. Die Eier sind im Verhältnis zum Vogel klein, durchschnittlich nur 58 mm lang und 42 mm

breit, länglich, oben zugerundet, wenig bauchig, unten stumpfspitzig, ziemlich dünn- und glattschalig, glänzend, mit wenig bemerkbaren Poren und auf gelbbraunem oder schmutziggelbem, seltener graubräunlichgelbem Grunde dichter oder spärlicher mit graugelben, braunschmutziggelben, hellen und kastanienbraunen Flecken und Punkten gezeichnet, zuweilen auch dunkler gewässert. Die Brutzeit währt durchschnittlich 28 Tage, bei günstiger Witterung vielleicht einen weniger, bei ungünstiger einen mehr. Die Eier werden von der Mutter mit einer Hingabe bebrütet, die wahrhaft ergreifend ist. Von dem eifrigen Brüten zeugen nach Wurm auch die auffallenden Brutlosungen der Hennen, die man auf Waldwegen, stets etwa 50 Schritt vom Gelege entfernt, findet. Es sind dies bis hühnereigroße Klumpen der im Enddarme verhaltenen, zusammengekneteten zylinderförmigen Losung, zwischen der der weiße Harn zu erkennen ist. Auch bei anderen Brutvögeln treten solche Brutlosungen infolge der Bewegungslosigkeit, der erhöhten Temperatur, der Vernachlässigung der Tränke auf. In Schottland hat man dreimal beobachtet, daß Auerhennen alte Horste auf Kiefern als Wochenbett benutzten und ihre Jungen glücklich darin ausbrachten.

Sind die Jungen einmal „ausgefallen", so laufen sie, nach Geyer, nach einigen Stunden, wenn sie gehörig abgetrocknet sind, mit der Mutter weg und werden von jetzt an mit einer ungewöhnlichen Liebe und Sorgfalt behütet. Es ist rührend, zu sehen, wenn man so unverhofft unter eine Kette kommt, mit welchem Geschrei und Lärm die Alte einen empfängt. Die Jungen selbst haben wie bei den meisten Hühnerarten eine wunderbare Fähigkeit, sich zu verstecken, ebenso versteht die Mutter die bekannte List des Ablockens meisterlich. Unter ihrem treuen Geleite wachsen die Küchlein rasch heran. Ihre Nahrung besteht fast nur aus Insekten. Die Alte führt sie an geeignete Stellen, scharrt günstig erscheinenden Boden auf, lockt sie mit dem zärtlichen „Back back" herbei, legt ihnen eine Fliege, einen Käfer, eine Larve, Raupe, einen Wurm, eine kleine Schnecke und dergleichen auf den Schnabel und gewöhnt sie so ans Fressen. Eine Lieblingsnahrung von ihnen sind Ameisenpuppen. Die Alte läuft oft mit den Jungen an die Ränder des Waldes, um die auf den Wiesen und Rainen stehenden Ameisenhaufen aufzusuchen. Findet sie einen, dann scharrt sie, bis die Larvenpuppen zum Vorschein kommen, und lockt nun das ganze Volk zusammen, das eilig die gute Mahlzeit verschlingt. Wenn die Jungen heranwachsen, fressen sie fast alles, was auch die Mutter verzehrt. Schon nach wenigen Wochen sind sie so weit befiedert, daß sie bäumen oder wenigstens flattern können; ihr eigentliches Federkleid erhalten sie aber erst viel später.

Im Nest- oder Flaumkleide sind Stirn und Zügel rostgelb, durch zwei braune, hinter den Nasenlöchern beginnende Längsstreifen und einen auf dem Zügel stehenden braunen Fleck gezeichnet; über jedes Auge zieht sich bogenförmig ein brauner Strich; zwischen ihnen verlaufen zwei hinten sich vereinigende schwarzbraune Streifen; der Hinterkopf ist rostfarben, hinten mit einem schwärzlichen Bande gezeichnet, auf dem ein längs der Mitte des rostgelben Halses herablaufender Streifen senkrecht steht; die Seiten des Kopfes sind rostgelb, mit einem braunen oder schwärzlichen Strich hinter den Augen, die Federn des Rückens rostfarben mit schwärzlichen und braunen Flecken und Streifen, die des Unterkörpers aber gräulich-schwefelgelb, an der Kehle am hellsten. Die Iris ist bläulichgrau, der Schnabel an der obern Kinnlade dunkel, an der untern hell hornfarben; die Zehen und Nägel der bereits mit Dunen bedeckten Füße sind gelblich. Wenige Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, nach ihnen die Rücken- und die Brustfedern, schließlich auch die des Kopfes, der am längsten unbefiedert bleibt, und nunmehr geht die

Tracht ins erste Federkleid über. In ihm sind alle kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalses und Rückens am Grunde grauschwarz, an der Spitze weißlich, längs des Schaftes rostgelb gestreift, im übrigen schwarz und rostgelb in die Quere gefleckt, die Schwungfedern grauschwarz, rostgelb gefleckt und gebändert, die Oberflügeldeckfedern den Rückenfedern ähnlich, die des Unterkörpers rostgelb, braun gefleckt und gebändert. Im zweiten Federkleide ist das Gefieder des Kopfes und Hinterhalses rostgraugelb mit schwärzlichen und braunen Querbinden und Zickzacklinien, das des Rückens auf rostbraunem Grunde ebenso gezeichnet, die Stelle unter dem Auge bräunlich und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Säumen und Querflecken, der Vorderhals rostgelblichweiß mit schwärzlichen Querbinden und rostfarbener Spitzenkante, an der zuweilen noch eine schwärzliche steht, der Kropf rostgelb mit weißlichen Federspitzen und Flecken, der übrige Unterkörper mit weißen und rostgelben, braunen und in die Quere gestreiften Federn bekleidet, die eine sehr unregelmäßige Zeichnung bilden. Die Iris ist bläulich, der Schnabel hornfarbig; die Zehen sind horngrau, die Nägel hornweißlich, die Fußwurzeln immer noch mit grauen Dunen besetzt. Bis jetzt sind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt sich schon der Größenunterschied.

Das Kleid des Weibchens geht nun allmählich ohne merklichen Farbenunterschied in das ausgefärbte über; das Männchen legt noch ein drittes Federkleid an. In diesem ist der Kopf schwarzgrau, auf der vordern Hälfte rostfarben überflogen, überall hell aschgrau gewässert; der Hinterhals und die Halsseiten sind aschgrau, unmerklich ins Gelbgraue ziehend, mit sehr feinen Zickzacklinien; gleiche Färbung zeigt sich auf Unterrücken und Steiß, auf dem Oberrücken hingegen ein mattes Rostbraun mit schwarzbraunen Zickzacklinien. Die noch stumpfgespitzten Schwungfedern sind grauschwarz, matt rostgelb gefleckt und gekantet, die Oberarmfedern, wie die Oberflügeldeckfedern, dunkel rostbraun mit weißlichen Spitzenflecken und schwärzlichen, sehr schmalen Zickzacklinien. Das Kehlgefieder ist grauweiß mit schwärzlichen und tiefgrauen Spitzenkanten, das des Vorderhalses weißlich, schwärzlich und aschgrau gefleckt und gewässert, das des Kropfes in der Mitte und da, wo er an den Oberhals anstößt, schwarz mit rostfarbenen und grauen Spitzenkanten, im übrigen rostfarben, schwärzlich und schwarzbraun gemischt. Auf der Mitte der Brust erscheinen alle Federn schwarz, rostfarben bespritzt und befleckt, an den Spitzen weiß, auf den Seiten matt rostbraun mit weißen Spitzen und schwarzen Zickzacklinien, auf Bauch und Schienbein weiß und grauweiß gemischt. Die Iris ist braun, der Schnabel hornfarben, unten lichter, an der Kante hornweißlich, die Fußwurzel bis an den Ursprung der Zehen mit weißgrauen, dunenartigen Federn bekleidet; die Zehen sind hornfarbig, die Nägel hinten dunkel, vorn hell hornfarbig. Wenn der junge Auerhahn die Hälfte seiner Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor, und zwar zuerst in den Flügeln und im Schwanze, dann an den Seiten, an der Brust und später am übrigen Körper. Der Wuchs und die Entwickelung aller Federn geht so langsam vonstatten, daß mit Vollendung des neuen Kleides der Vogel auch seine Größe so ziemlich erlangt hat. Später mausert er jährlich nur einmal, ersetzt dabei gleichzeitig aber auch die hornige Decke des Schnabels, der Läufe und der Krallen. Die jungen Hennen sind im ersten Herbste, die jungen Hähne im folgenden Frühjahre erwachsen und fortpflanzungsfähig; beide nehmen fortan nur noch an Stärke zu.

Im Spätherbst trennt sich die junge Familie nach dem Geschlecht: die Weibchen bleiben bei der Mutter; die Hähne streifen gemeinsam umher, lassen ab und zu ihre Stimme vernehmen (Herbstbalz), kämpfen zuweilen und beginnen im nächsten Frühjahre die Lebensweise der alten.

Außer dem Fuchs und dem Habicht stellen noch viele Feinde dem Auerhuhne nach. Die alten Hähne sind freilich vor den meisten Raubtieren gesichert, dank ihrer Vorsicht und ihres Baumlebens; die zarten Jungen hingegen und noch mehr die Eier werden von allerlei Raubgezücht hart mitgenommen, und auch die schwächeren Hennen fallen größeren Raubtieren, so namentlich dem Adler und Uhu, öfters zur Beute. Die Eier sind von sämtlichen Raubsäugetieren sowie namentlich auch von Wildschweinen und außerdem noch von Krähen bedroht, fallen leider auch oft genug rücksichtslosen Menschen in die Hände: mancher Hirt, mancher Holzhauer erlabt sich abends an einem Eierkuchen, den er seinen Haushennen nicht verdankt.

Das Auerwild oder Auergeflügel gehört zur hohen Jagd; die in der Weidmannsprache dafür üblichen Ausdrücke sind die gleichen wie beim Birkhahn (S. 128/9). Da, wo die Jagd von zünftigen Jägern gehandhabt wird, verfährt man überall mit der nötigen Schonung. Kein Weidmann erlegt eine Auerhenne: die Jagd gilt ausschließlich dem Hahne, und auch ihm nur während der Zeit seiner Balz. Wer selbst, und wäre es auch nur einmal, hinausgegangen ist in früher Morgenstunde, um den balzenden Auerhahn zu belauschen und womöglich zu erlegen, der begreift das. Es ist dies ein Jagdstück: denn der Hahn bleibt auch während seines Spieles in der Regel noch vorsichtig und läßt sich nur von dem geübten Jäger berücken. Aber gerade die Schwierigkeit erhöht die Jagdfreude. Ein Hauptreiz liegt in der Zeit und Örtlichkeit. „Beim Mondschein vor Tage", schildert v. Kobell, „geht es in die waldigen Gründe; im Falle der Himmel trübe ist, zündet man eine Fackel an, bis man in die Nähe des Balzplatzes kommt. Da geht der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, die sich in der Beleuchtung der brennenden Späne phantastisch ausnehmen, oder er führt in einen Filzgrund mit verkrüppeltem Krummholze, das einen in seltsamen Gestalten anschaut, und die Stimmung wird eine mehr und mehr gespannte. Von Zeit zu Zeit lauscht man in die Nacht hinein nach dem Balzrufe, nach dem sich der Jäger vielleicht noch mehr sehnt als die Henne, der er gilt. Dabei taucht mancherlei Besorgnis auf, daß der Hahn etwa nicht Lust habe zu balzen, wie es öfters geschieht. Sowie nun aber aus der dunkeln Wildnis das Schnalzen ertönt und das leise Wetzen, da rührt sich das Jägerblut, da ist alle Aufmerksamkeit auf das Anspringen während des Wetzens oder Schleifens gerichtet."

Das Anspringen selbst will geübt sein; denn eine einzige unbedachtsame Bewegung reicht hin, den Hahn zu verscheuchen. „Nach einem jedesmaligen Hören des Hauptschlages, bei dem sogenannten Einspielen", lehrt Geyer, „nähert sich der Jäger mit zwei oder drei Sprüngen oder großen Schritten, und er wartet dann wieder ruhig den Vers ab, ohne aber nebenbei alle mögliche Vorsicht aus den Augen zu lassen. Auf diese Art wird das Anspringen fortgesetzt, bis man aus dem Balzen des Auerhahnes wahrnimmt, daß man sich ihm bis auf Schußweite genähert. Hat man endlich den Vogel erblickt, so spannt man den Hahn des Gewehres, schlägt während des Einspielens an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt ihn herab." Das klingt, als ob die ganze Jagd recht einfach wäre, während ich aus eigner Erfahrung versichern muß, daß solches keineswegs der Fall ist. Das Jagdfieber bemächtigt sich auch des ruhigsten Schützen; es wird diesem schwer, den lauten Herzschlag zu dämpfen, das Maß der Schritte einzuhalten, ruhig bis zum nächsten Einspielen zu warten. Gar häufig kommt es vor, daß man das Stillstehen kaum aushalten kann; nicht selten geschieht es, daß der Hahn den Schützen auch trotz der größten Vorsicht, die dieser beobachtet, rechtzeitig erspäht und abstreicht, durch wachsame Hennen abgelockt, durch rege gemachtes anderes Wild verscheucht wird, während der Jäger ihn bereits in seiner Gewalt

wähnt. Und selbst wenn man glücklich bis unter den Baum gelangte, hat man meist noch seine Not, den großen Vogel zu sehen; denn der Morgen dämmert gerade, wenn die rechte Zeit zur Jagd erschienen ist, und es hält trotz der Größe des Hahnes schwer, ihn in der dunkeln Krone einer Fichte zu unterscheiden, noch schwerer, ihn mit Sicherheit aufs Korn zu nehmen. „Wenn aber der Schuß glückt", sagt v. Kobell, „wenn er fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn hat, den mächtigen Vogel, und der erste Morgenstrahl ihn beschauen läßt als einen vollwichtigen, alten ‚Pechhahn', dann ist es wohl lustig, und man steckt gern die schönen schwarzen, am Ende weiß gesprenkelten Schaufelfedern auf den Hut."

Die skandinavischen sowie russischen Bauern und Berufsjäger betreiben die Balzjagd, als zu unergiebig, verhältnismäßig wenig. Bei ihnen, wo die Waldhühner ein wichtiges Volksnahrungsmittel und einen Gegenstand des Ausfuhrhandels bilden, werden sie zumeist in Schlingen, Netzen und Schlagfallen erbeutet, vor dem verbellenden „Vogelhunde", beim Anstand an ihren Äsungsstellen, auf den Ruf, bei der nächtlichen Fackeljagd, mittels Anbirschens auf Schneeschuhen, im Schlitten usw. mit kleinkalibrigen Büchsen geschossen, endlich auch mittels eines Handnetzes aus ihren Schneegruben herausgefangen. Die dortigen Regierungen sahen sich deshalb gedrängt, Schongesetze zu erlassen. Nur die wenigen Herrenjäger üben, außer der Balzjagd, dort Treibjagden und Jagden mit dem Vorstehhunde auf Waldhühner aus. Im Berner Oberlande pflegten, laut Tschudi, die Auerhahnjäger, wenn sie sich ihrem balzenden Wilde auf Schneeschuhen näherten, ein weißes Hemd überzuziehen. Früher wurden, laut Bechstein, auch in Deutschland die alten Auerhühner vor einem Hunde, dem „Auerhahnbeller", geschossen. Man hatte meist besondere braune Hündchen, die man dazu abrichtete. Mit ihnen wurden sie auf dem Thüringer Walde fast das ganze Jahr geschossen.

Über die mannigfaltige Verwertung des erlegten Balzhahnes sagt Wurm: „Seine großen Schaufelfedern werden zu Fächern und selbst zu Ofenschirmen, seine Schwingen zu Kehrwischen, seine Füße zu Briefbeschwerergriffen, Kelchglasfüßen usw., seine Magensteine zu kleinen Jägerschmucksachen verarbeitet, und schließlich kann nur jemand, der noch nie einen gut zubereiteten Auerhahn mitgegessen hat, seinen Braten verlästern. Das Wildbret der auch äußerlich glanzvoll verjüngten Herbsthähne ist wegen Ruhens der Geschlechtstätigkeit, Beendigung der Mauser und Äsung zarterer Art, feiner, saftiger und minder harzduftend als das der Balzhähne."

Gefangene Auerhühner gehören in allen Tiergärten zu den Seltenheiten. Es ist nicht leicht, sie an ein ihnen zusagendes Futter zu gewöhnen, und überaus mühsam und schwierig, Junge aus Eiern aufzuziehen. Da, wo Auerwild noch ständig vorkommt, gelangt man ohne besondere Anstrengung in den Besitz der Eier, und eine Truthenne, selbst eine Haushenne, brütet diese auch aus, obgleich letztere sechs Tage länger als auf den eignen Eiern sitzen muß; eine große Schwierigkeit gedeihlicher Aufzucht beruht jedoch darin, daß die durch Haushennen ausgebrüteten Auerhühnchen auf den Ruf ihrer Pflegemutter durchaus nicht hören wollen und ihr fortlaufen. „Ich habe", schreibt mir Pohl, der in dieser Beziehung reiche Erfahrungen gesammelt hat, „die Auerhuhneier schließlich durch künstliche Wärme erbrüten und die Küchlein ohne Henne auffüttern müssen, unter so mißlichen Umständen freilich auch nur ab und zu ein Auerhuhn aufgezogen." Sperrt man Bruthenne und Pflegeküchlein in einen engen Raum, so geschieht es, laut Pohl, wohl manchmal, daß die Küchlein, durch die Wärme angezogen, unter die Bruthenne schlüpfen und sich dann an letztere gewöhnen; am sichersten

aber gelingt die Aufzucht, wenn man die wirkliche Mutter brüten läßt. Demungeachtet sind damit noch keineswegs alle Schwierigkeiten beseitigt. Pohl pflegt seit Jahren Auerwild und erhält von seinen zahmen Hennen regelmäßig befruchtete Eier, betrachtet es jedoch immer als besonderes Glück, wenn die Jungen die zweite Mauser überstehen. Der Hahn darf unter keinen Umständen bei der Henne belassen werden, weil er die Küchlein tötet; aber auch zwei Hennen in einem Raume vertragen sich nicht, weil sie in ein gemeinsames Nest legen wollen, überhaupt beim Brüten sich gegenseitig stören. Und selbst wenn die Jungen dem Anschein nach trefflich gedeihen, gehen sie in der Regel an irgendeiner Krankheit zugrunde. Können sie nach Belieben umherlaufen, so gelingt es schon eher, sie großzuziehen; dann aber fliegen sie davon, sobald sie sich selbständig fühlen. So bleibt für den, der Auerwild gefangen halten oder aussetzen will, kaum etwas anderes übrig, als es aus Norwegen oder Rußland zu verschreiben.

Bei der gelungenen Wiederbesiedlung Schottlands mit Auerwild zeigte sich, laut Wurm, von vortrefflicher Wirkung das Unterschieben der Auerhuhneier in die Nester der dort zahlreich brütenden, frei lebenden Birkhennen.

Bechstein sagt, die Jungen ließen sich leicht zähmen. Anfangs müsse man sie mit Ameisenpuppen, später mit allerlei Beeren füttern. Den Erwachsenen verabfolgt man gewöhnliches Hühnerfutter, vermischt mit Tannen- oder Fichtennadeln, Knospen von Erlen, Birken, Haseln usw., und sie befinden sich dabei immer wohl.

In Gegenden, wo Auer- und Birkhühner nebeneinander wohnen und die Auerhähne außergewöhnlich vermindert worden sind, finden sich zuweilen Auerhennen in der Nähe eines Balzplatzes der Birkhähne ein, um sich von diesen treten zu lassen. Bis gegen Anfang der 1830er Jahre kannte man nur die aus der Vereinigung eines Birkhahns und einer Auerhenne entstandenen Bastarde und war, da man meist vom Zusammenhange nichts wußte, geneigt, in ihnen eine eigne Art Waldhühner zu sehen, obwohl Linné diese Form schon hybridus und Latham the spurious-grouse, „Bastardwaldhuhn", genannt hatten. Nilssons Forschungen aber bewiesen das Irrige dieser Ansicht. Seitdem man auch in Gefangenschaft Rackelhühner gezüchtet hat, ist ihre Blendlingsnatur vollständig erwiesen.

Das Rackelhuhn oder Mittelhuhn (Abb., S. 144), der Bastard zwischen Auerhenne und Birkhahn, seltener zwischen Auerhahn und Birkhenne, steht, was Gestalt und Färbung anlangt, ziemlich in der Mitte zwischen seinen beiden Eltern, gibt sich aber keineswegs „auf den ersten Blick hin" als Blendling zu erkennen. Der Hahn ist auf dem Oberkörper entweder rein schwarz und glänzend oder auf schwarzem Grunde überall mit grauen Punkten und feinen Zickzacklinien gezeichnet, auf dem Oberflügel schwärzlichbraun und grau durcheinander gewässert; über die Schwungfedern zweiter Ordnung verläuft eine breite, unrein weiße Binde und eine solche Spitzenkante; der seicht ausgeschnittene Schwanz ist schwarz, am Ende der Federn zuweilen weiß gesäumt, das Gefieder der Unterseite schwarz, auf dem Vorderhalse und Kopfe violett schillernd, an den Seiten grau überpudert, auch wohl weiß gefleckt, die Befiederung des Beines weiß, die der Fußwurzel aschgrau. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz. Das Weibchen ähnelt bald der Auer-, bald der Birkhenne, unterscheidet sich aber von jener immer durch geringere, von dieser durch bedeutendere Größe. Sehr häufig mag es für eine Birkhenne angesehen werden. Die Länge des Männchens beträgt 65—75, die des Weibchens 55—60 cm. Diese Bastarde sollen ungemein und zum Teil sogar in ihrem innern Bau abändern.

Am sichersten soll, nach Wurm, die Betrachtung des etwas ausgebreiteten und erhobenen Stoßes von unten ein Erkennen namentlich der oft sehr zweifelhaften Rackelhennen möglich machen: beim Auerwild ist dieser abgerundet, und der Unterstoß bedeckt nur zur Hälfte den Oberstoß, beim Birkwild ist ersterer eingeschnitten, und letzterer reicht sogar noch 1 cm



Rackelhuhn. 1/5 natürlicher Größe.

über jenen hervor; beim Rackelwild dagegen erscheint die Stoßform nahezu viereckig, und der Unterstoß bedeckt ihn zu zwei Drittel. Der Purpurviolettglanz des Brustschildes ändert ab von blau bis grün.

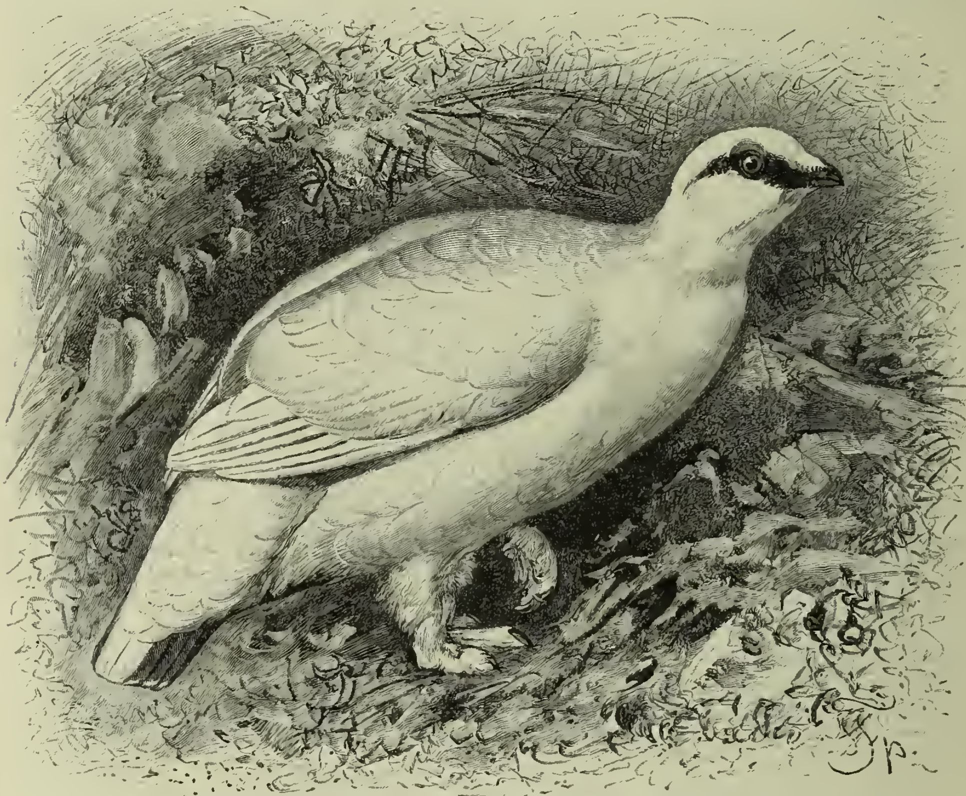
Das Rackelhuhn ist fast überall da gefunden worden, wo Auer- und Birkwild nebeneinander lebt: in Deutschland, neuerdings auch in Thüringen, wo es früher, wenigstens zu Bechsteins Zeit, wie dieser besonders hervorhebt, nicht vorkam, in der Schweiz, vornehmlich aber in Skandinavien. Hier werden, laut Nilsson, alljährlich derartige Blendlinge

erlegt oder gefangen. Am häufigsten hat man sie in dem nördlichen Teile von Wermeland beobachtet; auch in Norwegen können sie nicht selten sein, da, laut Collett, allwinterlich einige auf den Wildmarkt zu Christiania gebracht werden. In Schottland traten bald nach Einführung des norwegischen Auerwildes zahlreiche Rackelhühner in den Birkwildrevieren auf; sie verminderten sich aber und verschwanden förmlich mit der Zunahme des Auerwildes, bei dem sich endlich das richtige Verhältnis der Geschlechter zueinander herausgebildet hatte.

Der Rackelhahn hat keine besonderen Balzplätze, sondern findet sich auf denen des Birkhahns, seltener auf denen des Auerhahns, ein, regelmäßig zum Ärger der Jäger; denn im Bewußtsein seiner Stärke geht er mit allen Birkhähnen Kämpfe ein, jagt sie auseinander und treibt sie schließlich in die Flucht, stört mindestens empfindlich das gewöhnliche Zusammenleben der balzenden Hähne. Die Laute, die er beim Balzen ausstößt, bestehen in einem röchelnden und grobgurgelnden „Farr farr farr", das etwas mehr Ähnlichkeit mit dem Balzen des Birkhahns als mit dem des Auerhahns hat. Er schleift aber weder, noch tut er einen Hauptschlag wie der Auerhahn, sondern bläst gegen das Ende des Balzens hin wie der Birkhahn, nur weit stärker. Kein einziger Beobachter will gesehen haben, daß er nach dem Balzen die Birkhennen betritt; diese Behauptung hat indessen wenig zu bedeuten, da man auch von der Begattung des Auer- und Birkwildes nur in Ausnahmefällen Zeuge wird und das vereinzelte Vorkommen des Rackelhahns die Beobachtung noch besonders erschwert. Nach Ogilvie Grant „scheinen die Rackelhühner in der Regel fruchtbar zu sein".

Über das Gefangenleben hat Nilsson berichtet. „Ich habe", sagt er, „nacheinander drei Rackelhähne im Käfig gehalten und einen von ihnen 5 Jahre lang beobachtet. Im allgemeinen ist der Vogel mehr träge als lebhaft und sitzt fast den ganzen Tag über in ruhender Stellung, mit etwas aufgesträubten Federn, niederhängendem Schwanze und geschlossenen Augen auf seiner Stange. Außer der Frühlingszeit hört man fast nie einen Laut von ihm. Auch nachdem er 5 Jahre im Gebauer zugebracht hatte, war er noch wild und schüchtern. Gegen den Frühling hin ‚rackelte' er auch mit einem grunzenden und knurrenden Laute, sperrte dabei den Schnabel weit auf und bedrohte jeden, der sich ihm näherte. Ende März oder Anfang April, je nachdem das Frühlingswetter früher oder später eintrat, begann er zu balzen. Während der Balz ging er nun auch auf seiner Stange oder auf dem Boden des Gebauers hin und her, erhob den Schwanz und breitete ihn fächerförmig aus, ließ die Flügel sinken, sträubte die Halsfedern und richtete den weit geöffneten Schnabel nach oben. Die ersten Laute klangen tiefer als die letzten, die in besonderer Aufregung höher und heftiger ausgestoßen, aber doch kaum in einer Entfernung von 150 Schritt vernommen wurden. Im ganzen bestand sein Balzen aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Lauten, die er gleichsam hervorkrächzte. Der Rackelhahn gebärdete sich bei seinem Singen höchst wunderlich, und es kostete ihm sichtlich Mühe, sein rauhes Lied hervorzubringen; dennoch war in diesem ein gewisser Takt und Tonfall nicht zu verkennen. Er balzte den ganzen April hindurch und bis in den Mai hinein, aber nie zeitig des Morgens, sondern bloß am Tage und bei schönem Wetter." Ich selbst erhielt im Jahre 1863 einen Rackelhahn, der in Schweden gefangen und bereits eingewöhnt worden war. Dieser Vogel erinnerte in seinem Betragen viel mehr an den Auerhahn als an den Birkhahn, bekundete namentlich die ernste Würde, die ersteren auszeichnet. Von Rauflust zeigte er keine Spur. Nach Reys Magenuntersuchungen stehen die Rackelhähne in bezug auf ihre Nahrung dem Birkwild viel näher als dem Auerwild.

Eine der merkwürdigsten und anziehendsten Gattungen der Unterfamilie der Waldhühner ist die der Schneehühner (Lagopus *Briss.*), sowohl wegen des auffallenden und noch keineswegs genügend erforschten Federwechsels als auch wegen der Lebensweise ihrer Mitglieder. Diese, von denen Sharpe 14, Ogilvie Grant nur sechs verschiedene Arten anerkennt, haben eine sehr gedrungene Gestalt, einen kleinen, mittellangen und mittelstarken Schnabel, verhältnismäßig kurze Füße, deren Läufe und Zehen mit haarigen Federn bekleidet sind und einem Hasenfuß gleichen, weshalb die Nordländer die

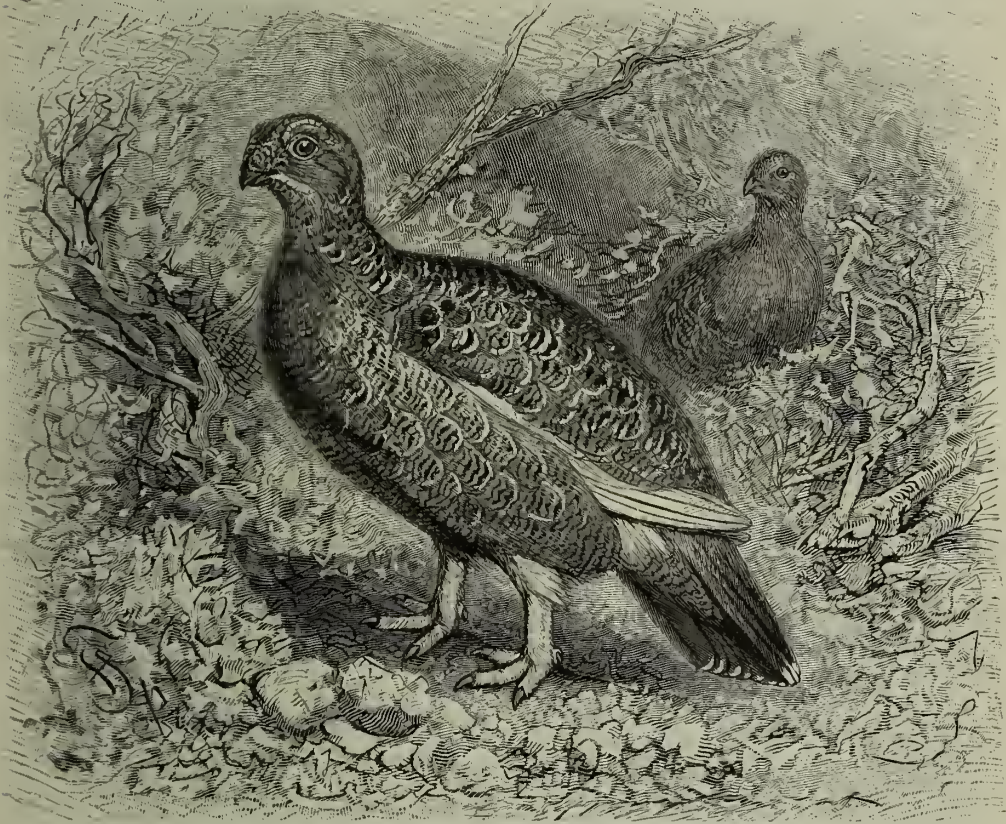


Moorhuhn, Lagopus lagopus *Linn.*, im Winterkleide. 1/3 natürlicher Größe.

Schneehühner auch harefod, „Hasenfuß“, nennen und Brisson ihnen den lateinischen Gattungsnamen gab, der das nämliche bedeutet. Die Flügel, in denen die vierte Schwungfeder die längste ist, sind mittellang; der Schwanz ist kurz, sanft abgerundet oder gerade, aus 16 Federn gebildet, das Federkleid sehr reich, die Färbung wechselt in der Regel mit der Jahreszeit. Die Zehennägel sind verhältnismäßig die größten, die bei Waldhühnern überhaupt vorkommen, und an ihnen zeigt sich der jährliche Wechsel am deutlichsten. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, und die Jungen erhalten bald das Kleid ihrer Eltern.

Das Moorhuhn, Morast-, Weiden-, Talschnee- oder Weißhuhn, schwedisch Dal-ripa, Lagopus lagopus *Linn.* (albus, subalpinus), steht in der Größe zwischen Birk- und Rebhuhn ungefähr mitteninne: die Länge des Hahns beträgt 40, die Breite 64, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 11 cm; das Weibchen ist um 2 cm

kürzer und fast ebensoviel schmäler. Im Winter trägt das Moorhuhn ein zwar einfaches, aber dennoch schönes Kleid. Sein ganzes Gefieder ist bis auf die äußeren Schwanzfedern blendend weiß; die Schwanzfedern hingegen sind tiefschwarz, weiß gekantet und weiß an der Wurzel; die sechs großen Schwungfedern zeigen auf der Außenfahne einen langen, braunschwarzen Streifen. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Hinterhals rostfarbig, fuchsrot oder rostbraun, schwarz gefleckt und gewellt, die Schulter-, Rücken-, Bürzel- und die mittlern Schwanzfedern schwarz, zur Hälfte rostbraun oder dunkel rostgelb in die Quere



Moorhuhn, Lagopus lagopus *Linn.*, im Sommerkleide. 1/4 natürlicher Größe.

gebändert und alle Federn weiß gesäumt, die Schwanzfedern verblichen und ihre Endkanten abgeschliffen, die Schwungfedern der Hand weiß wie im Winter, die des Armes braun wie der Rücken, Gesicht, Kehle und Gurgel rostrot, gewöhnlich ungefleckt, Kopf, Oberbrust und Weichen rostfarben oder rostbraun, fein schwarz gespritzt und gewellt, die Federn der Mittelbrust schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt, die des Bauches und der Beine weiß, die Unterschwanzdeckfedern schwarz, mit rostgelben und braunen Bändern und Zickzacklinien gezeichnet; unter dem Auge und an dem Mundwinkel stehen weiße Flecke. Die Grundfärbung kann lichter oder heller sein; es kommt vor, daß die Federn auf lichtbraunem Grunde schwarz gezeichnet sind usw. Im Laufe des Sommers bleichen die Federn aus. Das Weibchen ist stets lichter gefärbt, erhält auch sein Sommerkleid immer früher als das Männchen. Gleichzeitig mit der Anlegung der dunkeln Befiederung hebt und rötet sich der

Brauenkamm, und während der Paarungszeit trägt er zum Schmucke des Vogels nicht unwesentlich bei.

Viele Forscher nehmen an, daß eine zweimalige Mauser stattfinde: eine im Herbste, die sich über das ganze Gefieder erstreckt, und eine zweite im Frühjahre, bei der das Kleingefieder gewechselt wird. Nun aber geht das Winterkleid keineswegs unmittelbar in das Sommerkleid und dieses ebensowenig in das Winterkleid über. Deshalb hat man zu der Annahme gelangen können, daß das Moorhuhn viermal im Jahre mausere. Dagegen glauben amerikanische Forscher beobachtet zu haben, daß das Kleingefieder, im Herbste wenigstens, nicht neu ersetzt, sondern einfach verfärbt werde, und zwar soll diese Verfärbung, laut Richardson, an der Spitze der Federn beginnen und so rasch überhandnehmen, daß in 8—10 Tagen der Wechsel vollendet ist. Leider habe ich niemals Gelegenheit gefunden, über den Farbenwechsel eigne Beobachtungen zu sammeln. Ein Moorhuhn, das ich geraume Zeit pflegte, wurde im Herbste, gerade vor der Mauser, von einem Raubtier getötet; ein anderes habe ich weder selbst erhalten, noch irgendwo in Gefangenschaft gesehen. Aber nur gefangene Hühner dieser Art, die im Freien gehalten und allem Einflusse des Wetters preisgegeben werden, können uns aufklären über den Wechsel der Kleider.

Das in Sitten und Gewohnheiten dem gewöhnlichen Moorhuhn vollkommen gleichartige Schottische Moorhuhn, Red Grouse der Engländer, Lagopus scoticus *Lath.* (Taf. „Hühnervögel IV", 4), das die Moore Großbritanniens, insbesondere Schottlands, bevölkert, ist ebenso groß wie ersteres und unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß es im Winter nicht weiß wird, und daß seine Schwungfedern braun, die Beine aber grau sind. Somit ähnelt es dem Moorhuhne im Sommerkleide äußerlich in hohem Grade und in der Lebensweise ganz. Sehr merkwürdig und einzigartig ist die Tatsache, daß Männchen und Weibchen des Schottischen Moorhuhns bezüglich des Zeitpunktes ihrer Mauserungen verschieden sind. Beide Geschlechter mausern sich zweimal im Jahr; während aber das Männchen im Herbst und im Winter sein Gefieder ändert, eines besondern Sommerkleides also entbehrt, tritt beim Weibchen die Mauser im Sommer und im Herbste ein, so daß hier keine eigne Wintertracht zur Ausbildung kommt.

Das Moorhuhn ist über den Norden der Alten und der Neuen Welt verbreitet, kommt jedoch nicht überall in gleicher Menge vor. Innerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes bewohnt es nur noch den nordöstlichsten Winkel, und zwar laut mir gewordenen zuverlässigen Nachrichten das 8 km nordöstlich von Memel gelegene, 230 Hektar umfassende Daupener Moor, ferner das bei Heidekrug beginnende und bis in das Überschwemmungsgebiet der Minge und Tenne sich erstreckende, über 3000 Hektar haltende, im Innern während des Sommers unzugängliche, während des Winters nur ausnahmsweise einmal gangbare Augstumaler Moor, und endlich das nicht weit davon entfernte Rupkalwer Moor, aus dem es jedoch wegen der hier vorschreitenden Besiedelung mehr und mehr verdrängt wird. Von dieser Grenze seines Verbreitungsgebietes an, nach Osten wie nach Norden hin, tritt es geeigneten Ortes überall zahlreich auf: so in ganz Nordrußland, einschließlich der Ostseeprovinzen, in Skandinavien, von Wermeland an bis zum Nordkap hinauf, ferner in ganz Sibirien und endlich im hohen Norden Amerikas sowie in Grönland. Wir trafen es noch in der Steppe zwischen Omsk und Semipalatinsk; Radde begegnete ihm im östlichen Sajan, und zwar in der Höhe von fast 2000 m; wir beobachteten es häufig in der Tundra der Samojeden-Halbinsel. Im Norden Amerikas bewohnt es, laut Sir John Richardson, alle

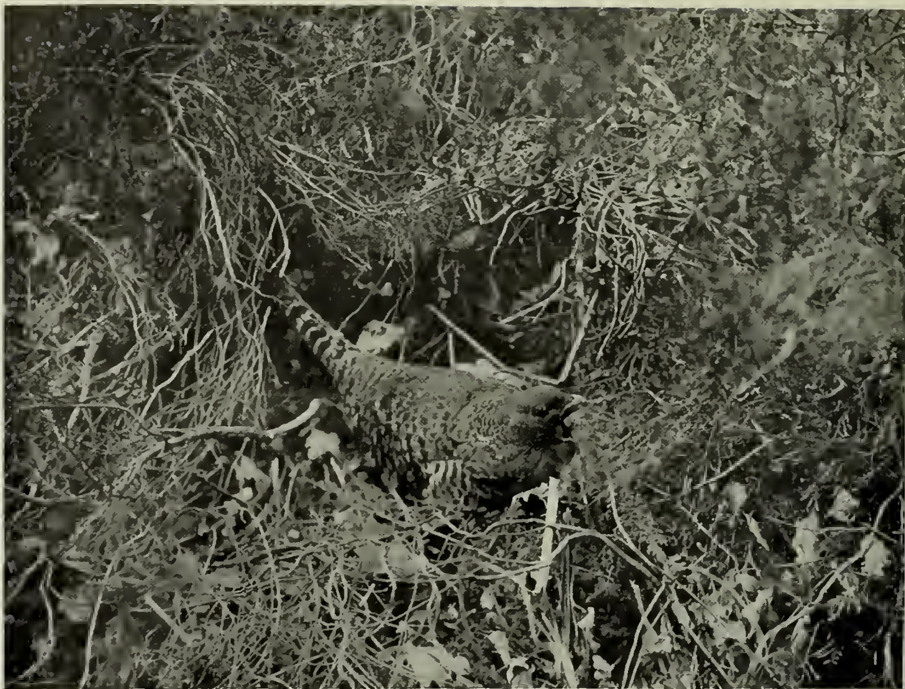


1. Rebhuhnneſt.



2. Brütendes Rebhuhn.

S. 95. — A. Brandt-Köthen phot.



3. Brütendes Auerhuhn.
S. 138. — Charles Kirk-Glasgow phot.



4. Schottisches Moorhuhn, Lagopus scoticus *Lath.*
$^1/_6$ nat. Gr., s. S. 148. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.

„Pelzgegenden“ zwischen dem 50. und 70. Parallelkreis. Innerhalb dieser Grenzen ist es ein Strichvogel, der sich mit Annäherung des Winters in zahlreiche Schwärme zusammenschlägt und südwärts zieht, obwohl er auch in den strengsten Wintern noch massenhaft in den waldigen Gegenden unter dem 67. Grade gefunden wird. In ähnlicher Weise streicht es auch in Norwegen, indem es allherbstlich seine Brutplätze verläßt und scharenweise, unter Umständen bis zu 3000 Stück vereinigt, dem höchsten, kahlen Gürtel der Gebirge zufliegt. Von Kurland und Litauen aus erscheinen noch heutigestags allwinterlich Moorhühner in Ostpreußen; einzelne sollen sich sogar bis nach Pommern verflogen haben. Weiter nach Süden hin hat sich unser Vogel niemals gezeigt; auch im höchsten Norden fehlt er gänzlich.

In den genannten Mooren Preußisch-Litauens zieht das Moorhuhn die Stellen vor, an denen Wald und offenes Moor abwechseln. Die Ränder des Waldes, niemals aber dessen Inneres, bilden hier seine beliebtesten Aufenthaltsorte, vorausgesetzt, daß der Grund naß, mindestens sehr feucht ist. In der Tundra besiedelt es Ebenen wie flache Hügel, Gehänge wie Täler in annähernd gleicher Menge; in Skandinavien dagegen beschränkt sich sein Aufenthalt auf mittlere Lagen der Gebirge; in die eigentlichen Täler kommt es bloß dann und wann und immer nur auf kurze Zeit herab. Dies begreift man, wenn man weiß, daß es an die Birken- und Weidenarten gebunden ist, deren Reich erst über der Grenze des Nadelwaldes beginnt. Auf den Hochebenen Skandinaviens und in der Tundra ist es stellenweise außerordentlich häufig. Ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und das Gebiet des einzelnen Paares ist so wenig ausgedehnt, daß es selten an 500 Schritt Durchmesser hat. Während der Frühlingszeit verteidigt der Hahn die Grenze seines kleinen Reiches eifersüchtig gegen jeden Eindringling.

Man darf das Moorhuhn als einen verhältnismäßig hochbegabten Vogel bezeichnen. Es gehört zu den regsamsten und lebendigsten Hühnerarten, die ich kenne, ist gewandt, deshalb auch selten ruhig, und versteht es, sich unter den verschiedensten Verhältnissen geschickt zu bewegen. Die breiten, dicht befiederten Füße gestatten ihm, ebenso rasch über die trügerische Moosdecke wie über den frischen Schnee wegzulaufen, befähigen es möglicherweise auch zum Schwimmen. Sein Gang ist verschieden. Gewöhnlich läuft es schrittweise in geduckter Stellung, mit etwas gekrümmtem Rücken und hängendem Schwanze dahin, jeder Vertiefung des Bodens folgend, und nur, wenn etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit reizt, erklimmt es einen der kleinen Hügel, um von hier aus zu sichern; wenn es sich aber verfolgt sieht, rennt es mit kaum glaublicher Eile seines Weges fort. Beim Sichern streckt es sich so lang aus, wie es kann, hebt den Kopf hoch auf und erscheint nun auffallend schlank. Der Flug ist leicht und schön, dem unsers Birkwildes ähnlicher als dem des Rebhuhns, jedoch von beiden verschieden. Vom Boden sich erhebend, steigt das Huhn, besonders das Männchen, zunächst bis zu einer Höhe von ungefähr 4 m auf, streicht hierauf, abwechselnd gleitend und mit den Flügeln schwirrend, 300, 400, 500, auch 600 Schritt weit in gleicher Höhe über dem Boden fort, hebt sich plötzlich jäh empor und senkt sich nun rasch hernieder, um einzufallen, oder aber es setzt, genau in derselben Weise wie früher fliegend, den Weg noch weiter fort, steigt noch einmal auf, schreit und fällt ein. Bei kurzen Flügen läßt das Männchen während des Aufstehens regelmäßig sein lautschallendes „Err-reck-eck-eck-eck“, unmittelbar nach dem Einfallen die dumpfen Kehllaute „gaba-u gaba-u“ vernehmen; das Weibchen hingegen fliegt immer stumm. Im Schnee gräbt es sich nicht bloß tiefe Gänge aus, um zu seiner verdeckten Nahrung zu gelangen, sondern stürzt sich auch, wenn es von einem Raubvogel verfolgt wird, senkrecht aus der Luft herab und taucht dann förmlich in

die leichte Decke ein. Bei strengem Wetter sucht es hier Zuflucht, um sich gegen die rauhen Winde zu schützen.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, im Winter fast nur aus den Blattknospen der Birken und Weiden und aus verdorrten Beeren, im Sommer aus zarten Blättern, Blüten, Sprößlingen, Beeren und verschiedenen Insekten, die gelegentlich mit erbeutet werden. In den litauischen Mooren äst es, zumal im Winter, oft fast ausschließlich von einer häufig dort vorkommenden schwarzen Beere, die im Volksmunde „Ratenbeere" genannt wird, wahrscheinlich der Rauschbeere, und gräbt sich ihr zuliebe tiefe und lange Gänge im Schnee. Körner aller Art werden gern gefressen. Nach eignen Beobachtungen äsen die Moorhühner im Sommer und, wie wir durch Barth erfahren, auch im Winter nur in der Nacht, im Sommer etwa von 10 Uhr abends bis 2 Uhr morgens, im Winter schon merklich früher. Um diese Zeit begeben sie sich in der Dämmerung bergabwärts und bei Tagesanbruch an ihre Lagerplätze zurück. Sind letztere nicht weit entfernt von denen, wo sie ihre Nahrung suchen, so legen sie den Rückweg zu Fuß zurück, und man kann dann nach frischem Schneefall ihre Spuren von den Futterplätzen aus verfolgen, um sie selbst in einer Entfernung von etwa 800 Schritt zu finden. Von Mitte März bis Mitte April sieht man sie in Norwegen wohl auch am Vor- und Nachmittag in den Kronen der Birken stehen, deren Knospen ihnen um diese Zeit so gut wie ausschließlich zur Nahrung dienen, und es gewährt dann einen wundervollen Anblick, wenn Hunderte dieser weißen Vögel von dem dunkeln Gezweig abstechen.

Um Mitte März gesellen sich die Paare, und die Hähne beginnen bald darauf zu balzen. Die Balz beschreibt uns Boie, wie er sie auf den Lofoten beobachtete: Durchwandert man hier am frühen Morgen die talreiche Gegend, so kann man das freilich disharmonische Konzert, das die Hähne machen, mit anhören. Hunderte lassen sich zugleich vernehmen. Dort zeigt sich ein Hahn auf einem Steine und krächzt sein gemeinlich langgezogenes „Gak, gak, gak kakakaaaaagak kakakaaaaaa", hier erhebt sich ein anderer mit scharfem „errrrrakkaaaaa", senkt sich aber alsbald mit dem Rufe „kavaro-kavaro", worauf er noch ein zweimal wiederholtes „kavau" folgen läßt, ein dritter stolziert mit gestrecktem Halse, aufgehobnem Schwanze und eingezogenem Rücken über den Schnee, ruft „gao, gao" und macht sich in seiner angenommenen Stellung mit seinem blendend weißen Körper nicht übel. Unter jene Töne mischt sich ein näselndes „Miau" der Hennen mit noch anderen, gar nicht wiederzugebenden Lauten. Noch während der Balzzeit legt das Weibchen seine Eier. An sonnigen Abhängen der Hochebene, zwischen dem bereits schneefreien Gestrüpp der Heide, zwischen Heidel-, Mehl- und Moosbeeren, im Gebüsch der Salweide oder Zwergbirke, in Wacholderbüschen und an ähnlichen versteckten Plätzen hat es sich eine flache Vertiefung gescharrt und mit einigen dürren Grashalmen und wenigen anderen trocknen Pflanzenteilen, auch mit eignen Federn und mit Erde ausgelegt, den Standort des Nestes aber unter allen Umständen so gut gewählt, daß man es schwer findet, obgleich der Hahn sein möglichstes tut, es zu verraten. Er zeigt jetzt seinen vollen Mut; denn er begrüßt jeden Menschen, jedes Raubtier, die sich nahen, durch das warnende „Gaba-u gaba-u", stellt sich dreist auf einen der kleinen Hügel, fliegt aufgescheucht nur wenige Schritte weit und wiederholt das alte Spiel, unzweifelhaft um den Feind vom Neste abzubringen. Gegen andere Hähne verteidigt er sein Gebiet hartnäckig; eine unbeweibte Henne aber scheint seine Begriffe von ehelicher Treue wesentlich zu verwirren: wenigstens ist er trotz seiner Liebe zur Gattin stets geneigt, in ihrer Gesellschaft einige Zeit zu vertändeln. Die Henne bleibt bei Gefahr

möglichst lange ruhig sitzen, scheint sich anfänglich gar nicht um das ihr drohende Unheil zu bekümmern und schleicht erst weg, wenn man unmittelbar neben ihrem Neste steht, dann freilich unter Aufbietung aller in der Familie üblichen Verstellungskünste. Gegen andre Hennen soll auch sie sich sehr streitsüchtig zeigen; zudem behaupten die Norweger, daß eine Henne der andern, falls dies möglich ist, die Eier raube und nach ihrem Neste bringe. Auch während der Brutzeit noch sind Moorschneehühner um Mitternacht am lebhaftesten; man vernimmt ihr Geschrei selten vor der zehnten Abendstunde. Folgt man dem Rufe des Männchens, so kann man beobachten, daß ein Hahn den andern zum Kampfe fordert und mit diesem einen ernsten Streit ausficht, bis endlich die Henne vom Neste aus mit sanftem „Djake“ oder „Gu gu gurr“ den Gemahl nach Hause ruft.

Das Gelege ist Ausgang Mai, sicher Anfang Juni vollzählig und besteht aus 9 bis 12, zuweilen auch aus 15, 16, selbst 20 Eiern von durchschnittlich 42 mm Länge und 30 mm größter Dicke, die auf gelbem, oft stark ins Rötliche spielendem Grunde meist sehr dicht mit kleineren bis ansehnlich großen unregelmäßigen Flecken von tiefbrauner bis fast schwarzer Farbe bedeckt sind. Die Henne widmet sich dem Brutgeschäft mit größter Hingabe; der Hahn scheint daran nicht teilzunehmen, sondern nur als Wächter zu dienen. Geht alles gut, so schlüpfen schon Ende Juni oder Anfang Juli die niedlichen Küchlein aus den Eiern, und nunmehr sieht man die ganze Familie vereinigt im Moor, auch da, wo es sehr wasserreich ist. Jetzt verdienen unsere Tiere den Namen Moorhühner in jeder Hinsicht: sie sind wahre Sumpfvögel geworden und scheinen sich auch auf dem flüssigsten Schlamme mit Leichtigkeit bewegen zu können. Wahrscheinlich suchen sie gerade diese Stellen zuerst auf, um ihren Kleinen die dem zarten Alter am besten entsprechende Nahrung bieten zu können, nämlich Stechmücken und ihre Larven, von denen die Moore während des Sommers wimmeln. Die Küchlein tragen in den ersten Tagen ihres Lebens ein Dunenkleid und sehen einem Bündel der Renntierflechte zum Verwechseln ähnlich. Sie sind rasch und behende wie die Küchlein aller wilden Hühnerarten, laufen leicht und gewandt über Schlamm und Wasserrinnen hinweg und lernen schon nach den ersten Tagen ihres Lebens die kleinen stumpfen Schwingen gebrauchen. So ist es erklärlich, daß sie den meisten Gefahren, die ihnen drohen, entgehen. Die Gleichfarbigkeit ihres Kleides mit dem Boden täuscht selbst das scharfe Falkenauge, und die Örtlichkeit, auf der sie sich umhertummeln, sichert sie vor Reinekes oder seines Verwandten, des Eisfuchses, unfehlbarer Nase. Macgillivray erzählt von einer Henne, die mit neun Küchlein überrascht wurde. Sie lief, die Kleinen mit ausgebreiteten Flügeln bedeckend, weiter. Auf dem Weg stahl sich ein Küchlein nach dem andern weg, verbarg sich äußerst geschickt, und erst als alle neun in Sicherheit waren, floh die Alte von dannen. Nach geraumer Zeit kehrte sie zurück, und im Nu waren alle ihre neun Kinder wieder unter ihren Flügeln. Die Jungen wachsen lustig heran, vertauschen die anfänglich braun und schwarz gewässerten Schwungfedern bald mit weißen, erneuern auch diese noch ein oder mehrere Male und haben Ende August oder Anfang September bereits so ziemlich die Größe ihrer Eltern erreicht.

Mitte oder Ende August sind die Jungen ausgewachsen. Von nun an verweilen sie, laut Barth, noch etwa einen Monat an dem Brutorte; dann aber, Ende September oder Anfang Oktober, vereinigen sie sich mit anderen Ketten, bilden die weiter oben erwähnten Schwärme und werden nunmehr so scheu, daß es nur selten gelingt, einen sichern Schuß auf sie abzugeben. Solange die Gebirgsabhänge schneefrei sind, bleiben solche Haufen da, wo sie sich zusammengefunden, gleichviel, ob sie bereits ihr Winterkleid ganz oder nur

teilweise angelegt haben; sobald aber Schnee gefallen ist, begeben sich die Schwärme in höher gelegene Täler, wo die Ränder von Gebirgsseen Birkengebüsch umsäumt. Solche Plätze sind es, an denen sich fast alle Moorhühner eines weiten Umkreises versammeln, und die, namentlich vor kommenden Schneefällen, Tausende anlocken. Aufgescheucht, ziehen sie dann als dichte, weiße, mehrere hundert Meter lange Wolke sausend an dem Jäger vorüber. Nach einem Schneefalle, der Berg und Tal gleichmäßig überdeckt, zerstreuen sich die Haufen, und wenn auch die Ebene ihr Winterkleid erhalten hat, kommen sie bisweilen sogar zu ihr herab, bleiben jedoch nicht lange und begeben sich bald wieder auf die Höhe, die sie nach jedem neuen Schneefall wiederum verlassen.

Da, wo das Balzgebiet eines Moorschneehuhns mit dem des Birkhuhns zusammenstößt, geschieht es, daß der liebestolle Moorhahn, vielleicht ein solcher, der nicht das Glück hatte, ein Weibchen zu erwerben, auf den Balzplätzen des Birkwildes sich einstellt, bei einer Birkhenne Entgegenkommen findet und mit ihr Bastarde erzeugt, die man Moorbirkhuhn genannt hat. Sie lassen sich leichter als Rackelhühner erkennen und bestimmen, denn ihr Gefieder zeigt in nicht mißzudeutender Weise eine vermischte Färbung beider Stammeltern, und das Schwarz des Birkhahns wie das Weiß des Moorhuhns kommen im Winterkleide dieser Bastarde in gleicher Weise zur Geltung. Alle Moorbirkhühner, die in Norwegen zur wissenschaftlichen Untersuchung kamen, waren Männchen; indessen hat man in Schweden zu Anfang der 1840er Jahre auch einen weiblichen Bastard erlegt, und wahrscheinlich kommen letztere keineswegs so selten vor, wie man annimmt, werden nur von unkundigen Jägern entweder nicht beachtet oder als Birkhühner und Moorhennen im Sommerkleide angesehen. Soviel mir bekannt ist, hat man Moorbirkhühner bis jetzt nur in Skandinavien erbeutet; dieses anscheinend vereinzelte Vorkommen erklärt sich aber sehr einfach dadurch, daß hier die Beschaffenheit der Gebirge ein für die Paarung rechtzeitiges Zusammenkommen beider Waldhuhnarten begünstigt. Daß eine Vermischung der beiden Arten auch in umgekehrter Weise stattfindet, daß nämlich ein Birkhahn eine Moorhenne treten sollte, ist bis jetzt nicht festgestellt worden, kann auch aus naheliegenden Gründen nicht angenommen werden; männliche Moorhühner aber bemerkt man, nach Mitteilungen, die Collett von kundigen Jägern erhielt, in geringer Anzahl fast auf jedem Balz- oder doch Brutplatze des Birkhuhns, und über ihre Verirrungen hat man auch dadurch Zeugnis erlangt, daß sie zuweilen ehrliche Haushennen mit Liebesanträgen bestürmen, wie beispielsweise ein Moorhahn im Frühling des Jahres 1857 im Bergenstifte tat. Auch Bastarde von Birkhuhn und Schottischem Moorhuhn sind beschrieben worden. Über die Lebensweise der Bastarde fehlen Beobachtungen; man weiß nur, daß sie, ebenso wie die Rackelhühner zu den Birkhühnern, sich regelmäßig zu den Moorhühnern halten, dieselben Gegenden wie diese bewohnen und im Winter gelegentlich gefangen werden.

Das Moorhuhn ist eins der geschätztesten Jagdtiere. Seine erstaunliche Häufigkeit gewährt dem nur einigermaßen geschickten Jäger ergiebige Ausbeute, und deshalb sind viele Nordländer diesem Weidwerk mit Leidenschaft ergeben. Sie verfolgen die Hähne entweder im Herbst, bevor die Völker sich zusammengeschart haben, oder im Winter, wenn sie, zu Hunderten und Tausenden vereinigt, in den Birkendickichten liegen. Im Herbst ist ein guter Vorstehhund zur Moorhuhnjagd unerläßlich; mit seiner Hilfe aber kann man im Laufe eines Nachmittags Dutzende erlegen. Der Jäger muß ein kräftiger Mann sein, der Anstrengungen nicht scheut und sich auch im dichten Nebel noch zu benehmen weiß. Übrigens gebraucht man im Winter das Gewehr schon des teueren Pulvers wegen weit weniger als

Netz und Schlinge. Man kennt die Lagerstelle des Wildes und stellt hier zwischen dem Birkengestrüpp, zu dem die Hühner der Äsung halber kommen müssen, mit dem besten Erfolge sein Fangzeug auf. In welcher Anzahl zuweilen Moorhühner gefangen werden, kann man daraus ermessen, daß ein einziger Wildhändler im Laufe eines Winters auf Dovrefjeld allein 40000 Stück sammeln und versenden konnte. Gegenwärtig erstreckt sich der Handel mit diesem Wilde nicht bloß auf Stockholm oder Kopenhagen, sondern auch auf Deutschland und Großbritannien. Das Wildbret junger Moorhühner steht dem unsers jungen Rebhuhns vollkommen gleich und zeichnet sich noch außerdem durch einen prickelnden Beigeschmack aus; das Fleisch alter Vögel hingegen bedarf erst längerer Beize, bevor es allenfalls genießbar wird.

Der Abend eines der letzten Maitage war schon ziemlich vorgerückt, als wir, mein junger Begleiter und ich, die an der Landstraße von Christiania nach Drontheim gelegene Haltestelle Fokstuen auf dem Dovrefjeld erreichten. Wir hatten eine lange Reise zurückgelegt und waren müde; aber alle Beschwerden des Weges wurden vergessen, als sich uns der norwegische Jäger Erik Swenson mit der Frage vorstellte, ob wir wohl geneigt seien, auf „Ryper“ zu jagen, die gerade jetzt in voller Balz stünden. Wir wußten, welches Wild wir unter dem norwegischen Namen zu verstehen hatten, weil wir uns bereits tagelang bemüht hatten, es ausfindig zu machen. Das Jagdzeug wurde rasch instand gebracht, ein Imbiß genommen und das Lager aufgesucht, um für die Frühjagd die nötigen Kräfte zu gewinnen. Zu unserer nicht geringen Überraschung kam es aber für diesmal nicht zum Schlafen; denn unser Jäger stellte sich bereits um die zehnte Stunde ein und forderte uns auf, ihm jetzt zu folgen. Kopfschüttelnd gehorchten wir, und wenige Minuten später lag das einsame Gehöft bereits hinter uns.

Die Nacht war wundervoll. Es herrschte jenes zweifelhafte Dämmerlicht, das unter so hohen Breiten um diese Zeit den einen Tag von dem andern trennt. Wir konnten alle Gegenstände auf eine gewisse Entfernung hin unterscheiden. Wohlbekannte Vögel, die bei uns zulande um diese Zeit schon längst zur Ruhe gegangen sind, ließen sich noch vernehmen: der Kuckucksruf schallte aus dem nahen Birkengestrüpp uns entgegen; das „Schak schak“ der Wacholderdrossel wurde laut, so oft wir eins jener Dickichte betraten; von der Ebene her tönten die hellen, klangvollen Stimmen der Strandläufer und die schwermütigen Rufe der Goldregenpfeifer; der Steinschmätzer schnarrte dazu, und das Blaukehlchen gab sein köstliches Lied zum besten.

Unser Jagdgebiet war eine breite, von aufsteigenden Bergen begrenzte Hochebene, wie sie die meisten Gebirge Norwegens zeigen, ein Teil der Tundra. Hunderte und Tausende von Bächen und Rinnsalen zerrissen den fahlen gelblichen Teppich, den die Flechten auf das Geröll gelegt hatten, hier und da zu einer größeren Lache sich ausbreitend, auch wohl zu einem kleinen See sich vereinigend. Das Gestrüpp der Zwergbirke säumte die Ufer und trat an einzelnen Stellen zu einem Dickicht zusammen. Auf der Hochebene selbst war der Frühling bereits eingezogen; an den sie einschließenden Berglehnen hielten hartkrustige Schneefelder den Winter noch fest.

Diesen Berglehnen und Schneefeldern wandten wir uns zu, schweigsam, erwartungsvoll und auf die verschiedenen Stimmen, die um uns her laut wurden, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen hörend. Etwa 400 Schritt mochten wir in dieser Weise zurückgelegt haben, da blieb unser Führer stehen und lauschte und äugte wie ein Luchs in die Dämmerung hinaus. Daß seine Aufmerksamkeit nicht einer Art der eben vorhin erwähnten Vögel

galt, wußten wir; von dem Vorhandensein anderer Tiere aber konnten wir nicht das geringste wahrnehmen. Erik Swenson jedoch mußte seiner Sache wohl sicher sein; denn er begann, nachdem er uns Schweigen geboten, mit dem erwarteten Wilde zu reden, indem er mit eigentümlicher Betonung einige Male hintereinander die Silben „djiake djiake, dji-ak dji-ak“ ausrief. Unmittelbar nach seinem Lockrufe hörten wir in der Ferne das Geräusch eines aufstehenden Huhnes, und in demselben Augenblicke vernahmen wir auch einen schallenden Ruf, der ungefähr wie „err-reck-eck-eck-eck“ klang. Dann ward wieder alles still. Aber der Alte begann von neuem zu locken, schmachtender, schmelzender, hingebender, verführerischer, und ich merkte jetzt, daß er die Liebeslaute des Weibchens unsers Jagdvogels nachahmte. Auf das „Djiak“, das den liebesglühenden Hahn aufgerührt hatte, folgte jetzt ein zartes, verlangendes und Gewährung verheißendes „Gu gu gu gurr“; der erregte Hahn antwortete sofort, das Flügelgeräusch wurde stärker, wir fielen hinter den Büschen nieder: und unmittelbar vor uns, auf blendender Schneefläche, stand ein Hahn in voller Balz. Es war ein Anblick zum Entzücken! Aber das Jägerfeuer war mächtiger als der Wunsch des Forschers, solch Schauspiel zu genießen. Ehe ich wußte wie, war das erprobte Gewehr an der Wange, und bevor der Hahn einen Laut von sich gegeben hatte, wälzte er sich in seinem Blute.

Der Knall des Schusses erweckte den Widerhall, aber auch die Stimmen aller gefiederten Bewohner unsers Gebietes. Von den Bergen hernieder und von der Talsohle herauf ließen sich Stimmen vernehmen; wenige Schritte vor uns rauschte eine Entenschar vom Wasser auf; ein aufgescheuchter Kuckuck flog durch das Dämmerungsdunkel an uns vorüber; Regenpfeifer und Strandläufer trillerten und flöteten. Allmählich wurde es wieder ruhig, und wir setzten unsern Weg fort, den aufgenommenen Hahn mit Weidmannslust betrachtend. Schon wenige hundert Schritt weiter ließ der Alte wieder seine verführerischen Laute hören, und diesmal antworteten anstatt eines Hahns deren zwei. Ganz wie vorhin wurde der hitzigste von ihnen herbeigezaubert; jetzt aber gönnte ich mir die Freude der Beobachtung. Am entgegengesetzten Ende des Schneefeldes fiel der stolze Vogel ein, betrat leichten Ganges die Fläche und lief gerade auf uns zu. Es war noch hell genug, daß wir ihn schon in der Ferne deutlich wahrnehmen konnten. Aber der liebesrasende Gesell dachte nicht an Gefahr und kam näher und näher, bis auf wenige Schritt an uns heran. Den Stoß halb erhoben, die Flügel gesenkt, den Kopf niedergebeugt: so lief er vorwärts. Da mit einem Male schien er sich zu verwundern, daß die Lockungen geendet hatten, und nun begann er seinerseits sehnsüchtig zu rufen. Mehrmals warf er den Kopf in sonderbarer Weise nach hinten, und tief aus dem Innersten der Brust heraus klangen, dumpfen Kehllauten vergleichbar, abgesetzte Rufe, die man durch die Silben „gaba-u gaba-u“ einigermaßen deutlich ausdrücken kann; Laute, die die Norweger durch die Worte „Hvor er hun“ („Wo ist sie?“) übersetzen. Und der Alte war wirklich so kühn, mit seiner Menschenstimme zu antworten, den Hahn glauben zu machen, daß das Weiblein, die ersehnte Braut, sich bloß im Gebüsch versteckt habe. Leiser und schmachtender als je rief er wiederholt in der vorhin angegebenen Weise, und eilfertig rannte der Hahn mit tief gesenktem Kopfe und hängenden Flügeln herbei, dicht an uns heran und buchstäblich über unsere Beine weg; denn wir lagen natürlich der Länge nach auf dem Schnee. Doch jetzt mochte er seinen Irrtum wohl eingesehen haben; er stand plötzlich auf, stiebte davon und rief allen Mitbewerbern ein warnendes, leises Knurren zu. Und nunmehr mochte der alte Jäger locken, wie er wollte: das Liebesfeuer der zahlreich versammelten Hähne schien gedämpft zu sein, ihre Sehnsucht wurde durch ein wohlberechtigtes Bedenken überwogen.

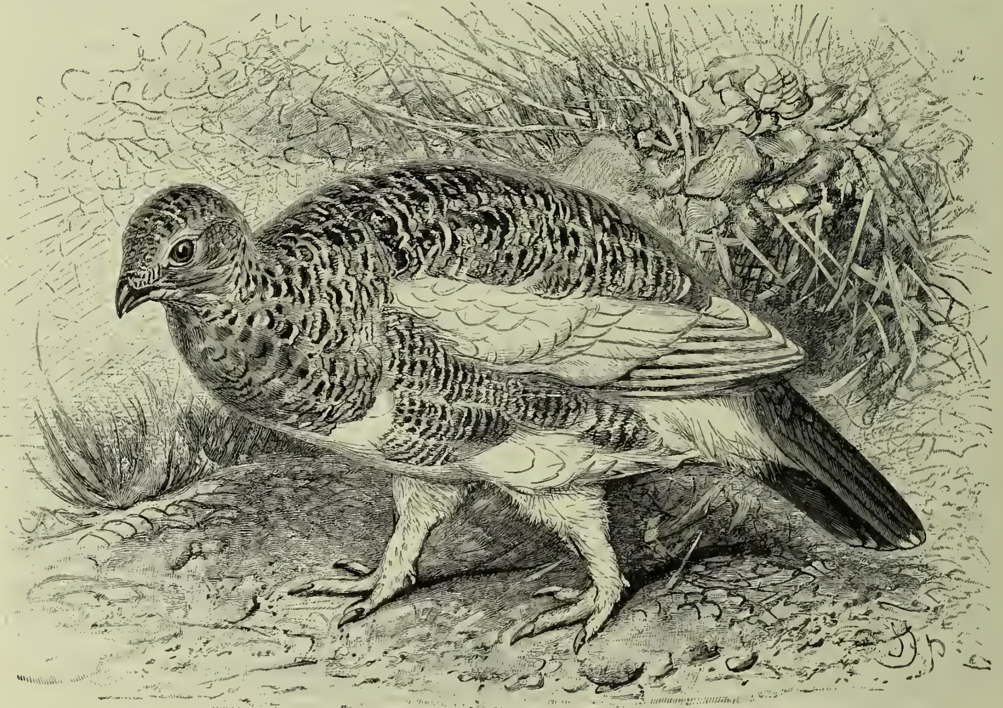
Doch wir zogen weiter und verhielten uns auf eine Strecke von mehreren Minuten ganz ruhig, bis unser Führer glaubte, daß wir in das Gebiet noch ungestörter Hähne eingetreten wären. Dort wurde die Jagd fortgesetzt, und ich erlegte nach den ersten Lockungen einen zweiten und wenige Minuten später den dritten Hahn. Jetzt aber schienen die Vögel gewitzigt worden zu sein; es war vorüber mit der Jagd, nicht jedoch auch mit der Beobachtung. Denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß fortan die Weibchen, die sich bisher ganz unsichtbar gemacht hatten, das Amt des Warners übernahmen, um ihre Liebhaber von dem Verderben abzuhalten. Wir wandten uns daher dem Gehöfte zu, störten unterwegs noch viele, viele Paare der anziehenden Vögel auf und kamen mit Anbruch des Tages in unserer Wohnung wieder an.

Außer dem Menschen stellen alle entsprechenden Raubtiere dem Moorhuhne nach, ohne jedoch seinem Bestand erhebliche Verluste zuzufügen. In den Mooren Litauens hat es namentlich in schneearmen Wintern von Raubvögeln viel zu leiden.

In der Gefangenschaft sieht man die anmutigen Hühner auch im höheren Norden selten. Das einzige, das ich pflegte, hatte, bevor es in meine Hände gelangte, schon in Skandinavien längere Zeit in der Gefangenschaft zugebracht und sich so an gemischtes Körnerfutter gewöhnt, daß seine Erhaltung keine Schwierigkeiten verursachte. Für Blätterknospen und Beeren, die es als Leckerbissen zu betrachten schien, wurde allerdings gesorgt; ich bin jedoch geneigt, zu glauben, daß es sich auch ohne diese Nahrungsstoffe erhalten haben würde. Von anderen Arten von Waldhühnern, die ich in der Gefangenschaft beobachten konnte, unterschied es sich durch seine Lebendigkeit und Zutraulichkeit.

Das **Schneehuhn**, **Alpen-**, **Felsen-** oder **Bergschneehuhn**, der **Ptarmigan** der Briten, **Fjäll-ripa** der Schweden, Lagopus mutus *Montin* (alpinus; Abb., S. 156), tritt, je nach der Lage und Beschaffenheit seines Wohngebietes, in mehr oder weniger abweichenden, ständigen Unterarten auf und wird daher von einzelnen Forschern in mehrere Arten getrennt. Schon in einem Gebiete ändert es, zumal im Sommerkleide, vielfach ab. In den Schweizer Alpen ist es, laut Schinz, nach der Jahreszeit so verschieden, daß man sagen kann, im Sommer sei seine Färbung in jedem Monat verändert. Zu allen Jahreszeiten sind beim Männchen der Bauch, die unteren Deckfedern des Schwanzes, die vorderen Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und die Läufe weiß; jene haben schwärzliche Schäfte, und der Schwanz ist schwarz. Die übrigen Teile sehen aber im Sommer sehr verschieden aus. Die Frühlingsmauser, die Mitte April beginnt, bringt hin und wieder schwärzliche Federn zum Vorschein, und der Vogel ist weißlich und bunt gescheckt; Anfang Mai sind Kopf, Hals, Rücken, die oberen Deckfedern der Flügel und die Brust schwarz, rostfarben und weißbunt, die Federn nämlich entweder ganz schwarz mit undeutlichen rostfarbenen Querstreifen, oder schwarz, hell rostgelb und weißlich gebändert; an der Kehle und den Seiten des Halses tritt das Weiße am meisten hervor. Die Federn selbst stehen bunt untereinander, nicht selten mit einigen ganz weißen gemischt; alle aber bleichen nach und nach so aus, daß Ende August oder September besonders der Rücken schön hell aschgrau und schwärzlich punktiert erscheint, die rostfarbenen Bänder an Hals und Kopf fast ganz weiß geworden sind, meist aber noch einige ganz unregelmäßige rostgelb und schwarz gebänderte unter den anderen sich finden. Beim Weibchen sind alle diese Teile schwarz und rostgelb gewellt, die Bänder viel breiter und deutlicher. Im Winter werden, mit Ausnahme der schwarzen, jetzt licht gesäumten Steuerfedern, bei dem Männchen

alle Federn, auch die den Zügel bildenden, blendend weiß; doch kommt es vor, daß einzelne bunte Federn stehenbleiben. Während der Herbstmauser, die im Oktober beginnt, sehen die Schneehühner ganz bunt aus; schon im November aber sind sie schneeweiß geworden. Die mittlern Oberdeckfedern des Schwanzes verlängern sich so, daß sie bis zum Ende des Schwanzes reichen, und es scheint, als ob die Mitte des Schwanzes weiß sei. Über den Augen steht eine rote, warzige, am obern Rande ausgezackte Haut, die aber beim Männchen viel stärker ist. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz. Die Länge beträgt 35, die Breite 60, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 10 cm.



Schneehuhn, Lagopus mutus *Mortin.* 1/3 natürlicher Größe.

Von dieser Form weichen die nordischen Schneehühner mehr oder weniger erheblich ab, und zwar ebenso hinsichtlich ihrer Größe wie der Färbung ihres Sommerkleides; dieses entspricht aber immer dem Felsgestein, auf dem sie leben.

Das Schneehuhn bewohnt die Alpenkette in ihrer ganzen Ausdehnung, die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, alle höheren Berggipfel Skandinaviens, die Gebirge Nordasiens, den Norden des festländischen Amerika und Grönland. Von den Alpen verfliegt es sich zuweilen bis auf den Schwarzwald, von den Pyrenäen aus nach den Bergketten Asturiens und Galiciens. Nach Norden hin hat man es überall gefunden, wo man das Festland oder eine größere Insel betrat. Auf Island wird es durch eine besondere Art, Lagopus rupestris *Gmel.* (islandorum), ersetzt. Im Gegensatz zum Moorhuhn lebt es nur auf kahlen, nicht mit Gebüschen bekleideten Stellen, deshalb auf den Alpen immer über dem Gürtel des Holzwuchses, nahe an Schnee und Eis, in Norwegen auf den nackten, mit Gerölle bedeckten Berggipfeln und nur in Island und Grönland während der Brutzeit in tieferen Gegenden,



Schneehuhn im Winterkleid.

in den Niederungen selbst in unmittelbarer Nähe des Meeres. Aber das isländische und das grönländische Schneehuhn bringt wenigstens noch einen großen Teil des Jahres auf den Bergen zu. Aus Raddes Bericht geht hervor, daß es sich in Ostsibirien ebenfalls nur im Hochgebirge angesiedelt hat.

Das Alpenschneehuhn unterscheidet sich in seiner Lebensweise auffallend von seinen Verwandten. Sein Wesen ist ruhiger, seine Begabung offenbar geringer als bei diesen. Im Laufen und im Fliegen leistet es ungefähr das gleiche wie sie, ja diese Bewegungen sind vielleicht noch leichter als beim Moorhuhn. Aber nur selten und nur da, wo es schon verfolgt worden ist, fliegt es weit in einem Zuge. In einer Fertigkeit scheint das Schneehuhn seine Verwandten entschieden zu übertreffen. „Ich habe mehrmals bemerkt", sagt Holböll, „daß das Schneehuhn nicht allein im Notfalle schwimmen kann, sondern es zuweilen ohne zwingenden Grund tut. Im Winter 1825/26 sah ich bei 10 Grad Kälte zwei Schneehühner von den Udkigsfelsen bei Godhavn herabfliegen und sich ohne Bedenken auf das Wasser setzen. Ebenso habe ich Schneehühner sich in einem kleinen Gebirgswasser baden und auf ihm herumschwimmen sehen." Die Stimme ist von der des Moorhuhns auffallend verschieden und höchst eigentümlich. „Bei starkem Nebelwetter", sagt Schinz, „oder wenn Schnee oder Regen fallen will, schreien die Alpenschneehühner unaufhörlich ‚krögögögöögrö‘ oder auch ‚önö-gö önö-göö‘. Dagegen wenn sie ihre Jungen locken oder einen Raubvogel erblicken, so schreien die Alten mehr ‚gä-gä gagää‘ und die Jungen ‚zip zip zip‘." Solche Laute habe ich nie vernommen, vielmehr, ebenso wie andere Beobachter, nur ein merkwürdig dumpfes, röchelndes, tief aus der Kehle kommendes „Aah", mit dem sich übrigens noch ein Schnarren verbindet, das sich mit Buchstaben wohl kaum ausdrücken läßt. Faber, Holböll und Krüper übersetzen diesen Laut durch „arrr" oder „orrr"; ich meine aber, daß man den r-Laut nicht so deutlich vernimmt, wie es danach scheint. Den Lockruf des Weibchens ahmte mein norwegischer Jäger durch einen Laut nach, der an das Miauen junger Katzen erinnert und ungefähr wie „miu" klingt, aber nicht treu wiederzugeben ist.

Die Nahrung des Schneehuhns besteht vorzugsweise in Pflanzenstoffen. Auf den Alpen findet man ihren Kropf mit Blättern der Alpenweide und des Heidekrauts, mit Knospen der Tannen, der Alpenrosen, mit Preißel-, Heidel- und Brombeeren, verschiedenen Blumen und dergleichen angefüllt; auf den Fahrwegen sieht man sie beschäftigt, Haferkörner aus dem Mist der Pferde und Maultiere aufzusuchen, und im Sommer stellen sie allerhand Insekten nach. Im Norden bilden ihre Äsung die Knospen und Blätter der Zwergweiden und Birken, die Blätter- und Blütenknospen der verschiedensten Alpenpflanzen wie der auf jenen Höhen noch wachsenden Beerengesträuche und die Beeren selbst, im Notfalle auch Flechtenteile, die sie von den Steinen abklauben. Wenn Faber richtig beobachtet hat, tragen sie sich Nahrungsvorräte für den Winter ein.

Im Mai sieht man Schneehühner gepaart, und beide Gatten halten sich zusammen, solange die Bebrütung der Eier währt. Wenn aber die Jungen ausgeschlüpft sind, entfernt sich der Hahn zeitweilig von der Familie und zieht dem höheren Gebirge zu, um hier die wärmste Zeit des Sommers zu verbringen. Während er früher still und traurig war, wird er jetzt lebhaft, läßt oft seine Stimme vernehmen, fliegt sehr geschwind, mit kaum bewegten Flügeln zum Vergnügen in die Luft, indem er schräg emporsteigt, einen Augenblick mit zitternden Schwingen still steht und sich dann plötzlich wieder niederwirft, gefällt sich zuweilen auch in Stellungen, die einigermaßen an die Balztänze anderer Waldhühnerarten erinnern, ohne ihnen jedoch zu gleichen. Er nimmt weder an dem Brutgeschäft noch an der

Führung der Jungen teil. Die Henne sucht sich Mitte oder Ende Juni unter einem niedrigen Strauche oder auch wohl einem schützenden Stein eine passende Stelle für das Nest aus, scharrt hier eine seichte Vertiefung, kleidet sie kunstlos mit welken Blättern aus, legt ihre 9—14, auch wohl 16 Eier, die etwa 45 mm lang, 30 mm breit und auf rotgelbem Grunde mit dunkelbraunen Flecken getüpfelt sind (Eiertafel II, 16), und beginnt mit Hingebung zu brüten. Nach ungefähr drei Wochen entschlüpfen die Jungen. Sobald sie einigermaßen abgetrocknet sind, führt sie die Henne vom Neste weg auf Nahrung versprechende Plätze. Droht Gefahr, so erhebt sie sich, um durch ihr Wegfliegen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken; die Jungen zerstreuen sich auf dieses Zeichen hin augenblicklich und haben sich im Nu zwischen den Steinen verborgen, während jene dem Jäger fast unter die Füße läuft.

Das Flaumkleid der Küchlein ist zwar sehr bunt, aber doch in demselben Grade wie das der Jungen anderer Hühnerarten mit dem Boden gleichfarbig. Über den bräunlichen Rücken verlaufen unregelmäßige schwarze Streifen, und ein hellbräunlicher Fleck auf dem Hinterkopfe wird von einem solchen eingeschlossen. Stirn, Kehle, Hals und Bauch sind weißlich, die Brust und die Seiten rötlich überflogen, die Läufe mit gräulichen Dunen bekleidet.

Auf Island und Grönland, wo die Schneehühner oft auch in den Tälern brüten, sieht man, laut Faber und Holböll, die Familien Ende August noch in der Tiefe; Anfang Oktober aber geht die Alte mit ihren nunmehr vollständig ausgewachsenen Jungen auf die hohen Berge, und fortan vereinigen sich die einzelnen Völker, oft zu sehr zahlreichen Scharen. Diese verweilen hier gewöhnlich während des ganzen Winters und führen ein ziemlich regelmäßiges Leben. Man sieht sie bereits bei Tagesanbruch mit Futtersuchen beschäftigt, aber bis nach Mittag selten fliegen. Dann erheben sie sich, streichen, zu kleinen Trupps vereinigt, zu Tale, an die Seeküste usw. und kehren wieder zu den Bergen zurück. Sind jedoch die Täler schneefrei, so verweilen sie hier längere Zeit, und ebenso flüchten sie sich zur Tiefe hinab, wenn oben in der Höhe das Eis sie im Aufsuchen ihrer Nahrung hindert. Unter solchen Umständen müssen sie oft weit umherstreifen und ihr Leben kümmerlich fristen. Faber versichert, daß sie, ausgehungert, sogar in die Wohnungen der Menschen kommen oder über meilenbreite Meeresarme hinweg nach kleinen, schneearmen Inseln fliegen, die ihnen ein ergiebiges Weidefeld versprechen. In Norwegen findet das gleiche, in der Schweiz etwas ähnliches statt. „Wenn der Spätherbst", sagt Tschudi, „die Kuppen der Berge mit Schnee bedeckt, ziehen sie sich gegen die milderen Flühen und Weiden, ja mit Vorliebe auch bis zu den Paßstraßen herab und überwintern da bis in den Frühling hinein." Doch muß es schon hart kommen, wenn sie sich zu derartigen Streifereien entschließen; denn bei regelmäßigem Verlauf der Dinge wissen sie sich auf ihren Höhen vortrefflich zu bergen. Die dicke Schneedecke, die ihnen ihre Äsung verbirgt, ficht sie wenig an; sie graben sich mit Leichtigkeit tiefe Gänge im Schnee, bis sie zu der gesuchten Äsung gelangen, kümmern sich überhaupt wenig um die Unbill des Wetters. Dieselbe Schneedecke dient ihnen auch als Schutz gegen rauhe Winde und dergleichen: sie lassen sich, wenn es arg stürmt und weht, mit Behagen einschneien, so daß bloß die Köpfe hervorschauen und der geübte Jäger ihr Vorhandensein dann nur an den schwarzen Zügelstreifen bemerken kann. Wahrscheinlich richten sie sich Winterwohnungen, tiefe Löcher im Schnee, in der Nähe ihrer Vorratshaufen ein. Ein solches mit Grasblättern förmlich ausgelegtes Loch fand Krüper auf einem großen Schneefelde Islands.

Abgesehen von jenen unregelmäßigen Streifzügen treten die Schneehühner im Winter, namentlich im Norden Amerikas, auch weitere Wanderungen an. Obgleich viele der

grönländischen Schneehühner auch dann noch auf ihren Standorten verweilen, wenn die lange Winternacht dort eingetreten ist, treffen doch in jedem Spätherbst, und zwar gegen anderer Vögel Art, nicht bei reiseförderndem Gegen-, sondern bei Nordwind, zahlreiche Massen im Süden der Halbinsel ein und siedeln sich hier auf den Bergen an. Auf Labrador kommen, wie Audubon erzählt wurde, allwinterlich Tausende von Schneehühnern an und bedecken alle Berge und Gehänge. Aber auch in Skandinavien hat man ähnliche Fälle beobachtet; auf den Lofoten erzählte man Boie, in Tromsö Liljenborg, daß einmal bei starkem Ostwinde viele Hunderte erschienen wären.

Über den Federwechsel der Alpenschneehühner ist man noch nicht im klaren. Während die Schweizer Forscher der Meinung sind, daß dieser Wechsel zweimal im Jahre vor sich gehe, im Herbste auf alle, im Frühjahr nur auf die kleineren Federn sich erstreckend, glaubt Holböll, daß wenigstens eine dreimalige, und Macgillivray, daß sogar eine viermalige Mauserung des Gefieders stattfinde. Faber dagegen meint beobachtet zu haben, daß „die weißen Federn des Winters keine Folge einer neuen Mauser im Spätjahre, sondern des Abblassens der Sommerfedern sind", da er in der Blutfeder stets die bunte Sommerfeder, nie die weiße Winterfeder fand und oft Gelegenheit hatte zu beobachten, daß jene Winterfeder nach und nach von der Wurzel zur Spitze weiß wurde. Radde berichtet die ihm auffallende Tatsache, daß einige von ihm erlegte Alpenschneehühner im östlichen Sajangebirge schon am 12. Juni Federn der Unterseite, des Bauches und der Brust erneuerten und bereits die Wintertracht anlegten. Ich glaube, daß die scheinbar widersprechenden Beobachtungen sich vereinigen lassen; denn ich habe erfahren, daß gleichzeitig mit der Mauser auch Verfärbung der Federn stattfinden kann, und wage es, diese Erfahrungen auf das Schneehuhn zu beziehen. Übrigens scheint so viel festzustehen, daß die Heimat des Schneehuhns allerdings einen Einfluß auf die Mauser ausübt, da das Winterkleid mit Beginn des Winters, das Sommerkleid mit Beginn des Sommers, das eine wie das andere also je nach der Örtlichkeit früher oder später angelegt wird. Nach Goebel dauert die Verfärbung im Herbst sechs bis acht Wochen, beginnt am Bauch und am Kopfe und endet auf dem Rücken; im Frühling dauert sie nur drei bis vier Wochen und nimmt umgekehrt ihren Anfang am Kopfe, von dem aus sie auf den übrigen Körper übergeht: das Abblassen einer Feder ist ein langwierigerer Vorgang als ihre Neubildung. Vanhöffen beobachtete beim Schneehuhn in Grönland die Verfärbung. Am 30. Mai erhielt er die ersten nicht mehr rein weißen Schneehühner, doch fanden sich die bunten, schwarzen und braunen Federn noch nicht bei Hähnen, sondern bloß bei einzelnen Hennen. Zuerst treten sie, unter den weißen verborgen, stellenweise am Kopfe auf. Später findet sich eine dunkle Binde auf den Flügeldeckfedern, und dann erst erscheinen vereinzelte dunkle Stellen auf dem Rücken und an den Seiten. Die Hähne sind zur Paarungszeit noch völlig weiß mit schwarzen Zügelstreifen, aber die Rosen über den Augen sind schon viel kräftiger entwickelt als im Winter. Erst nach der Paarungszeit, etwa 14 Tage später als bei der Henne, stellen sich die ersten farbigen Federn ein, und in der zweiten Hälfte des Juni haben auch die Hähne das schützende Sommerkleid erworben. Kurz vor der Herbstmauser wechseln die Schneehühner auch ihre Krallen.

Die Armut und Unwirtlichkeit der Wohnplätze des Alpenschneehuhns wird diesem nicht selten verderblich. So anspruchslos es auch sein mag, so geschickt es Sturm und Wetter zu begegnen weiß: aller Unbill der Witterung ist es doch nicht gewachsen. Wenn im Winter bei ruhiger Luft tagelang Schnee fällt, wird unser Huhn kaum gefährdet; wenn aber Lawinen von den Bergen herabrollen, wird manches Schneehuhn von den Schneemassen erdrückt,

und wenn sich eine harte Eiskruste über die Schneedecke legt, muß manches verkümmern und dem Hunger erliegen. Aber nicht bloß die Natur tritt den harmlosen Vögeln hart, ja fast feindlich entgegen, sondern auch, und in viel höherem Grade, der Mensch und das gesamte Raubgezücht. Tausende und Hunderttausende werden alljährlich gefangen; nicht wenige fallen dem mit dem Gewehr ausgerüsteten Jäger zur Beute, mindestens ebenso viele, wie die Menschen für sich beanspruchen mögen, müssen unter den Zähnen der Füchse und des Vielfraßes oder in den Fängen des Jagdfalken und der Schnee-Eule verbluten. In Schottland ist sein, beziehungsweise seiner Eier und Jungen grimmigster Feind die Gemeine Krähe, und Hogg ist der Ansicht, daß sie ihren eignen Jungen aus bedeutender Entfernung die Eier zutragen. Kein Geschöpf könne nach irgend etwas eifriger suchen als diese unbarmherzigen Plünderer nach einem Schneehuhnneste. Sie treiben sich während der ganzen Brütezeit der Ptarmigans auf der Heide herum und lauschen: jede brütende Henne gibt nämlich ab und zu und besonders kurz bevor die Küchelchen erscheinen, ein zartes Glucksen von sich. Diesem einen Ton geht das Gesindel nach. Macgillivray wundert sich darüber, daß die vielverfolgten Schneehühner in den Grampianbergen und auf den Hebriden noch so häufig sind.

Alt eingefangene Schneehühner lassen sich zähmen, d. h. an ein Ersatzfutter und an den Käfig gewöhnen, halten auch längere Zeit in der Gefangenschaft aus; junge hingegen sollen eine so sorgfältige Pflege beanspruchen, daß ihre Aufzucht selten gelingt. Mehr weiß ich hierüber nicht mitzuteilen; denn ich selbst habe niemals ein lebendes Alpenschneehuhn im Käfig gesehen.

„Es sind auch Bastarde zwischen Birkhähnen und Schneehennen bekannt", schreibt Wurm, „doch werden vielfach kleinere, jüngere Birkhähne mit teilweisem Albinismus fälschlich als solche angesprochen. Die echten ‚Schneebirkhähne' sind weit kleiner als reine Birkhähne, haben einen mehr viereckigen Stoß mit kürzerem Unterstoß, befiederte Zehen und vollkommen, nicht bloß zum Teil weiße Federn im braunen und schwärzlichen Gefieder. Über ihre Umfärbung ist nichts bekannt."

In Bergen und anderwärts werden die erlegten Schneehühner gerupft, angebraten oder angekocht, in Essig gelegt und faßweise verschickt. Ihr Fleisch ist sehr dunkelfarbig und hat einen eignen, bitterlichen Geschmack, der, wie Macgillivray sagt, manchen wirklich äußerst angenehm ist, während andere nur so tun, da es für vornehm gilt, ihn für köstlich zu halten. Als Faber vor etwa 80 Jahren in Island war, mochten die Einwohner sie nicht essen und boten sie ihm für ein weniges zum Kauf an. Nach Nordenskiöld schmeckt das Fleisch des Schneehuhns auf Spitzbergen, Lagopus hyperboreus *Sundev.*, ganz anders als das der skandinavischen; sein Geschmack soll zwischen dem des Birkhuhns und dem einer fetten Gans mitteninne stehen, „man kann danach ermessen, welch ein Leckerbissen es ist", fügt unser Gewährsmann hinzu. In Nordamerika sollen die Schneehuhnfedern keinen unwichtigen Handelsartikel bilden und massenhaft von da nach London ausgeführt werden.

Vierte Unterordnung: **Schopfhühner** (Opisthocomi).

Die letzte Unterordnung der Hühnervögel enthält nur eine einzige Gattung (Opisthocomus *Ill.*) und Art. Es ist ein nach Bau wie Lebensweise seltsamer Vogel, den einige Forscher, durch äußere Ähnlichkeit verführt, zu den später zu betrachtenden Pisangfressern stellten, während andere ihn mit mehr Recht in die Nähe der Rallen bringen. Auch mit den Kuckuken ist er entfernt verwandt; am nächsten jedenfalls mit den Hühnervögeln.



Schopfhuhn.

Das **Schopf-** oder **Zigeunerhuhn**, Opisthocomus hoazin *Müll.* (cristatus), ist schlank gebaut, der Hals mittellang und dünn, der Kopf klein, der Schnabel dem eines Hokkos ebenso ähnlich wie dem eines Schakuhuhns, an der Spitze sanft herabgebogen, am unteren Kinnwinkel eckig vorspringend, sein hinterer Teil von einer Wachshaut überkleidet, die Schneide fein gekerbt, der Fuß kurzläufig und langzehig, auch mit langen, starken, ziemlich gebogenen und scharf zugespitzten Krallen bewehrt, der Flügel ziemlich lang, zusammengelegt bis über die Schwanzmitte herabreichend, in ihm die fünfte Schwinge die längste, die erste ziemlich klein, der Schwanz aus zehn langen, mäßig breiten Federn gebildet, die seitlich etwas verkürzt und an der Spitze sämtlich abgerundet sind. Das Gefieder verlängert sich auf dem Ober- und Hinterkopf zu einer aus schmalen, spitzigen Federn bestehenden Haube; die Federn des Halses sind lang, schmal und spitzig, die des Rumpfes groß und abgerundet, die des Bauches weich, fast dunig, die des Rückens aber derb. Nacken, Rücken, Flügel, Hinterhälfte der Armschwungfedern und Schwanz sehen braun aus; die großen Schwungfedern des Hinterarmes schillern erzgrün, die Schwanzfedern bräunlich, die des Halses und Oberrückens zeigen einen weißgelben Schaftstreifen, die Schulterfedern weißgelbe Säume, die kleinen Deckfedern eine weißliche Außenfahne; Kehle, Vorderhals und Brust sind weißlich, Bauch, Unterschenkel, Steiß, die Handschwingen und die vordere Hälfte der Armschwingen hell rostrot, die Federn der Kopfhaube weißgelb, die hintersten schwarz gesäumt. Die Iris ist hellbraun, das Gesicht, soweit es nackt ist, fleischrot, der Schnabel hornbraungrau, an der Spitze blässer, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt 62, die Flügellänge 34, die Schwanzlänge 29 cm.

Man nimmt an, daß Hernandez unser Zigeunerhuhn unter dem Namen „Hoactzin" geschildert hat und gebraucht deshalb häufig noch diesen Namen zu seiner Bezeichnung. Quelch, dem wir neben Goeldi neuere und eingehendere Mitteilungen über den Vogel verdanken, sagt, er hieße in Britisch-Guayana auch noch „Gouverneur Battenbergs Truthahn", Gott weiß weshalb, meist aber Anna oder, nach der Aussprache des Volkes, Hanna.

Der Vogel bewohnt das Festland von Südamerika von Surinam bis Columbia und südwärts bis Bolivia, und wo er einmal vorkommt, ist er häufig, weil er ein geselliges Tier ist. In Britisch-Guayana ist er nach Quelch am häufigsten oberhalb Neu-Amsterdam in den oft undurchdringlichen Dickichten, die aus dem Schmetterlingsblütler Drepanocarpus lunulatus, „Courida" (Avicennia nitida) und einer Arumart (Montrichardia arborescens) bestehen. Am frühen Morgen und am späten Abend sitzen viele auf den hier befindlichen Bäumen. Während der Mittagshitze versteckt sich der Vogel in den dichteren schattigen Teilen. Spät am Abend sucht er seine Schlafbäume auf. Goeldi sagt, das Schopfhuhn sei auch bei Nacht sehr wachsam und munter, und bei hellem Mondschein flöge es häufig und schreie sehr stark.

Wenn man den Vogel aufstört, so läßt er zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ein rauhes Gekrächze hören. Quelch bemerkt, es sei schwer zu beschreiben und ähnle dem schrillen Rufe der Perlhühner einigermaßen. Es laute „hei" oder „schei" und sei eine Art scharfen Zischens mit starkem Nasalklang. In der Fortpflanzungszeit machen die Vögel vielen Lärm, und ihr Geschrei ist dann besonders kreischend und anhaltend. Der Flug ist langsam und schwerfällig und dauert nur kurze Zeit. Bloß einmal sah Quelch ein Schopfhuhn etwa 50 m weit mit dem Winde vom höheren Ufer zu dem niedrigeren quer über einen Fluß fliegen. Meist machen sie vor dem Abflug einen Sprung und erheben sich in schräger Richtung. Da die Flügel im Verhältnis zum Körper umfangreich sind, muß die Schwäche des Fluges auffallend erscheinen. Wenn er etwas länger dauert, werden die Flügel rasch

und mit großer Kraft schlagend bewegt. Wenn man unter eine Gruppe schießt, so springen oder fliegen die dem Getroffenen zunächst Sitzenden bloß ein paar Schritte zur Seite, während die etwas entfernteren kein anderes Zeichen der Aufregung bemerken lassen, als daß sie höchstens einige schrille Schreie ausstoßen. Wenn sie in den Ästen hin und her hüpfen, halten sie ihre Flügel weit und wagerecht ausgespannt, und bemühen sich beim Niederlassen, durch Auseinanderspreizen und Aufwärtsrichten der Schwanzfedern das Gleichgewicht zu bewahren. Dabei sträuben sie ihren Schopf und gewähren trotz ihrer einfachen Farben einen prächtigen Anblick. Der Grund der Schwierigkeiten, die ihnen das Niederlassen offenbar macht, liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Äste, auf denen sie Fuß zu fassen genötigt sind, meist einen zu geringen Umfang haben, als daß sie sie mit ihren langen Zehen fest umklammern könnten. Ihre Beine sehen auch viel kräftiger aus, als sie tatsächlich sind. Ihre Schwäche kann man schon daran erkennen, wie die Vögel zu ruhen pflegen. Sie sitzen nämlich so auf den Ästen, daß ihr Körper dem Holz unmittelbar aufliegt, und zwar mit einer nackten, verdickten, harten Hautstelle, einer Schwiele von eirunder Gestalt, die sich nach Pykraft unmittelbar über dem — hier verbreiterten — Brustbeinkiel befindet. Eine ähnliche Hautverdickung haben, wie wir hervorhoben, an der gleichen Stelle die afrikanischen und amerikanischen Strauße, auch die Kamele.

Die Lebensweise des Schopfhuhns bringt es mit sich, daß sein Flugvermögen nicht bedeutend zu sein braucht, und daher sind sein Brustbeinkiel und seine Brustmuskulatur nur gering ausgebildet, ersterer ist überhaupt nur im hintern Abschnitt des Brustbeins vorhanden. Seine Aufenthaltsorte bieten ihm alles, was es braucht, dicht beieinander: sichere Verstecke und nötige Nahrung, dazu kommt noch sein übelschmeckendes, schlecht riechendes Fleisch, — unter solchen Umständen hat es von Feinden wohl nur wenig zu befürchten.

„Meine Aufmerksamkeit“, erzählt Schomburgk, „wurde durch ein auffallend heiseres Geschrei und Gekrächze rege gemacht, das mir aus dem bewaldeten Ufersaume entgegenschallte. Als ich mich vorsichtig der Stelle näherte, sah ich eine ungeheure Herde großer Vögel. Es waren Schopfhühner, ‚Stinkvögel‘ der Ansiedler. Obschon die deutsche Benennung, der langen Kopffedern wegen, bezeichnend genug ist, so hebt doch der Name der Ansiedler mit noch mehr Recht eine der hervorragendsten Eigenschaften dieser Vögel hervor; denn ohne sie zu sehen, wird man bereits aus ziemlicher Entfernung, wenn auch nicht auf die angenehmste Art, von ihrer Nähe unterrichtet. Der Geruch ist so unangenehm, daß selbst die Indianer das Schopfhuhn, ungeachtet seines Muskelreichtums, um keinen Preis essen würden. Er hat viel Ähnlichkeit mit frischem Pferdedünger und ist so durchdringend, daß ihn selbst der Balg noch jahrelang beibehält. Die Herde zählte gewiß Hunderte, die sich teils sonnten, teils in dem Gebüsch herumjagten, teils von dem Erdboden aufflogen. Es schien eben Paarungszeit zu sein. Ein Schuß unter die fröhliche Gesellschaft tötete mehrere zugleich. Bei den alten Vögeln waren die langen Schwanzfedern abgerieben: ein Beweis, daß sie häufig auf dem Boden herumlaufen, um dort ihre Nahrung zu suchen, wobei die langen Schwanzfedern den Boden berühren.“ Loat fand den Geruch niemals so schlimm, wie wohl gesagt wird. Er wurde an den Geruch von Kuhdung erinnert. Wenn man einem geschossenen Vogel sofort nach dem Tode den Kropf aufschneidet, riecht das Fleisch nur sehr wenig. Übrigens ist die Angabe, der Vogel stinke nach Kuhdung, darum interessant, weil Poeppig sagt, er verbreite einen Moschusgeruch, der ja bekanntlich frischem Kuhmist anhaftet. Dem sei nun, wie ihm wolle, jedenfalls ist es Tatsache, daß man in Britisch-Guayana das Sprichwort hat: „Stinken wie ein Canje-Fasan“, wie der Vogel hier heißt, und zwar deshalb, weil

er am Canje-Creek besonders häufig ist und sein Aussehen an das eines Fasans erinnert. Der Geruch ist die Folge seiner Nahrung, die hauptsächlich aus den jungen Blättern und den Schößlingen verschiedener zu den Arazeen gehöriger Pflanzen (Caladium esculentum und die bereits erwähnte Montrichardia arborescens) besteht. Nach Goeldi frißt der Vogel nächst dieser Kost am liebsten die Schößlinge und Knospen des Schmetterlingsblütlers Drepanocarpus lunulatus, und zwar früh am Morgen und spät am Abend. Auch sucht er sich auf dem Boden und besonders im Schlamm der Flußufer allerlei kleine Tiere.

Die Geschlechter sind äußerlich nicht verschieden, und es wäre danach eine merkwürdige Sache, wenn sich die Angabe von Bates und Goeldi, daß das männliche Schopfhuhn in Vielweiberei lebe, bewahrheiten sollte. In der von Goeldi angeführten Tatsache, daß unter den von ihm getöteten Exemplaren 3—4 Weibchen auf ein Männchen kamen, liegt noch kein Beweis.

Die Nistzeit des Schopfhuhns dauert nach Quelch mindestens vom Dezember bis zum Juli, wahrscheinlich sogar das ganze Jahr. Das Nest besteht aus einer Menge dürrer Zweige und Äste der von den Vögeln bewohnten Sträucher und Bäumen, die nur ganz locker kreuzweise übereinander liegen. Die Nestmulde ist ziemlich flach und nicht mit besonderen Stoffen ausgelegt, und man kann die Eier, wenn man die Augen unter das Nest bringt, durch dessen Boden hindurch in ihr liegen sehen. Das Nest steht auf niederen Baumästen oder auf Büschen nicht hoch über dem Wasser und Schlamm. Es scheint, trotz seines so wenig festen Baues, mehrere Male benutzt und bei jeder neuen Brut ausgebessert zu werden. Übrigens ist es meist doch widerstandsfähiger, als man denkt, wegen der innigen Verbindung der Äste der Pflanze, auf der es in der Regel steht, untereinander. Diese Pflanze ist die obenerwähnte Art Schmetterlingsblütler.

Das Gelege besteht aus 2 oder 3 Eiern. Die Eier (Eiertafel II, 11) sind nach Quelch in der Größe sehr verschieden, durchschnittlich haben sie die eines kleinen Hühnereies. Goeldi nennt sie schön eirund und stellt ihre Durchschnittsmaße auf 45,8 mm Länge und 32,6 mm Breite fest. Ihre Grundfarbe bezeichnete Rey nach den ihm vorliegenden zehn Exemplaren seiner Sammlung als deutlich rosagelblich. Sie sind mit zweierlei Arten von am stumpferen Pol einen Kranz bildenden Flecken gezeichnet: mit dunkleren, rötlichbraunen oberen und helleren, gräulichvioletten unteren Flecken. Die Größe und der Grad der Dichtigkeit, in dem diese Flecke stehen, sind mannigfachen Schwankungen unterworfen. Ihrer ganzen Färbung und Zeichnung nach stehen diese Eier unter allen bekannten Vogeleiern denen der Rallen am nächsten, wie Rey meint.

Die jungen Vögel sind mehr Nestflüchter als Nesthocker. Sie kommen sehend und mit einem spärlichen, rötlichen Erstlingsgefieder bedeckt aus dem Ei. Wird der alte, bei ihnen befindliche Vogel verscheucht, so kriechen sie, auch wenn sie kaum ausgeschlüpft sind, auf allen vieren aus dem Neste und suchen sich rasch in dem umgebenden Dickicht zu verstecken. Aus diesem Grunde werden sie auch, wenn sie noch sehr jung sind, häufig weit entfernt vom Neste gefunden: sie klettern den alten Vögeln, wenn diese ihre Nahrung suchen, nach, um von ihnen gefüttert zu werden. Quelch hält es für sehr wahrscheinlich, daß das mit zartem Laube geschieht, wenn er es auch nicht unmittelbar beobachtet hat, und Young vermutet, freilich auch ohne es gesehen zu haben, es geschähe aus dem Kropf. Zum Klettern sind die jungen Schopfhühner deshalb ganz besonders geschickt, weil sie sich hierbei nicht nur ihrer Füße und, wie die meisten Papageienarten, ihres Schnabels, sondern auch ihrer vorderen Gliedmaßen bedienen. Daß junge Vögel auf allen vieren laufen, kommt öfters vor,

Alfred Newton sah es bei Steißfüßen, Marshall bei ganz jungen Bussarden, aber daß sie beim Klettern auch die Flügel benutzen, ist nur von den Nestlingen der Schopfhühner bekannt. Zwei Eigentümlichkeiten im Bau der Vordergliedmaßen befähigen sie hierzu: erstens können sie ihren innersten und zweiten Finger vollkommen frei bewegen, nach Wunsch beugen und strecken, zudem ist der innerste ein vollkommener Opponent wie unser Daumen, und zweitens sind diese Finger mit wohlentwickelten, gekrümmten Krallen versehen. Mit diesen Fingern und Krallen haken sich die jungen Schopfhühner an Ästchen und Zweiglein an, die sie außerdem auch mit dem Schnabel packen, an diesem und an den Fingern ziehen sie ihren Körper auf-, seit- und abwärts. Diese Bewegungen geschehen erstaunlich rasch und haben zur Folge, daß die Jungen sehr bald selbständig werden.

Aber sie besitzen, wie Appun schon wußte, noch eine andere Fähigkeit der Bewegung in hohem Maße, nämlich die, zu schwimmen und zu tauchen. Ist, was bei der Stellung des Nestes und der Fürwitzigkeit der Jungen nicht ausbleiben kann, eins von diesen in das Wasser gefallen, so hat das nicht viel zu sagen, es schwimmt, wie Quelch oft genug beobachtete, wenn man es in dieser Lage verfolgt, schnell davon, sowohl mit wie gegen den etwaigen Strom des Wassers. Streckt man die Hand nach ihm aus, so taucht es sofort unter und ist in dem fast immer trüben Wasser durchaus nicht zu sehen, erst in einer Entfernung von mehr als einem Meter taucht es wieder auf. Wie bei Versuchen festgestellt werden konnte, bedienen sich beim Schwimmen unter Wasser die Jungen nicht nur ihrer Beine, sondern auch ihrer Flügel wie Flossen. Überläßt man ein junges ins Wasser gefallenes Schopfhuhn sich selber, so klettert es auf einen aus diesem herausragenden Zweig, auf dem es aufrecht wie ein Eisvogel sitzt. Naht man sich ihm, so stürzt es sich augenblicklich freiwillig in das Wasser zurück und schwimmt und taucht weiter. Die alten Vögel können das nicht mehr, und sie sind auch genötigt, in anderer, gewöhnlicher Weise zu klettern, da sie die Krallen der beiden ersten Finger und deren freie Beweglichkeit eingebüßt haben. Statt jener finden sich nur kleine, warzenartige Vorsprünge.

Das Federkleid der Schopfhühner ist fast ganz gleichmäßig über den Körper verbreitet und zeigt nur eine schwache Entwickelung der Federraine. Auch haben sie keine bestimmte Mauserzeit, ja eigentlich überhaupt gar keine bestimmte Mauser, der Federwechsel geht vielmehr das ganze Jahr langsam, aber ununterbrochen vor sich. Wenigstens fand Quelch alte Vögel mit unvollständigem Gefieder, bei denen verschiedene Schwung- und Steuerfedern, manchmal auch die Federn des Schopfes und häufiger noch die der Brust und des Nackens noch nicht vollkommen ausgebildet waren, im Januar, Juli und Oktober.

Zehnte Ordnung:

Kranichvögel (Gruiformes).

Gadows Ordnung der Kranichvögel (Gruiformes) umfaßt eine Anzahl sehr verschiedenartiger Tiere, von deren Äußerem sich keine zusammenfassende Darstellung geben läßt; nur innere anatomische Übereinstimmungen sind es, die dazu berechtigen, sie in eine Gruppe zusammenzufassen und diese den anderen Ordnungen gleichzustellen. So sei hier unter anderem erwähnt, daß die Rückenwirbel nicht miteinander verwachsen, außer bei den Rallenkranichen. Die Rabenschnabelbeine bleiben getrennt. Die Blinddärme funktionieren. Niemals ist ein echter Kropf vorhanden. Die Kranichvögel sind in der großen Hauptmasse echte Sumpfvögel, nur einige der zu ihnen zählenden Arten, wie Trappen und Wachtelkönig, bewohnen trocknere Gebiete, weite Flächen, Steppen, Felder, Wiesen. Ebenso wie das Äußere ist auch die Lebensweise der einzelnen Gattungen verschieden. Die Jungen sind meist echte, sehend geborene Nestflüchter, die der Sonnen- und Binsenrallen aber Nesthocker. Über die Jugend der Rallenkraniche ist nichts bekannt.

Die Ordnung, deren Vertreter weltweit verbreitet sind, teilen wir mit Gadow in sieben Familien: die Rallen, Kraniche, Schlangenstörche, Trappen, Rallenkraniche, Sonnenrallen und Binsenrallen.

*

Die über die ganze Erde verbreitete, etwa 200 Arten enthaltende Familie der **Rallen (Rallidae)** stellt gleichsam die Mitte dar, um die sich die übrigen Familien der Ordnung gruppieren. Es ist eine stammesgeschichtlich alte Familie, deren Verwandtschaft sich über Mesites und die Hühner bis zu den primitiven Tinamiden zurückverfolgen läßt. Die Rallen sind zierliche Sumpfvögel, die sich kennzeichnen durch hohen, seitlich stark zusammengedrückten Leib, mittellangen Hals, kleinen Kopf, verschieden gestalteten, seitlich zusammengedrückten, selten mehr als kopflangen Schnabel mit durchgehenden Nasenlöchern, hohe, langzehige Füße mit stets entwickelter Hinterzehe, ziemlich kurze, abgerundete Flügel, die die zusammengelegte Schwanzspitze nicht erreichen, langen, zugerundeten, aus zwölf Federn bestehenden Schwanz und reiches, jedoch glatt anliegendes Gefieder.

Die Familie der Rallen ist kosmopolitisch verbreitet, und ihre Angehörigen leben in sumpfigen oder doch feuchten Gegenden, einige in wirklichen Brüchen oder an schilfreichen Teichen und Seen, andere auf Wiesen und Getreidefeldern, einzelne auch im Walde. Sie führen ein verborgenes Leben, lassen sich sowenig wie möglich sehen, entschließen sich nur hart bedrängt zum Auffliegen, verstehen aber meisterhaft, sich zwischen ihren Wohnpflanzen

zu verbergen. Alle sind vortrefflich zu Fuße, einzelne schwimmen recht leidlich, andere tauchen sogar; sämtliche Arten aber gehören zu den schlechtesten Fliegern, und verhältnismäßig zahlreiche Arten, besonders auf kleineren Inseln wohnende, haben das Flugvermögen überhaupt eingebüßt. Bemerkenswert ist ihre laute, in den meisten Fällen höchst eigentümliche Stimme, die man in den Abend- und Morgenstunden, dann aber zuweilen lange Zeit ohne Unterbrechung vernimmt. Ihre Sinne sind wohlentwickelt, ihre Begabung ausreichend, ihre Eigenschaften ansprechend. Unter sich leben die wenigsten Arten gesellig; außer der Brutzeit kommt es jedoch vor, daß einzelne sich zu kleinen Flügen vereinigen, längere Zeit sich gemeinschaftlich an einem Orte aufhalten oder wohl auch zusammen auf die Reise begeben. Um andere Vögel oder Tiere überhaupt bekümmern sie sich wenig, obgleich sie sich in deren Gesellschaft nicht ungern zu befinden scheinen. Ihre Nahrung entnehmen sie ebensowohl dem Pflanzen- wie dem Tierreiche. Sie verzehren viele Sämereien, aber auch sehr gern und zeitweilig wohl ausschließlich Insekten, deren Larven, Weichtiere, Würmer, Eier oder selbst kleine Nestjunge anderer Vögel. Die größeren Arten der Familie sind wahre Raubvögel, die sogar ausgewachsenen kleinen Wirbeltieren den Garaus machen. Das Nest wird nahe am Wasser, oft über diesem im Binsicht, Ried und Schilf angelegt, ist ein ziemlich gutes Geflecht, in das das Wasser nicht eindringen kann, und enthält im Frühjahr der betreffenden Länder 3—12, auf gelblichem oder gräulichem Grunde dunkler gefleckte und gepunktete Eier, die von beiden Eltern bebrütet werden. Die wollig-flaumigen Jungen sind vollendete Nestflüchter und deshalb außerordentlich schwer zu beobachten; doch weiß man, daß sie sich sehr bald selbständig machen, und daß die Eltern im Laufe des Sommers auch wohl zu einer zweiten Brut schreiten. Alle Rallen werden nicht eigentlich gejagt, weil die Jagd nur mit Hilfe eines guten Stöberhundes einigen Erfolg verspricht, aber gelegentlich mit erlegt, da das Fleisch mancher Arten wohlschmeckend ist. Größeres Vergnügen als ihre Jagd gewährt ihr Gefangenleben. Sie gehören ausnahmslos zu den anmutigsten Vögeln, die man halten kann, verlangen jedoch ein geräumiges Gebauer und ziemlich sorgfältige Pflege, wenn sie gedeihen sollen.

Die Wasserralle oder Tauschnarre, auch Asch-, Sand- und Riedhuhn genannt, Rallus aquaticus *Linn.*, Vertreterin der elf lebende Arten umfassenden, fast allweltlich verbreiteten Schilfrallen (Rallus *Linn.*), kennzeichnet sich durch mehr als kopflangen, geraden oder sanft gebogenen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, ziemlich hohen Fuß, dessen Lauf kürzer als die Mittelzehe samt Nagel ist, gewölbte, kurze, stumpfe Flügel mit weichen Schwungfedern, unter denen die dritte und vierte die längsten sind, unter den Deckfedern verborgenen, sehr kurzen, schmalen, aus zwölf schwachen, gewölbten, spitz zugerundeten Federn bestehenden Schwanz und sehr reiches, wasserdichtes Gefieder. Der Oberkörper des alten Männchens erscheint auf gelbem Grunde schwarz gefleckt, weil alle Federn olivenbraune Ränder zeigen; die Kopfseiten und der Unterkörper sind aschblaugrau, in den Weichen schwarz und weiß gebändert, Bauch und Steiß rostgraugelb, die Schwungfedern matt braunschwarz, olivenbraun gerändert, die Steuerfedern schwarz, ebenfalls olivenbraun gesäumt. Die Iris ist schmutzig hellrot, der Schnabel auf dem Firste braungrau, am Kieferrande wie der Unterschnabel mennigrot, der Fuß bräunlichgrün. Die Länge beträgt 29, die Breite 39, die Flügellänge 12, die Schwanzlänge 6 cm. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, aber ähnlich gefärbt und gezeichnet. Die ausgefiederten Jungen sind auf der Unterseite rostgelblichgrau, durch schwarzgraue und schwarzbraune Flecke geziert.

Nord- und Mitteleuropa sowie Mittelasien, nach Osten bis zum Amur hin, sind das Heimatgebiet der Wasserralle; Südeuropa und Nordafrika, ebenso auch Indien, besucht sie auf ihrer Wanderung, gehört aber schon in Ägypten zu den seltenen Wintervögeln. Ihr Zug fällt in den Oktober und in den März; doch begegnet man ihr mitten im Winter, um



Wasserralle, Rallus aquaticus *Linn.* 1/2 natürlicher Größe.

dieselbe Zeit, in der sie in Südeuropa häufig ist, einzeln auch noch in Deutschland. Auffallend ist, daß sie trotz ihres sehr schlechten Fluges regelmäßig auch auf einzelnen Inseln des Nordens, z. B. auf den Färöer und auf Island, erscheint, oder von hier aus gar nicht wegwandert, sondern, oft recht kümmerlich, während des Winters ihr Leben an den heißen Quellen zu fristen sucht. Ihre Wanderung legt sie jedenfalls größtenteils zu Fuße zurück, dem Laufe der Flüsse folgend.

Die Aufenthaltsorte der Ralle sind, wie Naumann sagt, „unfreundliche Sümpfe,

die der Mensch nur ungern betritt, die nassen Wildnisse, wo Wasser und Morast unter dichten Pflanzen versteckt und diese mit Gebüsch vermischt sind, oft in der Nähe von Waldungen gelegene oder selbst von diesen umschlossene schilf- und binsenreiche Gewässer, Erlenbrüche und solche Weidengebüsche, die mit vielem Schilf und hohen Gräsern abwechseln, viel Morast und Wasser haben oder von Schilf- oder Wassergräben durchschnitten werden". Auf dem Zuge wählt sie sich allerlei passende Örtlichkeiten, die sie verbergen, läßt sich in Waldungen nieder, verkriecht sich in Hecken, Ställen usw.

Sie ist mehr Nacht- als Tagvogel und in der Dämmerung am muntersten. Den Tag verlebt sie still, teilweise wohl schlafend. In der Bewegung trägt sie den Rumpf meist wagerecht, den Hals eingezogen, den Schwanz hängend. Erblickt sie etwas Auffallendes, so reckt sie den Hals etwas empor, legt die Flügelspitze über den Bürzel und wippt wiederholt mit dem Schwanze. Beim Umherschleichen biegt sie Hals und Kopf herab, so daß die ganze Gestalt sich erniedrigt. Sie schwimmt mit Leichtigkeit und Anmut, auch ohne Zwang, geht deshalb den tieferen Stellen des Sumpfes, auf denen ihre Beine den Grund nicht mehr erreichen, nicht aus dem Wege, vermeidet aber stets, über etwas große, freie Flächen zu schwimmen. Wird sie dabei überrascht, so flieht sie schnell, halb fliegend, halb laufend, über die Wasserfläche hin, dem nächsten Dickicht zu. Heftig verfolgt und in höchster Not, sucht sie auf tieferem Wasser sich auch wohl durch Untertauchen zu retten.

Ihr Flug ist schlecht, anstrengend, erfordert starke Schwingenschläge, geschieht niedrig und nie weit in einem Zuge. Sie streckt dabei die Flügel weit von sich und bewegt sie in kurzen, zappelnden Schlägen, so daß es aussieht, als ob eine Fledermaus dahinflöge. Während des Sommers nimmt sie übrigens nur, wenn ihr Gefahr droht, zu den Schwingen ihre Zuflucht; dann aber kann es geschehen, daß sie sich unklugerweise mitten im freien Felde oder sogar auf Bäumen niederläßt. Die gewöhnliche Lockstimme, die man abends am häufigsten vernimmt, ist ein scharfer Pfiff, der, wie mein Vater sagt, klingt, als ob jemand eine Rute schnell durch die Luft schwinge, also durch die Silbe „wuitt" ausgedrückt werden kann. Im Fluge, namentlich während der Wanderung, vernimmt man ein hohes, schneidendes, aber angenehm klingendes „Kriek" oder „Kriep". Mit ihresgleichen verkehrt sie wenig, scheint vielmehr zu den ungeselligsten Vögeln zu gehören; denn sie vereinigt sich auch nicht einmal auf dem Zuge mit anderen ihrer Art.

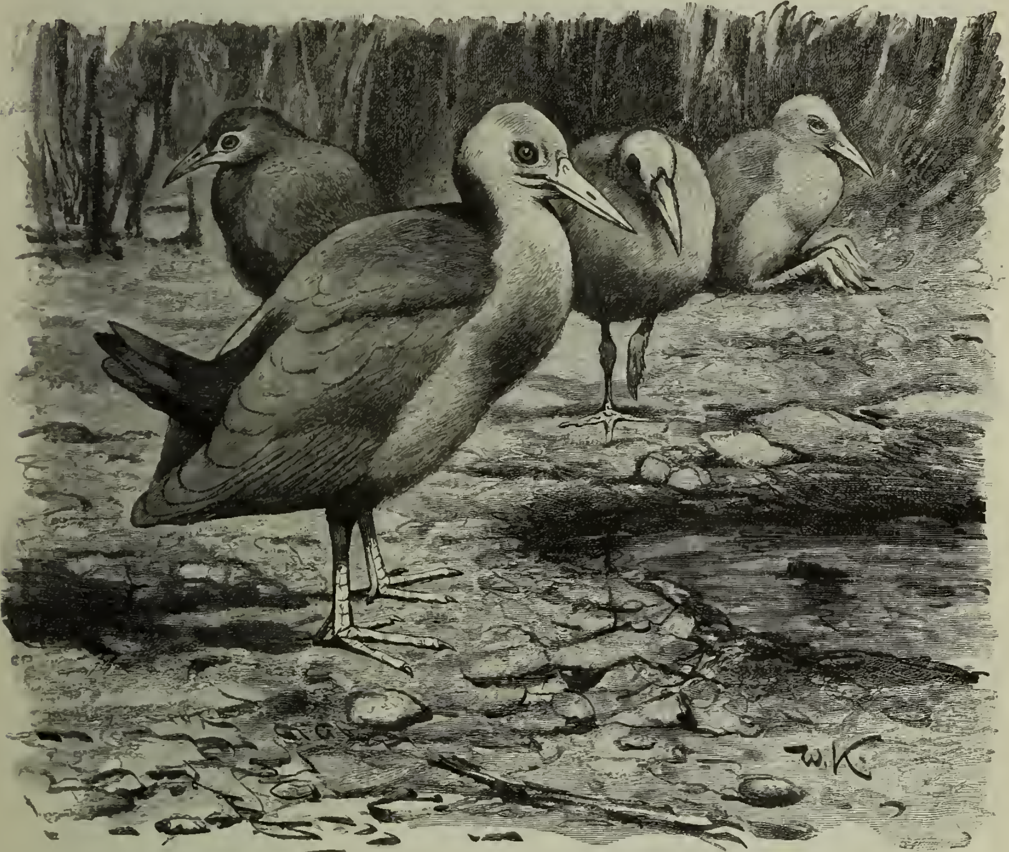
Gefangene Rallen gewöhnen sich bald an den Verlust ihrer Freiheit und an den Käfig. Anfänglich suchen sie sich freilich beständig zu verstecken; nach kurzer Zeit aber werden sie zutraulich und zuletzt so zahm, daß sie ihrem Pfleger Futter aus der Hand nehmen, sich sogar streicheln lassen.

In der Freiheit nährt sich die Ralle hauptsächlich von Insekten, deren Larven, von Würmern und Weichtieren, später auch von Sämereien, besonders Gras- und Schilfsamen. Wahrscheinlich verschmäht sie ein Vogelei ebensowenig wie ihre nächsten Verwandten.

Das Nest, ein loses Geflecht aus trocknen Schilfblättern, Binsen und Grashalmen von tief napfförmiger Gestalt, oft mit einer Haube aus umgeknickten Halmen, steht im dichten Grase oder Schilfe sehr verborgen und wird selten entdeckt, obgleich die Alten seinen Standort durch ihre Abendmusik anzeigen. Gewöhnlich findet man es am Rande eines Wassergrabens, bald unter Weidengesträuch, bald auch in weniger dichten Schilfgräsern, sehr selten in etwas kurzem Grase. Das Gelege zählt Ende April 6—10, zuweilen noch mehr, schön gestaltete, fest- und glattschalige, feinkörnige Eier, die etwa 34,8 mm lang, 24,8 mm breit, auf blaßgelbem oder cremefarbenem Grunde ziemlich spärlich mit violetten und aschgrauen Unter- und

rötlichen oder zimtbraunen Oberflecken gezeichnet sind. Die Jungen tragen ein schwarzes Dunenkleid, verlassen sofort nach dem Ausschlüpfen das Nest und laufen wie Mäuse durch das Pflanzengestrüpp, schwimmen im Notfalle auch recht gut. Ihre Mutter hält sie durch einen sanften Lockton zusammen, bis sie erwachsen sind.

In Süd- und Zentralamerika leben die elf Arten der Gattung Aramides *Pucher*, die sich durch eine Längsfurche an der Basis des Unterschnabels, verkürzten Schwanz



Ypacaha, Aramides ypacaha *Vieill.* 1/4 natürlicher Größe.

sowie dadurch kennzeichnet, daß der Lauf länger als die ganze Mittelzehe ist. Unter den hübschen, ansprechend gefärbten Vögeln ist die Ypacaha, Aramides ypacaha *Vieill.*, aus Südbrasilien und Argentinien bei weitem die größte. Sie ist am Rücken und an den Flügeldecken olivenfarbig, Schwanz, Schwanzdecken und Flanken sind schwarz, die Schwungfedern und der Nacken hell rotbraun, Vorderscheitel, Augenbrauen und Seiten des Kopfes aschgrau, der Hinterkopf braun, das Kinn weißlich, der Bauch weiß. Die Gesamtlänge dieses Vogels ist 42 cm, die des Flügels 22, des Schnabels 7, des Schwanzes 8,4, des Laufes 8,8 cm. Die Ypacaha wird jetzt öfter in den Tiergärten gezeigt und hält sich dort gut. Gleiches gilt von der ihr nahe verwandten, nur kleineren Cayenneralle, Aramides cayanea *P. L. S. Müll.*, die im Frankfurter Zoologischen Garten sogar erfolgreich gebrütet hat.

Unter den Rallen, die als Bewohner von Inseln das Flugvermögen verloren haben, ist die Wekaralle, Ocydromus australis *Sparrm.* (Taf. „Kranichvögel I", 1), die bekannteste. Es ist ein kräftig gebauter Vogel von Hühnergröße mit kurzem, geradem Schnabel und starken Beinen, an denen der Lauf so lang ist wie die Mittelzehe. Die Flügeldecken sind so verlängert, daß sie fast die Spitze der Schwingen erreichen, die Schwanzfedern geschlissen. Die Wekaralle ist olivenbraun, oben schwarz gestrichelt, hinten und an den Flanken mit schwarzen Querbändern. Wangen und Kehle sind grau, ebenso ein Augenbrauenstreifen, Zügel und Augenumgebung schwarz, das Augenlid weißlich. Die Länge beträgt 48, der Flügel mißt 17,3, der Schwanz 15,5, der Lauf 4,4, der Schnabel 4,3 cm. Das Weibchen ist dem Männchen ähnlich, nur kleiner.

Neuseeland ist die Heimat der Wekaralle. Sie führt dort in sumpfigen Wäldern ein nächtliches Leben, bei Tage sich in Höhlungen oder unter Wurzeln verborgen haltend. Die Maoris stellen ihr wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches sowohl als auch des Öles wegen, das sie aus ihrem Fett gewinnen, eifrig nach. Infolgedessen scheint die Art dem Untergange geweiht zu sein, ein Schicksal, das mehrere andere flugunfähige Rallenarten bereits erlitten haben. Auch diese interessante Rallenart wird neuerdings in größeren Tiergärten regelmäßig gezeigt.

An schönen Maiabenden vernimmt man oft von Wiesen und Feldern her einen sonderbar schnarrenden Laut, der klingt, als ob man mit einem Hölzchen über die Zähne eines Kammes striche. Dieser Laut ertönt mit wenigen Unterbrechungen bis tief in die Nacht hinein und vom frühesten Morgen an bis nach Aufgang der Sonne, selten von einer Stelle, vielmehr bald von hier, bald von dort, obschon innerhalb eines gewissen Gebietes. Der Vogel, der das Knarren hervorbringt, ist der Wiesenknarrer, auch Wiesenschnarcher, Alter Knecht, Faule Magd, Schwarzer Kaspar, Wiesenschnärper, Knarrer, Schnarker, Schnerper, Schnarrichen, Schnarper, Schnarf, Schnärz, Schrecke, Schryk, Arpschnarr, Grössel, Kreßler, Grasrutscher, Grasrätscher, Heckenschär, Feldwächter, Wachtelkönig genannt, Crex crex *Linn.* (pratensis, Taf. „Kranichvögel I", 2), Vertreter der Wiesenrallen (Crex *Bechst.*). Ihn kennzeichnen der hohe, seitlich stark zusammengedrückte Leib, der mittellange Hals und ziemlich große Kopf, der kurze, starke, hochrückige, zusammengedrückte Schnabel, der mittellange, fast bis auf die Ferse befiederte Fuß, die muldenförmigen Flügel, in denen die zweite Schwungfeder die längste ist, der kurze, schwache, im Deckgefieder fast verborgene Schwanz und das glatte, jedoch nicht besonders dichte Gefieder. Dieses ist oberseits auf schwarzbraunem Grunde olivengrau gefleckt, weil die einzelnen Federn breite Säume tragen, unterseits an Kehle und Vorderhals aschgrau, seitlich braungrau, mit braunroten Querflecken, auf den Flügeln braunrot, durch kleine, gelblichweiße Flecken geziert. Die Iris ist lichtbraun, der Schnabel rötlich-braungrau, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 29, die Breite 47, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 2 cm. Beim Weibchen ist die Färbung minder lebhaft.

Der Wiesenknarrer ist über Nordeuropa und einen großen Teil Mittelasiens verbreitet. Südeuropa berührt er regelmäßig auf dem Zuge, scheint jedoch daselbst nur ausnahmsweise zu brüten, kommt selbst während seines Zuges nur einzeln in diesem Lande vor. Zu meiner nicht geringen Überraschung traf ich ihn einmal in den Urwaldungen Mittelafrikas zwischen dem 11. und 13. Grade nördl. Br. an In Grönland, im östlichen Nordamerika



1. Wekaralle, Ocydromus australis *Sparrm.*
1/7 nat. Gr., s. S. 170. — W. S. Berridge, F. Z. S. - London phot.



2. Wiesenknarrer, Crex crex *Linn.*
1/4 nat. Gr., s. S. 170. — W. S. Berridge, F. Z. S. - London phot.



3. Paradieskranich, Tetrapteryx paradisea *Licht.*
$^{1}/_{11}$ nat. Gr., s. S. 190. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



4. Jungfernkranich, Anthropoides virgo *Linn.*
$^{1}/_{8}$ nat. Gr., s. S. 191. — O. Heinroth-Berlin phot.

und auf den Bermudas ist er öfters als Irrgast beobachtet worden. Das Volk glaubt, daß er die Wachteln beherrsche oder führe; auch die griechischen Jäger versichern mit Bestimmtheit, daß jedem Wachtelflug ein Wachtelkönig vorstehe. Wie das Volk zu diesem Glauben gekommen ist, bleibt fraglich, da der Vogel in seinem Wesen nichts mit den Wachteln gemein hat, ja nicht einmal genau zu derselben Zeit wie diese wandert. Er erscheint bei uns im Mai und beginnt seine Rückwanderung Ende August, nachdem er die Mauser vollendet hat,



Wiesenknarrer, Crex crex *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

kommt jedoch einzeln noch Mitte Oktober vor. Seinen Weg legt er des Nachts zurück, und wahrscheinlich durchmißt er den größeren Teil laufend.

Der Aufenthalt des Wiesenknarrers richtet sich nach den Umständen. Der Vogel bewohnt fruchtbare Gegenden, insbesondere Ebenen, ohne jedoch das Hügelland zu meiden, bezieht am liebsten Wiesen, die von Getreidefeldern umgeben sind oder in deren Nähe liegen, liebt aber ebensowenig sehr feuchte wie sehr trockne Lagen und scheint oft lange suchen zu müssen, ehe er die rechte Örtlichkeit findet. Nach der Wiesenmahd begibt er sich in das Getreide und bei der Ernte von hier in das Gebüsch, tut dies jedoch nicht eher, als bis die Sense ihn dazu zwingt.

Auch er ist mehr Nacht= als Tagvogel, schweigt wenigstens in den heißen Stunden

vollständig und läßt sich, mit Ausnahme der Mitternachtsstunden, die ganze Nacht hindurch hören. Aber er verbirgt sich bei Tage wie bei Nacht. „Um recht versteckt sein zu können", sagt mein Vater, „macht er sich im tieferen Grase besondere Gänge, in denen er mit der größten Leichtigkeit, und ohne daß sich nur ein Grashalm rührt, hin und her läuft. Schmale Gräben, die durch die Wiesen gezogen sind, benutzt er ebenfalls zu solchen Gängen. In ihnen ist er, da sie oben durch überhängendes Gras völlig geschlossen sind, vor den Nachstellungen der Raubvögel und vieler Raubtiere gesichert. Beim Laufen, das mit ungeheurer Geschwindigkeit vonstatten geht, drückt er den Kopf nieder, zieht den Hals ein, hält den Leib wagerecht und nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe. Wegen seines ungewöhnlich schmalen Körpers ist es ihm auch da, wo er keine Gänge hat, möglich, im dichten Grase und Getreide schnell umherzulaufen, da er sich überall leicht durchdrängen kann. Er fliegt schnell, geradeaus, mit schlaff herunterhängenden Beinen niedrig über dem Boden weg und nur kurze Strecken durchmessend, ist aber sehr schwer zum Auffliegen zu bringen, als wüßte er, daß er unter dem dichten Grase weit sicherer als in der freien Luft ist; gewöhnlich bringt ihn auch nur der Hühnerhund zum Auffliegen." Vor dem Hunde hält er oft so lange aus, daß es diesem nicht selten gelingt, ihn beim Auffliegen wegzuschnappen, und wenn er sich wirklich erhebt, flattert er mehr, als er fliegt, wie ein junger Vogel, der seine Flugwerkzeuge zum ersten Male versucht, fällt auch sobald wie möglich wieder auf den Boden herab.

So schmuck und nett er aussieht, so unfreundlich ist sein Wesen anderen seiner Art oder schwächeren Tieren gegenüber. Auch er gehört zu den Raubvögeln und ist wahrscheinlich einer der schlimmsten Nestplünderer. Schon Naumann beobachtete an gefangenen Wachtelkönigen Bissigkeit und Herrschsucht, erfuhr auch, daß sie kleine Sänger oder finkenartige Vögel hackten oder selbst totbissen und dann das Gehirn verzehrten, fand selbst getötete Mäuse, die sie beim Futternapf ergriffen hatten. Zwei Wiesenknarrer, die in einem Gesellschaftskäfig des Frankfurter Zoologischen Gartens lebten, waren dagegen, nach Haacke, friedfertige Vögel. Abgesehen von den obenerwähnten Übergriffen, empfiehlt sich der Wiesenknarrer sehr für die Gefangenschaft. Er ist einer der drolligsten und amüsantesten Vögel, die man halten kann.

Sofort nach seiner Ankunft denkt der Wiesenknarrer an die Fortpflanzung, und deshalb eben läßt er sein „Errp errp errp" oder „Knerrp knerrp" fast ununterbrochen vernehmen. Durch ein zärtliches „Kjü kjo kjä" kost er mit seinem Weibchen, das die Liebeswerbung in ähnlicher Weise erwidert. „Merkwürdig ist", sagt Bechstein, „daß nicht bloß das Männchen zur Paarungszeit sein Arrp-Schnarrp hören läßt, sondern daß auch dann Männchen und Weibchen sich zusammensetzen und schnurren oder brummen, fast wie die Katzen. Auch wenn man sie in die Hand nimmt, lassen sie diesen Ton von sich hören, und er kommt nicht unmittelbar aus der Gurgel, sondern man hört und fühlt ihn im Bauche entstehen." Überschreitet ein Männchen die Grenzen des Gebietes eines andern, so wird es sofort unter häßlichem Geschrei angegriffen und wieder zurückgescheucht. Mit dem Bau des Nestes beginnt das Pärchen erst, wenn das Gras eine bedeutende Höhe erreicht hat, in manchen Jahren also nicht vor Ende Juni. Es wählt sich dafür einen trocknen Ort inmitten seines Gebietes und kleidet hier eine ausgescharrte Vertiefung kunstlos mit trocknen Grashalmen, Grasblättern, Moos und feinen Wurzeln aus. Die Anzahl der Eier schwankt in den meisten Fällen zwischen 7 und 9, kann jedoch bis auf 12 steigen. Sie sind verhältnismäßig groß, durchschnittlich 36,3 mm lang, 26 mm dick, schön eigestaltig, festschalig, aber feinkörnig, glatt, glänzend und

auf gelblichem oder grünlichweißem Grunde mit feinen, lehm- und bleichroten, rotbraunen und aschblauen Flecken spärlicher oder dichter überstreut (Eiertafel II, 19). Das Weibchen brütet drei Wochen so eifrig, daß es sich unter Umständen mit der Hand vom Neste wegnehmen läßt, nicht einmal vor der Sense die Flucht ergreift und oft ein Opfer seiner Treue wird. Die schwarzwolligen Jungen laufen bald davon, werden von der Mutter zusammengehalten, antworten piepend auf deren Ruf, versammeln sich oft unter ihren Flügeln, stieben bei Überraschung auseinander, huschen wie Mäuse über den Boden dahin und haben sich im Nu so geschickt verkrochen, daß es recht schwer hält, sie aufzufinden. Wenn sie etwas herangewachsen sind, suchen sie auch rennend zu entkommen und zeigen dann im Laufen ebensoviel Geschicklichkeit wie vorher im Verstecken.

In Deutschland erlegt man den Wiesenknarrer zufällig mit; in Spanien und Griechenland wird er häufiger geschossen und regelmäßig auf den Markt gebracht, weil man sein Fleisch zu dem schmackhaftesten Wildbret zählt.

Die 16 Arten umfassende Gattung der zierlichen Sumpfhühnchen (Porzana *Vieill.*) kennzeichnet hauptsächlich der kurze, seitlich zusammengedrückte Schnabel und die lange Hinterzehe. Sie ist fast allweltlich verbreitet, findet sich in der Alten Welt bis zum 65. Grad nördl. Br. und hat Vertreter auf Neuseeland, den Chathaminseln und der Mehrzahl der ozeanischen Inseln, geht aber in der Neuen Welt weniger weit nach Norden, und nach Süden bis zur Breite von Buenos Aires.

Unter den drei europäischen Arten ist das Tüpfelsumpfhühnchen, auch Grashuhn, Muthühnchen, Heckenschnarre, Eggascher, Winkernel, Matkern, Maknetzel, Makosch genannt, Porzana porzana *Linn.* (Ortygometra, maruetta), das größte. Seine Länge beträgt 21, die Breite 40, die Flügellänge 12, die Schwanzlänge 6 cm. Stirn und Vorderscheitel, Kehle, Kropf und Oberbrust sind schieferblaugrau, letztere Teile sanft olivenbraungrau abschattiert und weiß getüpfelt, die Zügel auf weißem Grunde bräunlichweiß, aschfarben gepunktet und ober- wie unterseits durch einen schmalen weißen und schwarzen Saum begrenzt, die Federn des Oberkopfes und Nackens olivenbraun, breit schwarz geschaftet und weiß gefleckt, Mantel und Schultern dunkel olivenbraun, durch breite schwarze Schaftflecke und sehr viele weiße, eckige, halbmondförmige, oft schwarz gesäumte oder umsäumte Tüpfel, Flecke und Strichelchen gezeichnet, Unterrücken und Bürzel schwarz, olivenbraun gefleckt und spärlich weiß bespritzt, die Weichenfedern mit breiten olivenbraunen, schwarz schattierten und schmäleren wellenförmig zackigen Querbinden geziert, Brust- und Bauchmitte weiß, Steiß- und Unterschwanzdeckfedern dunkel rostgelb, die Schwung- und Schwanzfedern, mit Ausnahme der ersten, außen weiß gesäumten Schwungfedern der Hand, dunkel olivenbraun, die Unterflügeldeckfedern schwarz und weiß gebändert. Die Iris ist dunkel rotbraun, der Schnabel an der Wurzel orangerot, im übrigen bis gegen die schmutzig gelbliche Spitze zitrongelb, der Fuß gelblichgrün. Das etwas kleinere Weibchen ist matter gefärbt als das Männchen; das Herbstkleid unterscheidet sich vom Frühlingskleide dadurch, daß Olivenbraun vorherrscht und die weißen Tüpfel minder schön sind; das Jugendkleid ist durch stärkere weiße Tüpfelung ausgezeichnet, das Nestkleid schwarz.

Ganz Europa, Mittel- und Nordasien bilden das Brutgebiet, Südeuropa, Nord- und Mittelafrika sowie Südasien die Winterherberge unseres Sumpfhühnchens. In den wasserreichen Ebenen Norddeutschlands ist es in allen Sümpfen und auf allen nassen Wiesen häufig;

im Hügellande tritt es seltener, im Gebirge nur an sehr wenigen geeigneten Stellen auf. Es erscheint nicht vor der Mitte, meist erst in den letzten Tagen des April am Brutplatze und beginnt schon Ende August wieder südwärts zu wandern, reist ebenfalls des Nachts, soviel wie möglich zu Fuße, und wird bei dieser Gelegenheit auch in Gegenden bemerkt, wo es während der Brutzeit gänzlich fehlt. Seinen Sommerstand nimmt es am liebsten auf nassen, mit vielen Gräben durchzogenen und mit Seggengras bestandenen Wiesen, kaum minder gern im eigentlichen Sumpf oder Bruch, niemals aber an freien Wasserflächen.

Im Schutze der bergenden Gräser führt es sein verstecktes Leben. Am Tage regt es sich wenig; gegen Abend ermuntert es sich und ist während der ganzen Nacht in voller Tätigkeit. Sein Lockton ist ein zwar hell tönender, aber mehr quietschender als pfeifender Laut, der Ausdruck der Zärtlichkeit, der beiden Geschlechtern eigen zu sein scheint, ein kurzes „Uit“, dem Geräusche vergleichbar, das ein fallender Tropfen in einem gefüllten Gefäße hervorbringt, der Angstruf ein quakendes Geschrei. Gestützt auf seine unvergleichliche Fertigkeit, sich zu verbergen, ist es durchaus nicht scheu, läßt den nahenden Hund oder Menschen im Gegenteil oft so dicht an sich herankommen, daß dieser wie jener es ergreifen kann, wird auch durch Verfolgungen kaum gewitzigt, beweist aber durch leichte Zähmbarkeit und Anhänglichkeit dem Pfleger gegenüber, daß es lernt und demnach als bildungsfähig bezeichnet werden muß. Um andere harmlose Vögel bekümmert es sich, allem Anscheine nach, nicht, dürfte jedoch einem Neste kleiner Sumpfvögel gegenüber die Raubgelüste seiner Familie schwerlich verleugnen.

Das Nest, ein loses, grobes Geflecht aus Schilf- und Seggenblättern oder Binsen, Grashalmen und anderen feineren Stoffen, die zur innern Auskleidung verwendet werden, steht regelmäßig an wenig zugänglichen, oft rings vom Wasser umgebenen, in keiner Weise dem Blicke auffallenden Stellen des Brutgebiets, auf und zwischen Seggenblättern oder Halmen, und wird im Laufe der Zeit durch beständiges Nieder- und Gegeneinanderbiegen der umstehenden Halme vom Weibchen absichtlich noch besser verborgen, so daß selbst das scharfe Auge des Weihen den unter der grünen Kuppellaube brütenden Vogel nicht zu sehen vermag. Gegen Ende Mai oder in den ersten Tagen des Juni pflegt das aus 9—12 Eiern bestehende Gelege vollzählig zu sein. Die Eier, deren Längsdurchmesser etwa 33 und deren Querdurchmesser 24 mm beträgt, sind länglich eiförmig, glattschalig, feinkörnig, glänzend und auf licht rostgelbem Grunde mit vielen feinen, dunkleren Pünktchen, violettgrauen Unterflecken und, zumal am stumpfen Ende, scharf umrandeten, großen rotbraunen Oberflecken gezeichnet. Das Männchen scheint am Brutgeschäfte wenig Anteil zu nehmen, sich auch um die Jungen nicht zu kümmern und alle Sorgen der Mutter zu überlassen. Nach dreiwöchiger, hingebender Bebrütung zeitigt diese die Küchlein, die im schwarzwolligen Dunenkleide dem Ei entschlüpfen und unmittelbar nach dem Abtrocknen mit ihr davonlaufen, vom ersten Tage ihres Lebens an gleich den Eltern sich benehmen, gewandt wie Mäuse durch das Gras huschen, ohne Bedenken ins Wasser gehen, schwimmen und tauchen, bei Gefahr sich aber so geschickt verbergen und drücken, daß nur die unfehlbare Nase eines Raubsäugetieres sie aufzufinden vermag. Noch ehe sie ausgefiedert sind, vereinzeln sie sich, verlassen die Mutter und nehmen auf eigne Gefahr den Kampf ums Dasein auf.

Viele Feinde stellen dem wehrlosen Vogel, noch mehr den Eiern nach, so daß seine bedeutende Vermehrung eben ausreicht, die Verluste zu decken. Erlegt wird er selten und meist nur zufällig gelegentlich der Heerschnepfenjagd, gefangen noch seltener, zum Bedauern aller Liebhaber, die ihn pflegten oder doch kennen.

Noch niedlicher und anmutiger als das Tüpfelsumpfhühnchen sind seine beiden unter sich im wesentlichen übereinstimmenden einheimischen Verwandten, das Bruchhühnchen und das Zwergsumpfhühnchen. Ersteres, Porzana parva *Scop.*, das wohl auch in eine besondere Gattung (Zapornia) gestellt wird, wird auch Meerhühnchen und Sumpfschnerz genannt. Seine Länge beträgt etwa 20, die Breite 32, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 5 cm. Oberkopf, Nacken, Mantel und Flügel sind auf olivenbraunem Grunde mit mehr oder minder deutlich hervortretenden tiefschwarzen Schaftflecken und einzelnen rundlichen weißen Fleckchen gezeichnet, Gesicht und ganze Unterseite aschgraublau, die Weichen- und Unterschwanzdeckfedern aber dunkel aschgrau, durch breite weiße Querbinden gezeichnet, die Schwungfedern schwärzlichbraun, olivenbraun gekantet, die Unterflügeldeckfedern schwarzgrau, die Schwanzfedern schwarz, olivenbraun gesäumt. Die Iris ist brennend rot, der Schnabel an der Wurzel hochrot, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, der Fuß lebhaft grün. Beim Weibchen ist die Oberseite, mit Ausnahme der schwarzen, weiß gefleckten Rückenmitte, olivenbraungrau, die Kehle weiß, die Brust rostgelblichgrau. Die Jungen sind auf der hellbraunen Oberseite mit weißen Längsflecken, auf den braunen Bauchseiten mit weißen Querbändern gezeichnet, Vorderhals und Oberbrust aber gräulichweiß.

Das der eben beschriebenen Art sehr ähnliche Zwergsumpfhühnchen oder Zwergrohrhühnchen, Porzana pusilla *Pall.*, unterscheidet sich vom Bruchhühnchen, abgesehen von seiner geringen Größe, dadurch, daß im Frühjahr beide Geschlechter ein annähernd gleiches Kleid tragen: bei beiden sind mindestens Kehle, Vorderhals und Brust gleich, und zwar graublau gefärbt; die Federn der Oberteile des Männchens sind auf schwarzem Grunde nicht allein breit olivenbraun gesäumt, sondern auch dicht mit feinen weißen Spritzflecken, Schmitzen, Punkten und Kritzeln, die Seitenfedern der Unterseite, Bauch- und Unterschwanzdeckfedern endlich auf mattschwarzem Grunde mit 2—3 weißen Querbinden gezeichnet. Der Schnabel ist grün, der Fuß blaßrot. Die Länge beträgt etwa 19, die Breite 30, die Flügellänge über 8, die Schwanzlänge 5 cm.

Zurzeit läßt sich weder das Brutgebiet noch der gesamte Verbreitungskreis beider in Sein und Wesen, Sitten und Gewohnheiten so nahe verwandten Sumpfhühnchen mit einiger Sicherheit umgrenzen. Beide leben so versteckt, daß sie wahrscheinlich weiter verbreitet sind und innerhalb der uns bekannten Grenzen viel häufiger auftreten, als wir glauben. Das Bruchhühnchen bewohnt von Südskandinavien an ganz Europa, ebenso Mittelasien, vom Ural an bis Sindh, und besucht auf dem Zuge andere Länder, in denen es nicht brütet. In Deutschland ist es unzweifelhaft häufiger, als wir annehmen, in Schlesien wie in den Rheinlanden, in Schleswig-Holstein wie in Bayern heimisch, mit einem Worte überall beobachtet worden, wo ein Vogelkundiger geeignete Brutorte genau durchforschte. Das Zwergsumpfhühnchen, das sich von Großbritannien aus südlich über alle Länder Mittel- und Südeuropas, ebenso über Mittelasien vom Ural bis China verbreitet und Südasien wie Afrika bis zum Kaplande durchzieht, scheint in Deutschland seltener aufzutreten als sein Verwandter, ist jedoch ebenfalls im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen, an den Grenzen wie im Herzen unsers Vaterlandes beobachtet worden. Beide Arten erscheinen, einzeln und des Nachts wandernd, bei uns zulande erst im Mai, gewöhnlich nicht vor der Mitte des Monats, beziehen ruhige, wasserreiche Brüche oder ungestörte, mit Schilf

umsäumte und mit Seggengras umgebene, an Wasserrosen reiche Seen, auch wohl tote Flußarme, Sümpfe und Sumpfwiesen, leben im allgemeinen still und versteckt, zeigen sich bei Tage seltener als in den Abend- und Nachtstunden, lassen sich auch schwer auftreiben, treten endlich bereits im August, spätestens im September, ihre Winterreise an und entziehen sich so der Beobachtung mehr als jede andere Art ihrer Familie.

Alle Beobachter, die so glücklich waren, die eine oder andere Art im Freien zu belauschen, sind des Lobes voll. Ebenso wie beide Arten das Tüpfelsumpfhühnchen an Schönheit übertreffen, überbieten sie es auch an Anmut, so ähnlich sie ihm sonst in allen ihren Bewegungen, Sitten und Gewohnheiten sind. Sie laufen, schwimmen und tauchen ebenso hurtig und behende, fliegen ebenso schlecht, matt, niedrig und kurz, flatternd und mit herabhängenden Beinen, wissen sich ebenso gewandt zu verbergen wie das Tüpfelhühnchen, zeigen sich aber doch öfter als dieses frei, zuweilen in förmlich herausfordernder Weise. Die Stimme beider Arten ist hoch und gellend, mehr quiekend als pfeifend, die der einen Art der der andern so ähnlich, daß sich kaum Unterschiede angeben lassen; den Lockton bezeichnet Naumann als ein hellpfeifendes langgezogenes „Kühk", den herausfordernden Laut, angesichts herannahender Menschen, als ein kurzes, oft wiederholtes, rasch aufeinander folgendes, dem Lockrufe des Mittelspechts gleichendes „Kik kik kik" usw.

Allerlei im oder am Wasser lebende Insekten oder deren Larven, auch Spinnen und Schnecken bilden die Nahrung beider Sumpfhühnchenarten. Zarte Pflanzenteile scheinen sie zufällig mit zu verschlucken, Sämereien nur im Notfalle zu genießen. Gefangene, die ich pflegte, in jeder Beziehung reizende Geschöpfe, gewöhnten sich bald an ein reichlich mit Ameisenpuppen und Mehlwürmern gewürztes Mischfutter.

Ende Mai oder Anfang Juni schreiten beide Arten zur Fortpflanzung. Zum Standort ihres Nestes wählen sie einen dichten Erlen-, Weiden- oder Seggenbusch im Wasser selbst oder doch in dessen unmittelbarer Nähe, am liebsten wenn er rings umflossen ist, knicken einige Seggenstengel übereinander oder benutzen einen passenden Strauchzweig und errichten auf dieser unsichern Unterlage ihren aus zerschlissenen trocknen Schilfblättern bestehenden, sorgfältig verflochtenen, napfförmigen Bau. Das Gelege zählt beim Bruchhühnchen 8—10, beim Zwergsumpfhühnchen 7—8 glattschalige und feinkörnige Eier, die einen Längsdurchmesser von 30, bezw. 27, einen Querdurchmesser von 21, bezw. 20 mm haben, beim Bruchhühnchen auf gelblichem oder gräulich-braungelbem Grunde gleichmäßig über die ganze Fläche mit wenig hervortretenden Wolken von rostbräunlicher Farbe so dicht bedeckt sind, daß die Grundfarbe nur wenig zur Geltung kommt. Beim Zwergsumpfhühnchen sind sie von fast dunkel olivenbrauner Färbung und zeichnen sich durch höheren Glanz aus. Die Weibchen brüten sehr eifrig und führen die Jungen, sobald diese abgetrocknet sind, vom Neste aus in den Sumpf oder Bruch, unter Umständen weit vom Neste weg. Das schwarzwollige Dunenkleid der Küchlein geht binnen drei Wochen in das Jugendkleid über, und damit ist für das kleine Volk der Zeitpunkt gekommen, die Mutter zu verlassen.

Dieselben Feinde, die das Tüpfelsumpfhuhn bedrohen, gefährden auch dessen zwerghafte Verwandten; namentlich werden die Eier von Wasserratten oft gefressen, auch die Jungen oder die brütenden und führenden Weibchen, die, jenen zuliebe, bei Gefahr sich preisgeben, von laufendem oder fliegendem Raubzeuge weggefangen.

Durch kurzen Lauf und gleich tiefe Einlenkung der Zehen kennzeichnet sich die Gattung der Rohr- oder Teichhühner (Gallinula *Briss.*), deren acht Arten schilfreiche Seen,



Bleßhuhn (links) und Teichhuhn (rechts).

größere Sümpfe und Brüche, Teiche und pflanzenbedeckte Flußufer, immer aber süße Gewässer bewohnen. Sie treiben sich viel im Schilfe und noch mehr auf dem pflanzenbedeckten Wasserspiegel umher, sind im Laufen weniger geschickt als im Schwimmen und Tauchen und haben einen schwerfälligen, wankenden und ermüdenden Flug. Sie gehören nicht zu den verträglichen Vögeln, sondern behaupten eifersüchtig das einmal gewählte Gebiet, vertreiben aus ihm alle anderen ihrer Art, wenn sie können auch andere Vögel überhaupt, und beweisen dabei einen mit ihrer geringen Größe außer allem Verhältnis stehenden Mut. Kleine Vögel fallen sie mörderisch an und werden den Bruten sehr schädlich. Dagegen sind die Gatten untereinander äußerst zärtlich und die Eltern ungemein anhänglich und hingebend gegen die Brut. Ihr aus Schilf- und Rohrblättern kunstlos errichtetes Nest legen sie stets im Schilf oder wenigstens in dessen Nähe an, oft so, daß es auf dem Wasserspiegel schwimmt. Das Gelege besteht aus 4—12 glattschaligen, gefleckten und gepunkteten Eiern. Die Jungen kommen in einem äußerst zierlichen, dunkel gefärbten Dunenkleide zur Welt. Nach der Brutzeit verlassen alt und jung gemeinschaftlich die Heimat und wenden sich entweder südlicheren oder in anderer Hinsicht günstigeren Gegenden zu.

Da die Nahrung der Rohrhühner zum größten Teil aus Pflanzenstoffen besteht, lassen sich alle Arten leicht an das Ersatzfutter gewöhnen und mit diesem jahrelang erhalten, werden sehr zahm, gewöhnen sich zum Aus- und Einfliegen, gehen oder folgen ihrem Pfleger bei dessen Ausflügen auf dem Fuße nach und machen sich nur dadurch unnütz, daß sie, wenigstens die größeren Arten, nach Raubvogelart junges Geflügel überfallen und töten.

Der kegelförmige, seitlich zusammengedrückte Schnabel mit Stirnschwiele und scharfer, fein gezähnelter Schneide, die großen Füße mit langen, an der Sohle breiten und belappten Zehen, die stumpfen, breiten Flügel, deren dritte Schwungfeder die längste, der kurze, zwölffederige Schwanz und das reiche, dichte Gefieder kennzeichnen das Grünfüßige Teichhuhn oder Rotbleßchen, Gallinula chloropus *Linn.* (orientalis), das Urbild der Gattung, ein trotz seines einfachen Kleides höchst zierliches Geschöpf. Das Gefieder ist auf Mantel und Unterrücken dunkel olivenbraun, im übrigen dunkel schiefergrau, in den Weichen weiß gefleckt und am Steiß rein weiß. Das Auge hat um die Pupille einen gelben, sodann einen schwarzgrauen und außerhalb einen roten Ring; der Schnabel ist an der Wurzel lackrot, an der Spitze gelb, der Fuß gelbgrün. Die Länge beträgt 31, die Breite 60, die Flügellänge 20, die Schwanzlänge 6 cm.

Das Teichhühnchen, ein in allen Erdteilen heimischer, obwohl in ständigen Unterarten auftretender Vogel, ist in Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, überall gemein, in Deutschland Zugvogel, der zu Ende März erscheint und erst im Oktober wegzieht, wahrscheinlich in Paaren und wohl größtenteils zu Fuß wandert, zuweilen auch bei uns zulande überwintert. Im Frühjahre kommen gewöhnlich beide Gatten in einer Nacht auf ihrem Brutteiche an, ausnahmsweise beide bald nacheinander. Wenn das Paar von einem Teiche Besitz ergriffen hat, beachtet es den Ruf der in der Luft dahinziehenden Artgenossen nicht mehr; ist aber nur erst der eine Gatte da, so antwortet er dem oben fliegenden und ladet ihn durch ähnliche Töne ein, zu ihm herabzukommen.

Kleine Teiche, die am Rande mit Schilf oder Ried bewachsen, wenigstens durch Rohr und Gebüsch bedeckt und teilweise mit schwimmenden Wasserpflanzen überwuchert sind, bilden die bevorzugten Aufenthaltsorte des Teichhuhns. Jedes Pärchen liebt es, einen Teich für sich allein zu besitzen, und nur auf größeren Wasserflächen siedeln sich mehrere

Pärchen an, von denen dann jedes an seinem Gebiete streng festhält. Liegen mehrere Teiche nebeneinander, so besuchen sich die rauflustigen Männchen gegenseitig, um einen Strauß auszufechten, werden aber stets wieder zurückgeschlagen.

„Begabt wie kaum ein anderer Vogel", sagt Liebe, „taucht das rotstirnige Hühnchen mit derselben Geschicklichkeit, mit der es im Rohr und Schilf umherflattert. Am Tage schwimmt es leicht und zierlich, fast wie eine Möwe, mit dem kurzen Schwanze aufwärts wippend, zwischen den Blättern der Teichrosen und Froschkräuter dahin, bald rechts, bald links ein kleines unbekanntes Etwas erhaschend, taucht dazwischen einmal hinab und holt ein Bündel Horn- oder Tausendblatt vom Grunde herauf, um dann die Oberfläche nach Erbsenmuscheln und Wasserkerfen abzusuchen; abends und nachts steigt es gern im Rohre empor und weiß dies, indem es mit den langen Zehen drei oder vier Stengel zugleich erfaßt, so geschickt zu bewerkstelligen, daß man das verursachte Geräusch kaum zu vernehmen imstande ist. Zur Paarungszeit versteigt es sich gern in die Köpfe der Weiden, die den Weiher umgeben, und treibt sich hier stundenlang umher. Erschreckt, läuft es flatternd über die schwimmenden Blätter der Wasserpflanzen hinweg oder taucht unter und ist scheinbar vom Teiche verschwunden." Bei Gefahr rudert es mit Hilfe seiner Flügel eilig zwischen dem Grunde und der Oberfläche fort, kommt zum Atemholen einen Augenblick empor, streckt aber bloß den Schnabel hervor und rudert weiter. Der Flug ist matt, schwerfällig flatternd, nicht schnell, geht fast geradeaus, gewöhnlich wenig über dem Wasser hin; denn erst, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt es leichter; Hals und Beine werden dabei gerade ausgestreckt.

Die Stimmlaute unsers Hühnchens sind laut und kräftig. Der Lockruf klingt wie „terr terr", der Warnungsruf wie „kerr tett tett" oder, wenn er den Jungen gilt, leise wie „gurr gurr". Außerdem vernimmt man ein scharfes Krächzen oder ein starkes „Kürg", das Furcht auszudrücken scheint, und auf dem Zuge ein hell tönendes, weit schallendes „Keck keck".

Das Teichhühnchen ist schon am frühen Morgen wach und rege und geht erst spät zur Ruhe. Auf Teichen, die dem menschlichen Verkehr fern liegen, verbirgt es sich am Tage im Schilf und kommt nur morgens und abends auf das offene Wasser heraus, fliegt auch bei Ankunft eines Menschen, so schnell es kann, seinem Versteckplatz zu; dort hingegen, wo es sich an den Menschen gewöhnt hat und weiß, daß dieser es schützt, wird es ungemein kirre.

Im Frühjahr hat jedes Pärchen, wie oben schon angedeutet wurde, längere Kämpfe mit anderen zu bestehen, die sich erst einen Standort suchen müssen. Naht ein fremdes Teichhuhn, so fährt das Männchen mit aufgesträubten Flügeln, niedergedrücktem Kopfe, halb schwimmend, halb auf dem Wasser laufend, gegen den Eindringling los, hackt und kratzt mit Schnabel und Füßen, schlägt auch mit den Flügeln und ruft, wenn jener nicht weichen will, die Gattin zu Hilfe, bis der Gegner vertrieben ist. Solche Kämpfe werden auch dann noch ausgefochten, wenn bereits der Bau des Nestes in Angriff genommen wurde. Dieses steht gewöhnlich in einem Schilfbusch auf den niedergeknickten Blättern oder zwischen mehreren Büschen auf der Oberfläche des Wassers selbst, seltener auf einem trockneren Hügelchen im Schilfe. Holzstücke, Bretter, Entenhäuschen und dergleichen werden gern benutzt, vorausgesetzt, daß sie im Wasser schwimmen. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich nur zuweilen sorgfältig, gewöhnlich aber liederlich. Schilfblätter, trockne wie frische, werden übereinander geschichtet und oben korbartig ineinander geflochten. Die Mulde ist tief napfförmig. Sobald der Bau vollendet ist, beginnt das Weibchen zu legen. Die 7—11 Eier sind verhältnismäßig groß, etwa 40,5 mm lang, 29 mm dick, festschalig, feinkörnig, glatt, glanzlos und auf

rostgelbem Grunde mit vielen violettgrauen und aschblauen Punkten, zimt- und rotbraunen Pünktchen, Fleckchen und Klecksen bedeckt. Beide Geschlechter brüten 20—21 Tage lang, das Männchen aber nur, während das Weibchen nach Nahrung sucht. Pike sah Dutzende von Nestern, in denen während der Abwesenheit der Eltern die Eier nicht zugedeckt waren, er fand aber auch einmal eins, wo das mit der größten Sorgfalt geschehen war, so daß kein gelegentlich vorüberfliegender, eierstehlender Vogel sie gesehen haben würde. Mein Vater erhielt ein Nest mit 11 Eiern, in denen man die Jungen schon piepen hörte, ließ aus Mitleid das Nest wieder an den Ort setzen, wo es gestanden hatte, und das alte Weibchen nahm die Eier, obgleich sie ihm drei Stunden lang entzogen worden waren, doch sofort wieder an und brütete sie wirklich aus. Die ausgekrochenen Jungen bleiben ungefähr 24 Stunden im Nest, werden dann auf das Wasser geführt und vom Männchen freudig begrüßt.

Es scheinen übrigens in der Geschichte der Fortpflanzung und besonders des Nestbaues beim Teichhühnchen allerlei wenig beobachtete Sonderbarkeiten vorzukommen, auf die man erst in neuster Zeit anfängt aufmerksam zu werden. So fand Pike in mehreren Fällen, daß die Eier in einem ersten Neste ausgebrütet wurden und dann für die Jungen ein zweites an einer sichern Stelle, z. B. auf einem umgestürzt im Flusse liegenden Baum, gebaut war, ja nach diesem, als es zu klein geworden war, ein drittes. Corbin sagt, es werde von Teichhühnchen häufig eine größere Anzahl von Nestern gebaut, als je benutzt würde, vermag aber eine Erklärung für diesen bedeutenden zwecklosen Aufwand von Arbeit und Zeit nicht zu geben. Gleich nach der Ablage des ersten Eies fängt das Weibchen zu brüten an, anstatt, wie die meisten anderen Vogelformen, zu warten, bis das Gelege vollständig ist. Daher sind die Jungen einer Brut sehr ungleich entwickelt, und Lewis Bonhote meint, daß das Männchen den größeren Jungen ein neues Nest baue, solange das Weibchen noch auf den späteren Eiern sitze. Hett hält es für möglich, daß die älteren Jungen unter Umständen sich selbst ein Nest bauen.

Das Teichhühnchen brütet zweimal im Jahre, nach Howard Saunders nicht selten dreimal. „Wenn die Jungen der zweiten Brut auf dem Wasserspiegel erscheinen“, schildert Naumann, „kommen die nun mehr als halbwüchsigen der ersten Brut herbei, zeigen sich freundlich und zuvorkommend gegen ihre jüngeren Geschwister und helfen den Alten, diese zu führen. Groß und klein, alt und jung ist sozusagen ein Herz und eine Seele. Ein unvergleichlich anmutiges Bild gibt eine solche Doppelfamilie, wenn sie sich furchtlos auf einem kleinen Wasserspiegel ausgebreitet hat und in voller Tätigkeit ist. Jedes der erwachsenen Jungen ist eifrig bemüht, einem seiner kleinen Geschwister das, was es als Nahrungsmittel aufgefunden, darzureichen, weshalb diese Kleinen bald einem von jenen, bald einem der Eltern nachschwimmen und mit verlangendem Piepen ihre Eßlust andeuten, gleich zufrieden, wer sie zuerst stillt. Da gewöhnlich die Anzahl der Jungen zweiter Brut kleiner ist als die von der ersten, auch noch die Eltern bei der Pflege der Kinder keineswegs müßig sind, so kommen nicht selten zwei von den Jungen erster Brut auf eins von der zweiten, dessen Führer sie nun abgeben. Dieses schwimmt dann gewöhnlich in ihrer Mitte und wird wechselseitig von beiden geliebkost und gefüttert. Auch bei vorkommenden Gefahren warnen die großen recht altklugerweise die kleinen Jungen, wie es ihnen sonst die Alten taten.“ Die Jungen der ersten Brut helfen nicht bloß die der zweiten mit aufziehen, sie stehen nach Howard Saunders den Eltern auch beim Bau des zweiten Nestes bei.

Obgleich das Teichhühnchen seine Nahrung mehr dem Tier- als dem Pflanzenreiche entnimmt und hauptsächlich Käfer, Libellen, Eintagsfliegen, Wasserwanzen und andere

Insekten, Wasserschnecken und dergleichen verzehrt, läßt es sich doch leicht in Gefangenschaft halten und an einfaches Ersatzfutter gewöhnen. Es ergibt sich bald in sein Schicksal, befreundet sich mit seinem Pfleger und wird fast ebenso zahm wie ein Purpurhuhn. Wir haben mehrere gehalten, die unter Hühnern unsers Gehöftes umherliefen, zuweilen in die Zimmer kamen, auf den Ruf hörten, kurz, sich ganz wie Hausgeflügel betrugen. Eins blieb während des ganzen Winters in unserem Gehöft, besuchte von hier aus die benachbarten Teiche, erwarb sich endlich eine Gefährtin und siedelte sich mit dieser in dem ihm am meisten zusagenden Teiche an, um zu brüten.

In Deutschland jagt man das Teichhühnchen nicht, weil seine anmutige Erscheinung jedermann für sich einnimmt und hauptsächlich, weil sein Fleisch so moorig schmeckt, daß es verwöhnten Gaumen nicht zusagt; in Südeuropa dagegen kennt man auch ihm gegenüber keine Schonung.

Sehr große Stirnschwielen kennzeichnen die 16 Arten der Gattung Sultanshühner (Porphyrio *Briss.*), deren in Europa lebendes Mitglied von den alten Römern und Griechen in der Nähe der Tempel unterhalten und gleichsam unter den Schutz der Götter gestellt wurde. Die Arten dieser Gattung sind zumeist mittelgroße, kräftig gebaute Vögel mit starkem, hartem, dickem, sehr hohem, fast kopflangem Schnabel und ausgedehnter Stirnschwiele, langen, starken Füßen mit großen, vollständig getrennten Zehen, mäßig langen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste, kurzem, aber im Verhältnis zu dem anderer Familienmitglieder langem Schwanze und glatt anliegendem, durch prachtvolle Färbung ausgezeichnetem Gefieder. Die Gattung ist vertreten in den Mittelmeerländern, ostwärts bis Indien und Südchina, über die malaiischen Inseln und Australien bis Neuseeland und Ozeanien sowie in ganz Afrika und auf Madagaskar.

Das Purpurhuhn, Porphyrio caeruleus *Vandelli* (hyacinthinus), ist im Gesicht und am Vorderhalse schön türkisblau, auf Hinterhaupt, Nacken, Unterleib und Schenkeln dunkel indigoblau, auf der Unterbrust, dem Rücken, den Deckfedern der Flügel und den Schwingen ebenso, aber lebhafter gefärbt, in der Steißgegend weiß. Die Iris ist blaßrot, ein schmaler Ring um das Auge gelb, der Schnabel nebst der Stirnplatte lebhaft rot, der Fuß rotgelb. Junge Vögel sind oben graublau und unten weiß gescheckt. Die Länge beträgt 47, die Breite 83, die Flügellänge 24, die Schwanzlänge 10 cm.

Das Purpurhuhn lebt in sumpfigen und wasserreichen Gegenden Italiens, Spaniens, Portugals, Südrußlands, Transkaukasiens, Nordwestafrikas und Palästinas. Strenge Winter verbringt es in Südspanien und Nordwestafrika; bei milder Witterung verweilt es jahraus jahrein in seinem Brutgebiete.

In Ostafrika vertritt es das gleichgroße Sultanshuhn, Dickme der Araber, Porphyrio porphyrio *Linn.* (smaragdonotus). Die Färbung des Gefieders ist auf dem Hinterhalse und Vorderflügel indigoblau, auf dem Vorderhalse türkisblau, auf der Brust indigoblau und geht nach und nach ins Schieferschwarze des Bauches über; der Mantel dagegen ist dunkelgrün gefärbt. Die Iris ist gelblichbraun, der Schnabel blutrot, der Fuß ziegelrot.

Im Gegensatz zu der erstgenannten Art wandert die Dickme regelmäßig. An den unterägyptischen Seen erscheint sie Anfang April, brütet und verläßt die Heimat wieder, um den Winter in Mittel-, West- und Südafrika zu verbringen. Angeblich hat sich diese Art auch nach Europa, und zwar nach Sardinien und Südfrankreich, verflogen.

Alle Arten der Sultanshühner bewohnen vorzugsweise Sümpfe, in deren Nähe Getreidefelder liegen, oft auch die Reisfelder selbst, die ja beständig überschwemmt gehalten werden und deshalb wahre Sümpfe sind. In ihrem Betragen erinnern sie am meisten an unser Teichhühnchen, tragen sich aber stolzer und schreiten würdevoller dahin. Ihr Gang ist bei aller Zierlichkeit gemessen. Ein Bein wird bedachtsam vor das andere gesetzt, beim Aufheben der Fuß zusammengelegt, beim Niedersetzen aber wieder so ausgebreitet, daß die Zehen eine verhältnismäßig bedeutende Fläche einnehmen; jeden Schritt begleitet außerdem ein Wippen des Schwanzes. Übrigens ist das Sultanshuhn ebenso wie das Teichhühnchen fähig, halb flatternd, halb laufend über eine schwankende Decke von schwimmenden Pflanzen hinwegzurennen. Das Schwimmen versteht es sehr gut, geht nicht bloß gezwungen, sondern oft und gern ins Wasser, liegt leicht auf den Wellen und rudert mit anmutigem Neigen des Hauptes dahin. Im Fluge zeichnet es sich bloß durch seine Schönheit, nicht aber durch die Leichtigkeit der Bewegung vor den Verwandten aus. Es erhebt sich ungern in die Luft, flattert unbehilflich eine Strecke fort und fällt dann rasch wieder auf den Boden, am liebsten in hohes Schilf, Ried oder Getreide, um sich hier zu verbergen. Seine langen, roten Beine, die es beim Fliegen herabhängen läßt, zieren es übrigens sehr und kennzeichnen es von weitem. Die Stimme erinnert an das Gackern oder Glucksen der Hühner, aber auch an die unsers Teichhühnchens, nur daß sie stärker und tiefer klingt.

Zeitweilig fressen die Sultanshühner nur Pflanzenstoffe, und zwar frisch aufsprossendes Getreide oder Grashalme überhaupt, Blätter und verschiedene Sämereien, vorzugsweise Reis; während der Brutzeit aber schleichen sie beständig im Sumpfe umher, suchen Nester auf, plündern diese, begnügen sich keineswegs mit den Bruten schwächerer Vögel, sondern rauben selbst die Gelege stärkerer und werden dadurch sehr schädlich. In allen Sümpfen, die Purpurhühner beherbergen, findet man beim Nachsuchen Massen von zerbrochenen Eierschalen, und an gefangenen Sultanshühnern beobachtet man sehr häufig Raubgelüste der verschiedensten Art. Wie die Raubvögel lauern sie auf Sperlinge, die von ihrem Futternapfe naschen wollen, und wie eine Katze vor den Löchern der Mäuse. Ein einziger Hieb des kräftigen Schnabels genügt, dem Opfer den Garaus zu machen; dann wird es mit einem Beine gepackt, festgehalten, zerrissen und die Bissen mit dem Fuße zum Munde gebracht. Fische verzehren sie mit Begierde.

Vor der Brutzeit halten sich die Purpurhühner am liebsten in Reisfeldern auf, während der Nistzeit selbst siedeln sie sich, wo sie können, im Röhricht oder im Schilfe an. Das Nest steht ziemlich verborgen, in der Regel auf dem Wasserspiegel selbst, ist von dürren Gras- und Reisstengeln, Schilf und Rohrblättern errichtet, etwas liederlich zusammengebaut, dem unsers Wasserhuhns entfernt ähnlich, und enthält im Mai 3—5 Eier. Diese sind durchschnittlich 55 mm lang, 38 mm dick, haben eine schöne, längliche Eigestalt, glatte, aber wenig glänzende Schale und tragen auf rötlichgelbem Grunde violettgräuliche Unterflecke und rotbraune, sehr einzeln stehende Oberflecke. Die Eier des Smaragdsultanshuhns, Porphyrio smaragdinus *Temm.*, und des Grauköpfigen Sultanshuhns, Porphyrio poliocephalus *Lath.*, des nordwestlichen Indiens und Kleinasiens sind nicht glattschalig, sondern mit vereinzelt stehenden dicken Körnern und Warzen bedeckt, wie geringe Sorten Büttenpapier. Die Jungen entschlüpfen in einem schwarzblauen Dunenkleide, lernen bald schwimmen und untertauchen, werden von beiden Eltern geführt, mit warmer Zärtlichkeit überwacht und bei Gefahr gewarnt. An Sultanshühnern, die ich pflegte, beobachtete ich, daß beide Geschlechter bauen, abwechselnd brüten und gemeinschaftlich die Jungen führen. Nach einer 28 Tage

währenden Bebrütung entschlüpfen die Jungen, bedürfen jedoch noch mehrtägiger Pflege im Nest, bevor sie es verlassen können, und werden bis dahin von der Mutter gehudert und sorgfältig mit den Stoffen geatzt, die das Männchen für sie und die Gattin herbeibringt. Später nimmt auch der Vater an der Atzung teil. Erst am achten Tage ihres Lebens verlassen die Küchlein das Nest, beginnen, holperig trippelnd, umherzulaufen, lernen nach und nach gehen, endlich laufen, lassen sich nun entweder von der Mutter allein, oder teils von dieser, teils vom Vater führen, entschließen sich aber erst sehr spät, selbst Futterstoffe aufzunehmen. Ihr bis auf den lebhaft rostroten Flügelrand und einige zimtrote Stellen auf dem Kopfe kohlschwarzes Dunenkleid lichtet sich zuerst auf dem Bauche und wird dann allmählich durch das Jugendkleid ersetzt, das auf der Oberseite dem Alterskleid ähnelt, auf der Unterseite aber bräunlich fahlgrau aussieht und ohne Federwechsel sich zum Alterskleide ausfärbt. Gleichzeitig werden auch der hellblaue Schnabel samt Kopfplatte und die schwarzblauen Füße nach und nach rot. Im Dezember tritt die erste Mauser ein, und nach ihr sind die Jungen von den Alten nicht mehr zu unterscheiden.

Alle Sultanshühner lassen sich leicht zähmen, gewöhnen sich bald an allerlei Futter, an die Hausgenossen, leben friedlich mit den erwachsenen Hühnern, treiben sich, wenn man ihnen größere Freiheit gibt, in Hof und Garten umher und werden dann wirklich zu einer wahren Zierde des Gehöftes, kommen sogar in die Zimmer und betteln bei Tische. Sie dauern auch lange Jahre aus und schreiten bei geeigneter Pflege leicht zur Fortpflanzung.

Durch die mit Lappensäumen versehenen Zehen unterscheiden sich die 13 Arten der fast allweltlich verbreiteten Gattung der Wasserhühner (Fulica *Linn.*) von allen anderen Rallenvögeln. Ihr Leib ist kräftig, seitlich wenig zusammengedrückt, der Hals mittellang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel ein zusammengedrückter Kegel, mit scharfer, etwas gezähnelter Schneide, die für die Familie bezeichnende Stirnschwiele groß, der Fuß ziemlich hoch, stark, seitlich zusammengedrückt und durch die mit Lappen bekleideten langen Zehen besonders ausgezeichnet, der Flügel mittellang, in ihm die zweite und dritte Schwungfeder die längste, der aus 14—16 Steuerfedern bestehende Schwanz sehr kurz, unter den Deckfedern versteckt, das Kleingefieder außerordentlich dicht.

Allbekannter Vertreter dieser Gattung ist das Bleßhuhn, auch Wasser- und Böllhuhn, Hurbel, Plärre, Kritschene, Lietze, Pfaffe, Zoppe, Bölle usw. genannt, Fulica atra *Linn.* (Taf. „Bleßhuhn und Teichhuhn", bei S. 177). Die vorherrschende Färbung seines Gefieders ist ein ziemlich gleichmäßiges Schieferschwarz, das an Kopf und Hals dunkler, auf Brust und Bauch lichter als der Rücken erscheint. Die Iris ist hellrot, der Schnabel, einschließlich der Stirnplatte, blendend weiß, der Fuß bleifarben, an der Ferse rot gelblichgrün. Im Jugendkleide ist das Gefieder der Unterseite wegen der breiten, weißlichen Federränder lichtgrau und schwarz gemischt, der Mantel zeigt einen bräunlichgrünen Anflug. Die Länge beträgt 47, die Breite 78, die Flügellänge 23, die Schwanzlänge 8 cm.

In Europa und Mittelasien kommt das Bleßhuhn überall vor; außerdem hat man es in ganz Afrika, Südasien und Australien in der Winterherberge angetroffen. Nach Reinhardt ist es seltsamerweise gelegentlich in Grönland als Irrgast aufgetreten.

In Südeuropa, zumal in Spanien und Portugal, sowie in Nordwestafrika tritt an seine Stelle das Kammbleßhuhn, Fulica cristata *Gmel.* Es unterscheidet sich vom Wasserhuhn, dem es in der Färbung gleicht, durch einen niedrigen, doppelten, spitzwinkelig

von vorn nach hinten zusammenlaufenden, mit nackter Haut bekleideten Kamm, der die Mitte des Vorderscheitels einnimmt und die nackte Stirnplatte umfaßt. Die Länge beträgt 43, die Breite 77, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 8 cm.

In Deutschland fehlt das Wasserhuhn keinem geeigneten Gewässer. Es meidet Ströme und Flüsse, ebenso das Meer und siedelt sich am liebsten an Seen und Teichen an, deren Ränder mit Schilf und hohem Rohr bewachsen sind. Nach Miß Bate hat es auf Cypern ganz bedeutend an Menge zugenommen, seitdem im Distrikt Famagusta Bewässerungsanlagen vollendet sind. In der Winterherberge bezieht es die Strandseen und die wasserreichen Sümpfe Südeuropas, Nord- und Mittelafrikas, gleichviel, ob deren Wasser süß oder salzig ist. Bei uns zulande erscheint es im Frühjahr nach der Schnee- und Eisschmelze, also bald früher, bald später, verweilt während des ganzen Sommers an demselben Orte, beginnt im Herbst zu streichen, sammelt sich auf größeren Gewässern, im Gegensatz zu seinen Verwandten, zu starken Scharen an, wandert im Oktober und November nach Süden hinab und überwintert da, wo es offenes Wasser findet, unter Umständen auch in Deutschland.

Entsprechend seinen Schwimmfüßen, treibt sich das Wasserhuhn mehr auf dem Wasser als auf dem Lande umher. Letzteres betritt es nicht selten, namentlich in den Mittagsstunden, um hier sich auszuruhen und das Gefieder zu putzen. Seine Füße sind vortreffliche Ruder, denn was den Schwimmlappen an Breite abgeht, wird durch die Länge der Zehen vollständig ersetzt. Im Tauchen wetteifert es mit vielen Schwimmvögeln, steigt in bedeutende Tiefen hinab und rudert mit Hilfe seiner Flügel auf weite Strecken hin unter dem Wasser fort. Der Flug ist etwas besser als der des Teichhuhns, aber immer noch schlecht genug; deshalb entschließt es sich selten zum Fliegen und nimmt, ehe es sich erhebt, einen langen Anlauf, indem es flatternd auf dem Wasser dahinrennt und mit den Füßen so heftig aufschlägt, daß man das Plätschern, das es verursacht, auf weithin vernehmen kann. Seine Stimme ist ein durchdringendes „Köw" oder „Küw", das im Eifer verdoppelt und verdreifacht wird und dann dem Bellen eines Hündchens nicht unähnlich klingt; außerdem hört man ein kurzes, hartes „Pitz" und zuweilen ein dumpfes Knappen.

In seinem Wesen unterscheidet es sich von dem verwandten Teichhuhn in mancher Hinsicht. Es ist ebensowenig scheu wie dieses, jedoch vorsichtig, lernt seine Leute kennen und unterscheiden, siedelt sich deshalb auch nicht selten in unmittelbarer Nähe von Wohnungen, namentlich von Mühlen, an, meidet aber im allgemeinen die Nachbarschaft des Menschen mehr als jenes. Während der Brutzeit hält jedes Pärchen ein bestimmtes Gebiet fest und duldet darin keine Mitbewohner, sofort nach Beendigung des Brutgeschäfts aber schlagen sich die Familien in Vereine zusammen, und diese wachsen nach und nach zu unzählbaren Scharen an, die in der Winterherberge zuweilen buchstäblich unabsehbare Strecken der nahrungsreicheren Seen bedecken. Aber auch hier mögen diese Gesellschaften andere Schwimmvögel nicht gern unter sich leiden und suchen namentlich die Enten wegzujagen.

Wasserinsekten, deren Larven, Würmer, kleine Weichtiere und allerhand Pflanzenstoffe, die sie im Wasser finden, bilden die Hauptnahrung des Wasserhuhns. Ob es ebenso wie die Verwandten der Brut kleiner Vögel nachstellt, ist zurzeit noch nicht erwiesen, jedoch nicht unwahrscheinlich. Seine Nahrung sucht es schwimmend und tauchend, indem es sie von der Oberfläche abliest oder vom Grunde hervorholt. Noll sah, wie es sich Schwanen- und Malermuscheln auf diese Art verschaffte, die es dann am hintern, spitzen Ende mit dem Schnabel aufhämmerte, um das Tier aus den Schalen herauszupicken. Im Süden soll es

zuweilen vom Wasser aus nach den benachbarten Getreidefeldern gehen, um hier zu äsen; diese Angabe erscheint glaubhaft nach Beobachtungen an gefangenen, denn diese lassen sich bei Körnerfutter lange Zeit erhalten und betrachten dieses, auch wenn man ihnen Fische reicht, immer als hauptsächlichste Nahrung.

Da, wo das Bleßhuhn sich auf kleineren Teichen angesiedelt hat, beginnt es sofort nach seiner Ankunft mit dem Nestbau; auf größeren Gewässern, wo mehrere Pärchen leben, hat es erst mancherlei Kämpfe auszufechten, bevor es sich ein bestimmtes Gebiet erobert. Das Nest steht regelmäßig auf der Wasserseite im oder am Schilfe, oft auf umgeknickten Rohrhalmen und dergleichen, ebensooft liegt es aber auch schwimmend auf dem Wasserspiegel selbst. Seine Grundlage bilden alte Rohrstoppeln und Halme, die obere Lage ähnliche, nur etwas besser gewählte Stoffe, Wasserbinsen, dünne Halme, Grasstöckchen und Rispen, die zuweilen sorgsam verarbeitet werden. Um die Mitte des Monats Mai findet man die 7—15, ja bis 17 großen, durchschnittlich 53,8 mm langen, 39 mm dicken, festen und feinschaligen, glanzlosen, auf bleich gelblichgrauem, manchmal etwas ins Violette ziehendem Grunde äußerst zart mit dunkel aschgrauen, dunkel und schwarzbraunen Pünktchen und Fleckchen gezeichneten Eier (Eiertafel II, 7) vollzählig im Neste. Nach Radde stimmen die kaukasischen Wasserhühner mit den westeuropäischen vollständig überein, nur ihre Eier sind größer, zum Teil bedeutend größer; das größte von Talysch, das unser Gewährsmann maß, war 61 mm lang und 47 mm breit. Die Eier gleichen in ihrer Färbung genau den alten verwitterten Rohrstoppeln und Schilfhalmen, auf denen sie liegen, und ihre schwarzen Fleckchen entsprechen in überraschender Weise den kleinen Rostpilzrasen, mit denen diese bedeckt zu sein pflegen. Nach 20 oder 21 Tagen schlüpfen die zierlichen, mit Ausnahme des brennend roten Kopfes schwarzdunigen Jungen, die wie kleine Teufelchen aussehen, aus den Eiern, werden nach dem Abtrocknen sofort auf das Wasser geführt, von beiden Eltern geatzt, zuweilen gehudert, bei Gefahr gewarnt, gegen schwächere Feinde auch mutvoll verteidigt, überhaupt höchst sorgfältig behandelt. Anfangs halten sie sich viel im Rohre und ebenso auf gesicherten Stellen des Festlandes auf; des Nachts kehren sie gewöhnlich in das Nest zurück; später entfernen sie sich mehr und mehr von den Alten, und ehe sie noch flügge sind, haben sie sich bereits selbständig gemacht.

Obgleich das Fleisch des Bleßhuhns noch schlechter schmeckt als das der Verwandten, wird der Vogel hier und da doch eifrig gejagt. In Italien stellt man Netze unter dem Wasser auf und fängt auf diese Weise Tausende, um sie auf den Markt zu bringen.

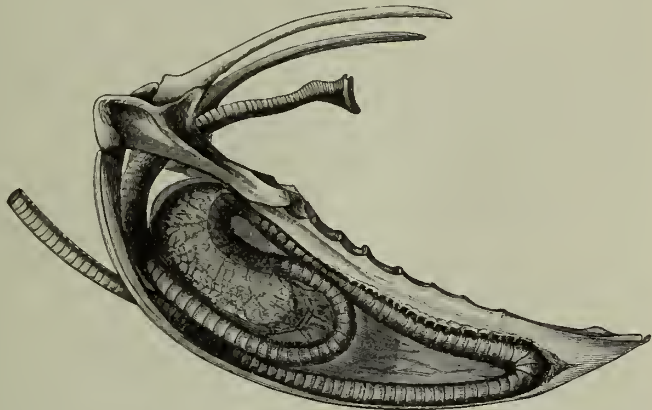
Für die Gefangenschaft eignet sich das Wasserhuhn bloß dann, wenn man ihm ein größeres Wasserbecken oder einen Teich anweisen kann. Auf solchem ist es sehr unterhaltend, weil es sich beständig etwas zu schaffen macht und seine fortwährende Regsamkeit, Kampflust, sein Mut größeren Vögeln gegenüber jedermann anzieht. Wenn man es gewähren läßt, entschließt es sich auch zur Fortpflanzung, und man hat dann das Vergnügen, das Jugendleben der niedlichen Küchlein mit aller Bequemlichkeit beobachten zu können.

*

Die zweite, ebenfalls kosmopolitische Familie, die der **Kraniche (Gruidae)**, enthält drei Unterfamilien, die der echten Kraniche, der Riesenrallen und der Trompetervögel.

Als edelste Glieder der Familie haben wir die 19 Arten der echten Kraniche (Gruinae) anzusehen. Ihre Merkmale sind: verhältnismäßig langer, fast walzenförmiger, aber kräftiger, seitlich nicht zusammengedrückter Leib, langer, schmächtiger Hals, kleiner, schön

gestalteter Kopf, mittelmäßig starker, gerader, seitlich etwas zusammengedrückter, stumpfrückiger, spitziger Schnabel, der dem Kopfe an Länge gleichkommt oder ihn etwas übertrifft, an seiner Wurzelhälfte weich, an der Spitze jedoch hart ist, durchgängige Nasenlöcher, sehr lange, starke, weit über die Ferse nackte Beine und vierzehige Füße, deren kleine, kurze Hinterzehe sich so hoch einlenkt, daß sie beim Gehen den Boden nicht berührt, deren äußere und mittlere Vorderzehe durch eine dicke, bis zum ersten Gelenk reichende Spannhaut verbunden werden, und deren Krallen kurz, flach gebogen und stumpfkantig sind, große, lange, breite Flügel mit elf Handschwingen, von denen die dritte die längste, und deren letzte Oberarmfedern sich über alle übrigen verlängern, auch wohl sichelförmig gebogen sind, sich überhaupt durch eigentümliche Gestaltung auszeichnen; aus zwölf Federn gebildeter, ziemlich kurzer oder zugerundeter Schwanz und dicht anschließendes, derbes, jedoch reiches Kleingefieder, das oft einen Teil des Kopfes und des Halses freiläßt oder hier sich zu schönen Schmuckfedern umgestaltet, bei einzelnen Arten sich auch am Vorderhalse verlängert. Sie haben 19 oder 20 Halswirbel. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht merklich durch die Färbung, wohl aber durch die Größe; die Jungen legen nach der ersten Mauser ein den Alten ähnliches Kleid an, erhalten jedoch die Schmuckfedern in ihrer Vollendung erst später.


Luftröhre des Grauen Kranichs. Zeichnung nach der Natur von A. Reichert.

Höchst merkwürdig ist der Verlauf der Luftröhre. Bei manchen Arten, z. B. bei dem Jungfernkranich, dringt sie nur in den obern Teil des Brustbeins, bei anderen aber, z. B. beim gemeinen Grauen Kranich, ist dessen ganzer Kiel zur Aufnahme einer großen Schlinge ausgehöhlt. Daß die starke Stimme der Kranichvögel mit diesem Bau der Luftröhre in Verbindung steht, unterliegt keinem Zweifel. Nur bei den Kronenkranichen tritt die Luftröhre nicht in das Brustbein ein.

Die geographische Verbreitung der Kraniche bietet manches Eigentümliche. Jeder Erdteil beherbergt besondere Arten von ihnen, Asien die meisten. In Westindien und auf Madagaskar gibt es keine, in Japan aber fünf Arten, von denen eine nur hier vorkommt. Ausgedehnte Sümpfe und Moräste bilden ihre Wohnsitze; an bebautes Land grenzende scheinen bevorzugt zu werden, da die Vögel ebensogut im Sumpfe wie auf den Feldern Nahrung suchen. Ihre Tätigkeit währt vom frühen Morgen bis zum späten Abend; doch widmen sie nur wenige Morgenstunden dem Aufsuchen ihrer Nahrung, die übrige Zeit der Geselligkeit. Auf ihrem Zuge, der sie bis in die Wendekreisländer bringt, reisen sie fast ununterbrochen, bei Nacht wie bei Tage, legen deshalb auch ihre Wanderungen in überraschend kurzer Zeit zurück. Bemerkenswert ist es, daß beim amerikanischen Kranich die alten, weißen und die jungen, grauen gesondert ziehen.

Alle Kranicharten nehmen zwar gelegentlich auch Insekten und Würmer, einen kleinen Lurch oder ein Fischchen mit auf, plündern zuweilen ebenso ein Vogelnest, scheinen aber

doch tierische Nahrung nur als Näscherei zu betrachten. Körner verschiedener Art, besonders Getreide, außerdem Knospen, Blätterspitzen, Wurzeln oder Knollengewächse bilden ihre eigentliche Nahrung.

Beide Gatten brüten abwechselnd und atzen anfänglich die Jungen, die wahrscheinlich während der ersten Tage im Neste verweilen und dann erst ausgeführt werden.

Die Kraniche haben wenige Feinde. In ihrer Winterherberge werden einzelne, wie ich aus Erfahrung weiß, von Krokodilen weggeschnappt: andere Tiere, die ihnen gefährlich werden könnten, sind mir nicht bekannt. Der Mensch verfolgt sie hier und da ihres Fleisches wegen oder nimmt die Nestjungen aus, um sie groß zu ziehen. Sie gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft, treten mit ihrem Pfleger in ein inniges Freundschaftsverhältnis und erfreuen durch die Zierlichkeit ihrer Bewegungen, die Anmut ihres Wesens und ihre erstaunliche Klugheit. Es hält nicht schwer, sie an das Aus- und Einfliegen zu gewöhnen, ebensowenig sie in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen.

Der Graue Kranich, Grus grus *Linn.* (cinerea, communis), für uns das Urbild der Familie und der Vertreter einer gleichnamigen, sieben Arten umfassenden Gattung (Grus *Pall.*), ist aschgrau, in der Kehlgegend und auf dem Vorderscheitel schwarz, an den Halsseiten weißlich; die Schwungfedern sind schwarz. Die Iris ist braunrot, der Schnabel an der Wurzel rötlich, an der Spitze schwarzgrün, der Fuß schwärzlich. Die Länge beträgt 140, die Breite 240, die Flügellänge 65, die Schwanzlänge 21 cm.

Ein breiter Gürtel der Alten Welt, vom Osten Mittelsibiriens an bis nach Skandinavien und von der niedrigen Tundra an bis zur Breite Mitteleuropas, ist die Heimat des Grauen Kranichs; von hier aus wandert er durch China bis Siam und Indien oder bis Mittel- und Westafrika. In Deutschland liegen seine Brutplätze wohl nur östlich von der Elbe.

Unser deutscher Kranich, auf dessen Lebensschilderung ich mich beschränken muß, erscheint im Sudan scharenweise im Oktober und bezieht hier größere, über den Wasserspiegel hervorragende Sandbänke in den Strömen. In Indien trifft er zu derselben Zeit in großer Anzahl ein und bewohnt dann ähnliche Örtlichkeiten. Durch Deutschland sieht man ihn Anfang Oktober und Ende März regelmäßig in zahlreichen Gesellschaften, die in hoher Luft fliegen, die schon vom alten Cicero bemerkte Keilordnung streng einhalten und nur zuweilen, namentlich vor einem Gebirge, wie Bechstein beschreibt, kreisend in wirre Flüge sich auflösen, vielleicht auch hier und da auf den Boden herabkommen, nirgends aber längere Zeit verweilen. Diese Züge halten alljährlich eine gewisse Richtung, vor allem die bekannten Heerstraßen der Vögel, ein und lassen sich nur durch ungewöhnliche Erscheinungen, z. B. ein brennendes Dorf, ablenken. Vor dem Herbstzuge sammeln sie sich, wie die Störche, an bestimmten Örtlichkeiten, von denen sie sich eines Tages unter großem Geschrei erheben, und fliegen nun rastlos, Tag und Nacht reisend, ihrer Winterherberge zu. Hier angelangt, senken sie sich tief hinab, um nach einer ihren Anforderungen entsprechenden und von anderen Wanderzügen noch nicht besetzten Insel zu suchen. In der Fremde halten sie sich stets in großen Scharen zusammen und nehmen auch verwandte Arten, in Afrika die Jungfernkraniche, in Indien die Antigone-, in Südchina und Siam außer letzteren auch die Weißnacken- und Schneekraniche, unter sich auf. Mit ihnen fliegen sie gemeinsam jeden Morgen auf die Felder hinaus, um hier Nahrung zu suchen, kehren in den Vormittagsstunden zurück und verweilen nun Tag und Nacht auf den Inseln, zeitweilig sich mit verschiedenen



Grauer Kranich.

Spielen vergnügend und beständig ihr Gefieder putzend und ordnend, da die jetzt stattfindende Mauser derartige Sorgfalt nötig macht. Scharenweise brechen sie auch auf, und noch vereinigt kommen sie in der Heimat an; hier aber lösen sich die Heere allmählich in kleinere Trupps und diese in Paare auf, von denen sich jedes nun eine zur Fortpflanzung geeignete Örtlichkeit sucht. In Indien oder im Sudan ist der Kranich Strandvogel, im Norden Europas oder Asiens wird er zum vollendeten Sumpfvogel. Er bezieht hier die großen Brüche oder Sümpfe der Ebene und wählt in den Morästen die mit niedrigem Seggengrase oder Ried bewachsenen Stellen aus, die ihm aber unter allen Umständen weite Aussicht gestatten müssen. Sie werden zu seinem Brutgebiete, und von hier fliegt er hinaus auf die Felder, wo er während des Sommers seine Nahrung sucht. Brüche, Sümpfe oder Moräste, in denen viel Buschwerk oder hohes Röhricht wächst, liebt er nicht, es sei denn, daß ihre Ausdehnung die Annäherung eines Menschen erschwere und ihm die nötige Sicherheit verbürge. Nach Bechstein verblieben einige im Winter in Deutschland und selbst in Thüringen, wo es ihrer vor hundert Jahren noch genug gab, in sumpfigen, offenen Gegenden.

Jede Bewegung des Kranichs ist schön; mit leichten, zierlichen, aber doch abgemessenen Schritten, gewöhnlich ruhig und würdevoll, nur im Falle der Not eilend und rennend, geht er seines Weges dahin; ohne Mühe erhebt er sich nach einem oder nach zwei Sprüngen vom Boden, mit wenigen, weit ausholenden Schlägen der kräftigen Flügel gewinnt er die nötige Höhe und fliegt nunmehr, Hals und Beine gerade von sich gestreckt, stetig und ohne Eile zu verraten, aber doch schnell und fördernd dahin, mit Entschiedenheit einem bestimmten Ziele zustrebend. Aber derselbe Vogel ergötzt sich auch, wenn ihn die Laune anwandelt, durch lustige Sprünge, übermütige Gebärden, sonderbare Stellungen, Verbeugungen, Breiten der Flügel und förmliches Tanzen oder dreht sich fliegend in prachtvollem Reigen längere Zeit über einer Stelle. Wie im Übermut nimmt er Steinchen und Holzstückchen von der Erde auf, schleudert sie in die Luft, sucht sie wieder aufzufangen, bückt sich rasch nacheinander, lüftet die Flügel, tanzt, springt, rennt eilig hin und her, drückt durch die verschiedensten Gebärden eine unendliche Freudigkeit des Wesens aus: aber er bleibt immer anmutig, immer schön. Überraschend schnell lernt er die Verhältnisse kennen und richtet nach ihnen seine Lebensweise ein. Er ist nicht scheu, aber im allerhöchsten Grade vorsichtig und läßt sich deshalb sehr schwer überlisten. Der einzelne denkt stets an seine Sicherheit; eine Schar stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesamtheit obliegt; die beunruhigte Schar entsendet Späher und Kundschafter, bevor sie den Ort wieder besucht, an dem sie gestört wurde.

Auf Bäume pflegen sich die Kraniche nicht zu setzen; Pechuel-Loesche hat indessen schon einigemal einzelne und mehrere auf hohen, dürren Zacken von Waldbäumen stehen sehen. Im Notfalle schwimmen sie auch geschickt.

Eigentlich lernt man den Kranich während seines Freilebens nie vollständig kennen, muß ihn vielmehr zum Gesellschafter erworben haben, wenn man über ihn urteilen will. So vorsichtig er dem Menschen ausweicht, solange er frei ist, so innig schließt er sich ihm an, wenn er in dessen Gesellschaft kam. Mit Ausnahme der klügsten Papageien gibt es keinen Vogel weiter, der in gleicher Weise wie er mit dem Menschen verkehrt, jede menschliche Haltung verstehen und begreifen lernt und sich so gut, wie es ihm möglich ist, verständlich zu machen weiß. Leichter als jeder andere Vogel gewöhnt er sich an das Gehöft, an das Haus seines Pflegers, lernt hier jedes Zimmer, jeden Raum kennen, die Zeit abschätzen, die Verhältnisse würdigen, in denen andere Leute oder Tiere zum Gastfreunde stehen, bekundet

bewunderungswertes Verständnis für Ordnung, duldet auf dem Geflügelhofe keinen Streit, hütet, ohne dazu aufgefordert zu werden, gleich dem verständigsten Hunde das Vieh, straft durch scheltendes Geschrei oder empfindliche Schnabelhiebe. Er befreundet sich mit wohlwollenden Menschen und drängt sich in deren Gesellschaft, läßt sich aber nichts gefallen und trägt ungebührliche Beleidigungen monate-, ja jahrelang nach. In China und Japan wird nach Campbell der schöne Japanische Kranich, Grus japonensis *Müll.*, als Zier- und Schmuckvogel sehr geschätzt. Er wird besonders von Korea aus viel eingeführt.

Mit anderen Mitgliedern der Familie, auch wohl mit verwandten Vögeln, lebt der Kranich in gutem Einvernehmen; in ein Freundschaftsverhältnis tritt er aber nur mit ebenbürtigen Geschöpfen. Geselligkeit scheint ihm Bedürfnis zu sein; aber er wählt sich seine Gesellschaft. Dem Gatten gegenüber beweist er unwandelbare Treue; gegen seine Kinder bekundet er die wärmste Zärtlichkeit; gegen seine Art- und Familienverwandten legt er eine gewisse Hochachtung an den Tag. Demungeachtet kommt es vor, daß sich Kraniche in Sachen der Minne während des Zuges oder gelegentlich anderer Zusammenkünfte erzürnen und wütend bekämpfen. Man hat beobachtet, daß mehrere über einen herfielen und ihm durch Schnabelhiebe so zusetzten, daß er zur Weiterreise unfähig ward, ja, man will gesehen haben, daß solche Missetäter wirklich umgebracht wurden; wir haben außerdem in Tiergärten mehr als einmal erfahren, daß verschiedenartige Kraniche sich mit bitterem Haß befehdeten, und daß einer den andern tötete. Doch gehören solche Vorkommnisse zu den Ausnahmen. Die Stimme der Kraniche ist sehr laut, gewöhnlich ein schmetterndes, bald jauchzend, bald schnarrend ausgestoßenes „Gru", „Kurr" oder „Kürr"; im Sumpfe oder auf Lichtungen im Walde hört man sie auch Laute von sich geben, die den Uneingeweihten erschrecken können, weil sie manchmal täuschend einem entsetzten Hilfegeschrei gleichen.

Unser Kranich frißt Getreide und Saat, Grasspitzen und Feldpflanzen, sehr gern Erbsen, nimmt auch einzelne Früchte auf oder erbeutet Würmer und Insekten, besonders Käfer, Heuschrecken, Grillen und Libellen, fängt auch ab und zu einen Taufrosch oder einen andern Lurch. Die erwähnten Scharen, die im Sudan überwintern, fliegen kurz vor Sonnenaufgang in die Durrafelder der Steppe hinaus, füllen Magen und Speiseröhre bis zum Schlunde mit Körnern an, kehren zum Strome zurück, trinken und verdauen nun die eingenommene Nahrung im Laufe des Tages. Der niedrigsten Schätzung nach verbrauchen die am Weißen und Blauen Nil überwinternden Kraniche gegen 100000 Hektoliter Getreide. Dieser Verbrauch fällt dort keineswegs ins Gewicht, und wohl niemand mißgönnt den Vögeln das Futter; anders dagegen ist es in dem dichtbevölkerten Indien, wo das gereifte Korn höheren Wert hat: hier werden die überwinternden Kraniche mit vollem Rechte als sehr schädliche Vögel betrachtet und demgemäß mit scheelen Augen angesehen, auch nach Kräften verfolgt und vertrieben. Auch in Deutschland wurde der Kranich früher unter die sehr schädlichen Vögel gerechnet, da er auf den Feldern namentlich viel mehr zertrat als fraß, und es wurde stellenweise Schußgeld für ihn bezahlt; gleichwohl hatte noch zu Bechsteins Zeiten der gemeine Mann eine gewisse Ehrfurcht vor dem Kranich und hielt jeden, der einen tötete, für einen Frevler.

In der Gefangenschaft gewöhnt sich der Kranich an die verschiedenartigste Nahrung und läßt sich mit dem einfachsten Körnerfutter jahrelang erhalten. Er zieht Erbsen und Bohnen dem Getreide vor, sieht im Brot einen Leckerbissen, nimmt aber auch gern gekochte Kartoffeln oder klein geschnittene Rüben, Kohl, Obst und dergleichen an, verschmäht ein Stückchen frisches Fleisch keineswegs, läßt auch keine Gelegenheit vorübergehen, Mäuse und Insekten zu fangen.

Sofort nach seiner Ankunft in der Heimat nimmt das Kranichpaar Besitz von dem Sumpfe, in dem es zu brüten gedenkt, und duldet innerhalb eines gewissen Umkreises kein zweites Paar, obwohl es jeden vorüberreisenden Zug mit lautem Rufen begrüßt. Erst wenn die Sümpfe grüner werden und das Laub der Gebüsche ausschlägt, beginnt es mit dem Nestbau, trägt auf einer kleinen Insel oder Seggenkufe, einem niedergetretenen Busch oder einem andern erhabenen Ort dürre Reiser zusammen und schichtet auf ihnen bald mehr, bald weniger trockne Halme und Rohrblätter, Schilf, Binsen und Gras zusammen, ohne sich dabei sonderliche Mühe zu geben. Auf die seicht vertiefte Mitte dieses Baues legt das Weibchen seine zwei großen und gestreckten, durchschnittlich 96,2 mm langen, 61,2 mm dicken, starkschaligen, grobkörnigen und fast glanzlosen Eier (Eiertafel II, 1), deren Grundfarbe bald graugrün, bald bräunlich ist, und deren Zeichnung aus grauen und rotgrauen Unterflecken, rotbraunen und dunkelbraunen Oberflecken, Tüpfeln und Schnörkeln besteht, aber vielfach abändert. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und verteidigen gemeinschaftlich die Brut gegen einen nahenden Feind, falls der gerade nicht brütende, aber die Wache haltende allein nicht fertig werden sollte. An gefangenen Kranichen, die brüten, kann man beobachten, daß der Wächter mit Wut auf jedes Tier stürzt, das sich dem Neste nähert, und sogar den Menschen rücksichtslos angreift, an dessen Anblick er doch gewöhnt ist; die frei lebenden hingegen fliehen letzteren, ihren schlimmsten Feind, auch während sie brüten, ängstlich. Ihr Nest verraten sie nie, betätigen im Gegenteil bewunderungswürdige Geschicklichkeit, sich während der Brutzeit dem Auge des Beobachters zu entziehen.

„Der auffallende, große Vogel", sagt Naumann, „läßt den Beobachter nur ahnen, in dem Sumpfe müsse er irgendwo sein Nest haben; aber die Stelle selbst weiß er jenem dadurch stets zu verbergen, daß er sich von weitem her jederzeit nur zu Fuße in gebückter Stellung und unter dem Schutze hoher Pflanzen und des Gebüsches nähert, daß der auf dem Neste sitzende bei annähernder Störung sich ebenso versteckt davonschleicht und weit vom Neste aus dem freien Sumpfe erst auffliegt und sichtbar wird, oder auch wohl, wenn ihm der Lärm nicht gar zu nahe kommt, gar nicht herausfliegt." Gleichzeitig gebraucht der Kranich noch ein anderes Mittel, um sich unkenntlich zu machen. „Eines Tages", erzählt E. v. Homeyer, „lag ich in sicherem Versteck neben einem Moor, in dem ein Kranichpaar seinen Stand hatte, und beobachtete die beiden klugen Vögel und ihre anmutigen Bewegungen, als das Weibchen, sich ganz unbeachtet wähnend, die doppelte Scheu des Vogels und des Weibes beseitigend, begann, seine Putzkünste zu entwickeln. Es nahm von der Moorerde in den Schnabel und salbte damit den Rücken und die Flügeldecken, so daß diese Teile das schöne Aschgraublau verloren und ein düsteres erdgraubraunes Ansehen erhielten. Der Wissenschaft zuliebe erlegte ich das schöne Tier und fand das Gefieder des Oberkörpers gänzlich von dem Farbstoffe durchdrungen, so daß ich außerstande war, ihn bei der sorgfältigsten Waschung wieder zu entfernen; so fest, vielleicht durch den Einfluß des Speichels, hatte er sich mit dem Gefieder vereinigt." „Hiermit", fügt Homeyer später hinzu, „war in einem Augenblick erklärt, wonach ich jahrelang getrachtet: die eigentümliche Färbung des Kranichs während der Brutzeit. Nur während dieser nimmt der Vogel diese Umfärbung vor; denn späterhin ausfallende und nachwachsende Federn behalten ihre natürliche Färbung." Diese Beobachtungen E. v. Homeyers wurden durch chemische Untersuchungen, die Mewes anstellte, durchaus bestätigt.

Wie lange die Brutzeit dauert, weiß ich nicht; nach Bechstein währt sie vier Wochen. Besser sind wir über das Jugendleben der ausgeschlüpften Kraniche unterrichtet. Der junge

Kranich ist mit bräunlichgrauen Dunen bekleidet und auffallend kurzschnäbelig, bleibt zunächst ein paar Tage im Nest, dann geraume Zeit der größern Sicherheit wegen in dessen unmittelbarer sumpfigen Umgebung und muß erst einen gewissen Grad von Selbständigkeit erreicht haben, bevor ihn die Alten auf trocknes Land führen. Sehr junge Kraniche, die ich erhielt, pickten ohne weiteres das ihnen vorgehaltene Futter aus der Hand und benahmen sich so geschickt und selbständig, daß ich sie unbedingt für entschiedene Nestflüchter halten muß. Trotz ihrer dicken Beine laufen sie sehr gut und wissen sich in dem dichten Riede oder Binsicht vortrefflich zu verbergen. Die Alten verraten sich nicht, beschäftigen sich nur, wenn sie sich ganz unbeachtet glauben, mit ihnen und führen sie, falls sie Gefahr befürchten, oft weit weg, z. B. auf Felder hinaus, um sie hier im Getreide zu verstecken.

Alte Kraniche werden nur von einem früher vorbereiteten, den Vögeln also nicht mehr auffallenden Versteck aus mit einiger Sicherheit erlegt, im übrigen bloß durch Zufall erbeutet, vorausgesetzt, daß nicht besondere Umstände, wie drückende Hungersnot, sie das ihnen sonst eigne Wesen vergessen lassen. In Asien beizt man die dortigen Arten mit Falken und verfolgt sie auch in anderer Weise eifrig, um ihre Federn zu verwenden. Auch in Deutschland wurden sie früher eifrig gebeizt, indem man mehrere Falken auf einen fliegen ließ. Auch fing man sie mit Schlingen und mit innen mit Vogelleim bestrichenen und Erbsen als Köder enthaltenden Papiertüten, die den Vögeln wie eine Maske am Gesicht hängen blieben, wenn sie die Erbsen fressen wollten. Das Fleisch schätzte man in früheren Zeiten sehr hoch: Kranichwildbret durfte bei großen Gastmählern auf den Tafeln der reichen Jagdherren nicht fehlen. Übrigens schmeckt ein junger Kranich gebraten durchaus nicht übel; alte kann man als ungenießbar bezeichnen.

Durch nackte Wangen unterscheidet sich von der Gattung Grus der prachtvolle ostasiatische Mönchs- oder Schneekranich, Sarcogeranus leucogeranus *Pall.* (Grus), der einigemal auch in Europa erlegt wurde. Er ist bis auf die schwarzen Steuerfedern blendend weiß, der nackte Kopf blutrot, die Iris hellgelb, der Schnabel blaßrot, der Fuß hell karminrot. Seine Länge beträgt etwa 120 cm, die Breite das Doppelte.

Auch den Antigonekranich, Antigone antigone *Linn.* (Grus, collaris), aus Transbaikalien zählt man unter den europäischen Vögeln auf, da er in den südrussischen Steppen erlegt wurde. Bei ihm sind die ganzen Kopfseiten nackt, mit Ausnahme der Ohrdecken. Sein Gefieder ist mit Ausnahme der dunkelfarbenen Schwingen und Schwanzfedern fast gleichmäßig bräunlich aschgrau, das Auge orangerot, der Schnabel grün an der Wurzel, bräunlich schwarz an der Spitze, der Fuß blaß rosenrot. Die Länge beträgt 136, die Breite 240, die Flügellänge 66, die Schwanzlänge 23 cm. In Indien genießt er, nach Hume, eine gewisse Verehrung, und die Eingeborenen sehen es sehr ungern, daß man einen schießt, halten es aber immerhin für eine kleinere Sünde, ein Pärchen zu töten, als nur ein Tier davon, denn sollte nur eins getötet werden, so jammere der überlebende Partner und begehe schließlich Selbstmord, indem er sich den Kopf auf dem Boden zerstoße.

Beim Paradieskranich, Tetrapteryx paradisea *Licht.* (Taf. „Kranichvögel I", 3 bei S. 171), ist der merkwürdig dicke, aber keineswegs unschöne Kopf völlig mit Federn bedeckt, die Armschwingen, besonders die innersten, sind enorm verlängert, die Federn des Vorderhalses lang und lanzettförmig, wie bei Reihern. Ein zartes Grau, das am Oberkopf heller wird, ist die Farbe des anmutigen Vogels. Er bewohnt Südafrika.

Der in den mittelasiatischen Steppen heimische, bis Südindien, Mittel- und Südafrika wandernde, ungemein zierliche Jungfernkranich, Anthropoides virgo *Linn.* (Taf. „Kranichvögel I", 4 bei S. 171), brütet zahlreich in der Dobrudscha, an der Wolga und, nach Irby, auch in Südspanien bei Casa Vieja. Er unterscheidet sich von seinen beschriebenen Verwandten durch den kurzen, runden Schnabel, den ganz befiederten, hinten mit zwei langen seidigen Federschöpfen gezierten Kopf, das verlängerte Gefieder des



Jungfernkranich, Anthropoides virgo *Linn.* 1/6 natürlicher Größe.

Unterhalses und die nicht zerschlissenen und aufgekrempten, sondern nur verlängerten, aber die anderen weit überragenden Oberflügeldeckfedern. Das zarte Gefieder ist licht bleigrau, der Vorderhals und sein herabwallender Schmuck tief schwarz, die Kopfzierde rein weiß; die Schwingen sind grauschwarz. Die Iris ist hoch karminrot, der Schnabel an der Wurzel schmutzig grün, gegen die Spitze hin hornfarben, an ihr blaßrot, der Fuß schwarz. Dem jungen Vogel fehlen die Schmuckfedern am Kopfe und Unterhalse. Die Länge beträgt 85, die Breite 166, die Flügellänge 45, die Schwanzlänge 16 cm.

Den Pfauen- oder Kronenkranich, Balearica pavonina *Linn.*, kennzeichnen kräftiger Leib, mittellanger Hals, großer Kopf, mittellanger, kräftiger, längs dem Firste

sanft gerundeter Schnabel mit schiefgestellten, nach vorn verschobenen Nasenlöchern, langläufige und langzehige, ziemlich stark bekrallte Füße, sehr breit zugerundete Flügel, in denen die vierte Schwungfeder die längste ist, kurzer, gerade abgeschnittener Schwanz und reichhaltiges Gefieder, das auf dem Vorderscheitel einen samtartigen Busch bildet, sich am Hinterkopf zu borstenartigen, von der Wurzel an schraubenförmig gewundenen, nach oben strahlig sich ausbreitenden Gebilden umwandelt, am Halse und auf der Vorderbrust sich verlängert, auf den Flügeldecken sich zerschleißt und die dickwulstigen Wangen sowie die Kehle unbekleidet läßt. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig durch die Größe, die Jungen durch die unreinen, jedoch im wesentlichen gleichartigen Farben. Das Gefieder ist schwarz, die Krone goldgelb und schwarz gemischt; die Flügeldeckfedern sind rein weiß, die Oberarmschwingen rostbraun, nur die letzten goldgelb. Die Iris ist weiß, die Wange oben licht fleischfarben, unten hochrot, der Schnabel schwarz, an der Spitze weißlich, der Fuß schwarzgrau. Die Länge beträgt 99, die Breite 188, die Flügellänge 51, die Schwanzlänge 22 cm. Die Heimat des Vogels ist das westliche, zentrale und nordöstliche Afrika. In Südafrika lebt eine zweite Art: Balearica regulorum *Benn.* (Taf. „Kranichvögel II", 2 bei S. 196), mit lichterem Hals und einem roten Kehllappen, im Osten eine dritte: Balearica gibbericeps *Reichen.* (s. Farbentafel), bei der der nackte Wangenteil mit einem dreieckigen Höcker in die samtige Befiederung des Oberkopfes eindringt.

Der Pfauenkranich bewohnt nach meinen Beobachtungen paar- oder gesellschaftsweise die mit Gebüsch bedeckten flachen Ufer der Ströme oder die dünner bestandenen Waldungen, kommt aber täglich auf die Strominseln, um hier zu trinken und zu tanzen. Während der Regenzeit begegnet man ihm paarweise, sonst in Gesellschaften, die zuweilen mehr als 100 Stück zählen. Diese Schwärme gesellen sich auch wohl zu den im Sudan überwinternden Scharen unsers deutschen Kranichs und des Jungfernkranichs, treten aber nie in engere Verbindung mit ihnen und scheinen von diesen Verwandten zwar geduldet, kaum aber gern gesehen zu werden.

Der Pfauenkranich geht aufrecht; der Rücken wird dabei wenig gekrümmt, die Krone aufgerichtet. In der Regel bewegt er sich langsam; geängstigt aber kann er, wie mich flügellahm geschossene belehrten, so schnell laufen, daß ein erwachsener Mensch sich sehr anstrengen muß, wenn er ihn einholen will. Vor dem Aufstehen rennt er mit geöffneten Flügeln ein Stück auf dem Boden dahin und erhebt sich erst dann in die Luft. Sein Flug ist langsam; die Flügel werden in gemessenen Schlägen bewegt; der Hals wird dabei weit vorgestreckt, die Krone nach hinten zurückgelegt. Aber gerade der fliegende Pfauenkranich zeigt sich in seiner vollen Pracht, weil die beiden Hauptfarben, Schwarz und Weiß, jetzt zur Geltung kommen. Wer ihn einmal sah, kann ihn mit keinem andern Sumpfvogel verwechseln. Auch der laufende Pfauenkranich ist eine anziehende Erscheinung, namentlich wenn er sich auf einer grünen Fläche oder zwischen grünem Gebüsch bewegt. Höchst eigentümlich sind die tanzartigen Bewegungen, die er bei jeder Erregung zum besten gibt. Pfauenkraniche, die auf einer Sandfläche stehen, beginnen zu tanzen, so oft eine ungewöhnliche Erscheinung sie beschäftigt, so oft einer zu dem großen Haufen stößt usw. Der Tänzer springt in die Höhe, nicht selten meterhoch vom Boden auf, breitet dabei die Flügel ein wenig und setzt die Füße tanzend nieder, nicht immer beide gleichzeitig, sondern zuweilen einen um den andern. Ob beide Geschlechter tanzen, weiß ich nicht, glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß nur das Männchen sich in dieser Weise belustigt. Die Stimme ist ein lauter Ruf, der durch den arabischen Namen des Vogels, „Kharnuk", ein Klangbild des Geschreies, ziemlich richtig



Kronenkranich.

wiedergegeben wird; man vernimmt sie im Walde auf eine Entfernung von 2 km. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Sämereien, während der Reife des Getreides nur aus Durra, sonst aus verschiedenen Körnern, besonders aus den Samen einiger Grasarten; nebenbei nimmt der Vogel Baumknospen, Grasspitzen, Früchte und Insekten, ausnahmsweise vielleicht auch Weichtiere und kleine Fischchen zu sich.

Das tägliche Leben des Pfauenkranichs ist sehr geregelt. Von dem Schlafplatze aus zieht er mit Sonnenaufgang in die Steppe hinaus, verweilt hier, Futter suchend, ungefähr zwei Stunden, erscheint sodann auf den Sandbänken im Strome, trinkt, putzt sich das Gefieder und vergnügt sich in der angegebenen Weise. Zuweilen wird in den Nachmittagsstunden ein kurzer Ausflug gemacht; in der Regel jedoch genügt die Morgenmahlzeit für den ganzen Tag. Gegen Abend teilen sich die Herden in kleinere Trupps, und diese fliegen nun gemeinschaftlichen Schlafplätzen zu. Am Blauen Nil belehrten mich die Pfauenkraniche, daß sie nur im Walde übernachten. Diese Wahrnehmung, die ich später wiederholt machte, bestimmte mich zu glauben, daß die Pfauenkraniche auch auf Bäumen, und nicht auf dem Boden nisten. Über die Fortpflanzung selbst habe ich eigne Beobachtungen leider nicht sammeln können. Nach Rey weichen die Eier der Pfauenkraniche sehr stark von denen der eigentlichen Kraniche ab. Ihre Grundfarbe ist hell grünlichblau, von einem weißen Kalküberzuge verschleiert; die Eier der südafrikanischen Art (Balearica regulorum) messen durchschnittlich 82,5 × 57,6 mm.

Schon seit längerer Zeit wird der schöne und auffallende Vogel von den Westafrikanern gezähmt und demgemäß auch oft nach Europa gebracht. Mein Bruder Reinhold sah ihn in Lissabon als halbes Haustier, wie es schien, ohne alle Aufsicht in den Promenaden und Straßen der Stadt frei umherlaufen.

Alle gefangenen Pfauenkraniche, die zu uns gelangen, werden jung aufgezogen, obgleich es vielleicht nicht allzu schwer sein dürfte, auch alte auf den gewöhnlichen Schlafplätzen zu berücken. Die Jagd ist ziemlich schwierig, weil der Pfauenkranich überall sehr scheu ist. Er weicht dem Reiter oder einem Schiffe vorsichtig aus, sieht überhaupt in allem Ungewohnten Gefahr. Wir mußten uns entschließen, Erdhütten zu bauen, um uns der Pfauenkraniche zu bemächtigen; diese Hütten aber erwiesen sich ihnen gegenüber immer nur wenige Tage als brauchbar, weil alle Gesellschaften, aus deren Mitte ein oder zwei Stück gefallen waren, fortan die betreffende Insel mit den Hütten sehr sorgsam mieden. Ergiebig war der Anstand unter den Schlafplätzen; aber das Anstehen in Afrika hat Schattenseiten, an die man, ohne sie kennen gelernt zu haben, nicht denkt.

*

Nur eine einzige Gattung (Aramus *Vieill.*) mit zwei Arten enthält die auf Süd- und Zentralamerika beschränkte Unterfamilie der Riesenrallen (Araminae). Ihr Skelettbau gleicht dem der echten Kraniche, nur sind 17 Halswirbel vorhanden. In äußerem Ansehen, Flug und Lebensweise aber sind sie den Rallen ähnlich. Der Schnabel ist lang und schlank, leicht gebogen, oben und unten mit tiefen Längsfurchen, der Lauf so lang wie die Mittelzehen. Ihr durchdringendes Geschrei hat das Volk veranlaßt, ihnen Namen wie „Jammervogel" und „Verrückte Witwe" beizulegen.

Die Brasilische Riesenralle, Aramus scolopaceus *Gmel.*, ist dunkel schokoladenbraun, am Rücken und an den Flügeln olivengrün oder kupferig schimmernd. Gesicht

und Kehle sind weißlich, der Hals weiß gefleckt. Der Schnabel ist am Grunde blaßgelb, an den Seiten schwärzlich, in der Mitte graugrün, oben dunkelgrün. Die Füße sind dunkel schwarzgrau, die Iris braun. Das auf dem Boden stehende Nest enthält 10—12 Eier, die denen der Rallen ähnlich sind. Die Gesamtlänge beträgt etwa 60 cm. Brasilien, Guayana und Venezuela sind ihre Heimat.

*

Die gleichfalls auf das tropische Amerika beschränkte dritte Unterfamilie, die der Trompetervögel (Psophiinae), enthält nur die Gattung Psophia *Linn.* mit sieben Arten. Ihr Leib ist kräftig, der Hals mittellang, der Kopf mäßig groß, der Schnabel kurz gewölbt, auf dem First gebogen, an der Spitze herabgekrümmt, seitlich etwas zusammengedrückt, mit durchgängigen Nasenlöchern, der Fuß hoch, langläufig und kurzzehig, mit gebogenen, scharf zugespitzten Krallen bewehrt, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, der Flügel, unter dessen zehn Handschwingen die vierte die längste ist, kurz und gewölbt, der Schwanz kurz und schwachfederig, das Kleid im übrigen sehr großfederig, an Kopf und Hals samtig, auf der Unterseite dunig. Es sind 17 oder 18 Halswirbel vorhanden.

Beim Agami, Psophia crepitans *Linn.*, sind Kopf, Hals, Oberrücken, Flügel, Unterbrust, Bauch und Steiß schwarz, die Federn am Bug purpurschwarz, blau oder grünlich schillernd, die Achselfedern in der Jugend olivenbraun, im Alter blei- oder silbergrau, Unterhals und Oberbrust stahlblau, erzfarben schillernd. Die Iris ist rotbraun, der nackte Augenring fleischfarben, der Schnabel grünlichweiß, der Fuß gelblich fleischfarben. Die Länge beträgt 52, die Flügellänge 29, die Schwanzlänge 3 cm.

Südamerika nördlich des Amazonenstromes ist die Heimat des Agami, den südlich des Stromes Verwandte vertreten. Er lebt nur im Walde, hier aber überall, laut Schomburgk, in Scharen von 100—200 Stück. Diese Herden schreiten, solange sie nicht gestört werden, langsam und würdevoll einher und vergnügen sich durch lustige und lächerliche Sprünge, können aber sehr schnell laufen. „Ihre Flugkraft", sagt Schomburgk, „ist so schwach, daß, wenn die Herden einen irgend bedeutenden Fluß überfliegen, gewöhnlich mehrere das jenseitige Ufer gar nicht erreichen können und in den Strom fallen, sich dann aber durch Schwimmen retten." Erschreckt, lassen sie zuerst einen scharfen, wilden Schrei und dann ein dumpfes, trommelndes Geräusch hören, das mit geschlossenem Schnabel hervorgebracht wird, eine Minute lang fortdauert, mehr und mehr sich abschwächt und deshalb aus immer weiterer Entfernung herzutönen scheint, aber nicht unangenehm klingt; hierauf folgt eine Pause von wenigen Minuten und dann von neuem das Schreien und Bauchreden. Nach eignen Wahrnehmungen klingen die lauten, langgezogenen Töne wie „zeterret burretetet turrrre" und werden beim Einatmen hervorgebracht; unmittelbar darauf folgen dann ungemein tiefe, unbeschreibliche Brummlaute. Mit Recht schreibt man die absonderliche Stimme der eigenartigen Bildung der Luftröhre zu. „Die an ihrer obern Hälfte einem Schwanenkiel gleiche Luftröhre", sagt Pöppig, „verengert sich, sobald sie in den Brustkasten eintritt, und steht nach beiden Seiten mit zwei häutigen, halbkugeligen Säcken in Verbindung, von denen der rechte, größere in drei oder vier Kammern zerteilt erscheint. Mittels der Muskeltätigkeit des Brustkastens wird die Luft durch enge Öffnungen in jene zusammengesetzten Säcke gezwängt und bringt bei dem Durchgange das erwähnte sonderbare Geräusch hervor." Bei

jeder Erregung schnellt der Agami außerdem seine Flügel vor, um sie sodann schirmförmig auszubreiten. Dies geschieht oft fünf- bis sechsmal nacheinander.

Früchte, Körner und Insekten bilden die Nahrung. Die Jungen bevorzugen Insekten und Würmer; die Alten gewöhnen sich an Getreide aller Art und Brot.

Rey sagt von ihm: „Obgleich der Agami besonders zwischen Britisch-Guayana und dem Rio Negro ziemlich häufig ist, fehlen uns eingehende Beobachtungen über seine Fortpflanzung so gut wie gänzlich. Ältere Angaben, nach denen der Vogel an der Erde nisten und blaue Eier legen soll, haben sich als irrig und auf einer Verwechselung mit einer



Agami, *Psophia crepitans Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

Crypturus-Art beruhend erwiesen. 1897 fand C. A. Lloyd (Ibis 1898) die Eier in der Höhlung einer Astgabel 20 englische Fuß über dem Boden. Kuschel beschreibt die echten Eier als kurz-oval, gleichmäßig abgerundet, ziemlich rauh und ohne Glanz. Ihre Farbe ist schmutzigweiß oder gelblichweiß und ihre Größe 60—64×42—46 mm."

Man findet den Agami, laut Schomburgk, in allen Indianerniederlassungen in einem Zustande vollkommener Freiheit, gewöhnlich als Wächter und Beherrscher des übrigen Geflügels. Er lernt die Leute, die sich mit ihm abgeben, kennen und lieben, gehorcht der Stimme seines Herrn, folgt ihm wie ein Hund, geht vor ihm her oder umtanzt ihn in erheiternden Sprüngen, zeigt lebhafte Freude, wenn der Gebieter nach längerer Abwesenheit wieder zurückkommt, und ist eifersüchtig auf andere Tiere, die gleich ihm der Liebe des Herrn teilhaftig werden. Ein gefangener Agami des Akklimatationsgartens in Paris führte eine Schar Hühner, als ob er deren Herr wäre, rief sie herbei und gluckste. Einzelne sollen, wie Kraniche, selbst Schafherden auf der Weide bewachen. In den Straßen der Ortschaften von

Guayana sieht man oft welche frei umherlaufen; denn sie finden sich regelmäßig wieder ein, auch wenn sie sich weit vom Hause entfernen. Nach Goodfellow sind sie sehr große Lieblinge der Indianer am Napo, die sie häufig auf ihre Jagdausflüge begleiten. Ihr Fleisch ist hart und geschmacklos. Nach Schomburgk pflanzen sie sich in der Gefangenschaft zuweilen fort.

*

Die Familie der **Schlangenstörche (Dicholophidae)** umfaßt nur zwei das Festland von Südamerika bewohnende Arten, die man neuerdings in zwei getrennten Gattungen, Cariama *Briss.* und Chunga *Burm.*, unterbringt. Die höchst eigentümlich gestalteten Vögel erinnern in vieler Hinsicht an den Kranichgeier und sind von Sundeval mit ihm in einer Familie vereinigt worden. Der Leib der Schlangenstörche ist schlank, der Hals lang, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel etwas kürzer als der Kopf, schlank, gestreckt, mäßig zusammengedrückt, an seinem Wurzelteile gerade, am Vorderteile oder gegen die Spitze hin gebogen und hakig, einem gestreckten Raubvogelschnabel nicht unähnlich, der Fuß sehr hoch, weit über die Ferse hinauf unbefiedert, langläufig und kurzzehig, besonders ausgezeichnet noch durch die dicken, stark gekrümmten und zugespitzten Krallen, der Flügel kurz, aber hart und kräftig, unter seinen Schwungfedern die vierte und fünfte die längste, das Armgefieder so verlängert, daß es den ruhenden Flügel von oben bedeckt, der aus zehn Federn bestehende Schwanz lang und stark abgerundet, das Gefieder des Kopfes lang, schmal zugespitzt und weich, das der Stirn vom Schnabelgrunde an zu einem aufrechtstehenden Schopfe verlängert, das des Bauches und am Steiß weich und dunig, das die Nasengrube und den Mundrand umgebende borstig; ein Zügelfleck bleibt unbefiedert. Der innere Bau ähnelt dem der Kraniche, in gewisser Hinsicht aber auch dem der Rallen. Das Brustbein trägt einen hohen Kiel; die Zunge ist halb so lang wie der Unterkiefer, flach, glatt, ganzrandig, ihre Spitze eine glatte, dünne Hornplatte.

Das Gefieder der Seriema, Cariama cristata *Linn.* (Dicholophus; Abb., S. 198), ist grau, jede Feder mit feineren, helleren und dunkleren, quer stehenden Zickzackwellenlinien gezeichnet, die auf der Vorderbrust die Schaftgegend frei und daher einen Schaftstreifen hervortreten lassen; die des Unterbauches haben keine Zeichnung; die verlängerten des Kopfes und Halses sind schwarzbraun, die Schwungfedern braun, an der Innenfahne abwechselnd weißlich quer gebändert, die der Hand auch weiß an der Spitze, die beiden mittleren Schwanzfedern einfarbig graubraun, die übrigen auf der Mitte schwarzbraun, an der Wurzel und am Ende weiß. Die Iris ist hell schwefelgelb, der Zügel gräulich fleischfarben, der nackte Augenring bläulich, der Schnabel korallenrot, der Fuß vorn rötlichbraun, seitlich ziegelrot. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch das kürzere Nackengefieder und den gelbgrauen Grundton seiner Färbung. Das Junge ähnelt dem Weibchen in allen wesentlichen Punkten. Die Länge beträgt 82, die Flügellänge 37, die Schwanzlänge 31 cm.

Ähnlich, aber erheblich kleiner ist die argentinische Tschunja, Chunga burmeisteri *Hrtl.* (Taf. „Kranichvögel II", 1). Sie ist gleichmäßiger aschgrau gefärbt, der Schnabel ist schwarz, die Beine braun, die verlängerten Stirnfedern sind nur ein Drittel so lang als bei der Seriema.

Über die Lebensweise der Seriema haben uns der Prinz von Wied und Burmeister sehr ausführlich unterrichtet, und ihre Mitteilungen sind später durch A. v. Homeyer, der



1. Tschunja, Chunga burmeisteri *Hrtl.*
$^{1}/_{10}$ nat. Gr., s. S. 196. — W. S. Berridge, F. Z. S. - London phot.



2. Balearica regulorum *Benn.*
$^{1}/_{10}$ nat. Gr., s. S. 192. — The Scholastic Photographic Co. - London phot.



3. Kagu, Rhinochetus jubatus *J. Verr. et Des Murs*, mit aufgerichteter Haube.
$^1/_8$ nat. Gr., s. S. 212. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.



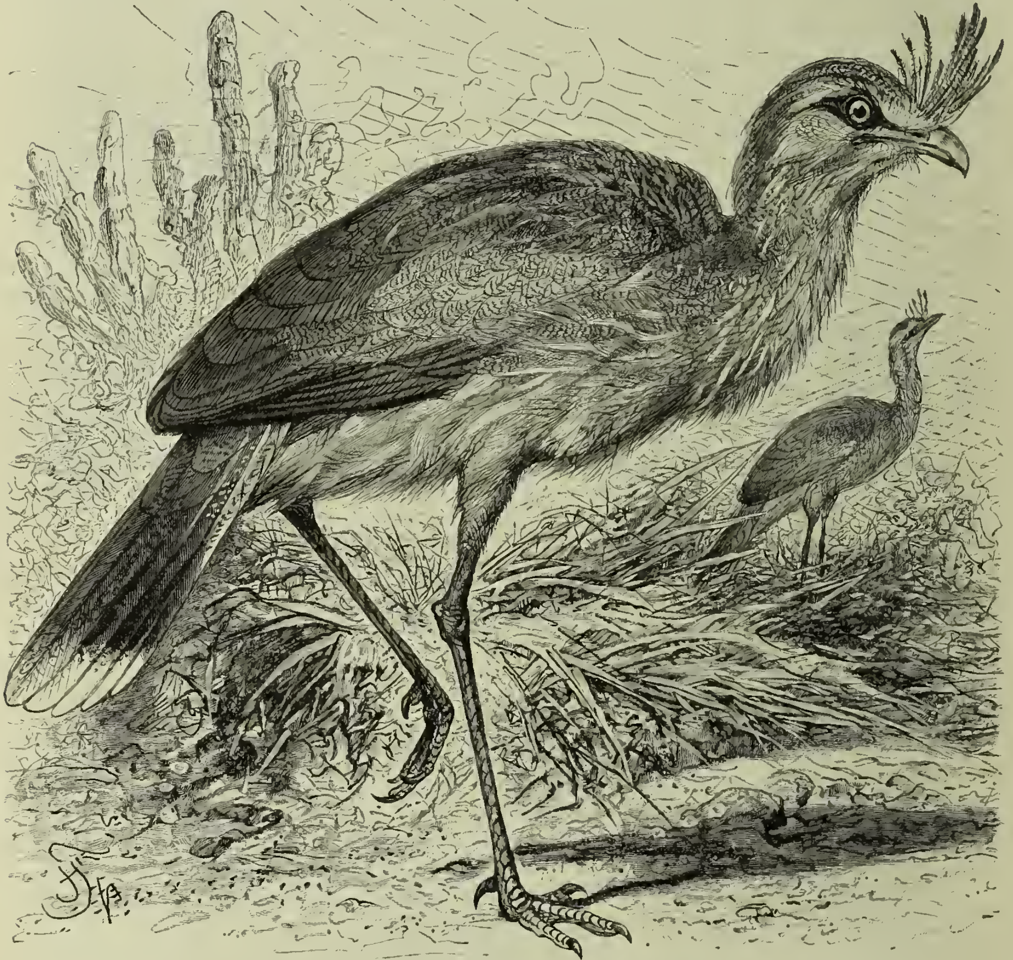
4. Sonnenralle, Eurypyga helias *Pall.*
$^1/_5$ nat. Gr., s. S. 211. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.

einen gefangenen Vogel beobachten konnte, wesentlich bereichert worden, so daß wir uns gegenwärtig einer genügenden Kenntnis des sonderbaren und vielen Forschern rätselhaft erscheinenden Geschöpfes rühmen dürfen. Die Seriema ist über einen großen Teil Südamerikas verbreitet und lebt in den großen, offenen Triften des innern Brasilien, wo sanfte, mit Gras bewachsene Höhen oder Ebenen mit einzelnen Gesträuchen abwechseln. Man beobachtet sie paar- oder nach der Brutzeit familienweise zu drei oder vier zusammen, bekommt sie aber nur da zu sehen, wo sie sich nicht im Grase verstecken kann. Ihre Färbung kommt ihr, laut Burmeister, in den dürren Steppen sehr zustatten. Sie duckt sich, wenn sie Geräusch hört, hebt nur dann und wann den Kopf ein wenig und läuft hierauf rasch zwischen den Halmen fort, ohne sich zu zeigen. Auch die Tschunja läßt sich öfter hören als sehen; doch gelang es Burmeister, ihrer zweimal ansichtig zu werden. Der Prinz von Wied sagt, daß der Lauf dem eines Truthahns ähnele; Burmeister fügt dem hinzu, daß sie schneller dahinrenne, als ein Pferd zu traben vermöge, und nur im Galopp eingeholt werden könne. A. v. Homeyer bemerkt, daß der laufende Vogel sich vorn sehr überbiegt, und daß der Leib wie der zusammengelegte Schwanz eine wagerechte Haltung annehmen. Die Flügel werden dabei dicht angelegt, nicht gelockert. In der Ruhe ist der Hals eingezogen, der Vorderteil des Leibes erhoben und der Schwanz geneigt. Während des Tages sieht man die Seriema selten ruhig; sie steht, geht oder läuft beständig umher und gibt sich niemals Träumereien hin, wie der Kranich es oft tut. Die Brasilianer erzählten dem Prinzen von Wied, daß man die Vögel zuweilen auch auf der Spitze eines Strauches oder eines mäßig hohen Baumes sitzen sähe, daß sie sich jedoch, sobald Gefahr nahe, sofort auf die Erde herab begäben und sich nur durch Laufen, nicht durch Fliegen, vor einem Verfolger zu retten suchten. A. v. Homeyer beobachtete, daß die Seriema die Nacht stets auf einem Baume, niemals auf der Erde zubrachte, beim Bäumen sich ungeschickt zeigte und oft lange Zeit brauchte, bevor sie ihren bestimmten Platz erreicht hatte. Auf diesem zog sie dann die Beine und den Hals ein und verbrachte so die Nacht in kauernder Stellung. Auch Burmeister sagt, daß sie die Nacht in den Kronen mäßig hoher Bäume verbringe. In der Freiheit wie in der Gefangenschaft vernimmt man oft die laute, weithinschallende Stimme. Sie klingt, nach Burmeisters Meinung, wie das Gebelfer und Gekläff eines jungen Hundes, nach Homeyers Angabe raubvogelhaft und ungemein kreischend. Auch der schreiende Vogel sitzt am liebsten etwas erhöht, schreit wenigstens, so lange er auf dem Boden umherläuft, minder laut und anhaltend. „Springt die Seriema auf einen ihrer Baumstümpfe, so mögen sich alle Nervenschwache möglichst weit entfernen; denn es beginnt jetzt im wahren Sinne des Wortes ein Schreikonzert. Beim ersten Teile nimmt der Musiker eine aufrechte Haltung an, sieht gen Himmel und schreit mit sehr heller, gellender Stimme überraschend laut: ‚ha hahahahi hihihi hiel hiel hi-el‘, worauf eine kleine Pause von 4—5 Sekunden eintritt und sodann ein kurzer Nachruf, ungefähr wie ‚hak‘ klingend, erfolgt. Beim Ausstoßen jeder einzelnen Silbe wird der Kopf wechselweise eingezogen und gehoben, wodurch eine eigentümliche Bewegung des Vorderteiles entsteht; dann wird der Kopf vollkommen hintergeworfen und der zweite Teil herausgeschrieen. Dieser beginnt noch viel lauter als der erste, klingt ungefähr ‚hahiel hahiel hiel il ilk ilk ilk ack‘ und endet, nach und nach schwächer werdend. Zuweilen schreit der Vogel eine halbe Stunde lang.“

Die Nahrung besteht vornehmlich aus Insekten der Campos; doch vertilgt die Seriema auch viele Schlangen, Eidechsen und dergleichen. In den Augen der Brasilianer ist sie deshalb ein allgemein geachtetes Tier, und das Gesetz verbietet, sie zu töten. Der Prinz von Wied

fand ihren Magen gänzlich mit Heuschrecken vollgepfropft; Burmeister gibt auch noch saftige Beeren als Futter an. Gefangene fressen Fleischstücke, Brot, Insekten und dergleichen, bekunden übrigens wirkliche Raubgelüste, so oft sie können.

In der Paarungszeit streiten sich die männlichen Seriemas heftig um die Weibchen. Der Schnabel ist nach Homeyer als die eigentliche Waffe zu betrachten, mit der die Seriema



Seriema, Cariama cristata *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

gelegentlich einen glücklichen Griff tut und dem Gegner viele Federn ausrupft, während der oft vorgeschnellte Fuß nie krallt, sondern nur Stöße und Fußtritte gibt. Übrigens sind diese Zwistigkeiten zwischen den Seriemas oder ihnen und anderen Vögeln überhaupt nie von langer Dauer, nehmen auch nie einen bösartigen Charakter an.

Das Nest wird auf einem niedrigen oder mäßig hohen Baume angelegt. Eins, das der Prinz von Wied fand, konnte mit der Hand erreicht werden. Es bestand aus dürren Reisern, die unordentlich quer über die Zweige gelegt waren; eine Schicht von Letten oder Kuhmist bildet die Mulde. In ihr findet man 2 Eier, die Pfaueneiern in der Größe ungefähr gleichkommen. Sie sind auf matt fleischfarbenem Grunde mit kastanienbraunen bis schwarzen,

verwischten großen Flecken gezeichnet, die sich am stumpfen Ende häufen. Als Unterflecke kommen auch noch große violette Fleckchen vor. Die Maße sind 63 × 48 mm. Später trifft man im Nest die in dichte, rostgelbe, grauschwarzbraun gewellte Dunen gekleideten Jungen, die einige Zeit dort zubringen, dann aber von den Alten ausgetrieben werden sollen. Ihrer leichten Zähmbarkeit halber hebt man sie, wenn sie halbwüchsig sind, aus, um sie im Gehöft aufzuziehen. Sie gewöhnen sich, laut Burmeister, schon nach zweitägiger Pflege so an den Menschen, daß sie auf seinen Ruf herbeieilen, um ihre Nahrung von ihm zu empfangen. Nachdem sie erwachsen sind, spielen die Jungen den Meister des übrigen Geflügels auf dem Hühnerhofe, leben jedoch mit ihm ziemlich in Frieden. Nachts schlafen sie stets auf erhabenen Standpunkten, am liebsten auf den aus Reisern geflochtenen Dächern der Sonnenschauer. Man gewährt ihnen vollkommene Freiheit; sie laufen weit umher, kehren aber immer wieder zurück und benehmen sich ganz wie Haustiere.

„Obgleich das Fleisch dieser Vögel weiß und wohlschmeckend wie Hühnerfleisch ist", fährt der Prinz von Wied fort, „so werden sie doch nur selten gejagt. Da sie sehr schüchtern sind, ist es nicht leicht, ihnen mit der Flinte beizukommen; selbst meine sie bei den Nestern verfolgenden Jäger waren nicht so glücklich, die Alten zu überlisten. Ich hatte lange vergebens mit meinen Jägern nach diesen Vögeln das Campo durchstrichen, bis ein rüstiger Pflanzer aus der Nachbarschaft sich zufällig auf seinem raschen Hengste bei mir einfand. Er versprach, mir sogleich den Anblick einer Seriemajagd zu verschaffen, ritt nach dem Vogel, dessen Stimme man eben hörte, hin und jagte ihn auf. Mit Vergnügen sahen wir, wie der Reiter in raschem Trabe unausgesetzt dem schnellen Vogel über Höhen und Rücken, durch sanfte Täler und Ebenen folgte, ihn höchst geschickt vom Gebüsche abschnitt und endlich die schöne Beute uns lebend überbrachte."

*

Die Familie der **Trappen (Otididae)** umfaßt 32 große oder mittelgroße, schwerleibige Arten mit mittellangem, dickem Halse, ziemlich großem Kopfe, einem kräftigen, an der Wurzel niedergedrückten, im übrigen kegelförmigen, vor der Spitze des Oberkiefers etwas gewölbten, ungefähr kopflangen Schnabel, durchgehenden Nasenlöchern, mittelhohen, sehr starken Läufen und dreizehigen Füßen, wohlentwickelten, großen, sanft muldenförmigen Flügeln, unter deren starken, breiten Schwungfedern die dritte die längste ist, mit einem aus 16—20 breiten Federn bestehenden Schwanze, endlich einem derben, geschlossenen, glatt anliegenden Gefieder, das sich am Kopfe und Halse oft verlängert, mindestens durch lebhafte Färbung auszeichnet. Eine Bürzeldrüse fehlt. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen stets durch bedeutendere Größe, gewöhnlich auch durch ein schöneres Kleid; die Jungen ähneln, nachdem sie das Dunenkleid abgelegt haben, zunächst dem Weibchen.

Eigentümlich ist ein großer häutiger, unter der Zunge mündender Sack, der vorn, unmittelbar unter der Halshaut, vor der Luftröhre liegt, bis zum Gabelknochen herabsteigt, sich nur bei alten Männchen, und zwar, soweit bekannt, bei denen unserer gemeinen deutschen Art und bei denen der Gattung Eupodotis findet, während der Paarungszeit mit Luft gefüllt wird, sich sonst zusammenzieht, aber durch die Anwesenheit der Eingangsöffnung stets leicht nachweisbar ist.

Die Trappen sind eine wesentlich afrikanische Vogelfamilie, denn in Afrika leben, mit Ausschluß von Madagaskar, 23 Arten, die sonst nirgends weiter gefunden werden:

rein asiatisch sind fünf Arten; Afrika, Asien und Europa zugleich bewohnen drei Arten. Sehr merkwürdig ist das ausschließliche Vorkommen einer Art (Eupodotis australis *Gray*) auf dem Festland von Australien, die zu einer im übrigen nur in Afrika und Vorderindien vertretenen Gattung gehört.

Eigentlich der Steppe angehörend, bewohnen die Trappen in Deutschland die großen offenen Felder ebener Gegenden, treten aber nicht entfernt in solcher Menge auf wie in der Steppe. Eigentliche Waldungen meiden sie ängstlich; dünnbuschige Gegenden hingegen scheuen sie durchaus nicht. Gewöhnlich leben sie in kleinen Trupps oder mehreren vereinten Familien; nach der Brutzeit aber schlagen sie sich oft zu Herden zusammen, die Hunderte zählen und, wie es scheint, wochenlang beieinander bleiben. Alle südländischen Arten dürfen als Standvögel angesehen werden, während die in dem gemäßigten Gürtel lebenden entweder regelmäßige Wanderungen antreten, oder doch unregelmäßig in einem weiten Gebiete hin und her streifen.

So plump und schwerfällig sie zu sein scheinen, so leicht bewegen sie sich. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein gemessener Schritt, der jedoch zu ziemlicher Eilfertigkeit gesteigert werden kann; der Flug erscheint ungeschickter, als er wirklich ist: denn die Trappen erheben sich nach einem kurzen Anlaufe leicht vom Boden, fördern sich bald in eine genügende Höhe und fliegen, wenn auch nicht gerade sehr schnell, so doch mit großer Ausdauer meilenweit in einem Zuge fort, übersetzen sogar das Meer oder unternehmen Reisen in ferne Länder. Die Stimme ist sehr verschieden. Die Trappen sind sehr scheue Vögel, die sich selten täuschen lassen, gemachte Erfahrungen nie vergessen und wenn diese übler Art waren, schließlich auch dem harmlosesten Geschöpf nicht mehr trauen. Neben dieser Vorsicht spricht sich in ihrem Wesen Erregbarkeit und Heftigkeit aus. Sie fliehen den Feind, den sie fürchten müssen, stellen sich aber, gezwungen, selbst dem Menschen kühn gegenüber, den sie auch öfters bedrohen, nachdem sie schon in der Gefangenschaft vertraut mit ihm geworden sind; sie leben mit ihresgleichen ziemlich in Frieden, kämpfen aber erbittert, wenn Eifersucht ins Spiel kommt; sie nehmen auch einen Kampf mit anderen Vögeln, die an Größe und Stärke ihnen gleichen, ohne Bedenken auf.

Ihre Lebensweise erinnert in vieler Hinsicht an die Hühnervögel, aber ebenso auch an das Treiben der Regenpfeifer und Verwandten. Ungestört verweilen sie fast den ganzen Tag auf dem Boden, indem sie in den Morgenstunden äsen, schreien oder miteinander kämpfen, mittags sich behaglich in den Sand strecken, gegen Abend von neuem nach Nahrung suchen und schließlich einen möglichst gesicherten Platz zur Nachtruhe wählen. Sie erscheinen, wenigstens in gewissen Gegenden, zu bestimmten Zeiten auf bestimmten Plätzen und fliegen tagtäglich nach anderen zurück, oder aber durchlaufen, vielleicht mit derselben Regelmäßigkeit, gewisse Strecken. Ihre Nahrung wird zum großen Teile dem Pflanzenreiche entnommen; die Küchlein hingegen nähren sich fast nur von Insekten und verkümmern sicherlich, wenn diese ihnen fehlen. Erst wenn sie ihr volles Gefieder erlangt haben und etwa halb ausgewachsen sind, gehen sie zur Pflanzennahrung über. Sie genießen Körner ebenso gern wie Blätter, Knospen und Knollenfrüchte, lieben es aber, die Blätter selbst zu pflücken, lassen beispielsweise klargeschnittenen Kohl unberücksichtigt, wogegen sie dasselbe Futter, wenn ihnen davon ein ganzer Kopf gereicht wird, leidenschaftlich gern fressen.

Die Fortpflanzungszeit fällt mit dem Spätfrühling der betreffenden Heimat zusammen. Alle größeren Vereinigungen, die während der Winterzeit gebildet wurden, haben sich jetzt gelöst und alle Männchen Weibchen gefunden. Über ihre ehelichen Verhältnisse ist



Großtrappe.

man noch nicht vollständig im reinen; doch sprechen die meisten Beobachtungen dafür, daß die Männchen in Monogamie leben. Die Hähne zeigen sich, wenn die Paarungszeit herannaht, im höchsten Grade erregt, schreiten pomphaft mit dick aufgeblasenem Halse, gewölbten Flügeln und ausgebreitetem Schwanze einher, kämpfen wacker mit jedem Nebenbuhler, lassen, wenn sie schreilustig sind, ihre Stimme fast ununterbrochen vernehmen und machen dabei fortwährend der Henne nach ihrer Weise den Hof. Diese scharrt sich nach erfolgter Begattung eine seichte Mulde im aufschießenden Getreide oder zwischen hohem Steppengrase aus, bekleidet sie dürftig und belegt sie dann mit ihren wenigen Eiern. Das Weibchen brütet allein und führt auch anfänglich die zierlich beflaumten, aber etwas täppischen Jungen ohne Hilfe des Gemahls; dieser stellt sich jedoch später wieder bei der Familie ein und dient ihr fortan als treuer Wächter. Das Wachstum der Jungen geht langsamer vonstatten als bei vielen anderen Vögeln.

Trappen werden in allen Ländern, wo sie vorkommen, mit einer gewissen Leidenschaft gejagt, weil ihre große Vorsicht die menschliche Überlegenheit herausfordert. Man wendet die verschiedensten Mittel an, um sich der achtsamen Geschöpfe zu bemächtigen, jagt aber trotzdem durchaus nicht immer mit Glück. Der Fang ist, wenigstens zu gewissen Zeiten, verhältnismäßig leicht; es hält aber schwer, Trappen einzugewöhnen. Alt eingefangene verschmähen regelmäßig das Futter und trotzen und hungern sich zu Tode; jung erbeutete verlangen sorgfältige Pflege, wenn sie gedeihen und groß werden sollen. In Ungarn und in Rußland werden viele Trappen aufgezogen; auch erhalten wir lebende aus Afrika, Asien und Australien.

Der oder die Großtrappe, hier und da auch wohl Trappgans genannt, Otis tarda *Linn.*, der bei uns die Hauptgattung Otis *Linn.* vertritt, ist der größte europäische Landvogel. Seine Länge beträgt 1 m und darüber, die Breite 2,2—2,4 m, die Flügellänge bis 70, die Schwanzlänge 28 cm, das Gewicht 14 und 16 kg. Kopf, Oberbrust und ein Teil des Oberflügels sind hell aschgrau, die Federn des Rückens auf rostgelbem Grunde schwarz quergebändert, die des Nackens rostfarbig, die der Unterseite schmutzig- oder gelblichweiß, die Schwungfedern dunkel graubraun, an der schmalen Außenfahne und am Ende schwarzbraun, ihre Schäfte gelblichweiß, die des Armes schwarz, weiß an der Wurzel, die letzten fast rein weiß, die Steuerfedern schön rostrot, weiß an der Spitze und vor ihr durch ein schwarzes Band geziert, die äußeren fast ganz weiß. Der Bart besteht aus etwa 30 langen, zarten, schmalen, zerschlissenen, grauweißen Federn. Die Iris des Auges ist tiefbraun, der Schnabel schwärzlich-, der Fuß gräulich hornfarben. Das Weibchen unterscheidet sich durch merklich geringere Größe, aber auch durch sein minder lebhaftes Gefieder und das Fehlen des Bartes. Seine Länge beträgt höchstens 70, seine Breite 180 cm.

Von Südschweden und dem mittleren Rußland an findet man den Trappen in ganz Europa und Mittelasien, aber nur einzeln und wohl bloß während des Winters in Nordwestafrika. In Großbritannien ist er, obschon er zuweilen noch als Besuchsvogel erscheint, bereits ausgerottet, war aber gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Berkshire, Lincolnshire, Norfolk, Yorkshire und Wiltshire noch Brutvogel, hier sogar noch 1751. In den letzten Jahren haben sich die Engländer bemüht, den Vogel wieder einzubürgern. Im Jahre 1900 führte ein Engländer solche in Norfolk ein, die ein Lord Walsingham dem Schutz des jagenden Publikums empfahl. Es wurden im August des genannten Jahres 15 Stück ausgesetzt, aber ein Erfolg konnte nicht verzeichnet werden. Wahrscheinlich wurden sie von

rücksichtslosen Schießjägern niedergeknallt. In Frankreich ist der Trappe sehr selten geworden, in Spanien nur in einigen Gegenden zu finden; in Ungarn, der Moldau und Walachei, in Rumelien und Thessalien, der südrussischen Steppe und in ganz Mittelasien dagegen tritt er außerordentlich häufig auf; auch in Kleinasien, dem nördlichen Syrien, Palästina und ebenso in Marokko kommt er vor. Gelegentlich seiner Streifereien, die man eher ein Streichen als einen Zug nennen kann, berührt er nicht nur die südlichen Länder, sondern auch solche, in denen man ihn sonst nicht bemerkt, z. B. Holland und die Schweiz. In unserem Vaterlande bewohnt er ständig noch alle geeigneten Stellen der Norddeutschen Ebene und ebenso weite waldlose Ackerflächen Mittel- und Süddeutschlands, insbesondere die Mark, Pommern, Posen, Schlesien, Anhalt, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Thüringen, die unteren und oberen Rheinlande und Bayern, immer aber nur einzelne Gebiete, die seinen Lebensanforderungen entsprechen. Hier trifft man zuweilen noch Flüge an, die über 100 Stück zählen, ja Wüstnei berichtet, man habe in Mecklenburg zwischen dem Plauer- und Müritzsee bis 600 Stück zusammen gesehen, sagt aber leider nicht, wann. Aber diese Flüge kommen gar nicht in Betracht im Vergleich zu den Scharen, die die ungarische Pußta und die russische Steppe beleben. Der Großtrappe bevorzugt unter allen Umständen Gegenden, in denen Getreidebau getrieben wird: Radde fand ihn gerade in den das Hochsteppengepräge Mittelasiens am deutlichsten tragenden Gegenden viel seltener als in der Udinskischen und Bargusinischen Steppe und im Selengatale. In Griechenland ist er in allen Ebenen Standvogel; in Spanien belebt er die weiten, fruchtbaren Flächen beider Kastilien, der Mancha, Estremaduras und Niederandalusiens; auf den Inseln des Mittelmeeres kommt er immer nur einzeln vor.

In Mittel- und Norddeutschland ist er Standvogel, der zwar ein weites Gebiet bewohnt, es jedoch nur während sehr strenger Winter verläßt, in Rußland und Mittelasien dagegen Wander- oder doch Strichvogel. Hier erscheint er zu einer gewissen Zeit im Frühjahr und verweilt bloß bis zum August an dem Orte, an dem er sich fortpflanzt, tritt also eine, wenn auch beschränkte Wanderung an. Alfred Walter sah ihn in Turkmenien nur als Zugvogel, hörte aber, daß im Winter Trappenherden sich einfänden, mindestens auf dem Durchzuge rasteten. Sarudnoi aber führte den Trappen als seltenen Brutvogel für Achal-teke an. Antinori erwähnt, daß im Jahre 1858 zu Burgas bei Warna eine Menge Trappen mit Stöcken totgeschlagen wurden, und v. Kalbermatten berichtet, daß am 15. Januar 1888 auf der Schlangeninsel im Schwarzen Meere bei Rauhfrost Trappen in gleicher Weise erbeutet wurden. Radde erwähnt, daß auch in der Krim bisweilen ein großartiger Massenmord des Vogels stattfinde. So soll der strenge Winter von 1879/80 ihm hier sehr verhängnisvoll gewesen sein, ebenso der von 1854/55 während des Russisch-Türkischen Krieges. Andere Beobachter, die in den Mittelmeerländern tätig waren, wissen von ähnlichem Auftreten stärkerer Trappenschwärme zu berichten. Dagegen erfährt man nun auch wiederum allerorten, wo Trappen brüten, daß sie während des Winters ihren sommerlichen Wohnkreis nicht verlassen und bei hohem Schnee oft drückenden Mangel leiden müssen. Gemeinsame Not trägt wesentlich dazu bei, sie zu vereinigen: größere Herden trifft man nur im Winter.

Waldige Gegenden meidet der Großtrappe stets, weil er in jedem Busche einen Hinterhalt wittert. Ebensowenig naht er in Deutschland bewohnten Gebäuden. Jede Veränderung auf dem gewohnten Weideplatze, jedes Loch, das gegraben wird, fällt dem mißtrauischen Vogel auf und erscheint ihm höchst bedenklich. Regenwetter und Nässe im Getreide, die ihm sehr zuwider sind, veranlassen ihn, gelegentlich auf Feldwegen und breiten Rainen

zwischen Ackerstücken oder auf anstoßenden Brachäckern zu verweilen; aber sobald Gefahr zu drohen scheint, schleicht er wieder zu den ihn deckenden Halmen zurück. Im Winter wählt er am liebsten solche Felder, die ihm Nahrung versprechen, besonders also die mit Raps oder mit Wintergetreide bestellten, und während jener Jahreszeit ist er womöglich noch vorsichtiger als im Sommer, während dessen ihm das hochaufgeschossene Getreide gute Deckung gewährt. Nachtruhe hält er stets auf den entlegensten Feldern, meist auf Brach- oder Stoppeläckern, begibt sich auch erst in der Dämmerung nach solchen Plätzen und scheint hier abwechselnd Wachen auszustellen, die für die Sicherheit der übrigen zu sorgen haben.

Der Gang des Großtrappen ist langsam und gemessen, verleiht daher dem Vogel eine gewisse Würde; doch kann er, wenn es not tut, so eilig dahinrennen, daß ihn ein Hund nur mit Mühe einholt. Vor dem Auffliegen nimmt er einen kurzen, aus zwei bis drei Sprüngen bestehenden Anlauf und erhebt sich nun, zwar nicht gerade schnell, aber doch ohne sonderliche Anstrengung in die Luft, schwingt sich mit langsamen Flügelschlägen weiter und streicht, wenn er erst eine gewisse Höhe erreicht hat, so rasch dahin, daß ein Jäger, der ihn mit der Büchse erlegen will, sehr sicher sein muß. Im Fluge streckt er den Hals gerade von sich und zieht die Beine an; der schwere Rumpf senkt sich aber hinten etwas.

Der Stimmlaut, den man zu allen Zeiten von dem Großtrappen vernimmt, läßt sich schwer durch Buchstaben ausdrücken; es ist ein sonderbares und leises Schnarren, das nur dann deutlich wird, wenn man sich in unmittelbarer Nähe des Vogels befindet. Von gefangenen Trappen habe ich nur diesen einen Laut oder richtiger dieses eine Geräusch vernommen; denn von einem eigentlichen Laut oder Ton kann strenggenommen nicht die Rede sein. Wenn ich versuchen soll, diese Stimme wiederzugeben, muß ich die Silbe „psäärr" zu ihrer Bezeichnung wählen; es ist mir jedoch unmöglich, auch die Betonung zu versinnlichen. Während der Paarungszeit vernahm Naumann, aber nur selten, einen tiefen und dumpfen Laut, den er eine Art Brausen nennt und dem „Huh huh huh" des zahmen Taubers ähnlich findet. Die vom Nest vertriebene Henne stößt, laut Eberle, bisweilen ein klägliches „Züuh züuu" aus.

Unter den Sinneswerkzeugen des Großtrappen ist selbstverständlich das Auge am meisten entwickelt. Seinem Scharfblick entgeht so leicht nichts. Der Geruchssinn scheint sehr schwach zu sein; daß die Trappen aber scharf hören, steht fest.

Auch der Großtrappe nährt sich, wenn er erwachsen ist, vorzugsweise von grünen Pflanzenteilen, Körnern und Sämereien, in frühester Jugend beinahe ausschließlich von Insekten. Er frißt von allen unseren Feldfrüchten, vielleicht mit Ausnahme der Kartoffeln, die er gewöhnlich liegen läßt, am liebsten, wie es scheint, junge Erbsenpflanzen, Kraut und Kohl; aber er nimmt auch Klee, Hederich und Senf und weidet im Notfalle die Spitzen des gewöhnlichen Grases ab. Im Winter lebt er hauptsächlich von Raps und Getreide; im Sommer sucht er sich neben der Pflanzennahrung stets einige Insekten, ohne jedoch eigentlich auf sie zu jagen, stellt auch Feldmäusen eifrig nach, dürfte überhaupt jedes kleinere Tier verspeisen, das ihm in den Wurf kommt. Nach G. Elsners Beobachtungen muß man ihn auch als gelegentlichen Nesträuber betrachten. Kleine Quarzkörner werden zur Beförderung der Verdauung regelmäßig mitverschluckt. Seinen Durst stillt er mit Tautropfen, die morgens am Grase hängen.

Schon im Februar bemerkt man, laut Naumann, im Betragen der frei lebenden Trappen eine wesentliche Veränderung. „Der regelmäßige Besuch der bekannten Weideplätze, ihr bestimmter Zug nach und von diesen und ihr gemütliches Beisammensein hört

jetzt auf. Eine gewisse Unruhe hat sich ihrer bemächtigt und treibt sie zu einem ungeregelten Umherschweifen von diesen zu jenen Weideplätzen zu allen Tageszeiten an. Die Hähne fangen an, sich um die Hennen zu streiten, sich zu verfolgen, diese sich zu zerstreuen. Die Vereine werden loser, ohne sich noch gänzlich aufzulösen. Bei solchem Umhertreiben streichen sie dann nicht selten, sich vergessend, durch Gegenden, über Bäume und Dörfer, ja über die lebhaftesten Orte so niedrig hinweg, wie es sonst nie geschieht. Mit stolzem Anstande, aufgeblasen wie Puterhähne, den fächerförmig ausgebreiteten Schwanz aufgerichtet, schreiten die Hähne neben den Hennen einher, fliegen selten weit weg und nehmen nach dem Niederlassen jene Stellung sogleich wieder ein." Der Kehlsack kommt jetzt zu seinem Recht und wird so weit aufgeblasen, daß der Hals des Trappenhahns mehr als noch einmal so dick erscheint wie sonst. Anfänglich schreitet der liebebegeisterte Vogel nur mit etwas gesenkten Flügeln und schief erhobenem, dachförmig getragenem Schwanze umher; bald aber bemächtigt sich seiner die volle Glut der Leidenschaft. Er bläst nunmehr den Hals vollends auf, drückt den Kopf so weit zurück, daß er auf dem Nacken aufliegt, breitet und senkt die Flügel, wendet und dreht aber gleichzeitig alle ihre Federn nach oben und vorn, so daß die letzten Schulterfedern den Kopf von hinten, die Bartfedern ihn von vorn fast verbergen, legt das Spiel so weit zurück, daß man strenggenommen nur noch die gebauschten Unterdeckfedern sieht, senkt endlich den Vorderteil des Körpers tief nach unten und erscheint nunmehr als wundersamer Federballen. Das Selbstbewußtsein, das sich in seinem Wesen ausdrückt, bekundet sich gleichzeitig durch ungewöhnlichen Mut und herausfordernde Kampfluft. Jeder andere männliche Großtrappe wird ihm jetzt zu einem Gegenstande des Hasses. Zunächst versucht er ihm zu imponieren; da aber der andere von demselben Gefühl beseelt ist wie er, gelingt ihm dies nur selten, es muß also zur Waffe gegriffen werden. Mit sonderbaren Sprüngen eilen die wackeren Kämpen gegeneinander los; Schnabel und Läufe werden kräftig gebraucht, um den Sieg zu erringen. Selbst fliegend verfolgen sich noch die Erzürnten, schwenken in einer Weise, die man ihnen nie zutrauen würde, und stoßen mit dem Schnabel aufeinander. Allmählich tritt Ruhe ein. Die starken Hähne haben sich die Hennen erkämpft, und nur die schwächeren versuchen noch im kindischen Spiele den ernsten Kampf älterer nachzuahmen. Fortan sieht man Männchen und Weibchen stets beisammen; wo das eine hinfliegt, folgt ihm das andere.

Die Niststelle wird stets vorsichtig ausgewählt, von älteren Paaren noch sorgfältiger als von jüngeren. Wenn das Getreide bereits so hoch aufgeschossen ist, daß es das brütende Weibchen verbirgt, scharrt dieses eine seichte Vertiefung in den Boden, kleidet sie auch wohl mit einigen dürren Stoppeln, Stengeln und Halmen aus und legt in sie seine zwei, ausnahmsweise auch drei, nicht eben großen, durchschnittlich 78,75 mm langen und 55,8 mm dicken, kurz eiförmigen, starkschaligen, grob gekörnten, ziemlich glänzenden, auf bleich olivengrünen oder matt graugrünem Grunde dunkler gefleckten und gewässerten Eier (Eiertafel II, 20). Es nähert sich dem Neste stets mit äußerster Behutsamkeit, indem es sich förmlich zu ihm hinschleicht, läßt sich so wenig wie möglich sehen und legt, sobald es jemand bemerkt, den während des Brütens aufrecht getragenen Hals der Länge nach platt auf den Boden hin. Naht sich ein Feind, so schleicht es ungesehen im Getreide fort; kommt ihm eine Gefahr plötzlich über den Hals, so erhebt es sich fliegend, stürzt sich aber bald wieder in das Getreide hinab und läuft dann weiter. Nach einer 28—30 Tage währenden Bebrütung entschlüpfen die wolligen, bräunlichen, schwarz gefleckten Jungen dem Ei, werden durch die Wärme der Mutter getrocknet und dann von dieser weggeführt.

Die Alte pflegt sie mit hingebender Zärtlichkeit, gibt sich bei Gefahr, das ihr sonst eigne Wesen vergessend, rücksichtslos dem Feinde preis, flattert nahe vor dem Ruhestörer dahin, übt die unter den Hühnern gebräuchliche Kunst der Verstellung und kehrt erst, wenn es ihr glückte, den Nahenden irrezuführen, zu den Kindern zurück, die sich, falls es irgend möglich war, an einer geeigneten Örtlichkeit auf den Boden drückten und in der Gleichfarbigkeit ihres Kleides einen vortrefflichen Schutz fanden. Die erste Kindheit verbringen die Trappen fast nur im Getreide; erst später, und auch dann bloß, wenn die Alte in der Ferne keinen Menschen bemerkt, führt sie ihre Jungen auch wohl einmal auf freies Brachfeld, immer aber nur so weit, daß sie rasch wieder den Zufluchtsort mit ihnen erreichen kann. Kleine Käfer, Heuschrecken und Larven, die von der Mutter teilweise ausgescharrt oder gefangen und den Küchlein vorgelegt werden, bilden ihre erste Nahrung. Sie sind anfänglich sehr unbeholfen, gehen schlecht und wankend und lernen erst spät, selbst Futter aufzunehmen, beginnen aber, wenn sie soweit gekommen sind, auch Grünes mit zu fressen, nach Jacobi v. Wangelin namentlich junge Erbsenpflanzen. Etwa einen Monat nach dem Ausschlüpfen sind sie fähig, ein Stück weit zu flattern; 14 Tage später fliegen sie bereits ziemlich gut, und nunmehr durchstreifen sie mit den Eltern weitere Strecken.

Um Trappen zu zähmen, muß man sie jung einfangen, denn alte ertragen den Verlust ihrer Freiheit schwer. Besonders geübte Züchter kaufen Hirten gefundne Eier ab und lassen diese von Hühnern oder Puten ausbrüten. Zerstückelte Heuschrecken, Mehlwürmer, Bröckchen von dem Fleisch zarter Küchlein bilden die Nahrung der soeben aus dem Ei gekommenen Trappen, etwas derbere Fleischkost das Futter älterer, bis schließlich Grünzeug — G. Elsner empfiehlt besonders für den Winter Raps — und Körner gereicht werden können. Ein Leben im Stall vertragen sie nach meinen Erfahrungen nicht, müssen vielmehr Sommer und Winter im Freien bleiben. Ein Trappe, mit dem man sich viel beschäftigt, lernt seinen Pfleger kennen und von andern Menschen unterscheiden, folgt seinem Rufe und kommt an das Gitter heran. Er kann es aber nicht leiden, wenn man sein Gehege betritt, stellt sich dann kühn dem Menschen entgegen, erhebt seinen Schwanz, lüftet die Flügel etwas, stößt das oben erwähnte „Psäärr" aus und sucht durch wohlgezielte Schnabelhiebe zu schrecken. Mit anderen Vögeln, Auerhähnen zum Beispiel, hält er gute Freundschaft, läßt sich jedoch nichts gefallen und weist Angriffe ernstlich zurück. Zur Fortpflanzung hat man, soviel mir bekannt, gefangene Trappen noch nicht schreiten sehen.

In dieser Hinsicht sind die von G. Elsner angestellten langjährigen Versuche sehr lehrreich. „Nur im Alter bis zu höchstens 14 Tagen", schreibt unser Gewährsmann, „eignen sich die Trappen zur Aufzucht; ältere eingebrachte grämen sich stets, auch in Gemeinschaft an die Gefangenschaft gewöhnter, zu Tode. Es ist mühsam, bei dem ganz jungen Trappen die Stelle der Mutter zu vertreten, ihnen alles vorzuhalten und das oft am Tage in kleinen Gaben und kurzen Zwischenräumen. Für die ersten Lebenstage reichte ich saftiges, weiches, rohes Fleisch von Tauben, begann nach einigen Tagen mit Zugabe von hartgekochtem Ei und etwas Grünem (Kreuzkraut). Im Alter von drei Wochen gab ich zerstückelte Sperlinge mit Federn und Knochen, worauf nach kurzer Zeit ganze Sperlinge verschlungen wurden. Ein Leckerbissen sind Mäuse, bei weiterem Fortschritt auch Ratten, und die Trappen verschlingen dies alles, den Kopf voran, der vorher nur durch Schnabelhiebe eingeschlagen wird. Auch wenige gequellte Erbsen sind eine gute Beigabe. Auf einem großen Hofe mit Rasen und Gemüsegarten suchen sich die 3—4 Monate alten Trappen ihre Nahrung fast vollständig allein; man gewöhnt sie nur leichter an den Menschen durch Darreichen von Leckerbissen,

guter Fleischteile usw. Die klugen und befähigten Tiere werden sehr zahm, unterscheiden den Pfleger von den Übelwollenden genau und vertragen sich mit den gefiederten Genossen aller Art; nur kleine Küchelchen muß man vor ihnen schützen."

Der Trappe, den man zur hohen Jagd zählt, wird überall eifrig verfolgt. Geübte Jäger lieben es, sich während der Balzzeit an umherstolzierende Hähne anzupirschen und sie mit der Kugel zu erlegen; dabei verkleiden sie sich auch öfters als Feldarbeiter mit Kiepe oder Schubkarren, oder nehmen einen Ackergaul, auf dem sie anreiten, oder hinter dem sie sich beim Angehen decken. Andere versuchen eine Trappenschar zu überlisten, indem sie sich auf einem mit Strohbunden usw. umsetzten Wirtschaftswagen scheinbar vorbei-, aber doch möglichst nahe hinanfahren lassen. Wo man die Gewohnheiten, namentlich die Zugstraßen der Trappen kennt, sucht man sie durch Treiben zu erbeuten, d. h. sie in solcher Richtung aufzuscheuchen, daß sie über eine wohlverborgene Schützenkette hinwegziehen. Auf Feldflächen, wo es hier und da natürliche, den Trappen nicht verdächtige Deckungen gibt, lohnt sich manchmal auch der Ansitz. Junge Trappen schießt man bei uns übrigens gar nicht selten auf der Suche vor dem Hunde und bei der Hühnerjagd. In der russischen Steppe hetzt man die Trappen bisweilen mit Windhunden, in Asien beizt man sie mit Edelfalken oder gezähmten Steinadlern. Auch wartet man nebeliges Frostwetter ab und reitet dann auf frischen Pferden in die Steppe hinaus, um Trappen zu jagen; solches Wetter überzieht nämlich ihre Flügel mit einer Eiskruste und hindert sie an deren Gebrauche. Fallen und Schlingen, die man hier und da stellt, führen selten zum Ziele. Mehr als der Mensch schaden dem Trappen die vierfüßigen und geflügelten Räuber, die imstande sind, einen alten zu bewältigen oder die unbehilflichen Jungen ungestraft wegzunehmen.

Gut zubereitet, liefern wenigstens die Jungen einen vortrefflichen Braten.

Im Süden unsers Erdteiles und in manchen Gegenden Deutschlands tritt zu dem Großtrappen ein kleiner, niedlicher Verwandter, der Zwergtrappe, Tetrax tetrax *Linn.* (Otis). Abgesehen von der geringen Größe und der verschiedenen Färbung unterscheidet er sich auch noch durch die seitlich etwas verlängerten Oberhals- und Hinterkopffedern vom Großtrappen. Beim Männchen ist der Hals schwarz, durch ein von den Ohren nach der Gurgel herablaufendes weißes Ringband und ein breites, über den Kropf sich hinziehendes weißes Querband gezeichnet, das Gesicht dunkelgrau, der Oberkopf hellgelblich, braun gefleckt, der Mantel auf hell rötlichgelbem Grunde schwarz in die Quere gefleckt und gewellt, der Flügelrand, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern und das Gefieder der Unterseite weiß; die Schwungfedern der Hand sind an der Wurzel weiß, an der Spitze dunkelbraun, die hintersten bis auf ein breites Band vor der Spitze weiß, die vorderen Armschwingen ebenfalls weiß, die hinteren von der Färbung und Zeichnung des Rückens, die Oberflügeldeckfedern wiederum weiß, die des Handteils mit einem schwarzen Mittelfleck, die größeren an der Wurzel mit dunkeln Linien gezeichnet, die Schwanzfedern weiß, gegen die Spitze hin durch zwei Binden geziert. Die Iris ist hell- oder braungelb, der Schnabel horngrau, an der Spitze schwarz, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt etwa 50, die Breite 95, die Flügellänge 26, die Schwanzlänge 13 cm. Bei dem kleineren Weibchen sind die Kopfseiten gelblich, Kehle und Gurgel weißrötlich, Vorderhals und Brust hellgelblich, schwarz gestreift, die Mantelfedern stärker gefleckt als beim Männchen, die Oberflügeldeckfedern weiß, schwarz gefleckt, die Federn der Unterseite weiß.

Seit dem Jahre 1870 hat sich der Zwergtrappe, der früher auf seinen Wanderungen

gelegentlich unser Vaterland besuchte, auf dem Thüringer Landstriche, der zwischen den Städten Weißensee, Kölleda, Erfurt, Langensalza und Greußen liegt, angesiedelt und später auch in Schlesien hier und da festgesetzt. Daß er nicht sofort ausgerottet wurde, verdanken wir vor allem dem Pfarrer Thienemann, der damals das in ersterer Gegend gelegene Dorf Gangloffsömmern bewohnte und kein Mittel unversucht ließ, dem Vogel Schonung zu erwirken. Die Anzahl der in Thüringen wie in Schlesien brütenden, immerhin noch seltenen Vögel hat sich allmählich vermehrt. Auch der Zwergtrappe ist Steppenvogel; sein eigentliches Wohngebiet beginnt daher erst da, wo die Steppe oder ihr ähnliche Landstriche ihm



Zwergtrappe, Tetrax tetrax *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

passende Aufenthaltsorte gewähren, in Südungarn oder Südfrankreich, und erstreckt sich von hier aus einerseits über die Türkei und Griechenland, Südrußland, ganz Mittel- und Westasien, insbesondere Turkestan, Indien, Persien, Kleinasien und Syrien, anderseits über Italien, Spanien und Nordwestafrika. In Turkmenien brütet er nach neueren Beobachtungen nicht, wohl aber sah Walter im März „ungeheure Scharen zwischen Kisil-arwar und Aschabad von Westen nach Osten ziehen". Besonders häufig scheint er auf Sardinien zu leben; aber auch in Spanien kennt man ihn allenthalben als einen obschon nicht zahlreich vorkommenden, so doch nirgends fehlenden Vogel. In den russischen und sibirischen Steppen, die man als Brennpunkt seines Verbreitungsgebietes anzusehen hat, tritt er zuweilen, besonders während der Zugzeit, massenhaft auf. Ähnlich scheint es in Spanien zu sein; denn auch von hier aus tritt der Zwergtrappe in jedem Herbst seine Reise an und erscheint in jedem Frühling wieder. Bei Gelegenheit dieser Wanderungen

besucht er die Atlasländer, überwintert wohl auch schon hier. Ägypten berührt er selten; soviel ich mich erinnere, ist mir dort nur ein einziges Stück, und zwar in der Nähe von Alexandria, in die Hände gefallen.

Der Zwergtrappe wählt in Spanien vorzugsweise Weinberge zu seinem Aufenthalt, gleichviel ob sie in der Ebene oder an einem Gehänge liegen; nächstdem siedelt er sich in dem wüstenhaften „Campo", und zwar in Gemeinschaft mit dem Dickfuße, an. In Ungarn bewohnt er die Pußta, in Südrußland, ganz Sibirien und Turkestan die Steppe. In Thüringen fallen seine Wohnplätze, laut Thienemann, dessen Freundlichkeit ich die nachstehenden Angaben verdanke, mit denen des Großtrappen zusammen; aber auch hier zieht er Örtlichkeiten, die der Steppe ähneln, allen anderen vor. Wald meidet er so ängstlich, daß er sich weder in der Nähe eines Gehölzes festsetzt, noch darüber wegfliegt, es sei denn, daß er etwa eine Ecke abschneiden will. Ausgedehnte Klee- und Esparsettefelder sind hier sein Lieblingsaufenthalt; dorthin begibt er sich, nachdem er im Frühjahr aus dem warmen Süden zurückgekehrt ist. Sobald die Wintersaaten ihre Frühjahrstriebe sprossen lassen und die Sommersaaten dicht werden, verfügt er sich abwechselnd auch nach solchen Feldern, namentlich dann, wenn das junge Getreide im Juni die Höhe erreicht hat, die genügt, ihn dem Blicke des Menschen oder der Raubvögel zu entziehen; jedoch sucht er, namentlich am Morgen, auch da, wo er ein Saatfeld zum Sommeraufenthalte erwählte, Klee- und Esparsettefelder gern auf, um ein paar Stunden in ihnen zu verbringen, und kehrt erst später in das bergende Dickicht der Ähren zurück. Mit Beginn der Ernte, die ihn sehr belästigt, wandert er von Acker zu Acker. Ist der letzte Halm gefallen, so zieht er sich meist in Kartoffel- und Rübenfelder zurück und sucht dabei erklärlicherweise, ebenso wie die ausgedehntesten Kleefelder, die größten Breiten auf. Im Spätherbste schlagen sich die einzelnen Familien in Herden von 12—20 und mehr Stück zusammen, streichen in der Gegend umher und halten sich meist auf Futteräckern oder Kleefeldern auf.

„In Thüringen", sagt Thienemann, „erscheint der Zwergtrappe erst Ende April oder Anfang Mai. Die ersten wurden gemeiniglich zwischen dem 22. April und 3. Mai gesehen. Nur im Jahre 1878 erschienen sie auffallend spät, nämlich erst am 18. Mai. Auf ihren Herbststreifereien mögen sie sich allmählich im November nach Süden verlieren. Doch sind einzelne noch im Winter in Deutschland gesehen und erlegt worden."

Weit mehr als sein größerer Verwandter nährt sich auch der alte Zwergtrappe von Insekten und Gewürm, besonders von Heuschrecken, Käfern und verschiedenen Larven. In dem Magen der von mir untersuchten fand ich hauptsächlich Insekten und Schneckenreste; die betreffenden Vögel waren jedoch auf dem Zuge und konnten mir daher nicht vollen Aufschluß geben. Nach Thienemanns Erfahrungen ist die Nahrung im ganzen der unsers Großtrappen gleich. Pflanzenstoffe bilden den Hauptteil, auf sie folgen Insekten, die von den Blättern und Blüten der Futterpflanzen abgelesen werden. Kleeblätter lieben sie sehr, doch fressen sie auch junge Saat und im Herbste, zeitweise fast ausschließlich, die Blätter des Löwenzahns, die ihnen wahrscheinlich ihrer Bitterkeit halber zusagen. Zur besseren Verdauung verschlingen auch sie Kieselsteinchen von geringer Größe. Sie gehen täglich mehrere Male auf Äsung; namentlich kann man sicher sein, sie frühmorgens, bald nach Aufgang der Sonne, in voller Tätigkeit zu treffen. Zu ihren Wohngebieten wählen sie gern große Kleefelder mit freier Aussicht, in deren Mitte sie sich niederlassen und nach längerer Umschau fleißig Blätter abrupfen und Insekten suchen. Im Herbste verschlucken sie hier und da wohl auch ein Samenkorn, dies aber immer nur selten.

„Der Zwergtrappe“, fährt Thienemann fort, „ist ein Vogel von zierlicher Gestalt und angenehmen, gefälligen Gewohnheiten. Infolge seiner Scheu und Vorsicht hält es leider schwer, ihn anders zu beobachten als mit Hilfe des Fernglases aus einem weit entfernten Versteckplatze. Sieht er den Menschen auf sich zukommen, so steht er anfangs unbeweglich still und streckt, ohne sich zu rühren, den Hals in die Höhe. Bei Annäherung bis auf 200 oder 300 Schritt entfernt er sich und umfliegt gewöhnlich den Herannahenden in einem Halbkreise, wahrscheinlich um sich über ihn zu vergewissern; denn er versteht recht gut, den unaufmerksamen Fußgänger vom spähenden Beobachter und diesen wiederum vom todbringenden Schützen zu unterscheiden. Seine großen Augen, die ihm scharfes Sehen ermöglichen, kommen ihm hierbei sehr zu Hilfe. Läßt sich ein Pärchen irgendwo nieder, so bleibt das Männchen noch lange aufrecht stehen und schaut umher, um eine Gefahr zu entdecken, wogegen das Weibchen sofort zur Äsung schreitet. Ist letzteres aber allein, so zeigt es sich ebenso wachsam wie der Gatte und geht nicht eher ans Futter, bis es sich versichert hat, daß kein Feind in der Nähe ist. Gescharte Familien oder Trupps fliehen den Menschen auf weite Entfernung, einzelne Vögel dagegen lassen ihn oft nahekommen; denn sie drücken sich unter Umständen bisweilen so dicht an den Boden, daß man sie übersieht, und fliegen erst unmittelbar vor den Füßen des Nahenden auf. Wahrscheinlich ihrer Sicherheit wegen verweilen einzelne Zwergtrappen gern in der Nähe weidender Großtrappen, mischen sich jedoch nie unter Herden von diesen, sondern halten sich achtungsvoll in einer Entfernung von 30—50 Schritt. Ihr Flug ist zitternd und schwirrend, dem der Wildente so ähnlich, daß der Unkundige einen fliegenden Zwergtrappen gewöhnlich als Ente ansieht. Kopf und Hals nach vorn, die Füße nach hinten gerade ausgestreckt, schwirrt der Vogel mit schnellem Flügelschlage durch die Luft und bringt dabei nicht allein die sonst verdeckten weißen Schwingenteile zu wirkungsvoller Geltung, sondern auch ein Getön hervor, das dem Geklingel eines in der Ferne dahinfahrenden Schellenschlittens nicht unähnlich ist. Nur im Oktober habe ich die Zwergtrappen gesellschaftlich mit langsamen Flügelschlägen weite Kreise beschreiben sehen, die aber den Schneckenlinien des Storches oder der Falkenarten an Zierlichkeit durchaus nicht gleichkommen, sondern schief und unregelmäßig in derselben Entfernung von der Erde gezogen werden. Die Stimme des erwachsenen Zwergtrappen ist ein seltsam zitternder oder knitternder Laut, ähnlich dem, den man hervorbringt, wenn man mit einem Holzstäbchen über ein kleines hölzernes Gitter dahinfährt.

„Wenn im Frühjahr die Zwergtrappen zurückgekehrt sind und sich von den Beschwerden der Reise erholt haben, beginnt etwa in der zweiten Hälfte des Mai die Paarung. In Thüringen wählt das Weibchen zur Anlage des Nestes unter allen Umständen einen mit Klee oder Esparsette bestandenen Acker. Hier, auf einer Stelle, wo die genannten Früchte möglichst hoch stehen, scharrt es eine Grube von 20 cm Durchmesser und 6 cm Tiefe aus, schleppt eine Menge halb verwitterter Esparsettestoppeln des vorigen Jahres hinein und bildet aus diesen Stoffen nicht bloß eine dichte, warmhaltende Unterlage gegen den Erdboden hin, sondern auch einen über die Erdoberfläche noch 2 cm hinausstehenden Rand. Das Innere ist mit feinen, dürren Stengeln und Blättern der Trespe und anderer Grasarten nett und zierlich ausgekleidet. Dahinein legt es nun in kurzen Zwischenräumen seine 3—4 Eier, die man sofort als Trappeneier erkennen muß. Ihr durchschnittlicher Längsdurchmesser beträgt 50,7, ihr Querdurchmesser 38,4 mm; die Färbung ist ein glänzendes Olivenbraun, Grünbraun oder ein tiefes Grün, auf dem ziemlich regelmäßig verteilte, nur an der Spitze und gegen das dicke Ende hin spärlicher werdende, undeutliche, verwaschene Längsflecke von leberbrauner

Färbung stehen. Das Weibchen brütet so fest, daß man das ganze Feldstück, in dem sich sein Nest befindet, kreuz und quer durchgehen kann, ohne daß es sich stören läßt. Das Männchen hält sich stets in der Nähe auf und ist auf demselben Kleestück oder wenigstens in den angrenzenden Feldern ziemlich sicher anzutreffen. Manchmal bleibt es im hohen Klee halbe Tage lang verborgen, manchmal betritt es angrenzende Brachäcker und liegt daselbst ebensolange der Insektenjagd ob. Wenn in den Frühstunden das Weibchen vom Neste geht, äsen beide Gatten einige Zeit miteinander. In der zweiten Hälfte des Juni schlüpfen die Jungen aus den Eiern und verlassen als echte Nestflüchter auch sofort mit der sorgsamen Mutter die Niststätte, wenn Gefahr droht, selbst das heimatliche Kleestück, um sich in einem größere Sicherheit gewährenden Getreidefelde zu verbergen. Die bunten, mit braunem und gelbem Flaum bedeckten Küchlein gleichen jungen, ebenso alten Haushühnern, sind aber mit verhältnismäßig längerem Hals und höheren Beinen begabt und besitzen sehr große, listig dreinschauende Trappenaugen, die sie sofort von jenen unterscheiden. Ihre Stimme ist auch nicht das feine Piepen der Hühnchen, sondern mehr ein zartes ‚Jaupen‘ der kleinen Truthühner."

Leider verlieren, wie Thienemann an anderer Stelle mitteilt, viele Zwergtrappen beim Mähen des Klees ihre Brut, einzelne Weibchen sogar ihr Leben, und ihre Vermehrung ist aus diesen Gründen eine geringe. Dies wird auch in neuerer Zeit wieder von Spannau für Thüringen bestätigt. Einstweilen müssen wir uns mit der Tatsache begnügen, daß sie bei uns trotz alledem von Jahr zu Jahr sich stetig mehren, dürfen also die Hoffnung hegen, daß sie auch ihr Wohngebiet bei uns weiter und weiter ausdehnen werden. Ganz abgesehen davon, daß sie die Felder sicherlich auch von schädlichen Insekten und Schnecken reinigen helfen, nutzen sie unmittelbar dadurch, daß sie ein schätzbares Wildbret liefern. Gerade dieses vortrefflichen Wildbrets wegen wird dem Zwergtrappen überall eifrig nachgestellt. In Spanien kommt er unter dem Namen „Fasan" auf die Tafel. In Südrußland bedient man sich zur Jagd am liebsten des Wagens. „Wenn der Hahn den Wagen auf sich zukommen sieht, blickt er ängstlich auf die ungewohnte Erscheinung; kommt das Gefährt behutsam näher, so fliegt er entweder eine kurze Strecke fort, und dann ist jede Mühe des Jägers vergebens, oder er duckt sich ins Gras, oder bleibt keck auf einer Stelle und fordert den Jäger durch sein ‚Terrks terrks‘ heraus. In beiden Fällen ist er verloren." Gefangene Zwergtrappen gelangen dann und wann in unsere Käfige und halten sich, einmal eingewohnt, recht gut.

Zu den europäischen Vögeln zählt man auch den Kragentrappen, Houbara macqueenii *Gray et Hardw.*, von den Kirgisen Paßgängertrappe genannt, der sich wiederholt nach Deutschland verflogen hat. Sein Gefieder ist auf der Stirn und an den Kopfseiten rostrotgrau, braun überpudert, die Kopfhaube etwas spärlich aus langen und schmalen Federn zusammengesetzt, von denen die meisten an der Spitze schwarz sind, das Gefieder des Hinterkopfes weißlich, braun und grau gestreift, das des Oberkörpers auf licht ocker- und lehmgelbem Grunde zart schwarz quergewellt und da, wo die Zeichnung dichter steht, dunkler gefleckt, die Kehle weiß, der Hinterhals bräunlich, der Vorderhals hell aschgrau, dunkler quergewellt, die Oberbrust dunkel graublau, der Bauch gelblichweiß. Der Kragen besteht aus langen, flatternden Federn, die zu beiden Seiten des Halses stehen, und von denen die oberen rein schwarz, die unteren an der Wurzel und an der Spitze schwarz, im übrigen weiß sind. Die Schwungfedern haben weiße Wurzeln und schwarze Spitzen; die Steuerfedern zeigen auf rötlichem, fein gesprenkeltem Grunde zwei dunkle Binden. Die

Iris ist glänzend gelb, der Schnabel schieferfarben, der Fuß grünlichgelb. Nach Jerdon schwankt die Länge des Männchens zwischen 65 und 80, die Breite zwischen 140 und 150 und beträgt die Flügellänge etwa 38, die Schwanzlänge 25 cm. Nach der Brutzeit scheint das Männchen seinen Schmuckkragen zu verlieren.

Die Hubara, Houbara undulata *Jacq.*, ist dem Kragentrappen sehr ähnlich und wird oft mit ihm verwechselt, nur ist er etwas größer, auch sind die Federn der Haube rein weiß und die des Rückens und der Flügel dunkler, von mehr bräunlicher Grundfarbe und nach dem freien Ende stärker braunschwarz gefleckt.

Der Kragentrappe lebt, laut Jerdon, auf den Ebenen des Pandschab und obern Sind, verirrt sich aber auch nach anderen Teilen Indiens, wird häufig in den trocknen, steinigen Ebenen Afghanistans angetroffen und kommt außerdem in anderen Teilen Asiens, namentlich in Turkestan, Südwestsibirien, Persien, Mesopotamien, am Aralsee, am Sir Darja und ostwärts bis in die chinesischen Provinzen vor. Wir fanden ihn nicht allzu selten in den wüstenähnlichen Steppen des obern Irtischtales, am südlichen Abhange des Altaigebirges, erhielten in der Nähe des Saisansees auch seine Eier und erfuhren, daß er allen kirgisischen Jägern wohlbekannt ist. Von hier aus dürften die „Paßgängertrappen" ausgezogen sein, die bei Kottwitz in Schlesien, bei Frankfurt am Main, in Baden, Mecklenburg, Schleswig, der Oberlausitz und ebenso in Belgien, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden und Finnland erlegt wurden, also die vielbesuchte nördliche Zugstraße, die uns so oft asiatische Vögel zuführt, benutzt haben, um der Winterherberge zuzuwandern. Die Hubara ersetzt den Paßgängertrappen in den südlichen Mittelmeerländern, von den Kanarischen Inseln an bis nach Arabien, tritt in Marokko, Algerien, Tunis und Tripolis nicht selten, an der libyschen Küste nach Ehrenberg sogar häufig auf, gehört jedoch nach meinen wie nach Heuglins Beobachtungen im Nilgebiet zu den sehr vereinzelten Erscheinungen. Nach Bolle kommt sie nicht auf allen Kanarischen Inseln, sondern fast bloß auf Fuerteventura vor, und nur wenige verfliegen sich gelegentlich nach der Südküste von Lanzarote. Öfter mag es geschehen, daß sie nach Spanien, Südfrankreich, Italien und Griechenland herüberstreift; denn möglicherweise gehören fast alle Kragentrappen, die in den genannten Ländern erlegt wurden, dieser und nicht der vorhergehenden Art an. Die einen wie die anderen scheinen sich übrigens in allen Stücken so zu ähneln, daß man gewiß das von dem Kragentrappen Bekannte auch auf die Hubara beziehen kann und umgekehrt.

Beide bevorzugen heiße, dürre, sandige und steinige, nur spärlich mit Gestrüpp bedeckte Ebenen, also am liebsten die eigentliche Wüste. Bolle sagt, daß er die Hubara vorzüglich in der Nähe ausgedehnter Kornfelder, aber auch tief in der Wüste selbst auf steinigen Bergen angetroffen habe; Berthelot behauptet, daß sie sich fast nur an Orten aufhalte, deren Wärme nicht leicht unter 35° C sinkt, und Jerdon berichtet hinsichtlich des Kragentrappen, daß er in sandigen und grasigen Ebenen oder auf welligem, sandigem Boden, der hier und da mit Gras bestanden ist, oder auch Getreidefelder umschließt, gefunden wird, hauptsächlich aber dürre und offene Gründe bewohnt. Mit letzterem stimmen unsere Erfahrungen überein. In ihrem Wesen ähneln beide ihren Verwandten, nehmen sich auch, der Halskrause halber, recht stattlich aus, können jedoch hierin mit dem Großtrappen nicht wetteifern. Viera gibt an, daß der Kragentrappe seiner Schwere halber nicht schnell auf- oder davonfliegen kann, aber sehr rasch läuft und dabei mit den Flügeln schlägt, während der Paarungszeit aber wie ein Pfau umherstolziert und auch die Haut unterhalb der Kehle aufzublasen vermag.

Ehrenberg schreibt Naumann, daß die Hubaras, die er überraschte, ungemein schnell fortliefen, gewöhnlich noch einige Zeit, aber in großer Entfernung von dem Menschen, hinter kleinen Sträuchern, die ihren Leib verdeckten, stehenblieben, bevor sie aufflogen, und nach dem Aufstehen gewöhnlich dicht über dem Boden in wagerechter Linie, zwar etwas schwerfällig, aber doch sehr schnell dahinflogen. An Scheu und Vorsicht stehen sie ihren Verwandten nicht im geringsten nach. Alle, die Ehrenberg sah, ließen niemand auf Schußweite herankommen, und die von Bolle beobachteten duckten sich, um sich den Blicken der Menschen zu entziehen, platt auf die Erde, am liebsten hinter einen Stein. Am leichtesten noch soll man ihnen nahekommen, wenn man sich ihnen zu Esel oder zu Kamel, sie scheinbar gar nicht beobachtend, auf Umwegen nähert. Bolle fand die Hubara meist paarweise; Ehrenberg dagegen sagt, er habe gewöhnlich 4—5 Stück, zuweilen aber auch viel mehr beisammen gesehen, sie aber selten bloß paarweise angetroffen, hebt auch hervor, daß sie meist stumm blieben und zuweilen nur im Fliegen einen Ruf vernehmen ließen, der wie „raa raa raa" klang und möglicherweise zu dem arabischen Namen „Raad" Veranlassung gegeben hat. Wie bei allen kleineren Trappen besteht die Nahrung vorzugsweise aus Insekten, besonders scheinen Ameisen eine Lieblingsspeise der Hubara zu sein.

Ihr Nest ist eine Vertiefung oder gescharrte Grube zwischen Büscheln längerer Gräser und anderer Steppenpflanzen. Die 3—4 Eier, die das Gelege bilden, sind bei der asiatischen Art durchschnittlich 64,7 mm lang und 45 mm breit, während die ähnlich gezeichneten der afrikanischen nur 60,5×43 mm messen, haben eine schöne, längliche Eiform und zeigen auf mattglänzendem, gelblich-olivengraubraunem Grunde zahlreich über die Oberfläche gleichmäßig verteilte, teils verwaschene, teils schärfer begrenzte Flecke. Viera berichtet, daß die Hubara in dem Getreide nistet, und daß die Jungen nach fünfwöchiger Bebrütung dem Ei entschlüpfen, auch sogleich wie junge Hühner davonlaufen. Mehr weiß man über die Fortpflanzung nicht.

Araber und Inder jagen unsere Trappen mit Leidenschaft, hauptsächlich mit Hilfe ihrer Falken. Im Pandschab und Sind ist der Kragentrappe das Lieblingswild der Falkner. Das Wildbret soll vortrefflich sein.

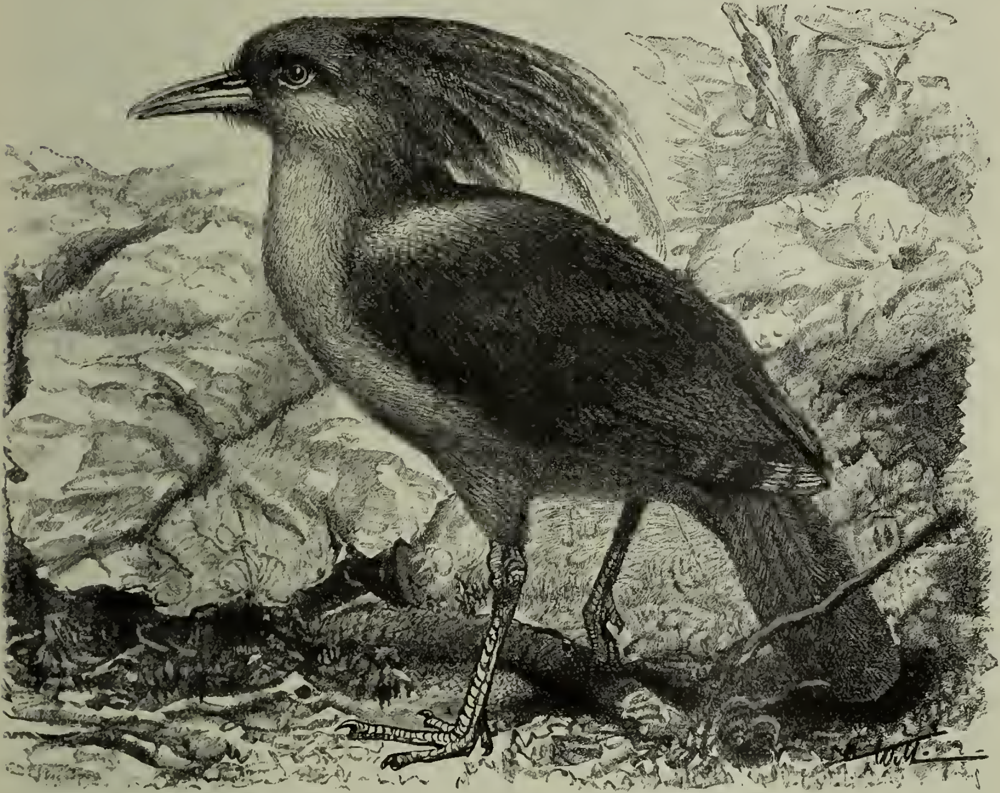
„Trotz ihrer Schüchternheit", schließt Bolle, „läßt sich die Hubara, jung gefangen, zähmen. Ich habe auf dem Hofe von Th. Menas ein Weibchen gesehen. Es lief fortwährend unter dem Geflügel umher und wurde mit Körnern und geröstetem Mehl gefüttert. Ein gewisses zaghaftes Wesen, eine Neigung zum Forthuschen oder in Ecken und Winkel zu drücken, hat es indes nicht abgelegt." Auch in europäischen Tiergärten hat man Kragentrappen gefangen gehalten.

*

Ein auf Neukaledonien heimischer Vogel, der Kagu, Rhinochetus jubatus *J. Verr. et Des Murs* (Taf. „Kranichvögel II", 3 bei S. 197), bildet die einzige Art der Gattung der Rallenkraniche (Rhinochetus *Verr.*) und der gleichnamigen Familie **(Rhinochetidae).** Seine Gestalt ist gedrungen, sein gerader Schnabel mäßig lang. Auf beiden Seiten des Schnabels liegt in einer tiefen Furche eine kurze, nach vorn sich öffnende Hornröhre, in der sich das Nasenloch befindet; die Nasenscheidewand ist vollständig. Der Lauf ist dick und erreicht nahezu die zweifache Länge der Mittelzehe; die Vorderzehen sind gespalten, die kurze Hinterzehe ist hoch eingelenkt. Das weiche Gefieder, das am Hinterkopfe aus langen, zerschlissenen Federn gebildet wird, ist grau, am Unterkörper hell rostbraun.

Es sind zehn Handschwingen und zwölf Steuerfedern vorhanden. Der am Grunde graue Schwanz ist an der Spitze rotbraun, die Schwungfedern zeigen schwarze und weiße, schwarz marmorierte, zum Teil schwach rostbraune Querbinden. An jeder Seite des Hinterrückens ein starker Fleck von Puderdunen. Schnabel und Füße sind rötlichorange. Die Länge beträgt 56 cm, die des Flügels 25, des Schwanzes 21, des Schnabels 6, des Laufes 10,4 cm.

Der Kagu führt eine nächtliche Lebensweise und nährt sich nur von Tieren, vor allem von Schnecken und Würmern. An gefangenen Kagus beobachtet man, daß sie unter



Kagu, Rhinochetus jubatus *J. Verr. et Des Murs.* $^1/_4$ natürlicher Größe.

lebhaftem Aufrichten und Niederlegen ihrer schönen Haube Tanzkünste entfalten wie die Kraniche. Flügel und Schwanz werden fächerförmig ausgebreitet, und manchmal packt der Vogel die Flügel- oder Schwanzspitze mit dem Schnabel, um in dieser sonderbaren Haltung umherzuspringen.

*

Die auf das Festland des tropischen Amerika beschränkte, nur eine Gattung (Eurypyga *Ill.*) umfassende Familie der **Sonnenrallen (Eurypygidae)** kennzeichnet sich durch geringe Größe, schmächtigen Leib, ziemlich langen, dünnen Hals, reiherähnlichen Kopf, langen, geraden, starken, harten und spitzigen, seitlich zusammengedrückten, auf dem Firste sanft gewölbten Schnabel mit durchgehenden Nasenlöchern, hohe, schlanke Füße mit ziemlich entwickelter Hinterzehe, sehr breite, große Flügel, unter deren zehn Handschwingen die dritte

die längste ist, auffallend langen, aus zwölf großen und breiten Federn gebildeten Schwanz und reiches, locker anliegendes, äußerst buntfarbiges Gefieder. Puderdunen sind ähnlich stark entwickelt wie beim Kagu.

Kopf und Nacken der Sonnenralle, Eurypyga helias *Pall.* (solaris; Taf. „Kranichvögel II“, 4 bei S. 197), sind schwarz, ein Augenbrauenstreifen und ein zweites Band, das vom Schnabelwinkel nach dem Hinterhalse verläuft, Kinn und Kehle weiß, die Federn des Rückens, der Schultern und die Oberarmfedern auf schwarzem Grunde roströtlich quer gestreift, die Bürzel- und oberen Schwanzdeckfedern schwarz und weiß, die Halsfedern braun und schwarz gebändert, die der Unterteile gelblich- oder bräunlichweiß, die Schwungfedern hellgrau, weiß und schwarz gemarmelt und braun gebändert, die Schwanzfedern ähnlich gezeichnet und durch die schwarze, nach der Wurzel zu braun gesäumte, breite Endbinde noch besonders geziert. Eine genauere Beschreibung des Gefieders läßt sich, ohne sehr weitschweifig zu werden, wegen der Mannigfaltigkeit der Zeichnung und Färbung nicht geben. Die Iris ist rot, der Schnabel wachsgelb, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt ungefähr 42 cm.

Erst durch die neueren Reisenden haben wir einiges über das Freileben der Sonnenralle erfahren, in den Tiergärten zu London und Amsterdam auch das Gefangenleben genauer kennen gelernt. Der Vogel, der nicht ganz mit Unrecht mit einem großflügeligen Schmetterlinge verglichen wurde, lebt im nördlichen Südamerika von Guayana bis Peru und von Ecuador bis zur Provinz Goyaz in Mittelbrasilien, an der Meeresküste oder an Flußufern, besonders häufig am Orinoco, Amazonenstrome und den Flüssen Guayanas, die zweite Art, Eurypyga major *Hartl.*, von Guatemala bis Panama, in Kolumbien und Ecuador. „Das reizende, grau, gelb, grün, schwarz, weiß und braun gemischte Gefieder“, sagt Schomburgk von der erstgenannten Art, „macht die Sonnenralle zu einem der schönsten dieser an glänzenden Vögeln so reichen Gegend, namentlich wenn sie Flügel und Schwanz, gleich einem Truthahn, ausbreitet und in den Sonnenstrahlen spiegeln und schillern läßt. Sie kommt in den Wäldern an sonnigen Stellen, besonders aber an den Ufern der Flüsse vor, doch immer nur einzeln, seltner paarweise. Ihre Nahrung bilden Fliegen und andre Kerbtiere, die sie mit solcher Gewandtheit verfolgt, daß sie ihr selten entfliehen. Immer in Bewegung und den Kopf nach allen Seiten wendend, sucht sie auf dem Boden und auf den Blättern des niedrigen Gesträuches ihre Beute. Hat ihr scharfes Auge ein Insekt entdeckt, dann zügelt sie augenblicklich ihren Schritt, schreitet langsam heran und dehnt plötzlich den Hals zu solcher Länge aus, daß sie schnell das ihre Nähe kaum ahnende Tier ergreift und verschluckt.“ Bates und Weddell berichten, daß man den Vogel nicht oft zu sehen bekäme, aber nicht, weil er selten, sondern weil er sehr scheu wäre. Wer seine Stimme nachzuahmen versteht, lockt ihn leicht. Am häufigsten begegnet man ihm, nach Goudot, in der Dämmerung; denn erst um diese Zeit wird er munter. Diese Angabe steht mit den vorher angegebenen Berichten zwar im Widerspruche, erscheint mir jedoch begründet.

Castelnau schildert die Sonnenralle als wild und bösartig, in Wesen und Sitten also den Reihern ähnlich. Wenn man sich ihr naht, lüftet sie die Flügel und legt den Hals zur Verteidigung zurück, springt auch wohl gegen den Feind los. Trotzdem muß sie sich leicht fangen und zähmen lassen, da man sie in allen Niederlassungen der Indianer und auch auf den Höfen der in ihrer Heimat angesessenen Europäer gezähmt hält und als besondern Liebling schätzt. Am Amazonenstrome nennt man sie „Pavaone“ oder Pfau und gebraucht dieses Wort auch als Rufnamen; sie erhält einen solchen, weil sie ihrem Gebieter wie ein



Sonnenralle.

Hund folgen lernt. Plaza sah in Saraycou eine, die 22 Jahre in der Gefangenschaft gelebt hatte, und Schomburgk und Bates berichten übereinstimmend, daß man diesen Vogel gerade der leichten Zähmbarkeit und Ausdauer halber so gern hält. Die meisten gefangenen Sonnenrallen laufen frei umher, mischen sich nach Belieben unter das Geflügel des Hofes, verkehren ohne Furcht mit den Hunden, unterscheiden aber sehr wohl zwischen fremden Tieren und ziehen sich auch vor unbekannten Leuten scheu zurück.

Die gefangenen Sonnenrallen, die ich in den Tiergärten zu London und Amsterdam sah, machten einen durchaus eigenartigen Eindruck. In mancher Hinsicht erinnern sie allerdings an die Reihervögel, im allgemeinen aber mehr an die Rallen; doch gleichen sie weder den einen noch den anderen. Bei ruhigem Gange tragen sie den Leib wagerecht, den Hals zusammengezogen und die Flügel etwas gelüftet, bei schnellerem Laufe legen sie das Gefieder so glatt an, wie es ihnen möglich ist. Der Gang ist schleichend und äußerst bedächtig, der Flug weich und sonderbar flatternd, dem eines langsamen Schmetterlings wirklich nicht unähnlich, auch dem eines bei Tage aufgescheuchten Ziegenmelkers vergleichbar. Die Schwingen und das Steuer scheinen für die Last des Leibes viel zu groß zu sein, daher die Weichheit der Bewegung. Keiner der mir bekannten Reisenden spricht sich ausführlich über den Flug aus; demungeachtet glaube ich nach dem, was ich beobachtet habe, mit Sicherheit schließen zu können, daß die Sonnenralle nicht imstande ist, in hoher Luft dahinzufliegen, daß vielmehr jeder heftige Luftzug sie auf den Boden herabschleudern muß.

Über die Fortpflanzung berichtete zuerst Goudot. Das Nest steht stets über der Erde, auf Bäumen, in einer Höhe von 2 m über dem Boden; 2 Eier, die auf blaß mennigrotem Grunde mit mehr oder weniger großen Flecken und einzelnen Punkten von dunkelbrauner Färbung gezeichnet sind, bilden das Gelege. Die Jungen verlassen das Nest im August. Zur allgemeinen Freude der Naturkundigen gaben die gefangenen Sonnenrallen des Londoner Gartens im Jahre 1865 Gelegenheit, Genaueres festzustellen. Ein Paar dieser Vögel wurde im September 1862 gekauft und gewöhnte sich leicht an die veränderten Verhältnisse. Im Mai des erstgenannten Jahres zeigte es Lust zum Brüten, indem es Stöcke, Wurzeln, Gras und andere Stoffe umhertrug. Dabei sah man beide häufig rund um das Trinkbecken gehen, augenscheinlich in der Absicht, hier Neststoffe zu suchen oder gefundene einzuweichen. Dies brachte Bartlett auf den Gedanken, ihnen Lehm und Schlamm zu geben. Sie bemächtigten sich sofort dieser Stoffe, erwählten einen Baumstrunk von ungefähr 3 m Höhe über dem Boden, auf dem ein altes, künstliches Storchnest befestigt war, und trugen nun den mit Stroh, Wurzeln und Gras vermischten Lehm dahin, pflasterten das Innere des Nestes aus und erhöhten seine Seitenwände. Eines Morgens brachte der Wärter die Bruchstücke eines Eies, die er am Boden unter dem Neste gefunden hatte und der Sonnenralle zuschrieb. Bartlett fand zu seiner Überraschung, daß sie den Eiern eines Teichhuhnes oder der Waldschnepfe ähnlich waren, und glaubte, weil ein Purpurhuhn mit jenem in demselben Käfig lebte, die Richtigkeit der Aussage des Wärters bezweifeln zu können, nahm jedoch das Purpurhuhn weg und überließ die Sonnenrallen sich selbst. Anfang Juni lenkte der Wärter die Aufmerksamkeit seines Vorgesetzten auf ein anderes Ei, das im Neste lag; Bartlett besichtigte es und sah, daß es mit jenen Stücken durchaus übereinstimmte. Beide Alten zeigten sich sehr besorgt um das Ei und brüteten abwechselnd 27 Tage lang. Am 9. Juni schlüpfte das Junge aus; am folgenden Tage wurde es besichtigt und eine Zeichnung von ihm genommen. Es blieb im Neste sitzen und wurde abwechselnd von beiden Eltern mit Insekten und kleinen lebenden Fischen geatzt,

und zwar in ganz gleicher Weise wie junge Ibisse. Am zweiten Tage seines Lebens war es so weit flügge, daß es bis auf den Boden herabflattern konnte, und nunmehr blieb es hier, ohne jemals ins Nest zurückzukehren. Sein Wachstum geschah so schnell, daß es bereits nach zwei Monaten von den Alten nicht mehr unterschieden werden konnte. Im August begannen die alten Vögel das Nest wieder herzurichten, indem sie eine frische Schicht von Schlamm und Lehm auftrugen; Ende August legte das Weibchen ein anderes Ei. Diesmal unterzog sich das Männchen dem Geschäfte des Brütens mit größerer Sorgfalt und regerem Eifer als seine Gattin, die immer noch mit der Ernährung des ersten Jungen zu tun hatte. Am 28. September entschlüpfte das zweite Junge. Doch schienen nunmehr beide Alten dem ersten größere Sorgfalt als dem Nachgeborenen zuzuwenden, so daß der Wärter zu Hilfe kommen mußte, da er fürchtete, der kleine Bursche möge unter der Vernachlässigung leiden. Der Nestling gewöhnte sich auch bald an den menschlichen Pflegevater, und es gelang, ihn ebenfalls großzuziehen. Aus der von Bartlett gegebenen Abbildung ersieht man, daß das Dunenkleid auf der Oberseite rostbraun und gelblichweiß längs und quer gestreift und gefleckt, auf der Unterseite hingegen bis auf wenige weiße und braune mondförmige Flecke einfarbig ist.

*

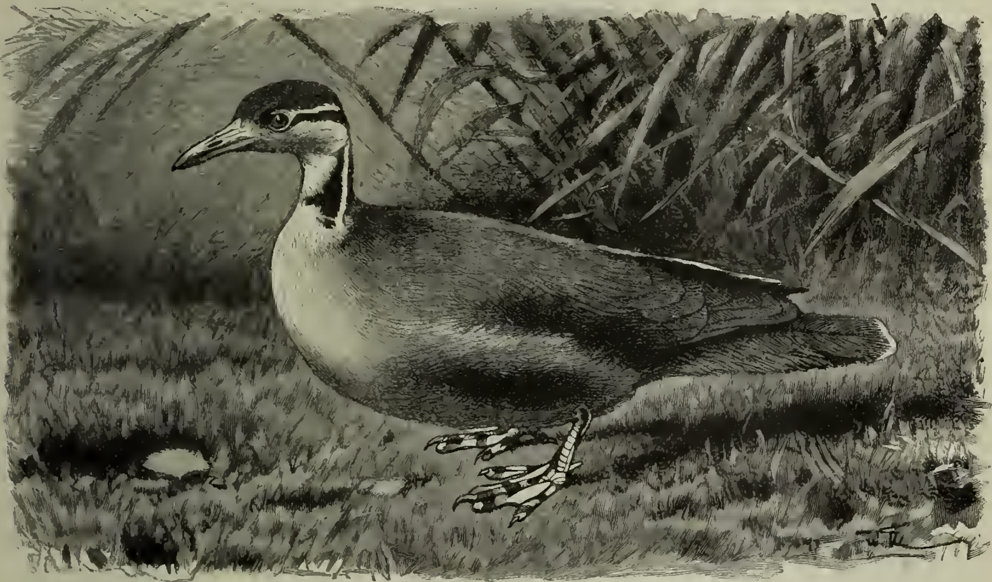
In Südamerika, West-, Ost- und Südafrika und Hinterindien leben kleine, sonderbare Vögel, die äußerlich den Lappentauchern sehr ähnlich sind, deren innerer Leibesbau aber namentlich durch die Anlage des Knochengerüstes Verwandtschaft mit den Rallen, besonders aber mit den Sonnenrallen beweist. Auch die Eier haben ausgesprochenen Rallencharakter. Sie, die **Binsenrallen** oder Saumfüße **(Heliornithidae)**, die eine nur fünf Arten zählende Familie bilden, sind klein, schlank gebaut und starkleibig; der kopflange Schnabel ist dünn und niedrig, hinten auf dem Oberfirst abgerundet, ohne Stirnschwiele; die Nasenlöcher sind durchgängig; die Beine sind sehr kurz, bis zu den Fersen befiedert, die Zehen länger als der Lauf und sämtlich mit breit gelappten Hautfalten besetzt, die zwischen den Vorderzehen zu einer kurzen Schwimmhaut sich verbinden; nur die kleine Hinterzehe trägt keine Haut; im Flügel sind die zweite und dritte Schwinge die längsten; der kräftige und starke Schwanz wird aus 18 Federn gebildet, die sich sanft abrunden.

Beim Tauchhühnchen oder der Picapare der Brasilianer, Heliornis fulica *Bodd.*, sind Kopf und Oberhals schwarz, der Rücken, die Flügel und der Schwanz braun, ein Augenbrauenstreifen, die Kehle und der Vorderhals weiß, Brust und Bauch gelblichweiß. Die Iris ist braun, der Schnabel blaß horngelb, im Alter rot, auf dem Firste vom Grunde an gebräunt, gegen die Spitze hin schwarz gefleckt, der Fuß gelbrötlich, der Lauf auf der Innen- und Hinterseite schwarz, jede Zehe auf jedem Gelenk schwarz gebändert. Die Länge beträgt 31, die Breite 82, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 8 cm.

Über die Lebensweise berichtet ziemlich ausführlich der Prinz von Wied. „Die Picapare“, sagt er, „lebt in Brasilien und Paraguay, geht, laut Azara, bis zum 25. Grade südl. Br. hinauf und ist daher über einen großen Teil von Südamerika verbreitet. Sie ist auf allen Flüssen des östlichen Brasilien nicht selten und hält sich daselbst im dunkeln Schatten der die Ufer bedeckenden Gebüsche und Wasserpflanzen auf. Wo Ruhe und Einsamkeit herrscht, da wird man sie gewiß finden. Oft sitzt sie auf einem dünnen Aste im Wasser und macht Bücklinge. Sie nährt sich von Wasserinsekten und Sämereien, nach denen sie auch

mit dem Vorderteile des Körpers untertaucht; doch tut sie dies nicht oft. Ihre Stimme besteht aus einigen lauten, nur kurz ausgehaltenen Kehltönen, die in der Ferne wie das Bellen eines kleinen Hündchens klingen.

„Seine beiden Jungen bringt dieser Vogel in der heißen Zeit aus. Sie sind anfänglich nackt und verbergen sich unter den Flügeln der Eltern, wo sie sich mit dem Schnabel festhalten. Ich schoß einst im Dezember einen solchen männlichen Vogel, der unter dem Flügel ein eben ausgekommenes, noch völlig nacktes Junges trug. Sind die Jungen schon etwas stärker, so sieht man sie beide auf dem Rücken der Mutter sitzen und selbst mit ihr untertauchen. Bemerkt dieser Vogel Gefahr, und kommt man ihm zu nahe, so fliegt er auch auf, wenn er keine Jungen bei sich hat, und fällt gewöhnlich bald im Schatten der dichten Gebüsche des



Taucherhühnchen, Heliornis fulica *Bodd.* 2/5 natürlicher Größe.

Flußufers wieder ein; wird er noch mehr eingeengt, so verbirgt er sich in dem dichten Gesträuch des Ufers, geht auch gewöhnlich schnell auf das Land, um sich bis nach Vorübergang der Gefahr zu verbergen. Tauchen sieht man ihn nur im Notfalle, besonders wenn er angeschossen ist; alsdann kann er lange unter Wasser bleiben, erreicht indessen in der Tauchfertigkeit bei weitem nicht die Schlangenhalsvögel und Steißfüße. Ich habe diese Vögel selbst in Flüssen im Innern der Urwälder gefunden." Nach der Angabe, daß dieser Vogel zwei Junge habe, Prinz von Wied aber bei dem von ihm geschossenen Männchen bloß eins fand, scheint es nicht ausgeschlossen, daß beide Eltern eins mit sich tragen.

Elfte Ordnung:

Regenpfeifervögel (Charadriiformes).

Von den gemeinsamen anatomischen Merkmalen, die Gadow veranlaßten, die Ordnung der Regenpfeifervögel (Charadriiformes) aufzustellen, seien hier nur einige aufgezählt. Bei den zu dieser Ordnung gehörenden Vögeln ist das Rabenschnabelbein mit einem deutlichen, meist großen Fortsatz versehen. Das Gabelbein hat eine U-förmige Gestalt. Die überwiegende Mehrzahl der Regenpfeifervögel hat 15 Halswirbel, einige wenige Gattungen 16, die ausgestorbenen Dronten nur 14. Alle Vertreter der Ordnung haben elf Handschwingen, deren äußerste aber stark verkürzt ist. Ebenso wie die Gestalt und Größe der hierher gerechneten Vögel sehr verschieden sind, so ist auch ihre Lebensweise sehr mannigfach. Teilweise haben wir es mit Land-, teilweise mit Wasserbewohnern zu tun, deren erstere wieder entweder als Grundbewohner, Laufformen oder als Baumbewohner erscheinen. Fast alle sind gute oder vorzügliche Flieger. Demgemäß ist auch die Nahrung dieser Vögel entweder eine pflanzliche oder eine tierische oder gemischter Natur. Die Tauben sind Nesthocker, alle anderen Regenpfeifervögel dagegen Nestflüchter.

Die großen Unterschiede im Äußeren und in der Lebensweise sind denn auch der Grund gewesen, weshalb man früher, als man noch nicht auf die wichtigen Übereinstimmungen im innern Bau achtete, die Angehörigen der Gadowschen Ordnung Charadriiformes teils als selbständige Ordnungen, so meist die Tauben als eine solche, teils als Unterglieder anderer Ordnungen ansah. Auch Gadow nimmt innerhalb seiner Ordnung noch eine Scheidung in zwei Gruppen vor, indem er die vier Unterordnungen der Schlammläufer (Limicolae), Möwenvögel (Lari), Flughühner (Pterocles) und Taubenvögel (Columbae) zu je zwei und zwei als einander verwandtschaftlich sehr nahestehend bezeichnet, so daß er einen Verband der Laro-Limicolae und einen der Pteroclo-Columbae erhält. Von der Stellung dieser Unterabteilungen zueinander sagt der Autor:

„Den Mittelpunkt der Charadriiformes bilden die Limicolae; davon haben sich einerseits als fischende Schwimmer entwickelt die Lari, wiederum geteilt in Flieger (Laridae) und in Taucher mit reduziertem Flugvermögen (Alcidae), anderseits als intensive Land-Flugvögel und Vegetabilienfresser die steppenbewohnenden Pterocles und die hauptsächlich dem Baumleben angepaßten Columbae.“ Dann fährt er fort: „Die nächsten Verwandten der Charadriiformes sind die Gruiformes. Beide zusammen bilden einen starken Ast, dem sich dann die Galliformes anschließen.“

Erste Unterordnung: **Schlammläufer (Limicolae).**

Die Angehörigen der Unterordnung der Schlammläufer (Limicolae), die den größten Teil der alten Ordnung der Wat- oder Stelzvögel (Grallae) ausmachen, haben einen schlanken, vom Kopfe deutlich abgesetzten Schnabel, meist dicht befiederte Zügel. Die Flügel sind mäßig oder sehr lang, der Schwanz ist in der Regel kurz, der Hals aber und die Beine sind verlängert, die Schienen meist befiedert. Die Hinterzehe ist, wenn überhaupt vorhanden, mit ganz wenig Ausnahmen kurz und tritt nicht auf. Die Vorderzehen sind meist geheftet, in einzelnen Fällen mit gelappten Hautsäumen versehen.

Die Zahl der Schwungfedern an der Hand beträgt elf, die der meist sehr langen des Armes, unter denen die fünfte fehlt, 10—20. Steuerfedern sind 10—20 vorhanden, bei einer sibirischen Sumpfschnepfenart, Gallinago stenura *Kuhl*, 26, mehr als bei irgendeiner andern lebenden Vogelart. Die Schlammläufer leben in Einweibigkeit, legen meist auf dem Boden in der Regel kreisel- oder kegelförmige Eier von bunter Farbe und mit zahlreichen größeren oder kleineren Flecken. Diese liegen im Neste immer mit den spitzen Enden nach innen, in Kreuzform. Die Jungen sind vollendete Nestflüchter, die sofort, nachdem sie das Ei verließen, unter Führung der Alten selbständig fressen.

Die Schlammläufer halten sich zum größeren Teil am liebsten auf sumpfigem, schlammigem Boden auf, aber durchaus nicht alle; Grund- und Laufformen freilich sind sie fast sämtlich, der Aufenthalt wird nur äußerst selten einmal, wenn überhaupt, auf Bäumen genommen. Daher bewohnen sie hauptsächlich flache Gegenden, Moore, Sümpfe, den Seestrand, Wiesen, Äcker, Heiden, seltener Steppen und Wüsten. Die Nahrung ist animalischer Natur und besteht wesentlich aus niederen Tieren, die größeren Formen fressen aber auch kleinere Wirbeltiere, und Vogeleier werden wahrscheinlich nicht verschmäht werden.

Als ausgesprochene Bodenformen sind sie vortreffliche Läufer, worauf schon das Zurücktreten der Hinterzehe deutet. Der Flug ist durchschnittlich gut, bei einigen Arten sogar ausgezeichnet, während andere, kleinere Inseln bewohnende das Flugvermögen fast oder völlig eingebüßt haben. Die meisten Schlammläufer werden schwimmen können, manche tun es gewiß und auch freiwillig. Es gibt verschiedene mehr oder weniger stark ausgeprägte Nachtvögel unter ihnen.

Diese Unterordnung ist weltweit verbreitet und umfaßt etwa 260 Arten, die wir in folgende sechs Familien unterbringen: Regenpfeifer, Scheidenschnäbel, Rennvögel, Sandläufer, Dickfüße und Blätterhühnchen.

*

Zur Familie der **Regenpfeifer (Charadriidae)** gehört die bei weitem größte Mehrzahl der Schlammläufer: etwa 200 Arten werden hierher gerechnet. Mit Seebohm teilt Gadow die Familie nach Fuß- und Schnabelbildung in die drei Unterfamilien der eigentlichen Regenpfeifer, Wasserläufer und Schnepfen, wobei aber zu bemerken ist, daß die beiden letzten ineinander übergehen.

Die Unterfamilie der eigentlichen Regenpfeifer (Charadriinae) ist durch geraden, in seinem vordern Abschnitt harten Schnabel gekennzeichnet, unter sich aber sind die einzelnen Formen nicht unerheblich verschieden.

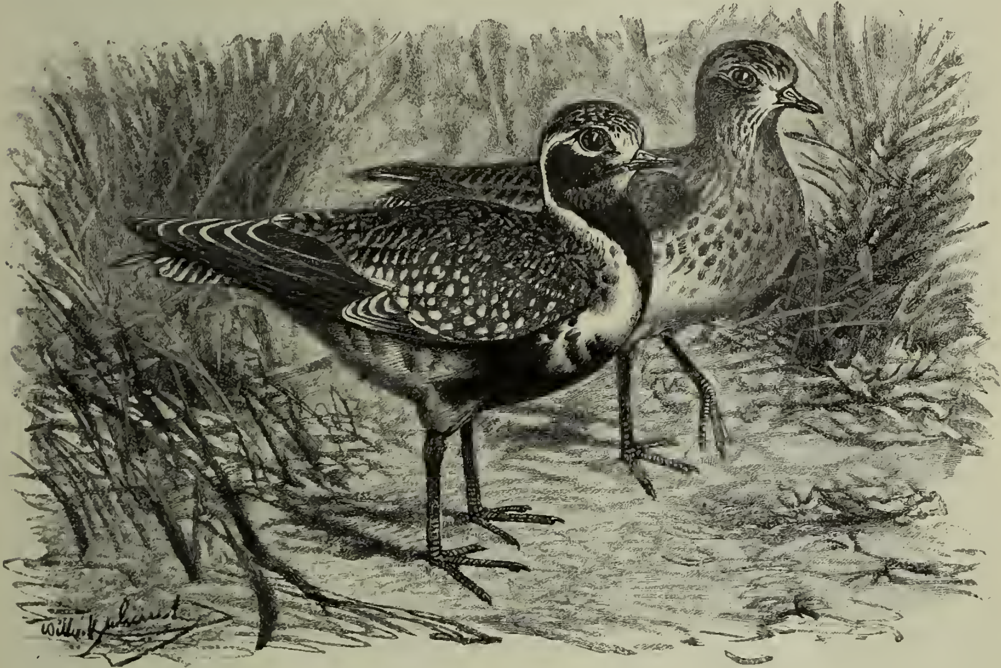
Die Gattung der Regenpfeifer im engsten Sinne (Charadrius *Linn.*) kennzeichnet sich durch kurzen, an der Wurzel weichen, an der Spitze kolbigen Schnabel, ziemlich hohe, dreizehige, bis gegen das Fersengelenk hinab befiederte Füße, spitzige Flügel, unter deren Schwungfedern die erste die längste ist, mäßig langen, zugerundeten Schwanz und buntes, je nach der Jahreszeit verschiedenes Gefieder. Die Gattung umfaßt etwa 15 Arten und scheint nur im südlichen Südamerika nicht vorzukommen.

Der Goldregenpfeifer, Goldkiebitz, Heidenpfeifer, Brach-, Acker-, Saat-, Grill-, Tüt- und Pardervogel, Feldläufer, Fastenschleier, Pulros, das Brachhühnchen oder Brachhennel, Dittchen oder Tütchen, die Goldtüte usw., Charadrius pluvialis *Linn.* (auratus), ist auf der Oberseite vorherrschend goldgrüngelb, weil alle Federn hier so gefärbte Ränder zeigen. Diese goldgrüne Färbung spricht sich auch im Winterkleide noch deutlich aus. Scheitel, Nacken, Hinterhals, Mantel und Rücken sind schwarz, alle Federn goldgrün umrandet und fleckig zugespitzt, Stirn, Brauen, Seitenhals, Brust- und Bauchseiten, einen ununterbrochenen Streifen bildend, weiß, Steiß und Unterschwanzdecken ebenso, die Schwungfedern der Hand düsterbraun, die des Armes auf schwarzem Grunde goldgrün quergestreift, die Unterflügeldeckfedern weiß, gegen den Bug hin bräunlich gezeichnet, die Achselfedern rein weiß, die Schwanzfedern auf braunschwarzem Grunde 7—9mal heller gebändert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß schwarzgrau. Die Länge beträgt 26, die Breite 58, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 8 cm.

Der Goldregenpfeifer ist ein Charaktervogel der Tundra und gehört ihr an wie der Wüstenläufer oder das Flughuhn der Wüste. Wenn man durch jene Moore wandert, die den ganzen Norden der Erde durchziehen, hört man von allen Seiten her den schwermütigen, fast kläglichen Ruf dieses Vogels erschallen, sieht ihn Paar bei Paar, in kleinen Trupps, in Familien und in zahlreichen Flügen, je nach der Zeit des Sommers, begegnet ihm überall, wohin man sich auch wenden mag; denn ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und der Jäger, der sich hier ihn zur Beute ausersieht, kann vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen seiner Jagd obliegen. Gegen den 57. Grad nördl. Br. hin beginnt er seltener zu werden, und schon in Deutschland brütet er nur sehr vereinzelt. Aber er besucht unser Vaterland alljährlich zweimal gelegentlich seiner Reise nach dem Süden, die er Ende September beginnt und im März beendet. Ist der Winter mild, so verweilt er auch in den dazwischenliegenden Monaten als Gast im mittleren Deutschland; das große Heer aber geht weiter südlich, von Lappland und Finnland aus bis in die Mittelmeerländer und nach Nordwestafrika, von Nordasien aus bis Indien und China, und von dem hohen Norden Amerikas aus nach dem Süden der Vereinigten Staaten, selbst bis nach Brasilien. Die Reise wird gewöhnlich in Gesellschaft angetreten und hauptsächlich während der Nacht ausgeführt. Die ziehenden Regenpfeifer fliegen dabei sehr hoch, zuweilen regellos, meist aber in einem geordneten Keile nach Art unsers Kranichs. Bei Tage ruht eine solche Wanderschar an einer geeigneten Örtlichkeit, gewöhnlich auf Feldern, um Futter zu suchen, und wenn das Wetter gelind ist, verbringt sie hier auch wohl den ganzen Winter.

Der Goldregenpfeifer ist ein munterer, flüchtiger Vogel, der vortrefflich läuft, d. h. entweder zierlich einherschreitet oder überaus schnell dahinrennt und nur nach langem Laufe ein wenig stillsteht, rasch und gewandt fliegt, beim Durchmessen weiterer Entfernungen nach

Art einer flüchtigen Taube dahineilt, in der Nähe des Nestes aber sich in allerlei schönen Schwenkungen und Flugkünsten gefällt, dessen wohlklingendes, helltönendes Pfeifen, den Silben „tlüi" etwa vergleichbar, trotz seiner schwermütig erscheinenden Betonung angenehm ins Ohr fällt, der aber auch in der Zeit der Liebe zu einem gesangartigen Triller „talüdltalüdltalüdltalüdl" sich begeistert, dessen Sinne und Fähigkeiten wohlentwickelt sind, und der sich außerdem noch durch Geselligkeit, Friedfertigkeit, Liebe zur Gattin und zur Brut und durch andere gute Eigenschaften empfiehlt. Würmer und Insektenlarven bilden die Hauptnahrung: im Sommer frißt er fast ausschließlich Stechmücken und deren Larven, gelegentlich des Zuges Käfer, Schnecken, Regenwürmer und dergleichen, verschluckt auch,



Goldregenpfeifer, Charadrius pluvialis *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

um die Verdauung zu befördern, kleine Quarzkörnchen. Nach Eugen v. Homeyer ist er ein Hauptfeind der sehr schädlichen Raupen der Wintersaateule, Agrotis segetum *Hbn.*, die im Herbst in der Dunkelheit regelmäßig ihre unterirdischen Schlupfwinkel verlassen und an die Oberfläche der Erde kommen. Die Goldregenpfeifer sind aber halbe Nachtvögel und besonders in der Abend- und Morgendämmerung tätig, manchmal sogar fast die ganze Nacht. In dem Magen eines einzigen solchen Vogels wurden die übriggebliebenen Häute von 50 derartigen Raupen gefunden. Wasser ist ihm zum Trinken wie zum Baden unentbehrlich, und wahrscheinlich läßt er keinen Tag vorübergehen, ohne sein Gefieder zu waschen.

Der Goldregenpfeifer nistet einzeln in unserem Vaterlande, so z. B. auf den Heiden des Münsterlandes, nach Wiese bei Ratzebuhr und Jastrow in Pommern, nach Naumann auch in der Lüneburger Heide und in Westjütland; seine eigentlichen Brutplätze sind jedoch in der Tundra zu suchen. Hier sieht man die artigen Liebesspiele des Männchens überall, und hier findet man, ohne sich anzustrengen, leicht Nester mit Eiern oder Jungen in hinreichender Menge. Das Männchen schwenkt sich selbstgefällig in der Luft, schwebend und

dabei singend, stürzt sich zum Weibchen hinab, umgeht dieses nickend, ab und zu einen Flügel breitend, und das Weibchen erwidert die Werbung, so gut es vermag. Eine kleine, napfförmige, seichte Vertiefung, die vom Weibchen ausgescharrt und höchstens mit einigen dürren Hälmchen belegt wird, dient zum Neste. Das Gelege besteht aus 4 verhältnismäßig sehr großen, etwa 51,4 mm langen, 34,1 mm dicken, kreiselförmigen Eiern (Eiertafel II, 13), die sich durch ihre glatte, glanzlose, feinkörnige Schale, ihre trübe oder bleich olivengelbe Grundfarbe und die reiche, in verschiedener Weise verteilte, zuweilen kranzförmig um das Ei laufende, aus Dunkelschwarzbraun oder Braunrot gemischte Zeichnung kenntlich machen, aber vielfach abändern. Je nach der nördlichen oder südlichen Lage des Wohnplatzes ist das Gelege früher oder später vollständig. Die Jungen werden noch am ersten Tage ihres Lebens dem Neste entführt und bringen die ihrer Familie eigentümliche Kunst des Versteckens mit auf die Welt. Beide Eltern lassen, wenn sie Junge haben, jede Rücksicht aus den Augen und beweisen wahrhaft rührende Zärtlichkeit gegen sie. Werden die ersten Eier geraubt, so entschließt sich das Paar zu einer zweiten Brut; in der Regel aber brütet es nur einmal im Jahre.

Im Norden stellen die Edelfalken den Alten, die Eisfüchse, Vielfraße und verschiedene Marderarten, die Bussarde, Raben und Raubmöwen den Jungen, letztere besonders auch den Eiern nach. Während der Winterreise verfolgt sie das gesamte Raubgezücht mehr oder weniger. Dem Jäger gegenüber pflegt sich übrigens der ziehende Goldregenpfeifer vorsichtig zu benehmen, jedenfalls unterscheidet er ihn von dem Landmann und Hirten recht gut. Wer den Lockton nachzuahmen versteht, kann ihn zu sich heranrufen, und ebenso läßt er sich in einen eigens für ihn gestellten Herd locken. Das Wildbret wird geschätzt, obgleich es im Herbste zuweilen etwas tranig schmeckt.

Der Kiebitzregenpfeifer, auch Schweizerkiebitz, Parderstrandläufer, Brachamsel, Kaulkopf und Scheck genannt, Squatarola helvetica *Linn.* (Charadrius squatarola), ist durch den Besitz einer stummelhaften, benagelten Daumenwarze von der Gattung Charadrius unterschieden. Stirnrand, Zügel, Kinn, Kehle, Vorderhals, Brust und Bauch sind schwarz, der Vorderkopf und ein breiter, von der Stirn beginnender, das Schwarz begrenzender Streifen, Steiß und Unterschwanzdecken weiß, alle Federn der Oberseite in der Mitte schwarz, mehr oder minder breit weiß umsäumt, die Mantelfedern auch mit solchen Randflecken gezeichnet, die ganze Oberseite daher gefleckt, die Schwungfedern der Hand schwarz, die des Armes schwarzbraun, alle an der Wurzel weiß, ebenso ein schmaler Außensaum der Armschwingen, die hinteren Flügeloberdeckfedern dem Mantel gleichartig gezeichnet, die Unterdeckfedern weiß, nach hinten grau, die Achselfedern schwarz, die Schwanzfedern weiß und mit schwarzen Querbinden geziert, die Bürzel- und Oberschwanzdecken gleich gefärbt und ähnlich gebändert. Die Iris ist dunkelbraun. Im Winterkleide ist die Oberseite auf braunschwarzem Grunde durch verschieden große, rundliche, gelblichweiße Flecke, die Unterseite, mit Ausnahme der weißen Brustmitte, auf schmutzig weißem Grunde mit dunkeln, verschieden breiten Schaftstrichen gezeichnet. Beide Geschlechter tragen ein fast gleiches Kleid; das des Weibchens zeigt jedoch im Sommer mehr Weiß auf der Unterseite. Die Länge beträgt 30, die Breite 66, die Flügellänge 20, die Schwanzlänge 9 cm.

Wie der Goldregenpfeifer, bewohnt auch der Kiebitzregenpfeifer die Tundra, jedoch nur deren nördlichste Teile und, dem Anschein nach, bloß das Küstengebiet des Meeres. Auf

Island, Spitzbergen und Nowaja Semlja wurde er noch nicht beobachtet. Von hier aus durchwandert er allwinterlich fast die ganze Erde; nur in den südlichsten Ländern Amerikas und auf Neuseeland hat man ihn noch nicht gefunden. Deutschland durchreist er im September, Oktober und November oder, heimwärts wandernd, in den Monaten März bis Juni; den Winter verbringt er zum Teil schon in dem Mittelmeerbecken, zum Teil in allen übrigen Ländern seines Gebietes, den kurzen Sommer, vom Juni bis zum Beginn des September, in seiner Heimat; gegen Ende Juni beginnt er zu brüten; um Mitte August, spätestens Anfang September, sind seine Jungen flügge, wenige Tage später reisefähig.

In seinem Auftreten ähnelt der Kiebitzregenpfeifer seinem bekannteren Verwandten fast in jeder Beziehung. Haltung, Gang und Flug beider Arten stimmen so miteinander überein, daß nur ein sehr erfahrener Beobachter beide zu unterscheiden vermag; auch beider Sitten und Gewohnheiten, selbst die Stimmlaute sind bis auf geringfügige Abweichungen dieselben.

Nest und Eier fand v. Middendorf im Byrrangagebirge unter dem 74. und an der Boganida unter dem 71. Grade nördl. Br. Ende Juni, Harvie-Brown und Seebohm an der Petschoramündung von derselben Zeit an bis Mitte Juli. Das Nest ist nur eine seichte, in den Boden der Tundra eingescharrte, mit einigen dünnen Zweiglein und Renntierflechten ausgelegte Vertiefung; die 4 Eier, deren Längendurchmesser etwa 52,5 und deren Querdurchmesser 36,5 mm beträgt, sind auf gelblichgrauem oder olivenbraunem Grunde mit dunkelbraunen Flecken nach Art der Kiebitz- und Goldregenpfeifereier gezeichnet und stehen zwischen beiden ungefähr in der Mitte. Die Jungen im Dunenkleide ähneln denen des Goldregenpfeifers zum Verwechseln.

Der Mornell oder Morinell, auch dummer Regenpfeifer, Possenreißer, Zitron- und Pomeranzenvogel genannt, Eudromias morinellus *Linn.* (Charadrius), trägt ein Kleid, das der Bodenfärbung einer Gebirgshalde vortrefflich entspricht. Das Gefieder des Oberkörpers ist schwärzlich, mit Hilfe der rostroten Federränder lichter gezeichnet, der graue Kopf durch einen schmalen schwarzen und einen weißen Gürtel von der Brust getrennt, diese rostrot, die Unterbrust in der Mitte schwarz, der Bauch weiß; über das Auge zieht sich ein breiter lichter, im Nacken zusammenlaufender Streifen. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbstkleide ist der Oberkörper tief aschgrau, der Oberkopf tiefschwarz und rostgelb gemischt, der Streifen über dem Auge blaß rostgelb, die Oberbrust grau, der übrige Unterkörper weiß. Das Weibchen ist minder schön, dem Männchen aber ähnlich. Die Länge beträgt 23, die Breite 46, die Flügellänge 15, die Schwanzlänge 7 cm.

Gelegentlich einer Renntierjagd auf dem Dovrefjeld und unmittelbar unter der Grenze des schmelzenden Schnees lernte ich den Mornell zuerst als Brutvogel kennen; später fand ich, daß er überall im Norden, aber nur an ähnlichen Orten, gegen das Nordkap hin allerdings auf niedrigeren Bergrücken, immer aber im Alpengebiete oder in der Hochtundra gefunden wird. Sein Brutgebiet reicht von Finnmarken bis ins Taimyr-Land und von Spitzbergen oder Nowaja Semlja bis Mitteldeutschland und Mittelsibirien. Nach Kjärbölling nistet er, jedoch selten, auch auf den jütländischen Heiden. In unserem Vaterlande bewohnt er wohl nur den Kamm des Riesengebirges, in Steiermark die höchsten Hochebenen der Alpen, in Großbritannien das schottische Hochland, im südlichen Sibirien, laut Radde, die alpinen Bergflächen in einer Höhe von 2—3000 m. Gelegentlich seiner Winterreisen besucht er

Deutschland, Frankreich, Ungarn und Norditalien regelmäßig, zieht aber selten weiter als bis in die Mittelmeerländer oder die diesen entsprechenden Gegenden Mittelasiens, überwintert also schon in Spanien, Griechenland und der Türkei oder in der Tatarei und Persien. Wahrscheinlich nimmt er auch in der Winterherberge auf Gebirgen seinen Stand. Er verläßt bereits im August seine Heimat und kommt selten früher als im April dahin zurück, beginnt aber freilich sofort nach seiner Ankunft das Brutgeschäft. Seine Wanderung tritt er in kleineren oder größeren Gesellschaften an und reist bei Tage wie bei Nacht.

Ich zähle den Mornell zu den anziehendsten Mitgliedern seiner Familie; es mag aber sein, daß die von mir beobachteten Tiere mich besonders fesselten, weil sie gerade brüteten. Man hat diesen Vogel als dumm und albern verschrieen: ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Allerdings zeigt er auf seinem Brutplatze geringe Scheu vor dem Menschen, gewiß aber nur, weil er ihn in seiner sichern Höhe so selten zu sehen bekommt. Erfährt er wirklich Verfolgung, so wird er bald sehr vorsichtig. Seine Haltung ist ungemein zierlich, der Gang anmutig und behende, dabei leicht und rasch, der Flug äußerst gewandt, wenn Eile not tut, pfeilschnell, durch wundervolle Schwenkungen ausgezeichnet; seine Stimme ist ein sanfter, flötenartiger, höchst angenehmer Ton, der durch die Silben „dürr" oder „dürü" ungefähr ausgedrückt werden mag, sein Wesen liebenswürdig, friedlich und gesellig. Auf den Schneefeldern und zwischen den überall abwärts fließenden Gewässern treibt er still sein Wesen, lebt mit jedem andern Vogel, der da oben vorkommt, in Frieden, vertraut auch dem Menschen, der bis zu ihm emporsteigt, so, daß er vor ihm dahinläuft wie ein zahmes Huhn. Aber nur der Beobachter eines von seinen drei oder vier Jungen umringten Pärchens kann die ganze Lieblichkeit und Anmut dieses Vogels würdigen.

Im Mai und Juni findet man das einfache Nest, eine flach ausgescharrte, mit einigem trocknen Gewurzel und Erdflechten ausgekleidete Grube, in der 4, oft aber nur 3 Eier von birnförmiger Gestalt, 41,3 mm Längs- und 28,5 mm Querdurchmesser, feiner und glatter, glanzloser Schale, hell gelbbräunlicher oder grünlicher Färbung und dunkler, unregelmäßiger Fleckenzeichnung liegen. Die durch ihr dem Boden ähnliches Gewand geschützte Mutter sitzt so fest auf dem Neste, daß man sie fast berühren kann. Angesichts des Menschen verstellt sich das Weibchen, das Junge führt, meisterhaft, während der Vater seine Besorgnis durch lautes Schreien und ängstliches Umherfliegen zu erkennen gibt. Rücksichtslosen Eiersammlern haben wir die Hauptschuld daran zuzuschreiben, daß der liebliche Vogel auf den Höhen des Riesengebirges fast ausgerottet worden ist.

Während des Zuges teilt der Mornell alle Gefahren, die dem Goldregenpfeifer drohen, und wird wegen seiner harmlosen Zutraulichkeit wohl noch öfter erlegt als dieser. Sein Wildbret ist freilich das zarteste und wohlschmeckendste von allem Federwild; es übertrifft selbst das der geschätztesten Schnepfen.

Auf Grund ihres gleichartigen Baues sind 19 Arten von Regenpfeifern neuerdings in der fast kosmopolitischen Gattung Aegialitis *Boie* (Charadrius) vereinigt worden.

Auf flachen Kies- und Sandufern der Flüsse und ebenso an der Küste des Meeres, immer aber an freien Gewässern, nicht an Sümpfen, treibt sich der Flußregenpfeifer, auch Strandpfeifer, Sand- oder Griesläufer, Sandhühnchen oder Seelerche genannt, Aegialitis dubia *Scop.* (minor, fluviatilis), umher, ein Vogel, der an Größe unsere Lerche kaum übertrifft, da seine Länge nur 17, die



1. Nest des Halsbandregenpfeifers, Aegialitis hiaticola *Linn.*
S. 225. — Charles Kirk-Glasgow phot.



2. Waldschnepfe, Scolopax rusticola *Linn.*
S. 274. — Stephainsky-Jägerhaus b. Tillowitz, O.-Schl., phot.



3. Brachschwalbe, Glareola pratincola *Linn.*
$^{1}/_{3}$ nat. Gr., s. S. 294. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



4. Weißer Scheidenschnabel, Chionis alba *Gmel.*
$^{1}/_{5}$ nat. Gr., s. S. 292. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.

Breite 34, die Flügellänge 11,5, die Schwanzlänge 8,6 cm beträgt. Wangen, Scheitel und Oberkörper sind erdgrau, die Unterteile bis auf die Halszeichnung weiß; auf der Stirn steht ein schmales schwarzes Band, an das sich ein breites weißes reiht, das wiederum nach hinten zu durch ein schwarzes begrenzt wird; die Zügel sind schwärzlich, der Kropf und ein von ihm aus nach hinten sich ziehendes Band tiefschwarz, die Schwungfedern dunkelbraun, an der Spitze schmal weiß gesäumt, gegen die Wurzel innen weißlich, die Schwungfedern der Hand in gleicher Weise und ebenso an der Spitze weiß wie der Schaft der ersten, die Oberflügeldeckfedern innen gefärbt, die äußeren beiden Schwanzfederpaare weiß, die übrigen braun, bis auf die beiden mittelsten alle vor dem weißen Ende mit dunkler Querbinde geziert. Die Iris ist dunkelbraun, ein ziemlich breiter Ring darum königsgelb, der Schnabel schwarz, eine schmale Stelle an der Wurzel gelblich orangefarben, der Fuß rötlichgrau. Beim Weibchen sind die Farben blässer; den Jungen fehlt das schwarze Stirnband. Nach Preen haben die Eier dieses Vogels oft eine lebhaft spangrüne Farbe, die aber sehr bald, selbst unter Lack in drei Tagen gelb wird.

Man hat den Flußregenpfeifer in ganz Europa, fast ganz Afrika und ebenso beinahe in ganz Asien gefunden. Die südlichsten Gegenden, in denen er angetroffen wird, berührt er wohl nur während seines Zuges, der ihn im August oder September von uns wegführt und ihn uns im März oder April wiederbringt; noch im äußersten Süden Europas aber gehört er unter die Brutvögel. „Fast an allen unteren Bachläufen", sagt Radde, „wo solche durch die heiße Zone rinnen, lebt und brütet der Vogel, selbst an solchen Lokalitäten, die im Hochsommer ganz trocken werden und weit und breit kein Wasser besitzen." Im Norden hält er sich fast ausnahmslos an den Ufern von Binnengewässern, fern vom Meere, auf; in der Winterherberge bevorzugt er ähnliche Orte, kommt jedoch gelegentlich auch einmal am Seestrande vor. Er reist in großen Gesellschaften und hält sich in der Fremde stets in ziemlich großen Schwärmen zusammen. Nach Harting wurde er in der Neuen Welt als Irrgast an den Küsten Kaliforniens und Alaskas angetroffen.

Ihm ähnlich, aber merklich größer ist der Halsband- oder Sandregenpfeifer, Aegialitis hiaticola *Linn.* Bei ihm sind ein schmaler Saum an der Wurzel des Oberschnabels, der Vorderscheitel und ein mit beiden zusammenhängender breiter Zügel- und Ohrstreifen sowie ein sehr breites Kropfquerband schwarz, ein schmales, vom Schwarz eingeschlossenes Stirnquerband, Schläfengegend, Kinn, Kehle und ein von hier ausgehendes, nach hinten sich verschmälerndes Halsringband sowie alle übrigen Unterteile weiß, der Scheitel und die ganze Oberseite erdbraun oder hell olivenbraun, die Schwungfedern braunschwarz, innen an der Wurzel breit weiß gerandet, außen von der fünften an mit einem weißen Fleck verziert, die oberen Armdeckfedern braun, am Ende weiß gerandet, die Schwanzfedern braunschwarz, vor dem breiten, weißen Endrande dunkler. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel orangegelb, an der Spitze schwarz, der Fuß rötlich orangefarben. Die Länge beträgt 19, die Breite 39, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 6 cm. Beide Geschlechter tragen dasselbe Kleid.

Der Halsbandregenpfeifer bewohnt den Norden der Alten Welt, brütet in ganz Europa und verbreitet sich bis zur Südspitze Afrikas und über ganz Asien bis Australien. Man fand ihn aber auch in Nordamerika an der Westküste des Cumberlandgolfs brütend. Er nimmt seinen Sommerstand regelmäßig am Seestrande und auf anderen sandigen Strecken in der Nähe der See. Das im Uferkies schwer erkennbare Gelege zeigt Taf. „Regenpfeifervögel I", 1.

Halsseiten, Unterbrust, Bauch und die Wurzelhälfte der Schwanzfedern weiß, einige Ober- und die Unterschwanzdeckfedern dunkel rostgelb; die Haube besteht aus langen, schmalen Federn, die eine doppelte Spitze bilden. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Federbusch und weiß und schwarz gefleckten Vorderhals. Ihm ähneln die Jungen, nur mit dem Unterschiede, daß deren Kleid schmutzigere Farben und breite, rostgelbe Federränder auf dem Oberkörper zeigt. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß schmutzig dunkelrot. Die Länge beträgt 34, die Breite 70, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 10 cm.

Vom 81. Grade nördl. Br. an bis Nordindien und Nordafrika hat man den Kiebitz in allen bekannten Ländern der Alten Welt beobachtet. Er ist in China an geeigneten Orten ebenso gemein wie in Großbritannien und wandert von seiner Heimat aus allwinterlich südlich bis in die zwischen Nordindien und Marokko gelegenen Länder, verfliegt sich auch wohl bis auf die Färöer und Island, selbst bis Grönland, wo ihn Reinhardt antraf. Dalu und Banister stellten sein gelegentliches Vorkommen in Alaska fest. In Griechenland wie in Spanien, in Kleinasien wie in Nordafrika, in Südchina wie in Indien erscheint er von Ende Oktober an in namhafter Menge, bezieht Flußtäler, sumpfige Niederungen oder die Küste des Meeres und wandert Anfang März wieder nach dem Norden zurück. Nach Jerdon soll er in Vorderindien nur im Pandschab vorkommen, dort aber auch brüten. Radde fand ihn am mittleren Amur und sehr häufig am Tarai-Nor, während des Sommers jedoch nicht an den Rändern des Salzsees, sondern auffallenderweise in der trockenen, hohen Steppe; Sewerzow begegnete ihm in Turkestan sogar noch in Höhen zwischen 2000 und 3000 m. Unter den europäischen Ländern beherbergt Holland unzweifelhaft die meisten Kiebitze: sie sind hier Charaktervögel des Landes. Doch ist der Vogel auch in Deutschland keineswegs selten, mit Ausnahme höherer Gebirge vielmehr fast überall vorhanden.

Der Kiebitz gehört zu den ersten Boten des Frühlings; denn er stellt sich ungefähr um dieselbe Zeit bei uns ein wie der muntere Star oder die Feldlerche, trifft sogar bereits dann in der Heimat ein, wenn der Winter noch die Herrschaft festhält und der Vogel ein kümmerliches Leben zu führen gezwungen wird. Mehr als von anderen Vögeln hat man von ihm beobachtet, daß dem großen Wanderheere einzelne vorausziehen, die gewissermaßen bestimmt zu sein scheinen, den Hauptzug anzusagen und Herberge zu machen. Sie werden oft bitter getäuscht, wenn das Wetter sich ändert. Spät im Frühjahre fallender Schnee deckt ihnen die Nahrung zu; sie scheinen auf Besserung zu hoffen, können sich nicht zum Rückzuge entschließen, irren von einer Quelle zur andern, streifen im Lande umher, verkümmern mehr und mehr, harren und hoffen und verderben. In England nennt man, nach Wilson, Schneestürme, die sich nach ihrer Wiederkehr einstellen, stellenweise lapwing storms, „Kiebitzstürme". Während der Zugzeit vernimmt man zuweilen selbst in der Nacht ihre bezeichnende Stimme, und am Tage gewahrt man, namentlich in Flußtälern, zahlreiche Haufen, die meistens ohne Ordnung, aber doch geschart, ihre Wanderung ausführen.

Sobald eine Kiebitzschar sich in der Heimat festgesetzt hat, zerteilt sie sich einigermaßen an den betreffenden Standorten und beginnt nunmehr ihr Sommerleben. Der Kiebitz liebt die Nähe des Menschen nicht, meidet deshalb, vielleicht mit Ausnahme der Marschländer, dessen Wohnungen soviel wie möglich. Hauptbedingung für den Brutplatz ist die Nähe von Wasser. Es kommt zwar auch, jedoch selten, vor, daß Kiebitze hochgelegene Bergebenen zum Nisten wählen. Auf den Nistplätzen nun sieht oder hört man den Kiebitz zu jeder Tageszeit. Ganz abgesehen von seiner Wachsamkeit, die in jedem andern Geschöpf, vielleicht mit Ausnahme der Rinder und Schafe, ein gefährliches Wesen erkennen will,



Kiebitz.

gefällt sich der Vogel in einer fast ununterbrochenen Beweglichkeit, und da er lieber fliegt als läuft, zur Kundgabe seiner Liebesgefühle oder auch seines Ärgers und mancher Spiele, deren Grund man nicht recht begreift, hauptsächlich seine Schwingen benutzt, kann es nicht fehlen, daß man ihn bemerkt. Am lebhaftesten gebärdet er sich, solange seine Eier im Neste liegen oder seine Jungen noch unfähig sind, herannahender Gefahr fliegend zu entrinnen. Um diese Zeit wird jeder Mensch, der in die Nähe ihres Brutortes kommt, unter lautem „Kiwit" umschwärmt, und zwar mit einer Kühnheit, die wahrhaft in Erstaunen setzt. Der Flug ist vortrefflich und durch die mannigfaltigsten Wendungen gleichsam verschnörkelt. Nur wenn der Kiebitz über dem Wasser dahinstreicht, fliegt er mit langsamen Schwingenschlägen seines Weges fort; sowie er sich in höheren Luftschichten bewegt, beginnt er zu gaukeln, gleichsam als wolle er jedes Gefühl durch eine besondere Bewegung ausdrücken. Wenn sich ihm oder seinen Jungen wirklich Gefahr naht, führt er die kühnsten Schwenkungen aus, stürzt sich fast bis auf den Boden hinab, steigt aber sofort steil wieder in die Höhe, wirft sich bald auf diese, bald auf jene Seite, überschlägt sich förmlich, senkt sich auf den Boden nieder, trippelt ein wenig umher, erhebt sich von neuem und beginnt das alte Spiel wieder. Der Gang ist zierlich und behende; der Lauf kann zu großer Eile gesteigert werden. Marshall, der um Leiden oft genug Gelegenheit hatte, Kiebitze zu beobachten, sah sie auf untief überschwemmten Wiesen oft mit aufgeschlagenen Flügeln dahintrippeln, wie Sturmschwalben über die Meeresoberfläche. Im Fliegen wie im Gehen spielt der sonderbare Geselle dabei fortwährend mit seiner Holle, die er bald wagerecht niederlegt, bald hoch aufrichtet. Von seiner Stimme macht er sehr oft Gebrauch, und obgleich sie nicht wechselvoll genannt werden kann, weiß er doch die wenigen Töne, aus denen sie besteht, vielfach zu verbinden. Der Lockton ist das bereits erwähnte „Kiwit", das bald mehr, bald weniger gedehnt, überhaupt verschieden betont wird und dann auch Verschiedenes ausdrückt. Die Franzosen nennen den Vogel des charakteristischen Rufes wegen „dix-huit". Sein Angstruf klingt wie „chräit", der Paarungsruf besteht aus einer eng verbundenen Reihe von Lauten, die man durch die Silben „chäh querkhoit kiwitkiwitkiwit kiuiht" ungefähr ausdrücken kann. Daß dieser Ruf nur im Fluge ausgestoßen und von den mannigfaltigsten Gaukeleien begleitet wird, braucht kaum erwähnt zu werden.

Ebenso eigenartig, wie sich der Kiebitz im Fluge zeigt, ebenso absonderlich ist sein Gebaren, wenn er auf seiner Weide nach Nahrung umherläuft. Liebe hat ihn im Zimmer eingehend beobachtet, alles, was er ihm abgesehen, dann auch im Freien bestätigt gefunden, und ihm so manches abgelauscht, was bis dahin noch unbekannt oder doch nicht veröffentlicht war. „Geht der Kiebitz", so schreibt er mir, „nach Nahrung aus, so läuft er mit ruhig gehaltenem Körper schnellen Schrittes etwa 1 m weit geradeaus, hält dann mit einem Rucke ganz still, indem er auf einem Ständer steht und den andern nach hinten gestreckt auf die Zehenspitzen stützt, und unterzieht, ohne den Kopf zu bewegen, den kleinen Flecken Landes um sich her der sorgfältigsten Prüfung, was nur dadurch möglich wird, daß die prächtig braunen Augen groß genug sind und etwas hervortreten. Nachdem er die Stelle abgeäugt hat, rennt er wieder mit größter Gewandtheit über Stellen und Grasstubben weg 1 m weit vor und bleibt wiederum in der angegebenen Stellung stehen, und so fort. Wie viele andere Vögel, wippt auch er mit dem Schwanze; aber dieses Wippen ist langsam und gravitätisch und teilt sich mit Ausnahme des Kopfes dem ganzen Körper mit, so daß dieser in schaukelnde Bewegung gerät. Fast heftig wird das Wippen und Schaukeln, wenn der Vogel ein Bad nimmt. Sehr sonderbar ist eine andere Bewegung der Kiebitze, die man aber nur dann

sieht, wenn sie sich aus der Luft auf einer Wiese oder einem Felde niedergelassen haben, oder wenn ihnen in der Ferne etwas auffällt, oder endlich, wenn sie beisammen stehen und sich stumm unterhalten. Wie die Waldsänger oder Steinschmätzer sich schnell bücken, so schnellen die Kiebitze im Stehen den Kopf in wagerechter Haltung auf einen Augenblick senkrecht in die Höhe. Diese vollständig gewohnheitsmäßige Bewegung gehört zu denen, die ich sichernde nenne; denn sie durchspähen so die weitere Umgebung nach etwaigen Gefahren. Wieder eine andere Bewegung, die ich zu den spielenden zähle, weil man sie nur sieht, wenn sie sorglos beisammen stehen und durch Zeichen und auch durch leicht krächzendes Gemurmel eine Art Unterhaltung pflegen, ist die, daß sie den Kopf seitlich niederstrecken, als ob sie etwas von dem Boden aufheben wollten. Bei starker Erregung wiederholen sie diese Bewegung öfters und führen sie schneller aus. Namentlich kann man dies beobachten bei Gelegenheit der Hochzeitsspiele. Das Männchen umschwenkt dann das am Boden stehende Weibchen zuerst mit den wunderbarsten Flugkünsten und stürzt sich endlich, wenn sich letzteres in eine kleine Bodenmulde geduckt hat, in dessen Nähe auf die Erde, geht aber keineswegs immer sogleich zu ihm hin, sondern liebäugelt zuvor auf eine wunderliche Weise, trippelt bald rechts, bald links vor, immer mit kurzen Pausen, ehe es ganz stillsteht, und macht dabei jene eben beschriebene Bewegung, die tiefen Verbeugungen auf ein Haar gleicht. Jetzt wird das Weibchen rege, hebt sich ein wenig in den Fersen, schaukelt sich hin und wieder unter leichtem Schwanzwippen und läßt dabei ein halblautes, recht unangenehm klingendes, krächzendes Geschwätz hören, mit dem es das Männchen zu ermuntern scheint. Dieses kommt nun näher heran und gibt seinen warmen Gefühlen dadurch Ausdruck, daß es einige Schritte zu dem Weibchen vorläuft, stehen bleibt, dann Binsenhalme, ein Stengelchen oder sonst dergleichen mit dem Schnabel faßt und über den Rücken hinter sich wirft, das Spiel auch öfters wiederholt. Ein ähnliches Liebeswerben habe ich bei keinem andern Vogel beobachtet. Ob das Männchen damit auf den Nestbau hindeuten will, um im Weibchen günstige Gefühle zu erwecken? Ich möchte das fast glauben, so dürftig auch der Nestbau ist."

Je mehr man den Kiebitz beobachtet, um so fester wird man überzeugt, daß er ein sehr begabter Vogel ist. Seine Wachsamkeit, die den Jäger ärgert, ist erstaunlich. Er unterscheidet genau, welchen Menschen er trauen darf, und welche er meiden muß. Mit Hirten und Bauern tritt er in ein gewisses Freundschaftsverhältnis; dem Jäger weicht er so ängstlich aus, daß man meinen möchte, er kenne das Gewehr. Eine böse Erfahrung vergißt er nie, und einen Ort, an dem einen seiner Art ein Unglück traf, bleibt den übrigen jahrelang im Gedächtnis. Allen Raubtieren gegenüber legt er den tiefsten Haß an den Tag, betätigt zugleich aber hohen Mut, ja förmliche Tollkühnheit. Wütend stößt er auf den schnüffelnden Hund herab, oft so dicht am Kopfe vorüber, daß der geärgerte Vierfüßer sich veranlaßt sieht, nach ihm zu schnappen. Kühn greift der Kiebitz Raubvögel, Möwen, Reiher und Störche an, die nicht imstande sind, im Fluge es ihm gleich zu tun; aber vorsichtig weicht er allen gefiederten Räubern aus, die ihn im Fluge überbieten. Es ist ein höchst anziehendes Schauspiel, Kiebitze zu beobachten, die einen Bussard, einen Weihen, einen nach den Eiern lüsternen Raben oder einen Adler anfallen: man glaubt ihnen die Siegesgewißheit und dem Räuber den Ärger anzumerken. Einer unterstützt dabei den andern, und der Mut steigert sich, je mehr Genossen durch den Lärm herbeigezogen werden. Der fliegende Räuber wird dadurch so belästigt, daß er es vorzieht, von aller Jagd abzustehen, um nur die Kläffer los zu werden. Das Strandgeflügel pflegt auf den Kiebitz zu achten und entgeht, dank seiner Vorsicht, vielen Gefahren. Deshalb nennen die Griechen ihn bezeichnend „Gute Mutter".

Regenwürmer scheinen seine Hauptnahrung zu bilden; nächstdem werden Insektenlarven aller Art, Wasser- und kleine Landschnecken usw. aufgenommen. Zur Tränke geht der Kiebitz mehrmals im Laufe des Tages; Bäder sind ihm Bedürfnis.

Das Nest findet man am häufigsten auf weiten Rasenflächen, feuchten Äckern, selten in unmittelbarer Nähe des Wassers und niemals im eigentlichen Sumpfe. Es besteht aus einer seichten Vertiefung, die zuweilen durch einige dünne Grashälmchen und zarte Wurzeln zierlich ausgekleidet wird. Die Zeit des Legens fällt in günstigen Jahren in die letzten Tage des März, gewöhnlich aber in die ersten Tage des April. Die 4 verhältnismäßig großen, durchschnittlich 45,3 mm langen, 32,8 mm dicken Eier sind birnförmig, am stumpfen Ende stark, am entgegengesetzten spitz zugerundet, feinkörnig, glattschalig und auf matt olivengrünlichem oder bräunlichem Grunde mit dunkleren, oft schwarzen Punkten, Klecksen und Strichelchen sehr verschiedenartig gezeichnet. Das Weibchen brütet die Eier allein innerhalb 16 Tagen aus und führt die Jungen dann solchen Stellen zu, an denen sie sich verstecken können. Das Kleid der sich bei naher Gefahr plötzlich auf die Erde duckenden Jungen täuscht eine kleine Bodenerhöhung vor. Beide Eltern gebaren sich, solange sie Eier und Junge haben, kühner als je, gebrauchen auch allerlei List, um den Feind zu täuschen. Weidenden Schafen, die sich dem Neste nähern, springt das Weibchen mit gesträubtem Gefieder und ausgebreiteten Flügeln entgegen, schreit, gebärdet sich wütend und erschreckt die dummen Wiederkäuer gewöhnlich so, daß sie das Weite suchen. Die schlimmsten Feinde sind die nächtlich raubenden Vierfüßer, vor allem der Fuchs, der sich so leicht nicht betören läßt; Weihen, Krähen und andere Eierdiebe hingegen werden oft vertrieben. Sind die Jungen flugbar geworden, so gilt es nur noch, Habicht und Edelfalken auszuweichen. Ihnen gegenüber benimmt sich der sonst so gewandte Vogel sehr ungeschickt, schreit jämmerlich, sucht sich in das nächste Gewässer zu stürzen und durch Untertauchen sein Leben zu retten, ist aber im seichten Wasser meist verloren.

In Deutschland wird dem Kiebitz nicht besonders nachgestellt, weil sein Fleisch für unschmackhaft gilt; die Südeuropäer teilen diese Ansicht nicht und verfolgen die Wintergäste ebenso eifrig, als ob es Schnepfen wären. Nach Rey stehen jedenfalls junge Kiebitze im Geschmack den Waldschnepfen nicht nach. Hier und da stellt man übrigens auch heutigestags noch einen Kiebitzherd, und wenn man es geschickt anzufangen weiß, erlangt man auf solchem reiche Beute. Die Eier sind auch bei uns hochgeschätzt.

Gefangene Kiebitze sind unterhaltend, und namentlich die jung eingebrachten lernen es sehr bald, sich in die veränderten Verhältnisse zu fügen, werden zahm und zutraulich gegen den Pfleger, nehmen diesem das Futter aus der Hand, folgen ihm auch wohl eine Strecke weit nach, befreunden sich sogar mit Hunden und Katzen und maßen sich über andere gefangen gehaltene Vögel die Oberherrschaft an. Wenn man ihnen anfänglich zerstückelte Regenwürmer vorwirft, gewöhnen sie sich auch leicht an ein Ersatzfutter, nämlich Milchsemmel, und halten bei dieser Nahrung jahrelang aus, falls man sie mit Einbruch kühler Witterung in einem geschützten Raume unterbringt.

In den südrussischen und asiatischen Steppen lebt der Steppen- oder Herdenkiebitz, Chaetusia gregaria *Pall.* (Vanellus). Scheitel, Zügel und Unterbrust sind pechschwarz, Stirn, ein bis zum Nacken reichender Brauenstreifen, Kinn, Weichengegend und Unterschwanzdeckgefieder weiß, Halsseiten und Kehle rostgelb, Mantel, Kropf und Oberbrust bräunlich aschgrau, letztere allmählich bis zum Pechschwarz dunkelnd, Unterbrust und

Bauchmitte rostrot, die Schwungfedern der Hand und deren äußerste Oberdeckfedern glänzend schwarz, die des Armes und ihre größeren Deckfedern weiß, die hintersten wie die Schulter- und kleinen Oberflügeldeckfedern bräunlich aschgrau, die beiden äußeren Schwanzfedernpaare weiß, die mittleren vor dem Ende mit breiter schwarzer Binde geziert. Das Weibchen unterscheidet sich nicht durch die Färbung; beim jungen Vogel ist das ganze Gefieder trüber und düsterer. Die Iris des Auges ist kaffeebraun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 32, die Breite 68, die Flügellänge 20, die Schwanzlänge 8 cm.

Von seiner Heimat aus wandert der Steppenkiebitz in jedem Herbst nach Nordafrika und der Westküste von Vorderindien, wo man ihn, nach Legge, von Anfang Oktober bis gegen Mitte März in Flügen von 6—100 Stück und mehr Heuschrecken und andere Insekten jagen sieht, durchstreift auch wohl Südeuropa, ist aber, soviel mir bekannt, noch nicht in Deutschland erlegt oder beobachtet worden. Wir fanden ihn in der Kirgisensteppe von Semipalatinsk an bis in die Mongolei, an einzelnen Stellen recht häufig, in den ersten Maitagen noch zu Flügen von 12—20 geschart, wenige Tage später aber paarweise, jedoch immer noch in lockerem Verbande mit anderen seiner Art. Im Sitzen hält er sich unbeweglich, ohne sich in der unserem Kiebitz und vielen Regenpfeifern eignen Weise zu schaukeln oder zu wiegen; im Fluge gaukelt er nie, nicht einmal, wenn er Junge führt, steigt daher auch selten zu höheren Luftschichten auf, sondern streicht raschen Fluges, nach Art eines Regenpfeifers, in geringer Höhe über dem Boden weg und läßt sich bald wieder nieder. Er ist vorsichtig, in der menschenarmen Steppe jedoch weniger scheu als der Kiebitz, hält aber trotzdem nicht immer schußgerecht aus. Geht man auf ihn zu, so richtet er sich zuerst auf, um den Ankömmling genau ins Auge zu fassen, und läuft dann geraume Zeit vor ihm her, meist ebenso schnell, wie ein rasch und weit ausschreitender Mann gehen kann, bleibt von Zeit zu Zeit auf Augenblicke stehen, eilt weiter, entschließt sich endlich, zu fliegen, lüftet die Schwingen, ohne sie hoch zu erheben, und fliegt unter ziemlich raschen Flügelschlägen, das sonst fast verdeckte Weiß seiner Schwingen jetzt zu voller Geltung bringend, lautlos davon. Fesseln ihn bedrohte Junge, so fällt er, nachdem er wenige Meter durchmessen hat, wiederum auf den Boden herab, verstellt sich in üblicher Weise, hinkt, zappelt und fliegt erst wieder auf, wenn er hart bedrängt wird, wogegen er sonst wohl 200—500 m in einem Zuge durcheilt und sich dann erst niedersetzt. Die 4 Eier sind denen des Kiebitzes fast gleich, etwa 45 mm lang, 33 mm dick und auf lichter grünlichem Grunde mit braunen und braunschwarzen runden Flecken und wurmförmigen Streifen gezeichnet.

Die Nahrung des Steppenkiebitzes besteht wohl nur aus Insekten, Schnecken, Spinnen und Würmern, wie seine Heimat sie bietet.

In der Winterherberge lebt der Vogel ganz ebenso wie in der Heimat. Bereits Anfang Oktober erscheint er in den Nilländern, um dieselbe Zeit etwa in Indien. Hier wie dort nimmt er vorzugsweise in der Steppe oder auf grasigen Ebenen, gern in der Nähe von Feldern seinen Stand, bleibt stets geschart, zuweilen Flüge von 40—50 Stück bildend, und weicht dann um so scheuer jedem Menschen aus, je zahlreicher eine Gesellschaft ist. Um diese Zeit vernimmt man auch seinen kurzen, schrill pfeifenden Lockton nicht allzu selten. Etwa im März legen die Jungen ihr Hochzeitskleid an und ziehen bald darauf mit den Alten heimwärts.

Eine dritte verwandte Art, der Sumpfkiebitz, Euhyas leucura *Licht.* (Vanellus, Eurypterus), der Nord- und Mittelafrika, zumal die Nilländer, außerdem Turkestan,

Afghanistan und Indien bewohnt, jedoch auch bereits auf Malta erlegt wurde, ist etwas kleiner, schlanker und hochbeiniger als die beschriebenen Verwandten. Scheitel und Nacken sind grau-, Mantel, Schulterfedern und Unterarmdecken licht erdbraun, Stirn und Kinngegend graugelblichweiß, Kehle und Kropf aschgrau, alle Federn weißlich gesäumt, Unterbrust und Bauch blaß lachsrot, Bürzel und Schwanz weiß, die Schwungfedern der Hand schwarz, die des Armes weiß, zum Teil vor der Spitze schwarz gebändert, die Oberflügeldeckfedern weiß und an der Wurzel schwarz, die Oberarm- und Schulterfedern zum Teil außen weißlich. Das große Auge ist rotbraun, der Schnabel schwarzbraun, der Fuß hellgelb. Die Länge beträgt 29, die Breite 58, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 7 cm.

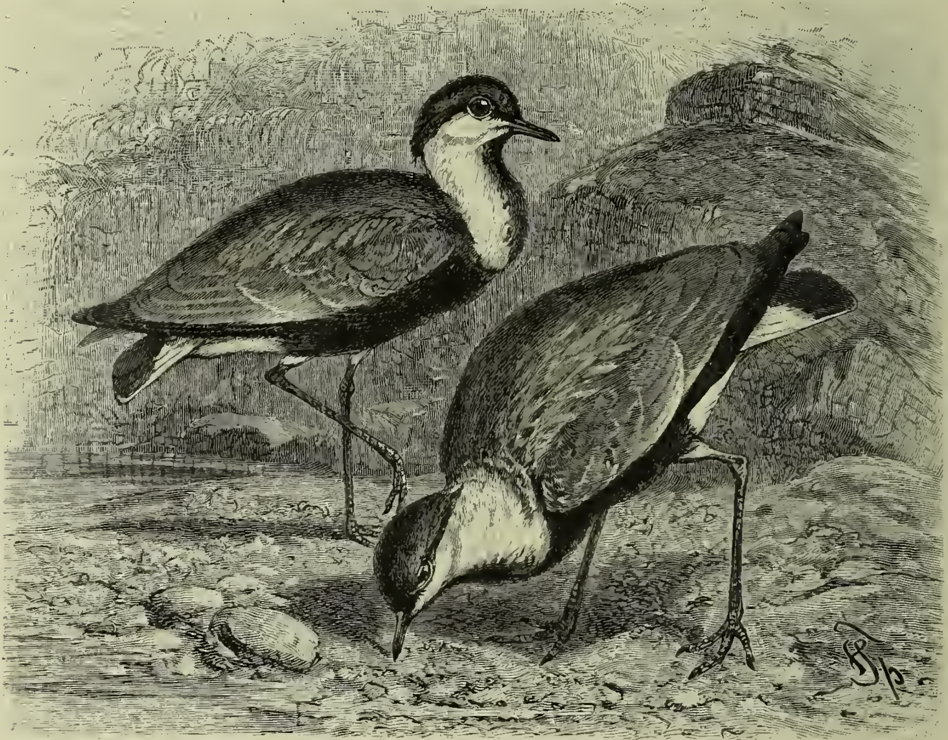
An den Strandseen im Norden Ägyptens gehört dieser schöne und eigenartige Kiebitz zu den nicht ungewöhnlichen Erscheinungen geeigneter Örtlichkeiten; in den oberen Nilländern tritt er seltener auf. Er ist Sumpfvogel im eigentlichen Sinne des Wortes, meidet Seen mit kahlen Ufern, beansprucht dagegen Brüche, in denen Gras und Ried üppig zwischen freien Wasserflächen wuchern, und hält sich regelmäßig inmitten des Sumpfes, nicht oder doch nur ausnahmsweise an dessen Rande, niemals aber auf trocknen, grasigen Flächen auf. In den meisten Fällen sieht man ihn paarweise, seltener in kleinen Trupps von vier oder von 6—10 wohl für geraume Zeit gescharten Familien. Die Paare halten treu zusammen und verrichten alle Geschäfte gemeinschaftlich. Der Lauf ist rasch und behende, jedoch nicht ruckweise wie bei unserem Kiebitz und einzelnen echten Regenpfeifern, sondern gemessener, mehr schreitend, der Flug leicht und gewandt, dem der echten Regenpfeifer ähnlicher als dem des Kiebitzes, dessen Gaukeleien auch der Sumpfkiebitz nicht nachahmt, die Stimme umgekehrt der unsers Kiebitzes ähnlicher als der unserer Regenpfeifer. Seine Nahrung besteht in allerlei Kleingetier der Sümpfe. Über die Fortpflanzung sind wir noch nicht unterrichtet. 1901 fand N. Zarudny die Eier in Transkaspien und beschreibt sie als ganz ähnlich denen des Steppenkiebitzes, nur etwas kleiner.

Der Reisende, der den Nil befährt, lernt schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritt in das Land der Pharaonen einen Vogel kennen, den er nicht übersehen und, wenn dies wirklich der Fall sein sollte, nicht überhören kann. Der Sporenkiebitz, Siksak der Araber, Hoplopterus spinosus *Linn.* (Vanellus; Abb., S. 234), kennzeichnet sich durch echten Kiebitzschnabel, schlanke Beine, dreizehige Füße, einen scharfen, am Flügelbug sitzenden Sporn, verhältnismäßig spitzige Flügel, in denen die zweite Schwungfeder die längste ist, sowie endlich eine stumpfe Holle am Hinterkopf. Das Kleid, das sich weder nach dem Geschlechte noch nach dem Alter unterscheidet, ist auf dem Mantel graubraun, auf dem Kopfe und dem Unterkörper schwarz, an den Kopf-, Hals- und Bauchseiten, dem Hinterhals und in der Bürzelgegend weiß; die Handschwingen und die Steuerfedern sind in ihrer Endhälfte schwarz, die Spitzen der großen Flügeldeckfedern und der beiden äußersten Steuerfedern weiß. Die Iris ist scharlach- oder zinnoberrot. Die Länge beträgt etwa 30, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 9 cm.

Unter allen ägyptischen Stelzvögeln ist dieser Kiebitz der gemeinste. Man bemerkt ihn überall, wo ein süßes Gewässer ihm den Aufenthalt möglich macht; denn weit vom Wasser entfernt er sich selten oder niemals. Aber er ist genügsam in seinen Ansprüchen und findet schon auf einem Felde, das zuweilen unter Wasser gesetzt wird, einen ihm in jeder Hinsicht zusagenden Aufenthaltsort. Die Küste des Meeres scheint er zu meiden; an den Strandseen hingegen, die brackiges und zum Teil salziges Wasser enthalten, kommt er vor.

In dem dürren Nubien tritt er seltener und im Ostsudan sowie in Abessinien nur einzeln auf; doch trifft man ihn an allen Strömen und Seen der Nordhälfte Innerafrikas noch regelmäßig an. Im Frühling und im Herbst besucht er von Ägypten oder Palästina aus Griechenland, brütet hier aber nicht.

In seinem Betragen hat der Sporenkiebitz viel Ähnlichkeit mit unserem Kiebitz, scheint jedoch minder gesellig zu sein und hält sich mehr paarweise zusammen. Aber ein Paar lebt dicht bei dem andern und vereinigt sich gern auf kurze Zeit mit seinesgleichen. Wenige Vögel gibt es, die den Forscher durch ihre Allgegenwart so belästigen wie der Sporenkiebitz.



Sporenkiebitz, Hoplopterus spinosus *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

Anfangs freut man sich allerdings über sein munteres, lebendiges Wesen, über den raschen Lauf, über den leichten, schönen, strandläuferartigen Flug und die laute, wenn auch nicht gerade wohltönende, so doch nicht unangenehme Stimme, seinen Mut und seine Kampflust; bald aber lernt man ihn gründlich hassen. Diese Vögel verstehen es meisterhaft, dem Jäger und dem Naturforscher seine Jagd zu verleiden; denn sie sind nicht bloß für das kleine Strandgeflügel, sondern für alle Vögel überhaupt Wächter und Warner. Ihnen entgeht nichts. In weiten Kreisen umfliegen die Störenfriede mit lautem „Siksak siksäh" den Schützen, stoßen frech auf ihn herab, regen die ganze fliegende Bevölkerung des Sees auf und scheuchen die meisten Vögel in die Flucht. So ist es bei Tage, nicht anders bei Nacht; denn die Sage der Araber, daß der von Allah gestrafte Siksak niemals schlafe und umsonst die Ruhe suche, fußt auf Beobachtung des Vogels. Wie dem Jäger, ergeht es auch jedem andern Geschöpf, das geeignet ist, das friedliche Zusammenleben der verschiedenen Seevögel zu stören. Jeder

Milan, der lungernd vorüberschwärmt, jede Nebelkrähe, jeder Wüstenrabe, der naht, jeder Rohrweihe und besonders jedes vierfüßige Raubtier wird vom Sporenkiebitz angegriffen und oft in die Flucht geschlagen. Vögeln gegenüber macht der Sporenkiebitz unter solchen Umständen von seiner Waffe Gebrauch, indem er sich plötzlich auf den Gegner wirft und ihn mit einem Schlage des Flügels zu schädigen sucht. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß er mit seinen Sporen empfindlich verletzen kann; denn man sieht es den angegriffenen Vögeln an, wie unangenehm ihnen jene Belästigungen sind. Allen hebt mit Recht hervor, daß die Sporen vielfach benutzt werden müssen, weil man sie sooft zersplittert sieht.

Die Nahrung des Sporenkiebitzes ist ungefähr dieselbe, die der deutsche Verwandte zusammensucht; man findet Insekten verschiedener Art, Würmer, Weichtiere und Sand in seinem Magen. Das Fleisch nimmt vom Sand einen höchst unangenehmen Geschmack an, und der Siksak gilt deshalb bei Ägyptern wie bei Europäern als ungenießbar.

In Nordägypten beginnt dieser Vogel sein Fortpflanzungsgeschäft um Mitte März; die meisten Nester findet man aber Mitte April, viele noch im Mai. In Ägypten erwählt das Pärchen zu seinem Nistorte regelmäßig ein feuchtes Feldstück; am obern Nil brütet es unter anderem Strandgeflügel auch auf Sandbänken. Man findet 3—4 Eier in einem Neste; diese sind bedeutend kleiner als bei unserem Kiebitz, etwa 35 mm lang und 25 mm dick, aber von ähnlicher Gestalt und auch ähnlich gezeichnet. Bei Annäherung eines Menschen verläßt das brütende Weibchen die Eier, und beide Eltern gebärden sich ganz nach Art unsers Kiebitzes. In einigen Nestern fand ich feuchte Erde zwischen die Eier geschichtet oder letztere damit bedeckt, wage aber nicht zu entscheiden, ob der Vogel damit bezweckt, die Eier vor den kräftigen Sonnenstrahlen zu schützen oder aber, sie zu verbergen. Die Jungen sind anfänglich mit graubunten Dunen bedeckt, bekommen schon nach wenigen Tagen ein Jugendkleid, das dem der Alten äußerst ähnlich, anfangs aber noch mit Flaum überkleidet ist. Sie verlassen bald nach dem Auskriechen das Nest, haben im wesentlichen das Betragen aller kleinen Sumpfvögel, einen erstaunlich schnellen Lauf und wissen sich bei Gefahr geschickt zu verbergen.

Während meines Aufenthaltes in Afrika habe ich oft Sporenkiebitze gefangen und kurze Zeit erhalten. Sie nahmen ebenso wie unser Kiebitz mit einfachem Futter vorlieb und schienen sich sehr bald an den Verlust ihrer Freiheit zu gewöhnen.

Bei der hauptsächlich in Afrika, aber auch in Australien und Neuguinea vertretenen Gattung der **Lappenkiebitze** (Lobivanellus *Strickl.*) ist das Gesicht sehr auffallend durch lebhaft gefärbte Hautlappen geschmückt, die vor den Augen beiderseits vom Schnabel herniederhängen. Der **Australische Lappenkiebitz**, Lobivanellus lobatus *Lath.*, hat außerdem noch einen Sporn am Flügelbug. Die Hautlappen des Kopfes sind bei ihm gelb, Ober- und Hinterkopf, Schwingen und Schwanz — letzterer mit Ausnahme der weißen Basis und eines weißen Randsaumes — schwarz, Flügel und Oberkörper graubraun, Kopfseiten, Hals und Unterkörper weiß. Er lebt in Australien.

Unter dem kleinen Geflügel, das die Küste des Meeres belebt, bemerkt man hier und da auch einen schön gezeichneten, äußerst lebendigen Vogel, der sich von den übrigen nicht bloß durch seine Gestalt, sondern in mancher Hinsicht auch durch sein Betragen auszeichnet. Man hat diesen Vogel, den **Steinwälzer**, so ziemlich auf der ganzen Erde gefunden, an den Küsten Islands und Skandinaviens wie an denen Griechenlands, Süditaliens und Spaniens, in Australien wie in Mittelamerika und Brasilien, in Ägypten wie im Kaplande,

in China wie in Indien, überall aber vorzugsweise am Meere und nur während der Zugzeit, jedoch immer sehr einzeln, an Binnengewässern. Er ist also Weltbürger in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

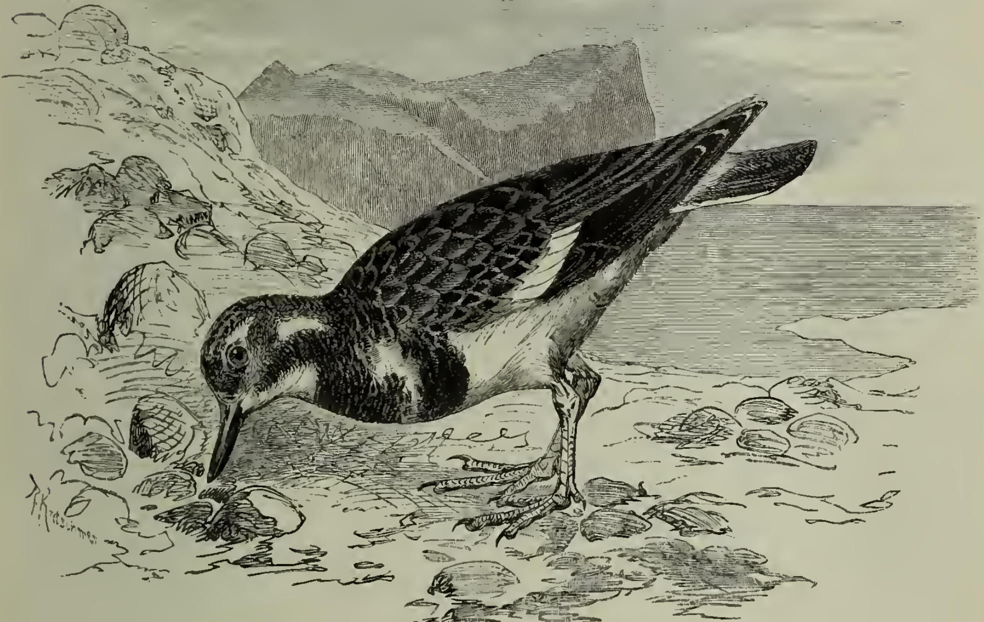
Der Steinwälzer, Steindreher, Dolmetscher usw., Arenaria interpres *Linn.* (Strepsilas), hat einen kräftigen Leib; sein Kopf ist verhältnismäßig groß und hochstirnig, der Schnabel kürzer als der Kopf, kegelförmig, ein wenig und sanft aufwärts gebogen, auf dem Firste abgeplattet und durchgehends hart, das Bein verhältnismäßig niedrig, aber kräftig, der Fuß vierzehig, der Flügel lang und spitzig, in ihm die erste Schwungfeder die längste, das Oberarmgefieder bedeutend verlängert, der zwölffederige Schwanz kaum mittellang, sanft abgerundet, das Gefieder ziemlich reich, jedoch knapp anliegend, durch lebhafte Färbung ausgezeichnet. Beim alten Vogel im Sommerkleide sind Stirn, Wangen, ein breites Halsband im Nacken, Unterrücken, Kehle und Unterdeckfedern der Flügel sowie ein Streifen über dem Flügel rein weiß, ein Streifen, der auf der Stirn beginnt, neben dem Auge vorüber und am Halse herabläuft, sowie der Vorderhals, die Seiten des Halses und der Brust schwarz, die Federn des Mantels schwarz und rot gefleckt, die des Scheitels weiß und schwarz in die Länge gestreift, die Flügeldeckfedern kastanienbraunrot, schwarz gefleckt; der Bürzel zeigt eine breite braune Binde; die Schwungfedern sind schwärzlich, die Steuerfedern an der Wurzel und an der Spitze weiß, gegen das Ende hin von einer breiten schwarzen Binde durchzogen. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß orangegelb. Die Länge beträgt 24, die Breite 48, die Flügellänge 15, die Schwanzlänge 6 cm. Im Herbste und Winter wird das Kleid unscheinbar. Bei den Jungen ist der Oberkörper schwärzlich graubraun, rost- und ockergelb, der Vorderkörper grauschwarz.

Man darf annehmen, daß der Steinwälzer hauptsächlich den Meeresküsten entlang zieht und deshalb so selten das Innere des Landes besucht. Im Norden wie im Süden unsers heimatlichen Erdteils kann man beobachten, daß sein Zug ebenso regelmäßig geschieht wie bei anderen Strandvögeln. In Skandinavien, auf Island und in Grönland erscheinen die ersten Steinwälzer von den letzten Tagen des April an bis Mitte Mai und verlassen jene Gegenden schon Ende August wieder. Zur selben Zeit gewahrt man die ersten bereits an der Küste des Mittelmeeres, und zwar an der nördlichen ebensogut wie an der südlichen. In der Sommerherberge lebt der Vogel paarweise und nur um die Zugzeit in kleineren Gesellschaften; in der Winterherberge vereinigt er sich zwar hauptsächlich mit den kleinen Strandläufern, bildet aber doch auch selbständige Flüge, die bis zu bedeutender Anzahl anwachsen können. Letztere entfernen sich nur dann von der eigentlichen Küste des Meeres, wenn in deren Nähe ein Salzwassersee liegt, den sie aufsuchen.

Schönheit des Gefieders, Lebhaftigkeit, Munterkeit und leichte Bewegung zeichnen den Steinwälzer aus. Eigentlich ruhig sieht man ihn selten; höchstens in den Mittagsstunden verträumt er ein paar Minuten, still auf einer Stelle sitzend. Während der übrigen Zeit des Tages ist er in steter Bewegung, vom Morgen bis nach Sonnenuntergang, oft auch noch des Nachts. Er geht trippelnd, wenn er Nahrung sucht, ziemlich langsam, vermag aber rennend ungemein rasch weite Strecken zu durchmessen, obgleich er die Gewohnheit hat, ein Stück, gleichsam ruckweise, fortzulaufen, dann auf irgendeiner kleinen Erhöhung eine Zeitlang stillzuhalten und von neuem wegzuschießen. Im Fluge bekundet er die gleiche Meisterschaft wie seine Verwandten, versteht pfeilschnell dahinzufliegen, gewandt zu schwenken und zu wenden und bewegt sich dicht über der Erde fort ebenso sicher wie in höheren Luftschichten. Seine Stimme mag als ein gellendes, schneidendes Pfeifen

bezeichnet werden; denn sie besteht nur aus einem Laute, den man durch die Silbe „kie" etwa wiedergeben kann. Dieser eine Laut wird bald länger gedehnt, bald schnell nacheinander hervorgestoßen, so daß er dem Ohr des Beobachters sehr verschieden erscheint. Am Meeresstrande gehört der Steinwälzer überall zu den vorsichtigsten Vögeln.

Solange er in Tätigkeit ist, geht er seiner Nahrung nach. Diese besteht aus allerlei kleinem Meergetiere, vorzugsweise also aus Würmern und zarten Weichtieren, die er aus dem Sande bohrt oder durch Umdrehen der Steine erbeutet, woher er auch seinen Namen hat. Insekten, die sich über der Flutgrenze aufhalten, werden von ihm selbstverständlich auch



Steinwälzer, Arenaria interpres *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

mitgenommen; sein eigentliches Nährgebiet aber ist der Küstenstreifen, der von der Ebbe trocken gelegt wird, Insekten also nur ausnahmsweise beherbergt.

Zur Niststelle wählt er sich am liebsten kleine, flache Sandinseln oder kiesige Stellen am Gestade. Aus den Beobachtungen Schillings scheint hervorzugehen, daß er solche Inseln, die mit kurzem Heidekraute und einzelnen verkrüppelten Wacholderbüschen bestanden sind, anderen vorzieht; Holland beobachtete, daß er Plätze erwählt, auf denen höhere Gras- oder Binsenbüschel stehen, und daß unter diesen dann das Nest angelegt wird. Um zu brüten, scheint er sich hier und da tiefer in das Innere des Landes zu begeben, so z. B. auf Island. Das Nest ist eine mit wenigen Hälmchen dürftig ausgelegte Vertiefung. Die 4 Eier sind etwa 41 mm lang, 29,4 mm dick, glattschalig und auf graubraunem, gelblich oliven- oder seegrünem Grunde mit dunkelbraunen, ölgrauen und schwärzlich olivenfarbigen Flecken und Punkten, auch wohl mit Schnörkeln gezeichnet, am dicken Ende dichter als an der Spitze. Die Jungen betragen sich nach Art der jungen Regenpfeifer.

Gefangene Steinwälzer gelangen nicht oft in unsre Käfige, dauern jedoch, mindestens bei magerem Futter, einige Jahre aus und werden sehr zahm. Nach Finsch fangen sie die Eingebornen von Nawoda, einer der westlichen Inseln des Gilbert-Archipels, und halten sie in hübsch gearbeiteten Käfigen, um sie miteinander kämpfen zu lassen.

Die Gattung der Säbler (Recurvirostra *Linn.*) ist nahezu weltweit verbreitet. Ihre Angehörigen sind mittelgroße Vögel mit großem, kräftig gebautem Kopfe. Ihr Schnabel ist lang, schwach, schmal, abgeplattet und deshalb bedeutend breiter als hoch, an der Spitze ungemein verdünnt und entweder in Gestalt einer Tangentenkurve oder, um es volkstümlicher auszudrücken, einer Schusterpfrieme einfach aufwärts gekrümmt oder unmittelbar vor der Spitze wiederum abwärts gebogen, durchaus hart und glatt, an den Kanten schneidend scharf, im Innern bis auf zwei gleichlaufende Leistchen in jeder Hälfte, deren untere in die oberen passen, und zwischen denen die Zunge liegt, äußerst flach, das Bein sehr lang, aber verhältnismäßig stark, hoch über der Ferse nackt, der Fuß vierzehig, zwischen den Vorderzehen mit halben Schwimmhäuten ausgerüstet, die Hinterzehe bei gewissen Arten verkümmert, bei andern ausgebildet, der Flügel mittellang und spitzig, in ihm die erste Schwungfeder die längste, der Schwanz zwölffederig, kurz und einfach zugerundet, das Kleingefieder oben geschlossen, unten dicht und pelzig wie bei echten Schwimmvögeln.

Der europäische Säbelschnäbler, Krumm-, Verkehrt- und Wasserschnabel, Schustervogel, Recurvirostra avocetta *Linn.*, ist einfach, aber sehr ansprechend gezeichnet. Oberkopf, Nacken und Hinterhals, die Schultern und der größte Teil der Flügel sind schwarz, zwei große Felder auf den Flügeln, gebildet durch die kürzeren Schulterfedern, die hinteren Schwungfedern des Armes, die Deckfedern der Handschwungfedern und das übrige Gefieder weiß. Die Iris des Auges ist rötlichbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß aschblau. Bei den Jungen spielt das Schwarz ins Bräunliche und wird der Flügel durch rostgraue Federkanten gezeichnet. Ihr Schnabel ist kurz und gerade. Die Länge beträgt 43, die Breite 74, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 7 cm.

Man hat den Säbelschnäbler von Mitteleuropa an fast überall in der Alten Welt gefunden, in Großbritannien ist er aber ausgerottet. Er bewohnt die Küsten der Nord- und Ostsee sowie die Salzseen Ungarns und Mittelasiens und durchwandert von hier aus Südeuropa und Afrika bis zum Kaplande, von dort aus Südchina und Indien. Wo er vorkommt, tritt er meist in namhafter Anzahl auf. In Deutschland erscheint er im April; seinen Rückzug beginnt er im September.

Er ist ein echter Seevogel; denn er verläßt die Küste des Meeres selten und, falls es wirklich einmal freiwillig geschieht, nur dann, wenn er einen salzigen oder doch brackigen See aufsuchen will. Im Binnenlande gehört er zu den Seltenheiten. Eine sehr seltene amerikanische Art, Recurvirostra andina *Phil. et Landb.*, ist hingegen in ihrem Vorkommen auf die Ufer der Seen in den Anden von Bolivia zwischen 2500 und 3750 m beschränkt. Seichte Meeresküsten oder Seeufer, deren Boden schlammig ist, bilden die Aufenthaltsorte des europäischen Säbelschnäblers, und daher kommt es, daß ihn in einzelnen Gegenden jedermann kennt, während er wenige Kilometer davon fremdartig erscheint. Am Meere wechselt er, laut Naumann, seinen Aufenthalt mit der Ebbe und Flut. Wenn erstere die Watten trockengelegt hat, sieht man ihn oft mehrere Kilometer weit von der eigentlichen Küste, während er, vor der Flut zurückweichend, sich nur am Strande aufhält.

Er gehört zu den Seevögeln, die jedermann auffallen müssen, weil sie eine wahre Zierde des Strandes bilden. Bei ruhigem Gehen oder im Stehen hält er den Leib meist wagerecht und den dünnen Hals S-förmig eingezogen. Sein Gang ist leicht und verhältnismäßig behende, obgleich er selten weitere Strecken in einem Zuge durchläuft, sein Flug zwar nicht so schnell wie der der Strandläufer, aber immer doch rasch genug und so eigentümlich, daß man den Vogel in weiter Entfernung erkennen kann, da die hohen, herabgebogenen Flügel, die mit weit ausholenden Schlägen bewegt werden, der eingezogene Hals und die langen,



Säbelschnäbler, Recurvirostra avocetta *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

geradeaus gestreckten Beine bezeichnend sind. Den sehr ausgebildeten Schwimmhäuten entsprechend, schwimmt er leicht und gewandt und tut das oft ohne besondere Veranlassung. Die pfeifende Stimme klingt etwas schwermütig, keineswegs aber unangenehm, der Lockton ungefähr wie „qui" oder „dütt", der Paarungsruf klagend, oft und rasch wiederholt „kliu", so daß er zu einem förmlichen Jodeln wird.

Gewöhnlich sieht man den Säbelschnäbler im Wasser, stehend oder langsam umhergehend, mit beständig nickender und seitlicher Bewegung des Kopfes Nahrung suchend, nicht selten auch gründelnd, wobei er nach Entenart mehr oder weniger auf dem Kopfe steht.

Der Säbelschnäbler ist, weil er stets in Gesellschaft lebt, auch überall scheu und flieht den Menschen unter allen Umständen. Wenn man sich der Stelle nähert, wo Hunderte dieser Vögel eifrig beschäftigt sind, ihre aus allerlei kleinen Seetieren, Schneckchen, Würmern, Garnelen und anderen Krustern bestehende Nahrung aufzunehmen, bemerkt man, daß auf

den ersten Warnungsruf hin alle unruhig werden und nun entweder watend und schwimmend dem tieferen Wasser zustreben, oder sich fliegend erheben und erst wieder zur Ruhe kommen, wenn sie außer Schußweite sind. Gegen andere Vögel zeigen sie keine Zuneigung. Ein einzelner wird niemals von dem kleinen Strandgewimmel zum Führer erkoren, und wenn sich einer unter anderen Vögeln niederläßt, benimmt er sich durchaus unabhängig von der Gesellschaft; nur mit dem Strandreiter lebt er in einigermaßen freundschaftlichem Verhältnis.

Bald nach ihrer Ankunft trennen sich die Schwärme in Paare und verteilen sich auf den Niststellen, am liebsten auf Flächen, die mit kurzem Rasen bedeckt sind und von Austernfischern, Wasser- und Strandläufern, Meerschwalben, Silbermöwen usw. ebenfalls zum Nisten benutzt werden, seltener auf Feldern mit jungem oder eben aufgegangenem Getreide, immer aber auf Strecken unweit der Seeküste. Das Nest ist eine unbedeutende, mit einigen trocknen Hälmchen oder Gewurzel ausgelegte Vertiefung. Cullen fand aber Nester, die ganz aus Stroh und Steinchen bestanden und 16—20 cm hoch waren. Das Gelege besteht in der Regel aus 3 oder 4 Eiern von ungefähr 48 mm Längen-, 34 mm Querdurchmesser, birn- oder kreiselförmiger Gestalt, zarter, glanzloser Schale, licht rost- oder olivengelblicher Grundfärbung und einer aus mehr oder weniger zahlreichen schwarzgrauen und violetten Flecken und Punkten bestehenden Zeichnung. Beide Geschlechter brüten abwechselnd etwa 17—18 Tage lang, zeigen sich ungemein besorgt um die Brut, umfliegen mit kläglichem Schreien den Menschen, der sich dem Neste nähert, und führen die Jungen, sobald sie völlig abgetrocknet sind, einer Bodenfläche zu, die ihnen Versteckplätze bietet, später an große Pfützen und endlich, wenn sie zu flattern beginnen, an die offene See.

Gefangene beanspruchen sorgsame Pflege und reich mit Insektenlarven oder Ameisenpuppen durchsetztes Futter, dauern unter solchen Umständen aber jahrelang im Käfig aus.

Die aus sieben Arten bestehende Gattung der Stelzenläufer (Himantopus *Briss.*) bewohnt die heißen und gemäßigten Gegenden der Alten und der Neuen Welt. Sie ist durch fischbeinartig biegsamen, langen und dünnen, an der Spitze flachen Schnabel, lange, nur mit Schilden bedeckte Läufe, geraden Schwanz und dessen Spitze überragende Flügel, unter deren Schwungfedern die erste die längste ist, gekennzeichnet.

In allen Ländern um das Mittelmeer, besonders häufig in Nordafrika, ebenso auch in Südasien, lebt der merkwürdige Strandreiter, Stelzenläufer, Riemenfuß oder die Storchschnepfe, Himantopus himantopus *Linn.* (candidus). Sein Schnabel ist lang und schwach, nach der Spitze zu verdünnt, gerade, auf dem Firste abgerundet, an der Spitze abwärts gebogen, nur an der Wurzel weich, der dreizehige Fuß außerordentlich lang, schwach und hoch über die Ferse hinauf unbefiedert, die äußere Zehe mit der mittleren durch eine kurze Spannhaut verbunden, jede Zehe mit einem kleinen, schmalen, spitzigen Nagel bewehrt, der Flügel sehr lang und schmal, in ihm die erste Schwungfeder bedeutend über die anderen verlängert, der Afterflügel kurz, der zwölffederige Schwanz mittellang, im Verhältnis zu den Flügeln aber doch kurz erscheinend, das Kleingefieder dicht, auf der Unterseite fast pelzig, im Hochzeitskleide zweifarbig, nach Jahreszeit und Alter merklich verschieden. Im Frühlingskleide sind der Hinterkopf, ein schmaler Streifen auf dem Hinterhalse und der Mantel schwarz, letzterer grünlich glänzend, der Schwanz aschgrau, alle übrigen Teile weiß, auf der Vorderseite zart rosenrot überflogen. Beim Weibchen ist die Färbung minder lebhaft, das Weiß weniger blendend, das Schwarz glanzloser, die dunkle Färbung des Hinterkopfes ausgebreiteter, aber matter als beim Männchen. Im Winterkleide fehlt die

schwarze Kopf- und Nackenfärbung, die höchstens durch Grau angedeutet wird. Bei jungen Vögeln ist die Unterseite gräulichweiß, der Hinterhals grau und weiß gewellt und das Gefieder der Schulter ebenfalls mehr oder weniger grau. Die Iris ist prachtvoll karminrot, der Schnabel schwarz, der Fuß blaß karmin- oder rosenrot. Die Länge beträgt 38, die Breite 70, die Flügellänge 23, die Schwanzlänge 8 cm.

Der Strandreiter bewohnt Süd- und Südosteuropa, Mittelasien und Nordafrika, zählt jedoch mit Recht zu den deutschen Vögeln, da er in unserem Vaterlande bis vor kurzem



Strandreiter, Himantopus himantopus *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

gebrütet hat. In namhafter Anzahl tritt er in Ungarn auf; nächstdem bewohnt er viele, jedoch bei weitem nicht alle geeigneten Gewässer der drei südlichen Halbinseln Europas, Südrußland, von der sibirischen Grenze an südlich, ganz Mittelasien und Indien. Hier wie in Persien, Ägypten und Nordwestafrika, auch schon auf Sardinien, lebt er jahraus jahrein; in den nördlicher gelegenen Ländern seines Brutgebietes erscheint er Ende April oder Anfang Mai und verweilt höchstens bis Ende September im Lande. Auf seinem Zuge durchwandert er ganz Afrika bis zum Kaplande und Asien bis zur Insel Luzon. Die wenigen Paare, die in Deutschland nisteten, hatten große, ausgedehnte und abgelegene Brüche zu

ihren Wohnsitzen ausersehen und trieben hier so still ihr Wesen, daß man sie nur zufällig bemerkte; in Ägypten hingegen lebt der Vogel in unmittelbarer Nähe der Dörfer oder in diesen selbst, und wenn sich hier, wie gewöhnlich, ein für die Büffel bestimmtes Bad befindet, darf man mit Sicherheit darauf rechnen, einen Trupp Strandreiter in dieser Lache umherlaufen zu sehen, hat also Gelegenheit, die sonst vorsichtigen Vögel in größter Nähe zu betrachten, da sie den Menschen ohne Bedenken bis auf wenige Schritte an sich herankommen lassen. Es überraschte mich, wahrzunehmen, daß die von mir im Innern Afrikas angetroffenen Stelzenläufer ungewöhnlich scheu waren, da ich dies nicht einmal bei denen beobachtet hatte, die im Winter in Ägypten einwandern, die Seen beziehen, sich hier oft in Scharen von 200—300 Stück zusammenschlagen und bis zum nächsten Frühjahre verbleiben.

Der Strandreiter liebt salzige Gewässer, ohne sich jedoch an sie zu binden. Einen Seevogel kann man ihn nicht nennen. Allerdings kommt auch er zuweilen an der Meeresküste vor und treibt sich dann unter Wasserläufern und Säbelschnäblern umher; gewöhnlich aber trifft man ihn in den erwähnten kleinen Teichen oder Lachen und während der Brutzeit in den größeren Brüchen an, deren Wasser süß oder höchstens brackig ist. An Geselligkeit scheint er alle näheren Verwandten zu übertreffen; paarweise sieht man ihn bloß während der Fortpflanzungszeit. Seine Stellung ist die eines Wasserläufers, der Gang durchaus nicht wackelnd und ungeschickt, wie man annehmen möchte, sondern ein leichtes, zierliches, gemessenes Schreiten, das infolge der großen Schritte immerhin fördert, der Flug ungemein leicht und schön, gewandt und anmutig. Beim Auffliegen schlägt er die Schwingen schnell zusammen; wenn er aber erst eine gewisse Höhe erreicht hat, fliegt er langsamer und gemächlicher dahin; vor dem Niedersetzen beschreibt er schwebend einen oder mehrere Bogen. Die langen Beine werden im Fluge gerade nach hinten ausgestreckt und verleihen der Gestalt des fliegenden Strandreiters etwas so Bezeichnendes, daß man ihn nie verkennen kann. Die Stimme hat Baldamus treffend durch die Silben „huitt huett huitt huett huitt huitt witt witt wett wett“ wiedergegeben. Während der Paarungszeit vernimmt man sie besonders oft, aber regelmäßig nur im Fluge oder höchstens unmittelbar vor dem Aufstehen. Von einer das südliche Südamerika bewohnenden Art (Himantopus melanurus *Vieill.*) erzählt Darwin, sie ließe, wenn sie ihrer Gewohnheit gemäß in Schwärmen flöge, Laute hören, die ganz dem Gekläff einer Meute kleiner Hunde glichen, die in voller Jagd begriffen seien. Pallas sah Strandreiter, wahrscheinlich balzende Männchen, mit ausgespannten Flügeln hüpfend tanzen, was bei diesen Langbeinen sich drollig genug ausgenommen haben mag.

Insekten scheinen die ausschließliche Nahrung des Strandreiters zu bilden. Nach Legge, der ihn in Ceylon, wo er in den östlichen und nördlichen Gegenden ein ziemlich häufiger Brutvogel ist, beobachtete, frißt er sehr kleine Insekten und Krebschen, Weichtiere, besonders Schneckchen, und auch kleine Fische. Man sieht ihn beständig mit deren Fange beschäftigt, und zwar indem er sie von der Oberfläche des Wassers aufliest, gründelnd in dem Schlamme sucht oder aus der Luft wegfängt. Soviel ich beobachten konnte, waren es hauptsächlich Fliegen, Mücken und Käfer, denen er nachstellt.

Das Nest, das Sewerzow im Gebirge noch bei 1200 m Höhe fand, habe ich leider nicht selbst gesehen, wohl aber Eier erhalten. In Ägypten brütet der Vogel in den Monaten April und Mai, in den nördlichen Ländern einige Zeit, in Indien viel später; am liebsten gesellig, erbaut er das Nest im Riedgrase in einer natürlichen Vertiefung, die eben über dem Spiegel des umgebenden Wassers liegt, trägt auch wohl kleine Steinchen zusammen, um die Wände aufzuschichten, und kleidet sodann die Mulde spärlich mit einigen Halmen aus.

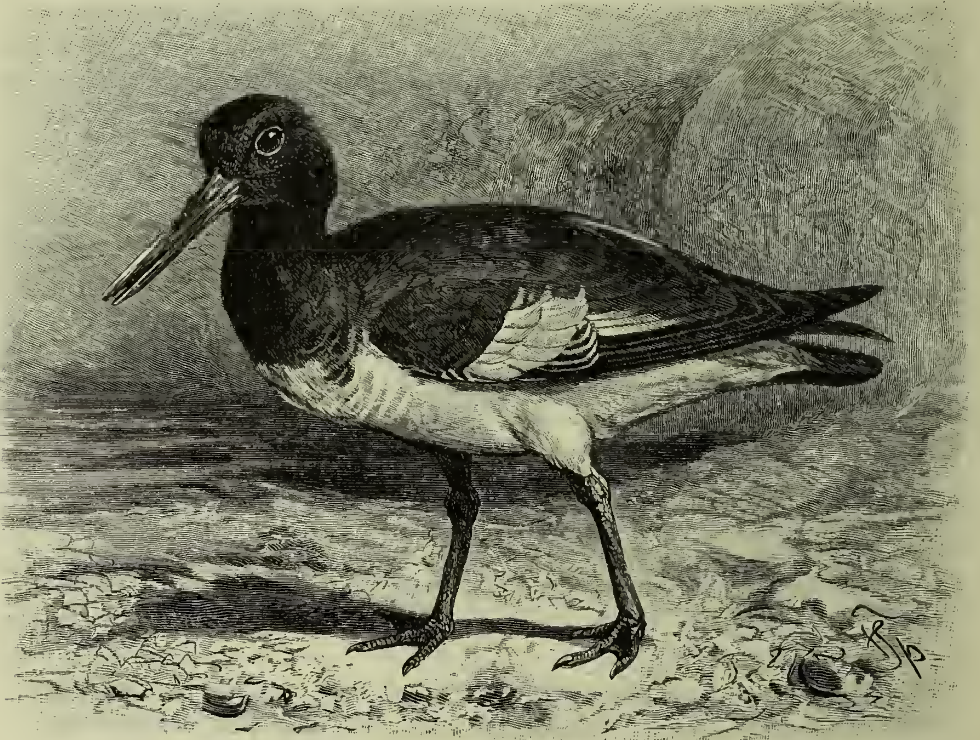
Die 4 Eier haben ungefähr die Gestalt unserer Kibitzeier, auch ziemlich die gleiche Größe, etwa 43 mm Längs-, 30 mm Querdurchmesser, aber eine viel zartere Schale. Ihre Grundfärbung ist ein dunkles Ockergelb, Olivengrün oder Ölgelb; die Zeichnung besteht in wenigen aschgrauen Unterflecken und vielen rot- und schwarzbraunen, rundlichen und länglichen, größeren oder kleineren, am dicken Ende dichter stehenden Oberflecken von unregelmäßiger Gestalt. Das Weibchen brütet eifrig, und beide Eltern schreien kläglich, wenn sich jemand dem Neste nähert. Sofort nach dem Auskriechen verlassen die Jungen das Nest und suchen, bevor sie noch flugfähig sind, laufend möglichst rasch das Wasser zu gewinnen, in dem sie wie die Entchen schwimmen und auf dessen Grund sie sehr hurtig laufen; einige Wochen später sind sie ausgefiedert.

Die Ungarn stellen der „Storchschnepfe", wie sie unsern Strandreiter nennen, nach, obgleich das Fleisch nicht besonders schmackhaft genannt werden kann und, nach meinen Beobachtungen, eigentlich nur im Winter genießbar ist. Gefangene dauern bei sorgsamer Pflege jahrelang aus.

Wer irgendeine Küste der Nordsee besucht, wird gewiß die Bekanntschaft eines Strandvogels machen, der hier fast allerorten häufig vorkommt und sich durch sein Betragen so auszeichnet, daß man ihn nicht übersehen kann. Die Küstenbewohner sind mit ihm ebenso vertraut geworden, wie wir mit einem unserer Raben oder mit dem Sperlinge: daraufhin deutet schon sein Namenreichtum. Der Austernfischer, Austernsammler, Austernfresser, Austernegel und Austerndieb, die Meer-, See-, Strand- oder Wasserelster, Heister- oder Elsterschnepfe, Seeschnepfe usw., Haematopus ostralegus *Linn.* (Abb., S. 244), fällt auf durch seine Gestalt und hat außer seinen Gattungsangehörigen keine ihm wirklich nahestehenden Verwandten. Die Gattung, der er angehört (Haematopus *Linn.*), umfaßt 13 Arten und ist beinahe auf der ganzen Erde vertreten. Sie wird gekennzeichnet durch gedrungenen Leib und großen Kopf, der einen langen, geraden, sehr zusammengedrückten, vorn keilförmigen, harten Schnabel trägt, den mittelhohen, kräftigen Fuß, dessen drei Zehen sich ebensowohl durch ihre Kürze wie ihre Breite und eine große Spannhaut zwischen der äußeren und mittleren auszeichnen, die mittellangen, aber spitzigen Flügel, in denen die erste Schwungfeder die längste ist, und den aus zwölf Federn gebildeten ziemlich kurzen, gerade abgeschnittenen Schwanz. Das Gefieder der europäischen Art ist auf der Oberseite, dem Vorderhalse und Kropfe schwarz, etwas schillernd, auf dem Unterrücken und Bürzel, unter dem Auge, auf der Brust und dem Bauche weiß; die Schwungfedern der Hand und die Steuerfedern sind an der Wurzel weiß, im übrigen schwarz. Die Iris ist lebhaft blutrot, am Rande orangefarbig, ein nackter Ring um das Auge mennigrot; der Schnabel ist ebenfalls mennigrot, hat aber eine lichtere Spitze; die Füße sehen dunkelrot aus. Die Länge beträgt 42, die Breite 82, die Flügellänge 25, die Schwanzlänge 11 cm. Das Weibchen ist etwas kleiner, und das Schwarze an der Vorderbrust ist bei ihm auf einen geringen Raum beschränkt. Im Winterkleide zeigt die Gurgel einen weißen halbmondförmigen Fleck.

Vom Nordkap oder vom Finnischen Meerbusen an bis zum Kap Tarifa hat man den Austernfischer an allen europäischen Küsten beobachtet. Ebenso findet er sich auf den Inseln der Nordsee und allen Küsten des Eismeeres und auffallenderweise auch an großen Strömen Nordasiens, so, nach unseren Beobachtungen, am ganzen untern Ob. Merkwürdig ist auch sein Vorkommen als Brutvogel am süßen Wasser auf der kaukasischen Landenge, das Radde

nachwies. Als Irrgast besucht er, nach Reinhardt, gelegentlich Grönland. Nach Südeuropa kommt er während des Winters, aber keineswegs häufig; denn seine Wanderungen sind in mehrfacher Hinsicht eigentümlich. So verläßt er den Strand der Ostsee regelmäßig, während er auf Island bloß vom Nordrande zur Südküste zieht. Die Erklärung hiervon ist nicht schwer zu geben: unser Vogel verweilt da, wo der Golfstrom die Küste bespült, jahraus jahrein, und verläßt sie da, wo die See im Winter häufig zufriert, er also zum Wandern gezwungen wird. Gelegentlich seiner Reisen zieht er soviel wie möglich der Küste nach, überfliegt ohne Bedenken einen Meeresteil, höchst ungern aber einen Streifen des



Austernfischer, Haematopus ostralegus *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

Festlandes, gehört deshalb bei uns im Binnenlande überall zu den seltenen Vögeln. Die die Nord- und die Ostsee verlassenden Austernfischer finden schon an den französischen Küsten geeignete Herbergen, während die am Chinesischen Meere lebenden ihre Reise bis nach Südindien ausdehnen.

So plump und schwerfällig unser Vogel aussieht, so bewegungsfähig zeigt er sich. Er läuft in ähnlicher Weise wie der Steinwälzer, absatzweise, gewöhnlich schreitend oder trippelnd, nötigenfalls aber auch ungemein rasch dahinrennend, kann sich dank seiner breitsohligen Füße auf dem weichsten Schlick erhalten, schwimmt, und keineswegs bloß gezwungen, vorzüglich. Er fliegt sehr kräftig und schnell, meist geradeaus, aber oft auch in kühnen Bogen und Schwenkungen dahin, mehr schwebend als die meisten übrigen Strandvögel. Sein Ruf, ein pfeifendes „Hüip“, wird bei jeder Gelegenheit ausgestoßen, zuweilen geht ihm ein langes „Kwihrrrrr“, manchmal auch ein kurz zusammengezogenes „Kwik kwik

kewit kewit" voran. Zur Paarungszeit und am Paarungsorte trillert er wundervoll, wohltönend, abwechselnd und anhaltend.

Sein Betragen erklärt die Beachtung, die ihm überall gezollt wird. Es gibt keinen Vogel am ganzen Strande, der im gleichen Grade wie er rege, unruhig, mutig, neck- und kampflustig und dabei stets wohlgelaunt wäre. Wenn er sich satt gefressen und ein wenig ausgeruht hat, neckt und jagt er sich wenigstens mit seinesgleichen umher; denn lange stillsitzen, ruhig auf einer Stelle verweilen kann er nicht. Jeder kleine Strandvogel, der naht oder wegfliegt, wird beobachtet, jeder größere mit lautem Rufe begrüßt, keine Ente, keine Gans übersehen. Nun nahen der Küste aber auch andere Vögel, die jene als Feinde, mindestens als Störenfriede der Gesamtheit kennen gelernt haben. Sobald einer von diesen, also ein Rabe oder eine Krähe, eine Raub- oder große Seemöwe, sich von weitem zeigt, gibt ein Austernfischer das Zeichen zum Angriffe, die übrigen erheben sich, eilen auf den Feind zu, schreien laut, um seine Ankunft auch anderen Vögeln zu verraten, und stoßen nun mit größter Wut auf den Eindringling hinab.

Welcher Handlung der Austernfischer seinen gewöhnlichen Namen verdankt, ist schwer zu sagen, denn er fischt gewiß niemals Austern. Allerdings nimmt er gern kleinere Weichtiere auf, frißt auch wohl eine größere Muschel aus, die tot an den Strand gewaschen wurde, ist aber nicht imstande, eine lebende zu öffnen. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Gewürm, und wahrscheinlich bildet der Uferwurm oder Pier den größten Teil seines Futters. Daß er dabei einen kleinen Krebs, ein Fischchen und ein anderes Seetier nicht verschmäht, bedarf der Erwähnung nicht, ebensowenig, daß er in der Nähe des an der Küste weidenden Viehes Insekten erjagt. Muscheln und Steinchen wendet er vielleicht noch häufiger um als der Steinwälzer.

Die als Standvögel anzusehenden Austernfischer beginnen mit dem Nestbau um Mitte April, die Wandervögel unter ihnen etwas später. Die Vereine lösen sich auf, und die Pärchen verteilen sich auf dem Brutplatze. Jetzt vernimmt man hier das Getriller der Männchen fortwährend, kann auch Zeuge ernster Kämpfe zweier Nebenbuhler um ein Weibchen werden. Dagegen leben die Austernfischer auch auf dem Brutplatze mit allen harmlosen Vögeln, die diesen mit ihnen teilen, im tiefsten Frieden. Kurze, grasige Flächen in der Nähe der See scheinen ihre liebsten Nistplätze zu sein; wo diese fehlen, legen sie das Nest zwischen den von Hochfluten ausgeworfenen Tangen am Strande an. Das Nest ist eine seichte, von den Vögeln selbst gekratzte Vertiefung; das Gelege besteht aus 4, oft auch nur aus 3 sehr großen, durchschnittlich 55,6 mm langen, 40,4 mm dicken, birn- oder rein eiförmigen, festschaligen, glanzlosen, auf schwach bräunlichrostgelbem Grunde mit hellvioletten oder dunkelgraubraunen und grauschwarzen Klecksen und Punkten, Strichen, Schnörkeln usw. gezeichneten Eiern, die übrigens vielfach abändern. Das Weibchen brütet sehr eifrig, aber nie in den Mittagsstunden, wird auch vom Männchen nicht abgelöst; doch übernimmt dieses die Sorge für die Nachkommenschaft, wenn die Mutter durch irgendeinen Zufall zugrunde geht. Nach etwa dreiwöchiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen und werden nun von den Alten weggeführt. Bei Gefahr verbergen sie sich gewöhnlich, wissen sich aber auch im Wasser zu bewegen; denn sie schwimmen noch besser als die Alten und tauchen vortrefflich, können sogar auf dem Grunde unter Wasser ein Stück weglaufen. Beide Eltern sind, wenn sie Junge führen, vorsichtiger und kühner als je.

Am leichtesten kann man die Austernfischer berücken, wenn man zur Zeit ihres Mittagsschläfchens auf sie ausgeht; ihre Sinne sind aber so fein, daß man ihnen auch dann

vorsichtig nahen muß, weil sie die Tritte eines gehenden Menschen hören oder doch verspüren. Erschwert wird die Jagd noch ganz besonders dadurch, daß sie einen sehr starken Schuß vertragen. In der Gefangenschaft kann man sie, wenn man ihnen anfänglich einige Krabben, zerkleinertes Fischfleisch, zerhackte Muscheln und dergleichen vorwirft, bald ans einfachste Stubenfutter gewöhnen, nämlich aufgeweichtes Milchbrot. Die Alten verlieren bald ihre Scheu vor dem Menschen, d. h. sobald sie zu der Überzeugung gekommen sind, daß dieser ihnen wohl will. Sie vertragen sich auch mit allen übrigen Vögeln, die man mit ihnen zusammenbringt, und leisten diesen auch in der Gefangenschaft Wächterdienste.

*

Als nächste Unterfamilie unterscheiden wir die Wasserläufer (Tringinae) mit weichem, schmalem und schwachem, in der Regel der ganzen Länge nach im Querschnitte rundlichem Schnabel und mit mäßig hohen Läufen. Der Flügel ist immer spitz, die erste Schwungfeder der Hand die längste.

Die Gattung der Strandläufer (Tringa *Linn.*) umfaßte früher etwa 20 über die ganze Welt verbreitete, kleine, verhältnismäßig schlanke Vogelarten mit kopflangem oder noch etwas längerem, geradem oder bogenförmigem, an der Spitze kaum merklich verbreitertem Schnabel, schlanken, vierzehigen, weit über der Ferse nackten Füßen, mittellangen, spitzigen Schwingen und zugerundetem oder ausgeschnittenem Schwanze; das Gefieder verändert sich infolge der doppelten Mauser alljährlich zweimal wesentlich. Ziemlich überflüssigerweise ist die Gattung jetzt in eine Reihe besonderer Genera gespalten worden; der Gattung Tringa selbst gehören nur noch zwei Arten an, darunter nur eine europäische.

Der Roststrandläufer oder Kanutsvogel, Tringa canutus *Linn.*, ist im Sommerkleide tief braunrot, unterseits bis auf die weißlichen Federn des Bauches einfarbig, oberseits durch pfeilartige schwarze Mittelflecke und breite gelblichweiße Ränder ausgezeichnet, die Rücken- und längsten Schulterfedern schwarz, weiß umrandet, die Unterrücken- und Bürzelfedern auf weißem, bräunlich gemischtem Grunde schwarz quergebändert, die weißgeschafteten Schwungfedern der Hand schwärzlich, die des Armes grau, die hintersten weiß gesäumt, die Schwanzfedern grau, schmal weißlich gesäumt. Im Winterkleide ist das Gefieder oberseits aschgrau, licht graufahl gesäumt, unterseits gräulichweiß, seitlich trüber, am Kropfe durch schmale Schaftstriche gezeichnet. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß gräulichschwarz. Der etwa kopflange Schnabel ist gerade. Die Länge des Vogels beträgt 25, die Breite 55, die Flügellänge 17, die Schwanzlänge 6 cm.

Der Seestrandläufer, Felsenstrandläufer, Arquatella maritima *Gmel.* (Tringa), ist merklich kleiner als der Roststrandläufer: seine Länge beträgt etwa 21, die Breite 42, die Flügellänge 12, die Schwanzlänge 5 cm. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Nacken schwarz, weiß und ockerfarben längsgestreift, Kopfseiten und Hals schmutzigweiß, bräunlichschwarz gestreift, Oberseite und Rücken glänzend schwarz, durch die rostfarbenen, weiß gesäumten Ränder der Federn gezeichnet, Brust und Seiten auf weißem Grunde schwärzlichgrau gefleckt, die übrigen Unterteile weiß, die weißschaftigen Schwungfedern schwärzlich, die letzten der Hand weiß gesäumt, die mittleren Schwanzfedern schwarz, die übrigen schwärzlichgrau, ihre Schäfte weiß, alle mit lichten, die mittleren mit rostgelblichen, die äußeren mit weißlichen Säumen geziert. Die Iris ist braun, der Schnabel

rötlich-, der Fuß safrangelb. Dem Winterkleide fehlt alles Rostgelb, und Schnabel und Füße haben minder lebhafte Färbung. Der mehr als kopflange Schnabel ist sanft gebogen

Wie die meisten Gattungsgenossen brütet auch der Roststrandläufer nur im hohen Norden, durchwandert im Herbst und Winter aber Europa oder fast ganz Asien, einen großen Teil von Amerika, ebenso auch Afrika; sogar auf Neuseeland ist er angetroffen worden. Auf diesen Wanderungen verläßt er die Seeküste nur ausnahmsweise, um nahegelegene Binnengewässer zu besuchen, gehört daher im Innern des Landes stets zu den seltenen Erscheinungen. Am Seestrande schart er sich zu sehr zahlreichen Gesellschaften, die gemeinschaftlich leben und handeln. Viele solcher Flüge überwintern schon im Norden, andere ziehen gemächlich südwärts, verweilen unterwegs, wo sie reichliche Nahrung finden, so z. B. nach Feilden an gewissen sandigen Strichen der englischen Küste, die mit einer ungeheuern Masse amphibisch lebender, kleiner Brackwasserschnecken (Hydrobia ulvae), einem Lieblingsfutter der Strandläufer, bedeckt sind. Ein bestimmtes Reiseziel scheinen die Vögelchen nicht zu erstreben, und wenden sich wiederum der Heimat zu, wenn die Brutzeit herannaht. An unseren Küsten wie dann und wann im Binnenlande erscheinen sie bereits im August und September und ziehen im Mai wiederum ihrer nordischen Heimat zu.

Der Seestrandläufer entstammt derselben Heimat, durchwandert ebenfalls beide Erdhälften, ist noch weiter südlich beobachtet worden, erscheint aber seltener an unseren Küsten als sein Verwandter und besucht die Binnengewässer unsers Vaterlandes nicht. Auch er überwintert bereits im Norden, häufiger an den Küsten Großbritanniens, Hollands, Frankreichs, erscheint und verschwindet ungefähr zu derselben Zeit, führt überhaupt fast die gleiche Lebensweise wie jener.

Beide Arten sind trotz ihres gedrungenen Baues sehr bewegliche, behende, gewandte, fast ununterbrochen tätige, rastlose, unruhige, kluge und vorsichtige, wenn auch nicht immer scheue Vögel, laufen und fliegen vortrefflich, schwimmen auch recht gut, haben eine laute, hohe, pfeifende, aber angenehme Stimme, lieben Geselligkeit, leben jedoch mehr mit ihresgleichen als mit verwandten Arten zusammen.

Ihre Nahrung, die aus dem verschiedensten Kleingetier, besonders Würmern, kleinen zartschaligen Weichtieren, Insekten und deren Larven und dergleichen besteht, lesen sie nur von der Oberfläche des Kieses oder Schlammes der Küste wie der Ufer ab, laufen deshalb mit äußerster Geschäftigkeit auf und nieder und halten sich, während sie jagen, etwas entfernt voneinander. Nach Walter frißt der Seestrandläufer auch feinen Grassamen, selbst Gras sowie Süßwasseralgen.

Der Roststrandläufer brütet nach Reys Eierwerk an der Hudsonsbai, in Grinnell-Land, in Grönland, an der Taimyrbucht und auf den Neusibirischen Inseln. Die etwas länglichen, birnenförmigen Eier haben starken Glanz und sind auf einem Grunde von grauer Cremefarbe stark mit kastanienbraunen Oberflecken und blaß purpurroten Schalenflecken gezeichnet. Sie variieren sehr stark. Ihre Maße sind etwa 43×30 mm. — Vom Seestrandläufer wissen wir, daß er schon auf den Shetlandinseln und weiter nach Norden hin überall in der Nähe der Küste nistet. Er erwählt zur Niststelle gewöhnlich einen erhöhten steinigen, mit kurzem Grase oder Moose bestandenen Platz und legt Ende Mai seine 4 mäßig großen, etwa 36 mm langen, 26 mm dicken, birnförmigen, nach Färbung und Zeichnung abändernden, auf grünlich- oder olivenbräunlich-grauem Grunde mit zahlreichen großen, umberbraunen Flecken gezeichneten Eier in eine seichte, kaum ausgekleidete Grube

oder Mulde. Das brütende Weibchen sitzt sehr fest und nimmt bei Gefahr zur Verstellung seine Zuflucht, um den Feind abzulenken. Die Jungen wachsen rasch heran und sind oft schon Ende Juni flügge.

Die Jagd beider Strandläuferarten ist mühelos, der Fang auf einem Herd auch nicht schwierig; das Wildbret lohnt jedoch, da es tranig zu schmecken pflegt, die Jagd nicht. Gefangene Rost- und Seestrandläufer benehmen sich wie andere Arten der Gattung.

Der Sichlerstrandläufer oder Zwergbrachvogel, Ancylochilus subarquatus (Tringa) *Güldenst.*, ist 19—20 cm lang, 35 cm breit, die Flügellänge beträgt 11, die Schwanzlänge 6 cm. Im Frühlingskleide ist fast der ganze Unterkörper rostrot, heller oder dunkler, reiner oder mehr braun, der Oberkopf auf schwärzlichem Grunde rostgrau gewellt, weil die Federkanten diese Färbung zeigen, der Hinterhals rostgrau oder rostrot, schwarz in die Länge gestrichelt, der übrige Oberkörper, mit Ausnahme des weißgefleckten Steißes, auf tiefschwarzem Grunde hell rostfarben gefleckt und licht aschgrau oder rostgelb gekantet; die Schwanzfedern sind aschgrau, nach der Mitte zu dunkler, ihre Schäfte und Kanten weiß. Die Iris ist braun, der gebogene Schnabel schwarz, der Fuß schwarzbraun. Im Herbstkleide sind Kopf und Nacken schwarzgrau mit weißlichen und dunkeln Federkanten, Rücken und Oberflügel tief schwarzgrau mit schwärzlichen Federschäften, die Unterteile weißgrau überlaufen oder grau gefleckt, die Federn auch dunkler geschaftet; ein Zügelstreifen, der bis zum Auge reicht, ist bräunlich, ein anderer, der sich über das Auge zieht, weißlich. Im Jugendkleide sind die Federn des Oberkopfes graubraun, rostgrau gerändert, die des Hinterhalses hellgrau, dunkler gewölkt, die des Rückens und der Schulter schwärzlich, rostgelb gesäumt, die des Steißes und Unterkörpers weiß, die der Gurgel und des Kropfes endlich rostgrau. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht.

Der nächste Verwandte der vorstehend beschriebenen Art ist der Alpenstrandläufer, Pelidna alpina *Linn.* (Tringa). Seine Länge beträgt 15—18, die Breite 30 bis 33, die Flügellänge 10—11, die Schwanzlänge 5 cm. Oberkopf, Mantel, Schultern und Bürzel sind im Hochzeitskleide rostrotbraun, alle Federn in der Mitte schwarz, Kopf- und Halsseiten, Hinterhals, Kehle, Kropf, Oberbrust und Unterschwanzdecken auf weißem Grunde durch dunkle Schaftstriche längsgestreift, Unterbrust und Bauch einfarbig schwarz, die Schwungfedern der Hand schwarzbraun, die hinteren außen schmal, die des Armes breit weiß gesäumt, letztere auch an der Spitze weiß gerandet, die Schwanzfedern braun. Die Iris ist braun, der gebogene Schnabel und die Füße sind schwarz. Im Winterkleide sind alle Oberteile gräulichbraun, die Unterteile aber rein weiß.

Der Sichlerstrandläufer wird im ganzen Norden der Erde gefunden, wandert aber, den Küsten wie Flüssen und anderen Binnengewässern folgend, weit nach Süden hinab und kommt allwinterlich regelmäßig und sehr häufig in ganz Nordafrika, längs der Küsten des Roten, Indischen, Atlantischen und Stillen Meeres vor, soll sogar im Kaplande erlegt worden sein. Im östlichen Nordamerika ist er ein gelegentlicher Irrgast. Ich fand ihn in seinem schönsten Kleide am Weißen wie am Blauen Nil; andere Beobachter trafen ihn in Westafrika an, wie die Güßfeldtsche Loango-Expedition in Niederguinea am Kongo. Er erscheint, vom Süden her kommend, um Mitte April und kehrt einzeln bereits gegen Ende Juli, regelmäßig aber erst vom August an wieder zurück; der Durchzug währt jedoch bis Anfang Oktober. Nach des älteren Homeyer Beobachtungen beginnen an der Rügener

Küste die Herbstwanderungen der alten Strandvögel etwa um den 9. August und dauern bis zum 24. des Monats, die der jungen beginnen aber erst um den 6. bis 8. September und währen bis in den Oktober. Beim Sichlerstrandläufer ziehen zuerst rasch und ziemlich einzeln die alten Männchen, dann folgen die alten Weibchen, während bei den Jungen beide Geschlechter später und vereint ziehen.

Der Alpenstrandläufer ist zwar ebenfalls im Norden heimisch, brütet aber schon in Deutschland und durchstreift allwinterlich, mit Ausnahme von Australien und Polynesien, die ganze Erde. Nach Radde überwintert er in großer Zahl am Süd- und Westufer des Kaspischen Meeres. In Deutschland ist er seit 50 Jahren viel seltener geworden. So erzählt Preen, daß er 1854 an den Mecklenburger Seen sehr häufig, fünf Jahre später aber gar nicht mehr gebrütet habe.

Auftreten, Wesen und Betragen beider Strandläufer ähneln sich sehr. Auch sie sind vorzugsweise Seevögel, halten sich aber doch auch gern auf flachen, schlammigen Ufern stehender Gewässer auf und steigen, ihnen folgend, hoch im Gebirge empor. Mit Ausnahme der Mittagsstunden, die sie teilweise schlafend verbringen, sieht man sie den ganzen Tag in Bewegung. Trippelnd oder rennend laufen sie längs des Ufers dahin, fast jeden Augenblick ein kleines Tier aufnehmend, dabei anhaltend und dann weiter eilend. Gestört, erheben sie sich mit schnellem, gewandtem Fluge in die Höhe, schießen eine Strecke weit eilig dahin und kehren, einen großen Bogen beschreibend, in die Nähe des Ortes zurück, von dem sie aufflogen. Wenn sie sich in Gesellschaft anderer Strandläufer befinden, tun sie diesen alles nach, laufen und fliegen mit ihnen, führen selbst die verschiedenen Schwenkungen, die das leitende Mitglied des Trupps einhält, im Fluge aus. Eine Uferschnepfe oder ein großer Wasserläufer wird gewöhnlich der Ehre gewürdigt, gemischten Zügen dieser Strandläufer vorzustehen und scheint sich seinerseits auch ganz gut unter dem kleinen Volke zu gefallen. Aus meinen Beobachtungen glaube ich schließen zu dürfen, daß ein derartiges Verhältnis wochenlang besteht, vielleicht erst auf dem Rückzuge gelockert wird.

Am Brutplatze vereinzeln sich die zurückkehrenden Schwärme in Paare, die jedoch immerhin noch in einer gewissen Verbindung miteinander bleiben, und schreiten unmittelbar nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. Die Männchen lassen jetzt ihre pfeifende oder schwirrende, auf weithin hörbare Stimme öfter als je vernehmen, erheben sich auch wohl in die Luft und tragen, über dem Neste fast nach Pieperart auf und nieder fliegend, eine Art von Gesang vor, tun dies auch selbst im Sitzen. Die Brutgebiete des Sichlerstrandläufers liegen im höchsten Norden, die des Alpenstrandläufers erstrecken sich von hier bis Deutschland; das Brutgeschäft des ersteren ist noch wenig, das des letzteren recht gut bekannt. Jenen sahen wir selbst in der Tundra der Samojedenhalbinsel, offenbar am Brutplatze, fanden jedoch das Nest nicht; diesen dagegen beobachtete Naumann und andere vielfach in Schleswig-Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen, Dänemark usw. Das Nest steht meist auf sandigen oder feuchten, spärlich mit Gras, Binsen, Heidekraut bewachsenen Stellen, in der Regel nicht weit vom Meere, und ist eine kleine, mit wenigen Hälmchen ausgelegte Vertiefung; die vier Eier, die man von Ende April bis Mitte Juni findet, sind durchschnittlich 34,5 mm lang, 24,5 mm dick, kreiselförmig, dünnschalig, glänzend und auf schmutzig ölfarbenem Grunde mit vielen großen und kleinen Flecken und Punkten von dunkel olivenbrauner Färbung getüpfelt. Nur das Weibchen brütet und zeitigt die Eier binnen 16—17 Tagen, wird aber währenddem vom Männchen bewacht, wie dieses auch an der Führung der Jungen Anteil nimmt. Letztere verlassen das Nest, sobald sie abgetrocknet sind, wachsen unter treuer Führung

ihrer Eltern rasch heran, erhalten schon in der ersten Woche ihres Lebens das große Gefieder, lernen in der dritten Woche bereits fliegen und gesellen sich bald darauf zu ihresgleichen, um nunmehr ohne die Alten ihre Wanderung anzutreten.

Außer ihren natürlichen Feinden, insbesondere den kleinen Falken, stellt der Mensch beiden Strandläufern ihres höchst schmackhaften Wildbrets halber eifrig nach und erlegt oder fängt sie auf den sogenannten Schnepfenherden zu Hunderten und Tausenden. Gefangene und entsprechend gepflegte Sichler- und Alpenstrandläufer sind allerliebst, gewöhnen sich leicht an ein geeignetes Ersatzfutter und werden bald zahm und zutraulich, halten aber selten längere Zeit aus, weil sie übermäßig fressen und an Verfettung sterben.

Der Zwergstrandläufer oder Raßler, Limonites minuta *Leisl.* (Tringa), ist die kleinste aller Strandläuferarten. Seine Länge beträgt 14, die Breite 30, die Flügellänge 9, die Schwanzlänge 4 cm. Im Frühlingskleide sind die Federn des Oberkopfes schwarz, rostfarben gerandet, die des Hinterhalses grau, dunkler gewölkt, die des Mantels dunkelschwarz, breit hochrostfarben gesäumt, die der Kehle weiß, die an den Seiten des Halses und der Oberbrust hell rostfarben, fein braun gefleckt; über das Auge zieht sich ein weißlicher, zwischen ihm und dem Schnabel steht ein tiefbrauner Streifen. Die Iris ist braun, der gerade Schnabel schwarz, der Fuß grünlichschwarz. Im Herbstkleide sind die Oberteile dunkel aschgrau, mit deutlich braunschwarzen Schaftstrichen gezeichnet, die Gurgel, die Seiten des Kopfes, die Unterbrust rostgrau, die übrigen Unterteile weiß.

Bestimmt verschieden und schon an seinem gebogenen Schnabel und den niedrigen Fußwurzeln kenntlich ist das Sandläuferchen, Limonites temmincki *Leisl.* (Tringa). Seine Länge beträgt 15, die Breite 29, die Flügellänge 9, die Schwanzlänge 5 cm. Das Gefieder ist im Hochzeitskleide oberseits auf bräunlichgrauem Grunde schwarz und rostfarben gefleckt, unterseits bis auf die dunkler gestrichelten Kropfseiten weiß, im Winterkleide oberseits fast einfarbig bräunlich aschgrau, unterseits auf dem Kropfe bräunlichgrau, dunkler längsgestrichelt, im übrigen weiß. Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel gelblich, sonst schwarz, der Fuß schmutzig grüngelb.

Auch der Zwergstrandläufer gehört dem hohen Norden an, zieht aber so weit, daß man ihn fast an allen Meeresküsten, nachweislich an denen Europas, Asiens, Afrikas und Australiens, sowie an Flüssen und stehenden Gewässern im Innern dieser Erdteile gefunden hat. In Ägypten überwintert er in großer Anzahl. Das Sandläuferchen teilt die Heimat des Zwergstrandläufers, wandert im Winter jedoch nicht so weit, sondern nimmt schon in Südeuropa, Nordostafrika, China und Indien Herberge. Beide folgen auf ihrem Zuge der Küste des Meeres und den Ufern der Ströme und Flüsse, wandern gewöhnlich in Gesellschaft mit Verwandten, zuweilen aber auch in starken Flügen, die nur von einer der beiden Arten gebildet werden, regelmäßig des Nachts und treiben sich am Tage an einer geeigneten Stelle, Nahrung suchend, umher. Schlammiger Boden scheint ihnen mehr zuzusagen als sandiger, obwohl sie sich auch auf solchem finden. Sie sind sehr niedliche, höchst bewegliche, behende, regsame Vögel, die vortrefflich laufen und gewandt und schnell fliegen, bei Tage aber selten größere Strecken durchmessen, vielmehr sich gewöhnlich in einem Gebiet von geringer Ausdehnung umhertreiben und, verjagt, nach derselben Stelle zurückkehren. Mit ihresgleichen leben sie in tiefstem Frieden, gegen andere Tiere zeigen sie wenig Scheu, dem Menschen gegenüber eine gewisse Zutraulichkeit. Die Stimme klingt

sanft und angenehm wie „dürrr" oder „dürrrüi", manchmal auch „dirrrit". Im übrigen ähneln beide den bereits geschilderten Verwandten.

Beide Strandläuferarten nisten in den Tundren Europas und Asiens; Nester und Eier ähneln denen anderer Arten, doch sind die Eier kleiner, die des Zwergstrandläufers 29, die des Sandläuferchens 28 mm lang, jene 21, diese 20 mm dick, die einen wie die anderen glattschalig, feinkörnig und glänzend, auf trübem, gelblichgrauem bis olivengrünem Grunde mit aschgrauen, wolkenartigen Unterflecken und Rändern, dunkelbraunen Flecken und schwarzbraunen Punkten namentlich am stumpfen Ende gezeichnet.

Über das Fortpflanzungsgeschäft des Sandläuferchens und des Zwergstrandläufers liegen sehr hübsche Beobachtungen Colletts vor, die in Finnmarken gemacht wurden und denen wir das Folgende entnehmen. Ebenso wie bei Pelidna alpina (Alpenstrandläufer), Tringa canutus (Roststrandläufer) und den meisten anderen Arten hat das Männchen in der Zeit des Paarens und Brütens ein ganz eigentümliches Balzspiel, bei dem es singend und zwitschernd in die Lüfte steigt, hier in einer verhältnismäßig geringen Höhe mit zitternden Flügeln kreist, sich zuweilen mit schnellen Flügelschlägen wie ein Turmfalke rüttelnd in der Luft hält und sich endlich auf einen Zaun, einen größeren Stein oder auf die Spitze eines Strauchs niederläßt, wobei es fortwährend singt. Oft setzen die Vögel an solch einem Ruheplätzchen ihren Gesang fort, der beinahe wie der einer Grasmücke klingt. Sie heben dabei die Flügel hoch in die Höhe, fliegen wohl auch, um ihr Liebesspiel fortzusetzen, aufs Feld zurück und sind augenscheinlich in höchster Verzückung. Vom Weibchen bemerkt man hierbei nicht viel, denn es hält sich oft verborgen. Bei beiden Arten können auch die Weibchen singen, allerdings ist ihr Gesang mehr ein feines Zwitschern. Das Sandläuferchen ist in den nördlichen Teilen Norwegens im ganzen sehr häufig und brütet an den meisten günstig gelegenen Stellen zahlreich, besonders in den Küstengegenden, doch seltener auf den dem offenen Meere nahe gelegenen Inseln und Werdern. Es zieht die mit Gras oder Heidekraut bewachsene Küstenlinie des Festlandes sowie die der sich hierin nicht unterscheidenden größeren Inseln vor. Im Innern kommt dieser Vogel nur ausnahmsweise vor und selten in größerer Entfernung von der See, auch scheint er auf der eigentlichen Tundra im Innern Finnmarkens sich nicht aufzuhalten. Die Sandläuferchen nisten immer in größeren oder kleineren Kolonien, selten oder niemals bloß paarweise. In der Nähe der Brutstelle dieser Strandläuferart und des Zwergstrandläuferchens müssen Tümpel oder Teiche liegen, wo sie sich ihr Futter holen können, denn nur ausnahmsweise suchen sie sich dieses in der Brütezeit an den flachen Flußufern oder am Meeresstrand. Die Nester liegen in den meisten Fällen ganz offen, entweder an der Seite eines größeren oder mehrerer kleinerer Steine oder zwischen Gras, zuweilen unter einem der niedrigen Weidenbüsche. Auf dem Boden des Nestes fand Collett immer eine Schicht verwelkter Blätter oder etwas Stroh. Die Zahl der Eier war in beinahe 40 Gelegen immer 4. Wenn der brütende Vogel vom Neste verscheucht wurde, war sein Betragen etwas verschieden. Meist flog er ruhig ab, verschwand auf kurze Zeit und zeigte sich nach Verlauf einiger Zeit wieder in der Nähe des Nestes, verhielt sich eine Weile still und ließ sich ohne weiteres betrachten, bis er sich wieder zum Brüten niedersetzte. Zuweilen aber gebärdete er sich wie verwundet, lief mit ängstlichem Geschrei und hängenden Flügeln über das Feld und setzte sich oft in die höchsten Zweige der Gebüsche. So verfuhr er beinahe immer, wenn die Eier stark bebrütet waren oder er selbst unvermutet auf dem Neste überrascht wurde, während er zu dieser List seine Zuflucht nicht nahm, wenn er einen sich Nähernden aus einiger Entfernung hatte beobachten

können. Nur die Männchen haben allein Brutflecke und brüten entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich, beim Zwergläuferchen finden sie sich bei beiden Geschlechtern.

Die Gattung der Sumpfläufer (Limicola *Koch*) kennzeichnet der gestreckte Leib und kleine Kopf, der mehr als kopflange Schnabel, der bis zur Spitze weich und biegsam, an ihr breit und vor ihr seicht herabgebogen ist, der verhältnismäßig niedrige, etwas stämmige, über der Ferse nackte, vierzehige Fuß, der mittellange, ziemlich spitzige Flügel, in dem die erste und zweite Schwinge unter sich gleich lang und die längsten sind, und der kurze Schwanz, der sich nach der Mitte zuspitzt.

Der Sumpfläufer oder Schnepfenstrandläufer, Limicola platyrhyncha *Temm.*, ist auf dem Oberkopfe schwarzbraun, durch zwei rostgelbe Längsstreifen gezeichnet, auf dem Mantel, mit Ausnahme der rostgelben Federränder, schwarz, auf dem Oberflügel aber aschgrau, am Unterhalse, dem Kropfe und den Brustseiten rostgelblich, graubraun gefleckt und durch die weißlichen Spitzenkanten der Federn gezeichnet, unten weiß; vor dem Auge steht ein brauner, über ihm verläuft ein weißer Streifen. Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel rötlichgrau, an der Spitze schwärzlich, der Fuß dunkel grünlichgrau. Im Herbstkleide färbt sich das Gefieder der Oberseite in ein tiefaschgraues um; eine Zeichnung wird durch die dunkleren Schäfte und helleren Kanten bewirkt. Die Länge beträgt 34, die Breite 16, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 4 cm.

In Europa scheint der Sumpfläufer seltener zu sein als in Asien und Amerika. Er bewohnt den Norden und wandert bis in die Breite von Bengalen nach Süden hinab. In Griechenland erscheint er in manchen Jahren häufig, während er in anderen Jahren gänzlich fehlt. Schlammige, seichte Uferstellen stehender Gewässer, besonders freie Wasserränder beherbergen ihn. Hier treibt er sich still umher, trippelt mit kleinen Schrittchen auf kurze Strecken mit vielen Unterbrechungen dahin, fliegt rasch und flüchtig, meist dicht über dem Wasser fort, und kehrt gern zu dem Orte zurück, von dem er aufflog. Naumann nennt ihn einen trägen Vogel, von der Mühle hingegen versichert, daß er ebenso behende und munter sei wie andere Strandläufer auch. Über sein Wesen sind wir noch nicht genügend unterrichtet. Abweichend von seinen Familienverwandten meidet er die Gesellschaft fremdartiger Strandvögel und bekümmert sich da, wo er sich gerade aufhält, wenig um andere Geschöpfe, läßt deshalb auch den Menschen nahe an sich herankommen, ehe er auffliegt, oder drückt sich wohl nach Schnepfenart platt auf den Boden nieder, bis der sich nahende Beobachter ihn zum Auffliegen zwingt. Dann erhebt er sich, durchmißt fliegend eine kurze Strecke und läßt sich bald wieder auf den Boden herab. Die Stimme ist ein trillerndes „Tirr", der anderer Strandläufer ähnlich. Kleine Insekten, deren Larven, Gewürm und andere Wassertierchen bilden seine Nahrung; welche Arten er bevorzugt, ist nicht bekannt.

Soviel man weiß, brütet der Sumpfläufer nur in der Tundra und stets im Wassermoos der Moräste. Das Nest ist tiefer und sorgfältiger ausgelegt als das anderer Strandläuferarten. Die 4 Eier, deren Längsdurchmesser 32,2 und deren Querdurchmesser 23,6 mm beträgt, sind länglich birnförmig und auf trübe olivengelbem Grunde dicht graubraun punktiert, getüpfelt und zwischendurch klein gefleckt, die einen dichter und dunkler als andere. Das Weibchen brütet so eifrig, daß es erst auffliegt, wenn man bis in unmittelbare Nähe des Nestes gelangt ist.

Die Jagd verursacht nicht die geringste Mühe, und ebenso leicht führt in der Regel

eine geschickt gelegte Schlinge zum Ziele. Gefangene ergeben sich geduldig in ihr Schicksal, benehmen sich vom Anfange an ruhig und gewöhnen sich bald an geeignetes Stubenfutter.

Der Sanderling, Calidris arenaria *Linn.*, die einzige Art seiner Gattung (Calidris *Ill.*), unterscheidet sich von seinen Verwandten dadurch, daß ihm die Hinterzehe fehlt. Seine Länge beträgt 18, die Breite 38, die Flügellänge 12, die Schwanzlänge 5 cm. Das Gefieder ist im Sommer auf Kopf, Hals, Kehle und Kropf hell rostrot, auf dem Kopfe durch breite, sonst durch schmale, dunkle Längsstriche gezeichnet, auf Mantel und



Sanderling, Calidris arenaria *Linn.* 1/2 natürlicher Größe.

Schultern schwarz, mit breiten, blaß rostroten Rand- und Endflecken geziert, unterseits dagegen weiß; die ersten fünf Schwungfedern sind an der Wurzel weiß, vorn weißgrau. Die Iris ist tiefbraun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß dunkelgrau. Im Winterkleide ist das Gefieder des Oberkörpers licht aschgrau, durch weißliche Spitzensäume und schwärzliche Schaftflecke gezeichnet, das des Unterkörpers rein weiß. Im Jugendkleide sieht der Mantel sehr dunkel aus, ist ebenfalls durch weißliche Federränder gezeichnet, der Oberflügel aschgrau, die Stirn, ein Streifen über dem Auge, das Gesicht und der Unterleib rein weiß.

Der Norden der ganzen Erde ist die Heimat dieses niedlichen Vogels, die Küste des Meeres sein Aufenthalt. Von hier aus wandert er im Winter südlich, findet zwar schon in Griechenland, Italien, Spanien, Ägypten, China oder New Jersey geeignete Winterherbergen, kommt aber auch in südlicheren Breiten, besonders in Südasien, Mittelafrika, Südamerika bis Chile und Westindien vor; nur in der australischen Region wurde er noch

nicht beobachtet. Im Innern des Festlandes zeigt er sich selten, scheint vielmehr auf seinem Zuge der Küste des Meeres zu folgen. Wie die übrigen Strandläufer lebt er in der Winterherberge zu mehr oder minder zahlreichen Flügen vereinigt, im Sommer jedoch paarweise.

In Betragen und Wesen ähnelt er den Strandläufern. Der Gang ist zierlich und behende, der Flug schön, gewandt und schnell, dem des Flußregenpfeifers ähnlich. In seinem Treiben zeigt sich der Sanderling still, geschäftig, etwas gemächlicher als seine Verwandten, aber auch harmloser und zutraulicher. Er mischt sich oft unter die Flüge von Strandläufern oder überhaupt unter die Gesellschaften der Strandvögel, bekundet vor dem Menschen wenig Furcht, läßt sich also bequem beobachten, fangen, in Schlingen treiben und selbst mit Steinwürfen erlegen, auch durch wiederholte Schüsse so leicht nicht vertreiben. Die Stimme ist ein einfacher, pfeifender, kurz abgebrochener, sanfter Ruf, der durch die Silbe „zi" oder „schri" wiedergegeben werden kann, nach den Umständen aber verschieden betont wird und dann auch verschiedene Bedeutung erlangt.

Wie seine Verwandten nährt sich auch der Sanderling von allerlei Kleingetier. Man sieht die Gesellschaft dicht an der Brandungslinie der See stehen, eine sich überstürzende Welle erwarten, hierauf mit dem zurückkehrenden Wasser seewärts eilen, vor der nächsten Welle zurückflüchten, und in dieser Weise stundenlang auf und nieder laufen. Doch gewahrt man ihn auch weiter vom Wasser entfernt, eifrig beschäftigt, hier und dort aufzupicken, und sich in seine Arbeit so vertiefen, daß er den Menschen bis auf wenige Schritte herankommen läßt, bevor er zu ihm aufblickt, und dann erst erschreckt davoneilt.

Da der Sanderling ausschließlich im höchsten Norden nistet, ist seine Fortpflanzungsgeschichte noch wenig bekannt. Die Eier ähneln denen des kleinen Alpen- oder Bergstrandläufers; sie sind auf lehmgelblichem oder grünlichem Grunde mit einigen schwach purpurbräunlichen Flecken und etwas unregelmäßigen gelblichbraunen Tupfen gezeichnet. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 37,6 und ihre Breite 25,5 mm.

An den Seeküsten jagt man den Sanderling wie alles kleinere Strandgeflügel überhaupt und erlegt oft viele der harmlosen Tierchen mit einem einzigen Schusse. Nach Versicherung Naumanns läßt er sich leicht zähmen und zeigt sich schon nach wenigen Tagen so zutraulich, daß er dadurch oft in Gefahr gerät und zuletzt gewöhnlich totgetreten wird.

Wie die alte Gattung Tringa ist auch die nicht minder umfangreiche Gruppe der eigentlichen Wasserläufer (Totanus *Bechst.*) neuerdings stark zerspalten worden. Die früher darin zusammengefaßten Arten sind durchschnittlich schlank, kleinköpfig, langschnäbelig und hochbeinig. Der Schnabel ist kopflang oder etwas länger, von der Wurzel bis gegen die Mitte hin weich, an der Spitze hornig, der Fuß verschieden gebaut, bald hoch und dünn, bald kurz und kräftig, gewöhnlich vier-, mitunter auch dreizehig, der Flügel lang und schmal, in ihm die erste Schwinge die längste, der zwölffederige Schwanz kurz, abgerundet, abgestuft oder keilförmig. Das Kleingefieder liegt knapp an und wird zweimal im Jahre gewechselt. Die Arten gehören vorzugsweise dem Norden an; alle aber wandern regelmäßig und besuchen dabei die entlegensten Länder. Die Ufer fließender und stehender Gewässer, Sümpfe und Brüche bilden ihre Aufenthaltsorte, weniger die Seeküste. In der Winterherberge vereinigen sie sich mit vielen anderen und manchmal ganz fremdartigen Vögeln, schlagen sich aber selten zu so starken Flügen zusammen wie die Strandläufer. Ihr Wesen ist ansprechend, der Gang zierlich, behende, schrittweise, der Flug außerordentlich leicht und schnell; die Stimme besteht aus angenehmen, hohen, flötenden, weit vernehmbaren

Tönen, die sich bei verschiedenen Arten so ähneln, daß sie einander nicht selten folgen. Das Nest steht meist auf dem Boden (von einer amerikanischen Art, Tringoides macularius *Linn.*, fand Peabody die Eier sogar öfters auf der bloßen Erde), jedoch auch auf Bäumen; das Gelege zählt 4 verhältnismäßig große, birn- oder kreiselförmige, auf olivengrünem Grunde mit braungrauen Flecken gezeichnete Eier, die vom Weibchen ausgebrütet werden. Die Jungen laufen den Alten vom ersten Tage ihres Lebens an nach, verbergen sich nach Art der Verwandten bei Gefahr äußerst geschickt auf dem Boden oder im Grase, lernen bald flattern und machen sich selbständig, sobald sie ihre Flugfertigkeit erlangt haben.

Sämtliche Wasserläuferarten gehören zu den vorsichtigen und scheuen Vögeln; die großen übernehmen deshalb überall, wo sie mit anderen Strandvögeln zusammenleben, die Führerschaft. Ihre Jagd gelingt keineswegs immer; auch der Fang verursacht Schwierigkeiten. Im Käfig gewöhnen sie sich bald ein, nehmen mit einfachem Ersatzfutter vorlieb und halten bei einigermaßen entsprechender Pflege jahrelang in der Gefangenschaft aus.

Wohl die bekannteste Art von allen Wasserläufern ist der Sumpfwasserläufer, auch Meeruferläufer, Gambettwasserläufer, Rotschenkel, Rotfuß, Rotbein, Gambette, Tütschnepfe und Züger genannt, Totanus calidris *Linn.* Seine Länge beträgt 27, die Breite 49, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 7 cm. Die Oberteile sind gräulichbraun, Kopf und Hals durch kleine längliche, Rücken und Mantel durch große runde, schwarze Flecke gezeichnet, Unterrücken und Bürzel weiß, die Federn des letzteren schwarz gebändert, Seitenhals und Kropf graugelblich und wie die Seiten mit schwarzen, braun eingefaßten Flecken besetzt, die übrigen Unterteile weiß, die Schwungfedern der Hand, deren erste weiß geschaftet ist, braun, innen im Wurzelteile weiß, die letzten Schwungfedern jedoch auch am Ende, und zwar je weiter nach hinten desto mehr, die des Armes bis auf die letzte innen gebändert, im übrigen fast ganz weiß, wodurch ein breiter Spiegel gebildet wird, die Schulterfedern dunkelbraun, zackig rostrot quergefleckt, die Schwanzfedern weiß, mit dunkelbraunen, grau abschattierten Querbinden geziert. Die Iris ist graubraun, der gerade Schnabel an der Wurzel blaßrot, an der Spitze schwarz, der Fuß zinnoberrot. Im Winterkleide ist die Oberseite tiefgrau, schwarz geschaftet und die Unterseite stärker gefleckt.

Nahe verwandt ist der merklich größere Moorwasserläufer, auch Meerhuhn, Meerhähnel, Zipter und Viertelsgrüel genannt, Totanus fuscus *Linn.* Seine Länge beträgt 30, die Breite 59, die Flügellänge 17 cm, die Schwanzlänge 75 mm. Das sehr dichte, auf Brust und Bauch fast pelzige Kleingefieder ist im Hochzeitskleide bräunlichschwarz, oberseits durch lichtere Längsflecke, fahlbräunliche und gezackte Querflecke sowie lichte Endränder, unterseits durch letztere allein schwach gezeichnet, auf dem Unterrücken weiß, auf dem Bürzel weiß und schwarzbraun gebändert; die Schwungfedern sind denen des Verwandten ähnlich gefärbt, die des Armes, namentlich auf der Außenfahne, regelmäßig weiß und schwarzbraun gebändert, die dunkeln Schwanzbinden scharf begrenzt. Die Iris des Auges ist hellbraun, der sanft abwärts gebogene Schnabel an der Wurzel rötlich, im übrigen braun, der Fuß dunkelbraun. Das Winterkleid ähnelt dem des Sumpfwasserläufers sehr; die Oberseite ist jedoch dunkler.

Das Brutgebiet des Sumpfwasserläufers umfaßt ganz Europa, vielleicht mit Ausnahme Islands, ferner Klein-, Nord- und Mittelasien; das Wandergebiet erstreckt sich bis

zum Kaplande und Indien, einschließlich seiner benachbarten Inseln. Nach Radde brütet dieser Vogel im Ufergebiete des Kaspischen Meeres und im Innern des Landes, zumal an den Salzseen, fehlt aber im Sommer auch an den armenischen Alpenseen nicht. Der Moorwasserläufer vertritt ihn oder gesellt sich ihm im Norden der Alten Welt, bewohnt auch Island und die Färöer und durchwandert ganz Europa, Asien und Afrika. In der Neuen Welt sind beide Arten noch nicht beobachtet worden.

Bei uns zulande, mindestens in Norddeutschland, brütet der Sumpfwasserläufer, auf dessen Lebensschilderung ich mich beschränke, an allen ihm zusagenden Orten, ist hier auch nicht selten, nirgends aber so häufig wie in Skandinavien, Rußland, Südsibirien und Turkistan. Er meidet Gebirge und Wälder, siedelt sich in der freien Ebene aber überall an, wo es größere oder viele stehende Gewässer, Brüche und Sümpfe gibt, und nimmt ebensogut an der Seeküste oder an Strom- und Flußufern wie auf nassen Wiesen oder Viehweiden seinen Sommerstand. An der See überwintert er nicht selten; Brutplätze des Binnenlandes dagegen verläßt er sofort nach beendeter Brut, um fortan zunächst in der Umgegend hin und her zu streichen. Im August beginnt, im Oktober beendet er seinen Wegzug, im März, zuweilen schon in den ersten Tagen, regelmäßiger in der Mitte des Monats, kehrt er zurück. Auch er reist des Nachts, aber nur im Frühling einigermaßen eilfertig, im Herbste dagegen langsam, gemächlich, wobei er den Flüssen oder der Küste folgt und an nahrungsreichen Örtlichkeiten oft tagelang verweilt.

Obwohl ebenfalls behende und gewandt, steht er doch anderen Wasserläufern in beiden Beziehungen ebenso wie hinsichtlich der Anmut und Gefälligkeit merklich nach. Jedoch schreitet auch er rasch und zierlich einher, schwimmt, selbst ungezwungen, nicht selten, fliegt leicht und schnell und gefällt sich, zumal während der Paarungszeit, allerlei Schwenkungen auszuführen, zu kreisen und schwebend streckenweit durch die Luft zu gleiten. Seine Lockstimme ist ein wohlklingender Doppellaut, der durch „djaü" oder „djüü" ungefähr ausgedrückt werden mag, sein Warnungsruf ähnlich, aber länger gezogen, der Ausdruck seiner Zärtlichkeit das allen Wasserläufern eigene „Dück dück", der Schreckensschrei ein unangenehmes Kreischen, der Paarungsruf, der immer nur im Fluge ausgestoßen wird, ein förmlicher, jubelnder Gesang, der etwa mit den Silben „dlidl dlidl dlidl" wiedergegeben werden kann. Seinesgleichen gegenüber wenig gesellig, kommt er doch bei Gefahr und Not schreiend herbeigeflogen, als wolle er helfen, raten, warnen, und ebenso wirft er sich zum Führer anderer Strandvögel auf. Auch er ist scheu und unterscheidet den Jäger von dem Hirten, den Mann vom Kinde, läßt sich jedoch leicht berücken und setzt am Brutplatze sein Leben gewöhnlich dreist aufs Spiel.

Seine aus Insekten, Würmern, Weichtieren usw. bestehende Nahrung sucht er am Rande der Gewässer oder im Sumpfe, watet daher, soweit es seine Beine gestatten, ins Wasser, taucht auch oft mit dem Vorderteile des Leibes unter, um zu tiefer versteckter Beute zu gelangen; ebenso aber betreibt er Insektenjagd auf Feldern und trocknen Wiesen.

Sofort nach seiner Ankunft schreitet er, da er meist wohl schon gepaart eintrifft, zur Fortpflanzung. Das Nest, eine mit wenigen Halmen ausgekleidete Vertiefung, steht meist nicht weit vom Wasser entfernt, womöglich mitten im Sumpfe, zwischen Binsicht, Seggen und Gras, und enthält gewöhnlich schon in der Mitte des April das volle Gelege. Die 4, selten nur 3 Eier sind verhältnismäßig groß, durchschnittlich 44,7 mm lang, 30 mm dick, kreiselförmig, glattschalig, feinkörnig, glanzlos und auf bleich bräunlich- bis trübe ockergelbem Grunde mit vielen mehr oder minder dicht stehenden, sehr verschieden großen Tüpfeln,

Flecken und Punkten von gräulicher, dunkelgrau- und purpurbrauner Färbung gezeichnet. Das Weibchen brütet allein 14—15 Tage lang und führt dann die Jungen auf Nahrung versprechende Plätze, legt ihnen anfänglich Atzung vor, hudert, leitet, unterrichtet sie, gibt sich angesichts eines Feindes diesem rücksichtslos preis, greift, in der Hoffnung sie zu retten, zu den üblichen Verstellungskünsten und bekundet seine Besorgnis durch ängstliches Geschrei, wogegen das Männchen zwar auch lebhaft schreit, seine Sicherheit aber weit seltener als das Weibchen aus dem Auge verliert. Etwa vier Wochen nach dem Ausschlüpfen sind die Jungen flügge, bald darauf auch selbständig, und nunmehr lockert sich das innige Verhältnis zwischen ihnen und den Eltern rasch.

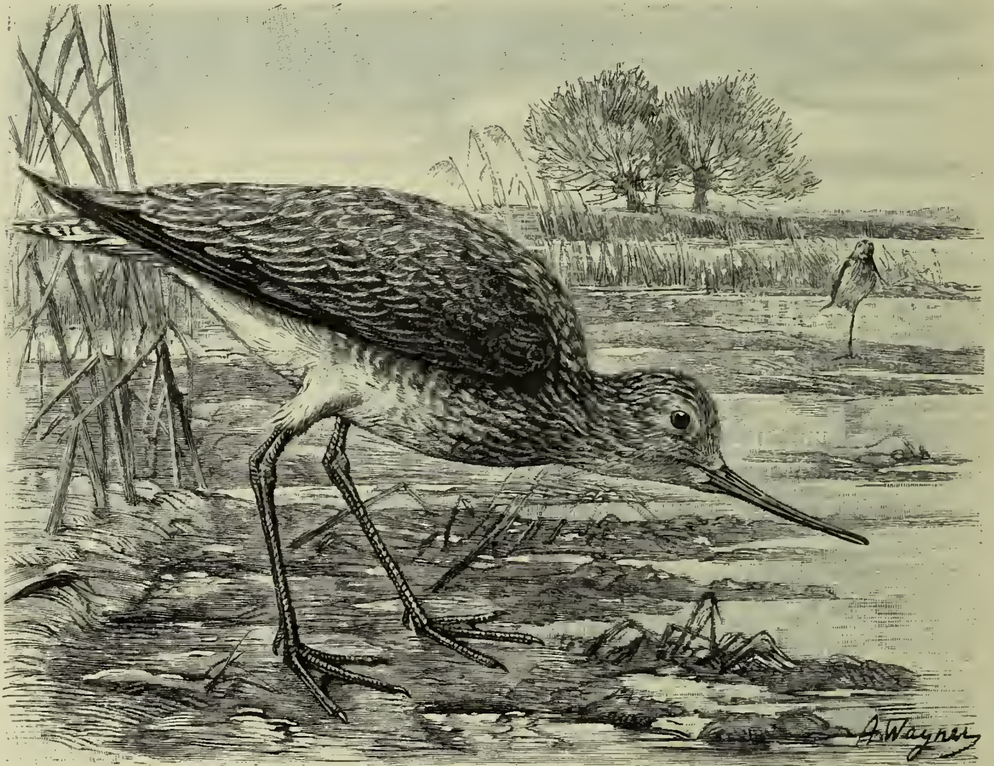
Von Raubtieren und Raubvögeln haben auch die Sumpfwasserläufer viel zu leiden, nicht minder von den eierraubenden Menschen; außerdem stellen ihnen Jäger und Fänger nach, obwohl ihr Wildbret nicht gerade vorzüglich ist. Gefangene werden bald zahm und benehmen sich im wesentlichen wie ihre Verwandten.

Der Südeuropa und Mittelasien entstammende, zuweilen auch in Deutschland, häufiger in Österreich-Ungarn vorkommende Teichwasserläufer, Totanus stagnatilis *Bechst.*, ist nur 23 cm lang; die Breite beträgt 45, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 4 cm. Das Gefieder der Oberseite ist bräunlichgrau, durch schwarze Längs- und Pfeilflecke, die sich auf den Schultern verbreitern, sowie durch graue Federränder gezeichnet, das des Unterrückens und Bürzels sowie der ganzen Unterseite weiß, hier am Vorderhalse, dem Kropfe und auf den Seiten mit rundlichen Flecken getüpfelt; die Schwungfedern sind dunkelbraun, die blässeren des Armes außen weiß gesäumt, die Armschwungfedern wie die Schulterfedern bräunlichgrau und schwarz quergebändert, die mittleren Schwanzfedern ebenso, die übrigen weiß, innen durch schwarze, nach außen hin sich verlierende Querstreifen, außen durch Querflecke geziert, die Unterteile rein weiß. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlich. Das Herbstkleid ist auf der hellgrauen Oberseite durch lichte Federränder, auf der weißen Unterseite an den angegebenen Stellen durch kleine braune Fleckchen gezeichnet.

Beim Glutt, auch Grünschenkel, Hennick oder Regenschnepfe genannt, Glottis nebularius *Gunn.* (Totanus littoreus; Abb., S. 258), ist der Schnabel lang, schmal, aufwärts gebogen, durchaus hart, die Füße sind hoch, weit über der Ferse nackt, die äußere und mittlere Zehe durch eine Spannhaut verbunden. Das Gefieder der Oberseite ist braunschwarz, durch die weißen Federränder gezeichnet, das des Unterrückens und Bürzels rein weiß, das der Unterseite bis auf die mit schwarzen Längsflecken und Streifen gezeichnete Brust ebenfalls weiß; die Schwungfedern der Hand sind braunschwarz, bis auf die erste, mit einem weißen Schaft, auch schwarz geschaftet, die des Armes mattbraun, innen weißlich gewölkt, die mittleren Schwanzfedern grau, die seitlichen weiß und schwarz gefleckt. Im Herbstkleide sind Kopf, Hinterhals und die Halsseiten grauschwarz und weiß gestreift, die Mantelfedern tief aschgrau, schwarz geschaftet, ebenso gefleckt und weißlich gekantet, die Seiten des Unterhalses und Kropfes schwarz geschaftet und in die Länge gestreift. Die Iris des Auges ist braun, der Schnabel schwarzgrün, der Fuß graugrün. Die Länge beträgt 34, die Breite 58, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 8 cm.

Der Glutt ist in allen Erdteilen gefunden worden, seine eigentliche Heimat ist aber der Norden der Alten Welt. Unser Vaterland berührt er gelegentlich seiner Reisen im

Frühjahr und im Herbst; als Brutvogel hat man ihn hier noch nicht beobachtet. Er erscheint, vom Norden kommend, bereits in der letzten Hälfte des Juli, streift während des August und September regellos im Lande umher und tritt Ende September oder Anfang Oktober die Reise wirklich an, verbringt die Wintermonate bereits auf mehreren Eilanden des griechischen Inselmeeres oder in Nordafrika, behält jedoch seine umherstreifende Lebensweise bei und gelangt so nach den Wendekreis- und weiter südlich gelegenen Ländern, beispielsweise nach Südaustralien, Tasmanien, Südafrika und den La Plata-Staaten. Im April und Mai durchreist er Deutschland auf dem Rückzuge.



Glutt, Glottis nebularius *Gunn.* 1/3 natürlicher Größe.

Nach Art seiner Verwandten zieht er Süßwasserseen und Brüche den Meeresküsten entschieden vor. Man begegnet ihm allerdings auch hier zuweilen, in der Regel aber doch nur auf schlickigen Stellen und immer bloß auf kurze Zeit. In der Winterherberge siedelt er sich an den Strandseen, an Flüssen, die ihre Ufer übertreten, und besonders gern in Reisfeldern an. Gewöhnlich sieht man ihn hier als Vertreter seiner Art einzeln, aber fast immer umringt von verschiedenen Strandläufern, Strandreitern, Uferschnepfen und sogar Schwimmvögeln, namentlich Enten, deren Führung er anscheinend bereitwillig übernimmt; wenigstens folgen sie ihm blindlings. Er bindet sich nicht an größere Gewässer, sucht vielmehr selbst die kleinsten Lachen und Teiche auf.

Der Glutt betätigt alle Munterkeit, Gewandtheit und Beweglichkeit seiner Verwandten, trägt sich hoch, man möchte sagen stolz, schreitet mit wagerecht gehaltenem Leibe leicht und behende dahin, watet gern in das Wasser, schwimmt, und nicht bloß im Notfalle,

oft über ziemlich weite Wasserstrecken, taucht bei Gefahr vortrefflich und rudert unter dem Wasser mit Hilfe seiner Flügel weiter, fliegt, meist in gerader Richtung, mit raschen und kräftigen Schlägen schnell und gewandt dahin, beschreibt prachtvolle Wendungen und wirft sich vor dem Niedersetzen sausend bis dicht über den Boden hinab, erst hier die Eile der Bewegung durch Flügelschläge hemmend. Seine Stimme ist ein hohes, helles, weittönendes Pfeifen, das sich durch die Silbe „tjia" ungefähr wiedergeben läßt und sehr angenehm klingt, der Lockton ein leises „Dick dick", der Ausdruck der Angst ein kreischendes „Krüh krüh", der Paarungsgesang ein flötenartiges „Dahüdl dahüdl dahüdl", das oft wiederholt, aber nur im Fluge vorgetragen wird. Er ist unbedingt vorsichtiger und scheuer als seine Verwandten und deshalb gerade zur Führerschaft im höchsten Grade befähigt. Man sieht ihn zu jeder Tageszeit in Bewegung; denn er schläft nur in den Mittags- oder vielleicht noch in den Mitternachtsstunden, aber auch dann nur so leise, daß ihn jedes Geräusch sofort erweckt. Sein Lockton gilt allen Verwandten und ebenso den Strandläufern als untrügliches Zeichen, daß die Örtlichkeit sicher ist; sein Betragen dient allen zur Richtschnur.

Die Nahrung ist wesentlich von derselben Art, wie sie auch andere Wasserläufer genießen, besteht in sehr verschiedenem Wassergetier, hauptsächlich wohl in Insekten und deren Larven, Eintagsfliegen, Libellen und dergleichen, ebenso in Würmern, Krebs- und Weichtieren, besonders solchen des Meeres, auch wohl in Froschlarven und kleinen ausgebildeten Fröschchen und endlich in jungen Fischen verschiedener Art. Naumann sah ihn mit Behagen Drehkäferchen von der Oberfläche des Wassers wegnehmen oder ihnen bis tief ins Wasser nachlaufen.

Obwohl der Glutt schon auf den dänischen und schwedischen Inseln brütet, bevorzugt er doch nördlicher gelegene Länder, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Zum Brutplatze wählt er wohl am liebsten baumlose Strecken in der Tundra, zumal in der Nähe der See, nicht minder aber auch Waldungen mit freien Blößen, wie ich dies am untern Ob beobachtet habe. Hier läßt er sich dann regelmäßig auf den Wipfeln der höchsten Fichten und Kiefern nieder, um von solcher Höhe herab seinen Paarungsruf ertönen zu lassen, und nimmt sich in solcher Stellung herrlich aus. Das Nest, kunstlos aus Halmen gebaut, steht auf einem Grashügel, meist unter einem Busche, und enthält im Juni 4 ziemlich große, etwa 50 mm lange, 40 mm dicke Eier, die auf bleich olivengelbem Grunde mit mehr oder weniger sichtbaren bräunlichgrauen Schalenflecken und vielen kleinen und mittelgroßen rotbraunen Flecken und Punkten gezeichnet sind.

Infolge seiner Vorsicht und Scheu läßt sich der Glutt nicht leicht berücken, vereitelt vielmehr in den meisten Fällen die Nachstellungen des Jägers wie des Fängers, die ihn durch Nachahmung seiner Stimme auf den Schnepfenherd zu locken suchen und aus dem Grunde besonders auf ihn fahnden, weil die verwandten Strandvögel ihm folgen. Glücklich erbeutet, gewöhnt er sich bald an das allgemeine Ersatzfutter der Strandvögel, hält sich dabei jahrelang, wird leicht zahm und gewährt namentlich im Gesellschaftsbauer viel Vergnügen.

Ebenso wie Sumpf- und Moorwasserläufer ähneln sich der Wald- und der Bruchwasserläufer. Der größere von beiden ist der Waldwasserläufer, Helodromus ochropus *Linn.* (Totanus), der auch Punktierter oder Tüpfelwasserläufer, Wasserschnepfe, Grünbeinlein, Grünfüßel, Weißsteiß, Steingällel und Dluit heißt. Seine Länge beträgt 26, die Breite 48, die Flügellänge 14, die

Schwanzlänge 4 cm. Das Gefieder des Kopfes und Mantels ist auf dunkelbraunem, ins Olivenfarbene schillerndem Grunde mit kleinen weißen Seitenflecken gezeichnet, die sich auf dem Kopfe zu Streifen ordnen; der Hals, die Kehle und der Kropf sind auf weißem, im Nacken bräunlichem Grunde gleichmäßig längsgestreift, der Flügelrand einfarbig dunkelbraun, der Bürzel, das Kinn und die übrige Unterseite rein weiß; die Schwungfedern sind braunschwarz, die Achsel- oder großen Unterflügeldeckfedern dunkel braungrau, weiß quergebändert, die Schwanzfedern in der Wurzelhälfte weiß, in der Spitzenhälfte mit 3—4, nach außen hin bis zu Punktflecken abnehmenden Querbinden geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel grünlich hornfarben, an der Spitze dunkler, der Fuß grünlich bleigrau. Im Herbstkleide sind die weißen Flecke sehr klein und die Kropfseiten dunkel.

Der Bruchwasserläufer, Giff, Rhyacophilus glareola *Gmel.* (Totanus), ist merklich kleiner als der Verwandte: seine Länge beträgt 22, die Breite 43, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 5 cm. Die Oberteile sind grünlich-schwarzbraun, alle Federn des Kopfes und Hinterhalses schwach weißlich gestreift, die des Rückens licht fahlgrau umrandet und grau und weiß gefleckt, Hals und Kropf mit schmalen dunkeln Längsstreifen auf weißlichem Grunde gezeichnet, Bürzel, Unterbrust und Bauch rein weiß, die Schwungfedern, deren erste weiß geschaftet ist, schwarzbraun, die Achselfedern weiß, schmal dunkel quergebändert, die Schwanzfedern bis zur Wurzel gebändert, doch die beiden oder die drei äußersten, auf deren Innenfahne das Weiß mehr und mehr überhandnimmt, außen nur noch quergefleckt, die oberen Schwanzdecken weiß, dunkel quergebändert. Die Iris ist tiefbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbstkleide ist die Oberseite lichter braun, rostgelblichweiß gefleckt, die Unterseite am Halse und Kropfe gestreift und gewellt.

Mittel- und Nordeuropa sowie Mittel- und Nordasien bilden das Brutgebiet, fast ganz Europa, Asien und Afrika den Verbreitungskreis beider Wasserläufer. Im Kaukasus geht nach Radde der erstere bis 2700 und der letztere bis 2300 m Höhe. Er findet sich gelegentlich auch im östlichen Nordamerika. Auf Island und den Färöer scheinen sie nicht vorzukommen; im übrigen Europa sind sie sonst überall beobachtet worden. In unserem Vaterlande erscheinen sie im April und Mai, fangen gegen Ende Juli an zu streichen und begeben sich im August und September auf die Reise nach der Winterherberge, zu der schon der Süden Europas gehört, die sich aber bis Indien und bis zum Kaplande ausdehnt. Einzelne Bruchwasserläufer überwintern aber auch in Deutschland. Beide Arten führen eine versteckte oder doch heimliche Lebensweise; während der Bruchwasserläufer aber, seinem Namen entsprechend, die Ufer kleiner umbuschter Gewässer bevorzugt, siedelt sich der Waldwasserläufer mit Vorliebe im einsamen, stillen, düstern Walde an, gleichviel, ob der Bestand aus Nadel- oder Laubholz gebildet wird. In Skandinavien und Sibirien habe ich ihn nur ausnahmsweise anderswo gefunden und oft mit Vergnügen beobachtet, wie er auf Wipfel- und anderen Zweigen hoher Bäume fußte.

Beide Wasserläufer sind höchst anmutige Vögel, zierlich und gewandt in jeder Hinsicht, beweglich, scharfsinnig, klug und vorsichtig, jedoch nicht eigentlich scheu, es sei denn, daß sie üble Erfahrungen gemacht hätten. Sie halten sich im Sitzen wagerecht, wiegen sich oft wie der Flußuferläufer, gehen leicht und gut, fliegen ausgezeichnet, schwenken mit vollster Sicherheit durch das Geäst der Bäume oder Gebüsche und entfalten während ihrer Fortpflanzungszeit fast alle in ihrer Familie üblichen Flugkünste. Ihre Stimme ist sehr hoch und laut, aber so rein und wohlklingend, daß einzelne Töne denen der besten Sänger fast



Kampfläufer.

gleichkommen. Der Lockton des Bruchwasserläufers ist ein silberglockenreines, mehrmals und rasch nacheinander wiederholtes „Dlüidlui", der des Waldwasserläufers ein pfeifendes „Giffgiff", der Ausdruck der Zärtlichkeit bei jenem ein kurzes, hohes „Dick dick", bei diesem ein ähnlich betontes „Gik gik", der Paarungsruf beim Bruchwasserläufer der tonreicher gewordene, oft wiederholte Lockruf, beim Waldwasserläufer ein förmlicher Gesang, in dem man bald Laute wie „titirle", bald solche wie „tilidl" herauszuhören vermeint.

Die Wald- und Bruchwasserläufer legen ihre Nester ebensowohl auf dem Boden wie auf Bäumen in alten Nestern an, z. B. Eichhorn-, Tauben-, Häher- und Drosselnestern, sogar in Baumhöhlungen bis 10 m über dem Grunde, hier aber immer in unmittelbarer Nähe des Wassers. Die kreiselförmigen Eier des Bruchwasserläufers, deren Längsdurchmesser 36,8 und deren Querdurchmesser 27 mm beträgt, sind auf licht olivengrünem, bald mehr ins Gelbliche, bald mehr ins Grünliche spielendem Grunde mit kleinen Flecken, Schmitzen und Punkten von bräunlich aschgrauer bis dunkel grünbrauner Färbung gezeichnet; die des Waldwasserläufers, die bei 40 mm Längsdurchmesser 28 mm Querdurchmesser haben, ähneln ihnen sehr, sind aber gröber gefleckt. Nach einer etwa 15 Tage währenden Bebrütung entschlüpfen die Jungen, verlassen, sobald sie trocken geworden sind, das Nest, springen, wenn sie auf Bäumen gezeitigt wurden, wie Hintz erfuhr, ohne Schaden von der Höhe hinab ins Gras und wachsen nun unter treuer, aufopfernder Führung ihrer Eltern rasch heran, werden auch ebensobald wie andere ihrer Art selbständig.

Der merkwürdigste aller Wasserläufer ist der Kampfläufer, Streitvogel, Kampf-, Brause-, Burr-, Strauß-, Koller- und Bruchhahn, See-, Pfau- und Hausteufel, Pavoncella pugnax *Linn.* (Totanus, Machetes). Der Schnabel ist so lang wie der Kopf, gerade, an der Spitze ein wenig gesenkt und nicht verbreitert, seiner ganzen Länge nach weich, der Fuß hoch und schlank, weit über der Ferse nackt, vierzehig, die mittlere mit der äußern Zehe durch eine Spannhaut verbunden, die hintere kurz und hoch eingelenkt, die Flügel mittellang und spitzig, in ihnen die erste Schwungfeder die längste, der Schwanz kurz, flach gerundet, das Kleingefieder weich, dicht, meist glatt anliegend, besonders ausgeschmückt durch einen Kragen, den die Männchen im Frühjahre tragen. Letztere zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie ein Drittel größer sind als die Weibchen, im Hochzeitskleide eine ins Unendliche abändernde Färbung und Zeichnung haben und im Gesicht eigentümliche Warzen erhalten, die im Herbst mit den Kragen verschwinden und nichts sind als besonders gebildete, gewissermaßen in der Entwickelung zurückgebliebene Federchen. Eine allgemein gültige Beschreibung kann nicht gegeben werden. Der Oberflügel ist dunkel braungrau, der schwarzgraue Schwanz auf den sechs mittleren Federn schwarz gefleckt, der Bauch weiß, das übrige Gefieder aber höchst verschieden gefärbt und gezeichnet. Letzteres gilt besonders für die aus harten, festen, etwa 5 cm langen Federn bestehende Krause, die den größten Teil des Halses umgibt. Sie ist auf schwarzblauem, schwarzem, schwarzgrünem, dunkel rostbraunem, rostfarbenem, weißem und andersfarbigem Grunde heller oder dunkler gefleckt, gebändert, getuscht oder sonstwie gezeichnet, so verschiedenartig, daß man kaum zwei männliche Kampfläufer findet, die einander auch nur nahezu gleich sind. Aus Erfahrung weiß man, daß bei dem nämlichen Vogelindividuum im nächsten Jahre die gleiche Färbung und Zeichnung wieder zum Vorschein kommt. Die Brustfedern haben entweder die Zeichnung der Krause oder sind anders gefärbt. Das gleiche gilt für den Rücken. Die Iris ist braun, der Schnabel grünlich oder grünlichgelb,

mehr oder weniger ebenfalls mit der Färbung des Gefieders wechselnd, der Fuß in der Regel rötlichgelb. Die Länge beträgt 29—32, die Breite etwa 64, die Flügellänge 19, die Länge des Schwanzes 8 cm. Das Gefieder des Weibchens ändert nicht ab. Seine Färbung ist auf der Oberseite ein mehr oder weniger ins Rötliche spielendes Grau mit einer Zeichnung von dunkeln Flecken; das Gesicht und die Stirn sind gewöhnlich hellgrau, die Federn des Oberkopfes grau, braunschwarz in die Länge gefleckt, die des Hinterhalses grau, die des Rückens und der Schultern in der Mitte braunschwarz, am Rande rostfarben, die der Kehle und Gurgel grau und die des Bauches mehr oder weniger weiß. Die Länge beträgt höchstens 26, die Breite 57 cm.

Der Norden der Alten Welt, aber nicht allzuweit nordwärts, ist die Heimat des Kampfläufers; einzelne haben sich jedoch auch nach der Ostseite Amerikas, von Labrador südwärts bis Barbados und Surinam, verirrt. Gelegentlich ihres Zuges besuchen diese Vögel nicht nur alle Länder Europas und Asiens, sondern auch ganz Afrika; denn man hat sie im Kaplande wie am Senegal oder am obern Nil erlegt. Ebenso sind sie nach Butler in vielen Gegenden Indiens zahlreich. Größere Sumpfflächen, wie sie der Kiebitz liebt, beherbergen in der Regel auch den Kampfläufer; jedoch verbreitet er sich nicht so weit wie jener. Süddeutschland besucht er nur auf dem Zuge; Norddeutschland bewohnt er stellenweise. In der Nähe des Meeres sieht man ihn oft, eigentlichen Seevogel aber kann man ihn nicht nennen. Er folgt den Flüssen vom Meere an bis tief ins Land, hält sich allerdings meist in ihrer Nähe auf, streicht aber doch ziemlich weit von ihrem Ufer weg und wird oft inmitten der Felder oder selbst in der Steppe gefunden.

In Deutschland erscheint der Kampfläufer flugweise Anfang Mai, selten schon in den letzten Tagen des April, bezieht seine Sommerplätze und beginnt bereits im Juli und August wieder umherzustreifen oder sich auf die Wanderschaft zu begeben. Auch er reist des Nachts und immer in Gesellschaften, die dann in der Regel Kettenzüge in Keilform bilden. Die Männchen ziehen getrennt von den Weibchen und Jungen, wie sich auch beide Geschlechter in der Winterherberge abgesondert halten. Zahlreiche Scharen, die ich am Mensalehsee und in den Flußniederungen im Sudan antraf, bestanden regelmäßig aus Weibchen; Männchen kamen mir nur einzeln und immer selten zu Gesicht. Erstere verlassen uns zuerst und kehren am spätesten zurück; es finden sich aber unzweifelhaft die gleichen Vögel auch wieder auf den gleichen Plätzen ein.

Während sich Männchen und Weibchen in der Fortpflanzungszeit in ihrem Betragen und in ihrem Äußeren so sehr unterscheiden, daß die Engländer, und zwar das Volk, für beide verschiedene Namen haben und jenes the ruff, dieses the reeve nennen, ist das nach dieser Zeit nicht mehr der Fall. Ihr Gang ist anmutig, nicht trippelnd, sondern mehr schreitend, die Haltung dabei stolz und selbstbewußt, der Flug sehr schnell, oft schwebend, durch leichte und rasche Schwenkungen ausgezeichnet. Bis gegen die Brutzeit hin vertragen sich die Kampfläufer sehr gut, zeigen sich gesellig, halten treu zusammen, mischen sich auch wohl zuweilen, immer aber nur für kurze Zeit, unter ähnliches Geflügel und treiben sich munter in einem bestimmten Gebiete umher, zu regelmäßigen Tageszeiten bald an dieser, bald an jener Stelle sich beschäftigend. Nach Art ihrer Verwandten sind sie munter und rege, noch bevor der Tag anbricht und bis tief in die Nacht hinein, bei Mondschein auch während der ganzen Nacht; sie schlafen und ruhen also höchstens in den Mittagsstunden. Morgens und abends beschäftigen sie sich eifrig mit Aufsuchen der Nahrung, die in dem verschiedensten Wassergetier, aber auch in Landkerfen und Würmern und ebenso in mancherlei Sämereien

besteht. In Indien fressen sie, solange sie sich in der Winterherberge aufhalten, fast ausschließlich Reis, in Transvaal, laut Ayres, auf den Äckern Getreide; in Ägypten wird es nicht anders sein, da ich sie dort ebenfalls oft in Reisfeldern gefunden habe. Solange sie Nahrung suchen, pflegen sie sehr ruhig und still diesem wichtigen Geschäfte nachzugehen; man vernimmt dann höchstens beim Auffliegen ihre sehr schwache Stimme, die wie ein heiseres „Kak kak" klingt. Mit Einbruch der Nacht werden sie rege und schwärmen nun scheinbar zu ihrem Vergnügen oft längere Zeit umher.

Dieses Betragen ändert sich gänzlich, sobald die Paarungszeit eintritt. Jetzt betätigen sie ihren Namen. Die Männchen kämpfen, und zwar fortwährend, ohne wirklich erklärliche Ursache, möglicherweise gar nicht um die Weibchen, wohl aber um eine Fliege, einen Käfer, einen Wurm, um einen Sitzplatz, um alles und nichts; sie kämpfen, gleichviel ob Weibchen in der Nähe sind oder ob sie keine solchen sehen, ob sie sich ihrer vollen Freiheit erfreuen oder in der Gefangenschaft befinden, ob sie erst vor wenigen Stunden ihre Freiheit verloren oder schon jahrelang im Käfige gelebt haben; sie kämpfen zu jeder Tageszeit, kurz, unter allen Umständen. Im Freien versammeln sie sich hierzu auf besonderen Plätzen, die da, wo die Vögel häufig vorkommen, 500—600 Schritt voneinander entfernt liegen, alljährlich wieder aufgesucht werden und sich wohl infolge der beständigen Benutzung, nicht aber an und für sich von dem umliegenden Boden unterscheiden. Eine etwas erhöhte, immer feuchte, mit kurzem Rasen bedeckte Stelle von 1,5—2 m Durchmesser wird zum Kampfplatz ausgewählt und nun täglich von einer gewissen Anzahl Männchen mehrmals besucht. Hier erwartet jedes den Gegner, um mit ihm zu kämpfen. Bevor die Federn des Kragens sich nicht ausgebildet haben, erscheint kein Kampfläufer auf dem Walplatze; sowie er aber sein volles Hochzeitskleid angelegt hat, findet er sich ein und hält nun mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit an dem Platze fest. Die Kämpfe sind sehr harmloser Natur und eigentlich mehr Kampfspiele.

„Ihre Balgereien", schildert Naumann, „sind stets nur eigentliche Zweikämpfe; nie kämpfen mehrere zugleich gegeneinander; aber es fügt sich oft, wenn mehrere am Platze sind, daß zwei und drei Paare, jedes für sich, zugleich kämpfen und ihre Stechbahnen sich durchkreuzen, was ein so wunderliches Durcheinanderrennen und Gegeneinanderspringen gibt, daß der Zuschauer aus der Ferne glauben möchte, diese Vögel wären alle toll und vom bösen Geiste besessen. Wenn sich zwei Männchen gegenseitig aufs Korn genommen haben, fangen sie zuerst, noch aufrecht stehend, zu zittern und mit dem Kopfe zu nicken an, biegen nun die Brust tief nieder, so daß der Hinterleib höher steht, zielen mit dem Schnabel nacheinander, sträuben dazu die großen Brust- und Rückenfedern, richten den Nackenkragen aufwärts und spannen den Halskragen schildförmig aus: so rennen und springen sie aufeinander los, versetzen sich Schnabelstöße, die der mit Warzen bepanzerte Kopf wie ein Helm und der dichte Halskragen wie ein Schild auffangen, und dies folgt alles so schnell aufeinander, und sie sind dabei so hitzig, daß sie vor Wut zittern, wie man besonders in den kleinen Zwischenräumen der mehrmaligen Anläufe, die auch schnell aufeinander folgen, deutlich bemerkt, und deren mehr oder weniger, je nachdem die Kampflust bei den Parteien gerade heftiger oder gemäßigter ist, zu einem Gange gehören, auf welchen eine längere Pause folgt. Der Kampf schließt fast, wie er anfängt, aber mit noch heftigerem Zittern und Kopfnicken; letzteres ist jedoch auch von anderer Art, ein Zucken mit dem Schnabel gegen den Gegner, das wie Luftstöße aussieht und Drohung vorzustellen scheint. Zuletzt schütteln beide ihr Gefieder und stellen sich wieder auf ihren Stand, wenn sie es nicht etwa überdrüssig sind und sich auf einige Zeit ganz vom Schauplatze entfernen.

„Sie haben keine andere Waffe als ihren weichen, an der Spitze kolbigen, im übrigen stumpfschneidigen Schnabel, ein sehr schwaches Werkzeug, mit welchem sie sich nie verletzen oder blutrünstig beißen können, weshalb bei ihren Raufereien auch nur selten Federn verloren gehen, und das höchste Unglück, was einem begegnen kann, darin besteht, daß er vom Gegner bei der Zunge erfaßt und eine Weile daran herumgezerrt wird. Daß ihr Schnabel bei zu heftigen Stößen gegeneinander sich zuweilen zur Ungebühr biegen mag, ist nicht unwahrscheinlich und wohl möglich, daß dadurch an den zu arg gebogenen oder fast geknickten Stellen jene Auswüchse oder Knollen entstehen, die namentlich alte Vögel, welche die wütendsten Kämpfer sind, öfters an den Schnäbeln haben."

Zuweilen findet sich ein Weibchen auf dem Kampfplatze ein, nimmt ähnliche Stellungen an wie die kämpfenden Männchen und läuft unter diesen herum, mischt sich aber sonst nicht in den Streit und fliegt bald wieder davon. Dann kann es geschehen, daß ein Männchen es begleitet und ihm eine Zeitlang Gesellschaft leistet. Bald aber kehrt es wieder zum Kampfplatze zurück, ohne sich um jenes weiter zu kümmern. Niemals kommt es vor, daß zwei Männchen einander fliegend verfolgen. Der Streit wird stets auf der Walstatt ausgefochten; außerhalb herrscht Frieden.

Wenn die Legezeit herannaht, sieht man ein Männchen in Gesellschaft zweier Weibchen oder umgekehrt, ein Weibchen in Gesellschaft mehrerer Männchen, auch fern vom Kampfplatze in der Nähe der Stelle, die später das Nest aufnehmen soll. Letzteres steht selten fern vom Wasser, oft auf einer erhöhten Stelle im Sumpfe, und ist eine mit wenigen dürren Hälmchen und Grasstoppeln ausgelegte Vertiefung. Das Gelege bilden 4, seltener 3 Eier von bedeutender Größe, 43,59 mm Längs-, 31 mm Querdurchmesser, die auf olivenbräunlichem oder grünlichem Grunde rötlichbraun oder schwärzlich, am dickeren Ende gewöhnlich stärker als am schwächeren, gefleckt sind. Das Weibchen brütet allein 17—19 Tage lang und gebärdet sich am Neste ganz nach Art anderer Wasserläufer, wie denn auch die Jungen in gleicher Weise leben wie ihre Verwandten. Das Männchen bekümmert sich nicht um seine Nachkommenschaft, es kämpft mit anderen, solange es liebebedürftige Weibchen gibt, beendet die Kampfspiele in den letzten Tagen des Juni und treibt sich nun bis gegen die Zugzeit hin nach Belieben im Lande umher.

Kein Wasserläufer läßt sich leichter fangen, keiner leichter an die Gefangenschaft gewöhnen als der Kampfläufer. Wenn man auf dem Kampfplatze Schlingen stellt, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, einige Männchen in seine Gewalt zu bekommen; auch auf dem Wasserläuferherde fängt man sie, oft in erheblicher Anzahl. Im Käfig zeigen sie sich augenblicklich eingewöhnt, gehen ohne weiteres an das Futter und halten sich recht gut. In einem größeren Gesellschaftsbauer nehmen sie sich allerliebst aus und gewähren jedermann beständige Unterhaltung, mindestens solange die Brutzeit währt; denn auch hier enden ihre Kämpfe nie: jede ihnen zugeworfene Semmelkrume erregt die ganze Gesellschaft. Nach der Paarungszeit tritt Friede ein, und die wackeren Recken leben fortan sanft, gemütlich und ruhig untereinander, obwohl einer oder der andere sich noch zu drohenden Stellungen verleiten läßt.

Außer den Menschen stellen die bekannten vierfüßigen und gefiederten Feinde der kleinen Strandvögel überhaupt auch dem Kampfläufer nach, und namentlich die Raubvögel nehmen viele weg. Überschwemmungen vernichten die Bruten; die Eier werden wie Kiebitzeier aufgesammelt und verspeist. Das Fleisch ist wohlschmeckend und gilt in Indien als ein Leckerbissen ersten Ranges.

Beim Flußuferläufer, Sandpfeifer, Pfeiferle, Fisterlein und Knelleslе, Steinpicker, Steinbeißer usw., Tringoides hypoleucus *Linn.* (Totanus), ist das Gefieder des Oberkörpers olivenbräunlich, grünlich oder purpurschillernd, durch schwarze Schaft- und Querflecke gezeichnet, das der Kopfseiten bräunlich, dunkler geschaftet und längsgefleckt, das des Unterkörpers weiß; die Schwungfedern der Hand sind braunschwarz, an der Spitze fein weißgrau gesäumt, von der dritten an auf dem Rande der Innenfahne durch ein weißes Fleckchen geziert, das sich nach dem Körper zu vergrößert, die des Unterarmes in der Wurzelhälfte und an der Spitze weiß, sonst ebenfalls matt braunschwarz, die mittleren Steuerfedern braungrau, schwarz geschaftet, rostgelb gekantet und gefleckt, die übrigen mehr oder weniger weiß, schmal schwarz in die Quere gebändert. Die Iris ist braun, der Schnabel grauschwarz, an der Wurzel heller, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 21, die Breite 34, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 6 cm.

Der Flußuferläufer bewohnt beinahe die ganze paläarktische Region, vom nördlichen Ostfinnmarken bis Nordafrika und bis zu den Kanaren, und von Kamtschatka bis zum Himalaja. Auf Spitzbergen und Nowaja Semlja wurde er noch nicht beobachtet, und die Angaben über sein Brüten in Amerika beruhen auf Verwechselung mit anderen, ähnlichen Arten. Im nördlichen Deutschland erscheint er Mitte April, zuweilen auch erst im Mai, brütet und beginnt schon im Juli sein Umherschweifen, bis Mitte September die Wanderung angetreten wird. Gelegentlich dieser Reisen, die des Nachts ausgeführt und bei Tage unterbrochen werden, bemerkt man ihn in kleinen Gesellschaften von 6—8, zuweilen auch bis 20 Stück. Diese Trupps scheinen während der Wanderung zusammenzubleiben; sie brechen abends auf, fliegen bei einigermaßen günstiger Witterung bis zum Morgen, lassen sich dann an einem geeigneten Orte, gewöhnlich an einem Fluß- oder Bachufer, nieder, suchen hier am Tage Nahrung, schlafen in der Mittagszeit ein wenig, verweilen, wenn es ihnen besonders gut gefällt, sogar mehrere Tage an einer Stelle und setzen die Wanderung wieder fort.

Man sieht unsern Vogel regelmäßig auf Sandbänken, am häufigsten da, wo das Ufer mit Gesträuch und Schilf bewachsen ist. Er steht wagerecht, läuft behende und mehr trippelnd als schreitend umher und wippt nach Bachstelzenart beständig mit dem Schwanze. Sein Flug ist leicht, schnell und gewandt, insofern ungewöhnlich, als der Vogel beim Wegfliegen selten zu höheren Luftschichten emporsteigt, vielmehr unmittelbar über dem Wasser in gerader Linie hin fortstreicht, so daß man meint, er müsse sich die Schwingen netzen. Nur wenn er eine Stelle gänzlich verlassen will, schwingt auch er sich hoch in die Luft und jagt dann eilig dahin. Die weißen Flecke in den Schwungfedern zeigen sich bei ausgebreiteten Schwingen als breite, zierende Binden. Im Notfalle wirft sich der geängstigte Flußuferläufer ins Wasser, schwimmt rasch, wenn es ihm möglich ist, oder taucht, wenn es sein muß, in die Tiefe, rudert mit den Flügeln sehr schnell ein Stück weg und erscheint an einer ganz andern Stelle wieder. Versteckte Stellen, die ihm aber Umschau gestatten, liebt der Vogel ganz besonders; denn er ist nicht bloß vorsichtig und scheu, sondern auch im höchsten Grade furchtsam und, obgleich er sich oft in der Nähe der Ortschaften und selbst in ihnen aufhält, doch jederzeit auf seiner Hut. Mit anderen Strandvögeln macht er sich wenig zu schaffen; nicht einmal die Paare hängen treu aneinander, sobald die Brutzeit vorüber ist. Die Stimme, ein helles, hohes und weithin schallendes Pfeifen, ähnelt der des Eisvogels und klingt ungefähr wie „hididi“ oder „jiht“ und „ihdihdihd“, wird aber während der Paarungszeit in einen Triller zusammengeschmolzen, der sanft beginnt,

anschwillt und wieder abfallend endet, unendlich oft sich wiederholt und wenigstens nicht unangenehm ins Ohr fällt.

Unmittelbar nach seiner Ankunft im Frühjahre wählt sich jedes Pärchen seinen Stand und duldet in seiner Nähe kein zweites. Das Männchen zeigt sich sehr erregt, streicht in sonderbaren Zickzackflügen hin und her, trillert, singt und umgeht das Weibchen mit zierlichen Schritten. Das Weibchen wählt an einer den Hochfluten voraussichtlich nicht ausgesetzten Uferstelle, näher oder entfernter vom Wasser, ein geeignetes Plätzchen im Gebüsch oder baut unter dem Gezweige, am liebsten unter dem der Weiden, ein einfaches Nest aus Reisern, Schilf, Stoppeln und dürren Blättern so versteckt, daß man es trotz der verräterischen Unruhe der Alten gewöhnlich erst nach langem Suchen auffindet. Die 4 Eier, die das Gelege bilden, sind bald kürzer, bald gestreckter, durchschnittlich 35 mm lang, 26 mm dick, birnförmig, feinschalig, glänzend, auf bleich rostgelbem Grunde mit grauen Unter-, rotbraunen Mittel- und schwarzbraunen Oberflecken gezeichnet. Jede Störung am Neste ist den Alten ungemein verhaßt; wenn ihnen ein Ei genommen wird, verlassen sie das Gelege sofort. Beide Geschlechter brüten. Die Jungen entschlüpfen nach etwa zweiwöchiger Bebrütung, werden noch kurze Zeit von der Mutter erwärmt und nun den im Wasser stehenden Weidengebüschen zugeführt. Hier wissen sie sich so vortrefflich zu verstecken, daß man sie ohne gute Hunde selten auffindet. Nach acht Tagen brechen ihre Flügel- und Schwanzfedern hervor; nach vier Wochen sind sie flügge und der Pflege der Eltern entwachsen.

Gewürm, Insekten und ihre Larven, namentlich Netz- und Zweiflügler, bilden die Nahrung, die entweder vom Strande aufgelesen oder im Fluge weggeschnappt, oder auch von den Blättern weggenommen wird. Fliegen, Mücken, Eintagsfliegen und Wasserspinnen erbeutet der Flußuferläufer, indem er mit eingezogenem Kopfe und Halse vorsichtig auf sie zugeht, plötzlich den Schnabel vorschnellt und selten sein Ziel verfehlt.

In der Gefangenschaft gewöhnt er sich an das vorgesetzte Stubenfutter, hat sich bald heimisch gemacht, wird sehr zahm, hält sich auf einem kleinen Raume in der Nähe seines Freßgeschirres, beschmutzt den Käfig wenig und gewährt seinem Besitzer viel Vergnügen.

Raubtiere, Raben, Krähen und Elstern tun der Brut Schaden; die Alten hingegen haben wenig von Feinden zu leiden, nur mit den futterneidischen Bachstelzen liegen sie beständig im Kampfe.

Nach Meves' Untersuchungen haben wir an dieser Stelle einen Vogel einzureihen, der früher zu den Limosen gestellt wurde: den Terekwasserläufer, Kuwitri der Russen, Terekia cinerea *Güldenst.* (Xenus). Er kennzeichnet sich durch den stark aufwärts gebogenen Schnabel, der fast die doppelte Länge des Kopfes hat, und durch die stämmigen Füße, deren Vorderzehen durch Bindehäute vereinigt werden. Das Gefieder ist oberseits aschgrau, auf den Flügeln mehr fahlgrau, durch große schwarze Schaftflecke gezeichnet, auf dem Bürzel grau, an den Halsseiten lichter als oben und dunkler längsgestreift, auf der Unterseite, mit Ausnahme des gräulichen, schwarz längsgestrichelten Kropfes, weiß; die weißschaftigen Schwungfedern sind braunschwarz, innen heller, die hinteren der Hand und alle des Armes an der Spitze breit weiß gesäumt, wodurch eine Flügelquerbinde entsteht, die Schwanzfedern grau, verwaschen dunkel gesprenkelt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel an der Wurzel grünlich, im übrigen schwarz, der Fuß grüngelb. Im Winterkleide ist die Oberseite reiner grau. Die Länge beträgt 22, die Breite 42, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 6 cm.

Der Terekwasserläufer bewohnt Mittelasien und die Tundren Europas und Asiens, vom Weißen Meere an bis Kamtschatka, und wandert im Winter durch Südosteuropa bis Indien und Südwestafrika, jedoch nur ausnahmsweise auf der südwestlichen Zugstraße, gehört daher in Deutschland wie in ganz West- und Südwesteuropa zu den sehr seltenen Erscheinungen. An der Dwina und anderen Flüssen Nordrußlands ist er häufig; im Obgebiete haben wir ihn nur an der Tschutschja gefunden. Seinen Aufenthalt wählt er auf flachen, sandigen Stellen der Ufer fließender wie stehender Gewässer, gleichviel, ob jene Stellen kahl oder mit Weidengebüsch bestanden sind. An schlammigen Ufern fehlt er gänzlich; wohl aber nimmt er zuweilen an der Seeküste seinen Aufenthalt. Bei Archangel erscheint er in der zweiten Hälfte, selten zu Anfang des Mai, und schreitet bald darauf zur Brut.

In Bewegungen, Stimme, Wesen und Betragen ähnelt er anderen Wasserläufern, nicht aber den Uferschnepfen. Graf Hoffmannsegg und Henke geben hierüber eingehende Mitteilungen. Die helle, kräftige Stimme und ein Ruf des Männchens, den die Beobachter für den Paarungslaut halten, werden als volle Gurgeltöne ausgestoßen. Von einem Steine, einer Baumwurzel, einem Erdhügel oder einer sonstigen kleinen Erhöhung herab trägt es in oft lang andauernder Wiederholung, unter lebhaften Körperbewegungen und mit anscheinender Anstrengung den dreisilbigen, gegen das Ende hin gedehnten und gesteigerten Ruf „kuwitrrüü" oder auch „girrüüüd girrriii girrüid" vor. Bisweilen hört man ein sanft flötendes, fast klägliches „Hahiaaa haiaaa hahiaaa", auch unmittelbar nach dem ersterwähnten Rufe und in einem Gegensatze dazu, den sich nur der genaue Kenner der Stimme des Schwarzspechtes richtig vorstellen kann. Bei Gefahr vernimmt man ein scharfes „Dick dick".

Zur Niststelle wählt sich der Vogel mit Vorliebe 10—20 Schritt vom Wasser entlegene kleine Blößen im Walde, seltener solche im Gebüsch oder niedrige, mit Geröll oder Treibholzgemisch bedeckte Wiesen, scharrt hier, regelmäßig hinter einem deckenden Gegenstande, eine flache Vertiefung aus und belegt sie notdürftig mit kleinen faulen Holzstückchen, Schilfrispen und Laubblättern. In den ersten Tagen des Juni pflegt das Gelege vollzählig zu sein. Die 4 Eier sind denen des Waldwasserläufers sehr ähnlich, verhältnismäßig klein, etwa 37,8 mm lang, 26,7 mm dick, kreiselförmig, zartschalig, glanzlos und auf düster olivengrünem Grunde mit dunkelgrauen und braunen, ziemlich verwaschenen Flecken gezeichnet. Da Liljeborg bei beiden Eltern Brutflecke fand, werden auch beide brüten; an der Erziehung der Jungen beteiligen sich Vater und Mutter. Nähert man sich den Jungen, die wie Mäuschen durch das Gras schlüpfen und sich durch leises Zirpen bemerklich machen, so setzen sich die geängstigten Eltern auf einen Baum oder sonstigen erhöhten Gegenstand oder umkreisen unter lautem ängstlichen Geschrei den Störenfried. Naht sich ein Raubvogel, so rufen sie „dick dick dick", solange er in der Nähe verweilt.

Die Nahrung, die der Terekwasserläufer auch in hellen Nächten sucht, besteht fast ausschließlich in Wasserkerfen. Gefangene lassen sich, wie Blasius erfuhr, mit frischem Fleische und Regenwürmern leicht erhalten.

Drei Arten von Wasserläufern, die früher in der Gattung Phalaropus *Briss.* vereinigt wurden, kennzeichnen sich durch mittellangen, geraden, sehr schwachen, niedergedrückten, an der Spitze etwas abwärts gebogenen, auch wohl abgeplatteten Schnabel, niedrige, schwache Füße, deren drei Vorderzehen durch halbe Schwimmhäute verbunden und beiderseitig mit bogigen, am Rande fein gezähnelten Hautlappen besetzt sind, ferner durch lange,

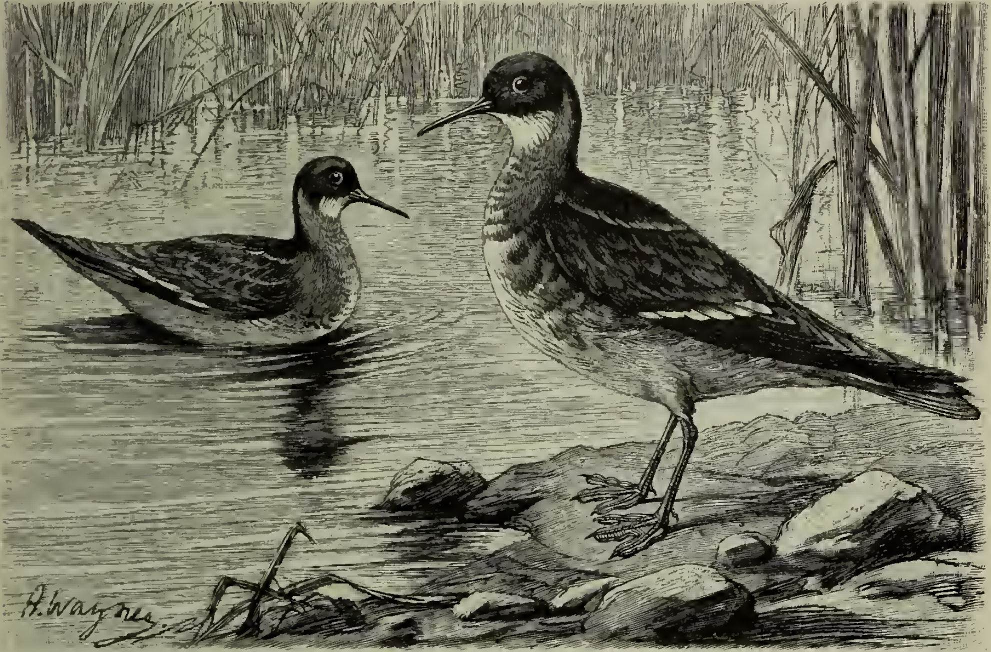
spitzige Flügel, unter deren Schwingen die erste alle anderen überragt, kurzen, zugerundeten, zwölffederigen Schwanz, sehr verlängerte Schwanzdecken und ungemein reiches Gefieder. Besonders merkwürdig sind die drei Vogelarten dadurch, daß bei ihnen das Weibchen größer und schöner gefärbt ist als das Männchen, das seinerseits das Brüten wie auch die Sorge für die Jungen übernimmt: eine Umkehrung des normalen Verhältnisses, die vereinzelt auch bei anderen Vögeln, z. B. den Laufhühnchen, gefunden wird. Bemerkenswert ist auch der starke Unterschied des Sommer- und Winterkleides.

Das Gefieder des Wassertreters, von den Isländern Odinshenne genannt, Phalaropus lobatus *Linn.* (hyperboreus, angustirostris), ist auf dem Oberkörper schwarzgrau, auf dem Unterrücken und den Schultern schwarz und rostgelblich gerändert, an den Seiten des Hinterhalses rostrot, an der Kehle und den Unterteilen weiß, am Kropfe und an den Seiten grau; die weißgeschafteten Schwungfedern sind schwärzlich, an der Wurzel weiß, die Flügeldeckfedern am Ende weiß gesäumt, die Schwanzfedern braun. Beim Weibchen ist die Färbung lebhafter, das Grauschwarz des Oberkörpers samtglänzend, die Halsfärbung und ebenso die der Untergurgel hochrot, die des Kropfes und der Seiten schwarzgrau. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau, dessen innere Schwimmhäute und Säume gelblich, die äußeren aber grau. Die Länge beträgt beim Männchen 18, die Breite 33, die Flügellänge 10, die Schwanzlänge 5 cm; das Weibchen ist merklich größer.

Im höheren Norden wird diese Art durch den Pfuhlwassertreter, Crymophilus fulicarius *Linn.* (Phalaropus, rufus), ersetzt. Als Merkmal gilt der kopflange, breite, an der Spitze platte und übergebogene Schnabel und der etwas längere Schwanz; in allem übrigen stimmen beide Vögel miteinander überein. Doch ist der Pfuhlwassertreter größer als die Odinshenne, da seine Länge etwa 21, die Breite 37, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 7 cm beträgt. Oberkopf, Rücken und Schultern sind schwarz, alle Federn der letztgenannten Teile breit rostgelb gerandet, die des Hinterhalses und Bürzels rostrot, der Unterrücken, die Deckfedern des Oberflügels und die Seiten des Schwanzes aschgrau, der Unterkörper schön rostrot; die weißgeschafteten Schwungfedern sind schwarzgrau, am Innenrande und an der Wurzel weiß, die Armschwingen dunkelgrau, weiß umrandet, die letzten fast ganz weiß, alle Oberarmdecken dunkelgrau und schmal, die längsten an der Spitze breit weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern schwärzlich, die folgenden dunkel schiefergrau, die beiden äußersten an der Spitze dunkel braunrot. Beim Weibchen sind Oberkopf und Nacken samtschwarz, der Rücken dunkel und der Unterleib lebhaft rot. Die Iris ist braun, der Schnabel grünlichgelb, an der Spitze hornbraun, der Fuß graubraun. Im Herbstkleide sehen Oberkopf und Nacken aschgrau aus und werden durch zwei grauschwarze Streifen, die an den Seiten des Hinterkopfes verlaufen, gezeichnet; die Rücken- und Schulterfedern sind blaugrau, dunkler geschaftet, die Federn der Unterseite weiß, an der Seite grau.

Die Odinshenne trifft man im Sommer auf den Hebriden, Färöer, Island, in Lappland und auf der Tundra aller drei nördlichen Erdteile; sie wandert im Winter selten weit, wird aber doch ziemlich regelmäßig in Schottland und Norwegen, seltener an den Küsten von Dänemark, Deutschland, Holland, Frankreich und Spanien, selbst Italien gesehen, nimmt ebenso im Schwarzen, Japanischen, Chinesischen und Indischen Meere Herberge und

zieht in Amerika bis zur Breite von Guatemala hinab. Die See verläßt dieser Vogel selten während seines Zuges, kommt aber doch auch auf Binnengewässern vor, überwintert beispielsweise alljährlich in Persien. Menetrias erwähnt, er habe ihn im Juni bei Lenkoran in Transkaukasien gesehen, so daß man vermuten möchte, er brüte hier. Auf den Salzseen von Baku ist, nach Radde, der Vogel nicht selten. Er sah ihn dort im April in kleinen Gesellschaften, die selbst auf Bittersalzwasser ganz zufrieden lebten, mitten in einer von Salzpflanzen bewachsenen Steppe. Ende August erscheinen dort die ziehenden Scharen, bis zu 30 Stück stark, auf dem Goktschaisee und verbleiben da einige Wochen. Der Pfuhlwassertreter gehört im Sommer auf Spitzbergen und in Nordgrönland zu den regelmäßigen



Wassertreter, Phalaropus lobatus *Linn.* 1/2 natürlicher Größe.

Erscheinungen, bewohnt aber schon auf Island, laut Faber, nur ein kleines Gebiet und streift noch seltener als die Odinshenne nach Süden hinab. Man nimmt an, daß das nördliche Sibirien sein eigentliches Vaterland ist, womit auch sein winterliches Vorkommen in China und Indien im Einklange steht. Wallace schoß ein Exemplar auf den Aru-Inseln. In Großbritannien erscheint die Odinshenne zuzeiten in Menge, in Deutschland und weiter südwestlich sehr selten, ist aber doch bis Tanger beobachtet worden. In den Ländern um die Davisstraße gehört er noch zu den gewöhnlichen Vögeln, und von hier aus mögen die oft sehr zahlreichen Schwärme, die man zuweilen im Süden der Vereinigten Staaten antrifft, verschlagen werden.

In der Lebensweise ähneln sich die Wassertreter, nach Versicherung der Reisenden, die beide Arten beobachten konnten, so, daß man kaum einen Unterschied wahrzunehmen vermag. Beide sind echte Kinder des Meeres, halten sich nur während der Brutzeit in der Nähe der Küste und auf kleinen Süßwasserseen des Festlandes selbst auf und verbringen die übrige Zeit im Meere. Die Odinshenne trifft zwischen dem 20. und 25. Mai auf Island,

in den letzten Tagen desselben Monats in Grönland ein und wird sich wohl auch in Finnmarken zur gleichen Zeit einstellen. Ende August verläßt sie, laut Preyer und Zirkel, Island wieder; schon Mitte Juli sahen diese Gewährsmänner „eine sehr große Schar Odinshühner" auf dem Mückensee in Nordisland. Der Pfuhlwassertreter erscheint im Norden Grönlands später, nämlich erst Anfang Juni. Vorher sieht man den einen wie den anderen entweder in Scharen inmitten des Meeres oder in kleineren Flügen in der Nähe der Küste auf den Fjorden. Hierauf zerteilen sich die Schwärme in Paare, und jedes von diesen sucht seinen Nistteich auf. Als Holböll im Frühling des Jahres 1835 auf seiner Reise nach Grönland 18 Tage hindurch vom Eise eingeschlossen war, sah er stets Wassertreter zwischen den Eisstücken umherschwimmen; später bemerkte er sie inmitten der heftigsten Brandung. Auf der See verbringen sie den Winter, und das Meer bietet ihnen so reichliche Nahrung, daß sie von Fett strotzen, ja kaum abgebalgt werden können. Man sieht sie beständig von den Wellen etwas aufnehmen und verschlucken, und Kumlien fand ihre Speiseröhre voll kleiner Krebstierchen, wie sie auf der Meeresoberfläche leben. Sie sollen auch Algen fressen. Nach Audubon lassen sie sich gern auf schwimmendem Seegrase nieder und sind hier eifrig beschäftigt, unzweifelhaft, um Nahrung zu suchen.

Ihr Gang ähnelt dem der Strandläufer. Wenn sie nicht, wie sie im Zustande der Ruhe zu tun pflegen, mit etwas eingezogenem Halse still am Ufer stehen, laufen sie trippelnd dahin, vermögen jedoch ihren Lauf zum Rennen zu beschleunigen und wissen sich mit größtem Geschick im Riede zu bewegen, auch trefflich zu verbergen. Ihr rascher, unsteter Flug beschreibt viele Bogen; sie erinnern fliegend jedoch weniger an Strandläufer als vielmehr an die Moorschnepfe und unterscheiden sich von dieser nur dadurch, daß sie den Hals sehr einziehen und infolgedessen vorn wie abgestutzt aussehen. Ihr Schwimmen kennzeichnet Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmut, die unwiderstehlich hinreißen. Sie liegen leichter als irgendein mir bekannter Schwimmvogel auf dem Wasser, so daß sie dessen Oberfläche kaum zu berühren scheinen, tragen dabei das Gefieder knapp angelegt, bewegen sich kräftig, unter kurzen Stößen und mit beiden Beinen abwechselnd rudernd, nickend wie Rohrhühnchen, und durchmessen in kurzer Zeit verhältnismäßig bedeutende Strecken. Zu tauchen vermögen sie nicht, selbst verwundete versuchen nicht, sich in der Tiefe zu verbergen, sondern schwimmen so eilig wie möglich dem Riede zu, um hier sich den Blicken zu entziehen. Vom Wasser erheben sie sich ohne weiteres in die Luft, und ebenso fallen sie aus der Höhe unmittelbar auf den Wasserspiegel herab. Schwimmend verrichten sie alle Geschäfte, nehmen von der Oberfläche des Wassers Nahrung auf, jagen sich spielend hier umher und begatten sich sogar in dieser Stellung. Dabei gilt es ihnen vollkommen gleich, ob das Wasser ruhig wie ein Spiegel oder bewegt, ob es kalt oder warm ist: Faber sah sie auf den Teichen der heißen Quellen, in deren Wasser man kaum die Hand halten kann, mit demselben Gleichmute wie zwischen Eisschollen umherschwimmen. Ihr schneidender, ungewöhnlich hoher Lockton ähnelt dem kleinerer Strandläufer, läßt sich aber schwer mit Buchstaben ausdrücken.

Ihre Sinne sind scharf, ihre Begabung ist gut. Harmlos und zutraulich wie wenig andere Strandvögel, erlauben sie dem Menschen heranzukommen und sie zu beobachten. Um andere Geschöpfe scheinen sie sich, während der Brutzeit wenigstens, nicht zu bekümmern, leben vielmehr nur sich selbst; die Liebe erregt auch sie heftig und ruft unter den Männchen der gleichen Art, die sich sonst vortrefflich vertrugen, lebhaften Streit und Kampf hervor. Ihre Streitereien werden auf dem Wasser begonnen und in der Luft zum Austrag gebracht.

Auf größeren Seen mag es vorkommen, daß mehrere Paare zusammennisten, dort,

wo es kleinere Süßwasserseen oder richtiger Teiche gibt, behauptet jedes Paar einen und duldet auf ihm keine Mitbewohnerschaft. Gleichwohl statten sich verschiedene Pärchen von Zeit zu Zeit Besuche ab, schwärmen fliegend ein Weilchen über dem See oder Teich, lassen sich vielleicht auch auf Augenblicke nieder, schwimmen ein wenig umher, verweilen jedoch nicht lange und verschwinden ebenso rasch wieder, wie sie gekommen waren.

In Lappland fand ich brütende Odinshennen immer nur auf Teichen in unmittelbarer Nähe des Meeres, in der Tundra der Samojedenhalbinsel dagegen auch über 100 km vom Meere entfernt, die meisten aber in der Nähe des Ob oder der Tschutschja. Faber und Holböll bemerken, daß der Pfuhlwassertreter Inseln mit kleinen Teichen außerhalb der Fjorde diesen und überhaupt dem Festlande vorzieht. Daß beide Arten von den Brutteichen aus allabendlich hinaus auf die Fjorde ziehen, wie angegeben wird, dort umherschwimmen und kleine Wassertiere aufnehmen, erscheint mir durchaus glaublich, da auch ich die Vögel vom Meere aus habe nach dem Lande zurückkehren sehen. Das Nest steht nicht auf Inseln oder trocknen Stellen in den Teichen, sondern regelmäßig an deren Rande, und ist eine einfache, aber hübsch gerundete Mulde im Grase, ohne eigentliche Auskleidung, die jedoch durch das beim Runden niedergedrückte Gras selbst ersetzt wird. Ich fand 3 und 4 Eier in den von mir untersuchten Nestern; 4 ist die gewöhnliche Anzahl. Die Eier sind verhältnismäßig klein, etwa 30 mm lang, 20 mm dick und auf olivenfarbenem oder dunkel graugrünem Grunde mit vielen kleineren und größeren schwarzbraunen Flecken gezeichnet. Nur die Männchen haben zwei Brutflecke. Am Neste zeigt sich der brütende Vogel sehr besorgt, fliegt beständig herbei, beschreibt einen weiten Bogen, um sofort wieder zurückzukehren, und treibt es in dieser Weise fort, solange man sich in der Nähe des Nestes aufhält. Die Jungen ähneln in ihrem Betragen anderen Strandvögeln, unterscheiden sich aber von ihnen dadurch, daß sie sofort fertig schwimmen können. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil Faber und Holböll das Gegenteil angeben. Die Färbung ihres Dunenkleides ist eine verhältnismäßig dunkle, der des Riedgrases ähnlich.

In dem Magen der von mir erlegten Odinshennen fand ich verschiedene Insektenlarven, die ich nicht bestimmen konnte, und gelegentlich meiner Beobachtungen der Vögel sah ich, daß sie ihre Nahrung sowohl vom Wasser wegnahmen als auch am Uferrande oder im Riede auflammelten. Nach Malmgren verzehrt der Wassertreter auf Spitzbergen während des Sommers hauptsächlich eine Alge, eine Art Nostoc, die in den Sümpfen dort viel vorkommt.

Anfang August führen die Alten ihre inzwischen flügge gewordenen Jungen hinaus zu den Inseln in den Fjorden und sammeln sich hier zu unschätzbaren Scharen, die jetzt ihr Winterleben beginnen. Anfang September haben sie ihr Winterkleid bereits angelegt und sich auch schon so gemästet, daß sie für den Sammler unbrauchbar geworden sind. Ende September verlassen sie die Küste gänzlich und schwärmen nun auf das hohe Meer hinaus.

*

Die dritte Unterfamilie ist die der Schnepfen (Scolopacinae). Sie kennzeichnen sich nach Gadow durch die besondere Länge des Schnabels, dessen Endteil weich und sehr nervenreich, dabei etwas angeschwollen und dicker als der Mittelteil ist. Innerhalb der Unterfamilie stehen sich einige Gattungen mit etwa 30 Arten, die man als die eigentlichen Schnepfen bezeichnen könnte, besonders nahe. Ihre Merkmale sind der walzenförmige Rumpf, der stark gewölbte, mittelgroße Kopf, an dem die Augen sonderbar weit nach hinten stehen, der schwache, schlanke Fuß, der mittellange, spitzige Flügel, dessen

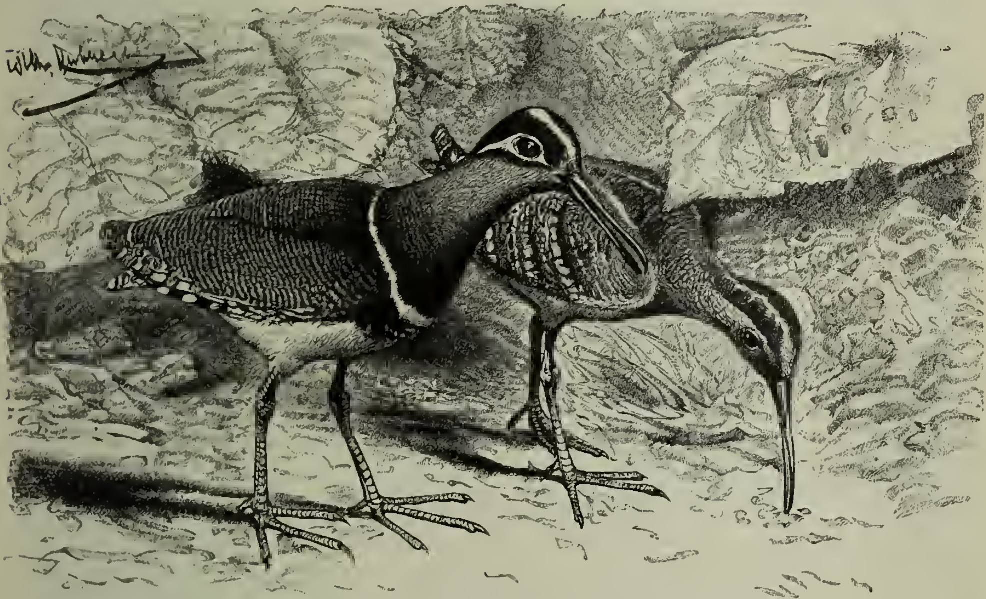
hinterer Rand mehr oder weniger sichelförmig ausgeschnitten ist, und der vor der ersten großen Schwungfeder noch ein kleines schmales Federchen, eine verkümmerte Schwinge, trägt, sowie endlich der kurze, stark gerundete Schwanz. Das Gefieder ist durch große Weichheit ausgezeichnet. Alle dieser Gruppe angehörigen Vögel bewohnen feuchte und sumpfige Orte, leben im Sommer paarweise, während des Herbstes und Winters in Gesellschaften, verkehren gern miteinander und fressen Insekten und deren Larven, Würmer, Schal- und Krebstierchen. Das Nest enthält meist vier birnförmige, erdfarbene, gefleckte Eier; die Eltern führen die mit Flaum bedeckten, das Nest sehr bald verlassenden Jungen, bis diese selbst imstande sind, sich Nahrung zu suchen. Verschiedene Arten sind ausgesprochene Nachttiere. Alle bei uns wohnenden Arten gehören zu den Zugvögeln, während die unter niederen Breiten lebenden Strichvögel sind.

Zu den eigentlichen Schnepfen gehört die drei Arten umfassende, fast ganz Afrika, einschließlich Madagaskar, Südasien, Japan, Formosa, die Philippinen, ganz Australien und Südamerika von Peru bis Argentinien bewohnende Gattung der Schnepfenrallen (Rostratula *Vieill.*, Rhynchaea). Sie kennzeichnen sich durch mehr als kopflangen, hinten geraden, vorn gesenkten, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Ränder an der Spitze gleichlang und nach unten gebogen sind, durch mittelhohe Füße mit verhältnismäßig kurzen, ganz geteilten Zehen, deren hinterste sich etwas höher einlenkt als die übrigen, breite Flügel, unter deren Handschwingen die dritte die längste, sanft zugerundeten, zwölffederigen Schwanz und schöne Zeichnung ihres Gefieders. Die Männchen sind, wie bei der Gattung Phalaropus, kleiner und unscheinbarer als die Weibchen, die deshalb oft als Männchen beschrieben wurden.

In Afrika habe ich die Goldralle oder Goldschnepfe, Rostratula capensis *Linn.* (bengalensis), kennen gelernt. Das Gefieder des Männchens ist auf der Oberseite schwarzgrau; ein Längsstreifen über die Kopfmitte, ein Augenbrauen- und ein Schulterstreifen jederseits sind gelblich, die Oberflügel auf braunem Grunde schwärzlich gewellt, der Vorderhals und die Oberbrust tief schwarzgrau und weiß gewellt, die übrigen Unterteile weiß, die Schwung- und Steuerfedern durch goldgelbe Augenflecke und schwarze Querflecke gezeichnet. Beim größeren Weibchen ist die Oberseite dunkelbraun, unregelmäßig grünschwarz in die Quere gebändert, der Kopf braun mit grünlichem Schimmer, die Augenbraue gelblichweiß, ein über die Kopfmitte verlaufender Streifen gelblich, der Hals zimtbraun, die Vorderbrust schwarzbraun, ein vom Halse zur Achsel ziehendes Band wie die Unterseite weiß; Schwung- und Steuerfedern sind grün und schwarz gewellt und mit goldgelben Flecken geziert, die Flügeldeckfedern grünlich, fein schwarz gebändert. Die Iris des Auges ist braun, der Schnabel an der Spitze zinnoberrot, an der Wurzel dunkelgrün, der Fuß hellgrün. Die Länge beträgt beim Männchen 24, beim Weibchen 26, die Breite 42, bezw. 47, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 5 cm.

Das Verbreitungsgebiet der Goldralle reicht über einen großen Teil Afrikas und Südasiens. Ich fand sie am Mensalehsee und in Unterägypten überhaupt, einzeln aber auch im Sudan; andere Forscher trafen sie am Senegal, in Moçambique und auf Madagaskar, die Güßfeldtsche Loango-Expedition auch in Niederguinea; außerdem lebt sie in Japan, China und Indien, auf Formosa, den Philippinen, Ceylon und den Sunda-Inseln, besucht auch den Süden Australiens. Nach meinen Erfahrungen wandert sie

nicht, sondern gehört höchstens zu den Strichvögeln; denn man trifft sie zu gleicher Zeit in Unterägypten und im Ostsudan. Sie haust in Sümpfen, Brüchen, auf wasserreichen Feldern, aber auch zwischen Gebüsch, sogar im Röhricht und begnügt sich mit einem sehr kleinen Gebiete. Auf Ceylon findet sich die Goldralle nach Legge in dicht bewachsenen Sümpfen, auf Reisfeldern und in allerlei feuchten, versteckten Winkeln. Im Frühjahr hält sie sich paarweise, später in kleinen Flügen von vier bis sechs Stück. Sibree sah die Goldralle auf Madagaskar hauptsächlich in kleinen Flügen von fünf bis sechs Stück in Gesellschaft der Rinderherden, wo sie in den tiefen Fußspuren des moorigen Bodens viel Nahrung finden. Ihr Wesen hat große Ähnlichkeit mit dem der Rallen. Sie ist Nacht- oder Dämmerungsvogel. So lange wie möglich sich verbergend, treibt sie sich zwischen deckenden Pflanzen umher,



Goldralle, Rostratula capensis *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

zeigt sich nur selten auf freieren Stellen und sucht, wenn sie wirklich eine solche überschreiten muß, baldmöglichst wieder das schützende Dickicht zu gewinnen. Ihr Lauf geschieht sehr rasch, gleichviel, ob der Boden, auf dem sie sich bewegt, hart oder schlammig ist. Um so schlechter ist der Flug. Alle Goldrallen, die ich beobachten konnte, erhoben sich, nach Schnepfenart, erst hart vor meinen Füßen, flatterten mehr, als daß sie flogen, unsicher und schwankend, niedrig dahin und fielen nach wenigen Augenblicken wieder herab. Doch schwimmen die Vögel vortrefflich. Der Lockton, den ich im Frühjahr vernahm, ist ein lauter, zweisilbiger Ruf, den ich durch die Silben „näki näki" wiedergegeben habe. Die Goldralle lebt hauptsächlich von kleinen Weichtieren und ist ein schweigsames Geschöpf. Die 4 Eier des Geleges sind auf stark glänzendem, strohgelbem Grunde mit zusammenhängenden, verworren über die Oberfläche laufenden schwarzen Flecken und Kritzeln gezeichnet und 35×25 mm groß. Wie bei den Wassertretern sollen die Männchen brüten.

Die Merkmale der Gattung der Waldschnepfen (Scolopax *Linn.*) sind kräftiger, verhältnismäßig kurzer Leib, seitlich zusammengedrückter, hochstirniger Kopf, kleiner,

abgeplatteter Scheitel und große, auffallend weit nach oben und hinten stehende Augen, langer, gerader, schwacher, schmaler, nach vorn sich verschmächtigender, sehr weicher und biegsamer, tastfähiger Schnabel, dessen Unterkieferspitze von der des oberen teilweise umschlossen wird, niedriger, schwacher, weicher, über der Ferse befiederter Fuß, unter dessen drei Vorderzehen die mittlere durch ihre Länge auffällt, und verhältnismäßig kurzer, aber breiter Flügel. Das Kleingefieder liegt trotz seiner Weichheit und Dichte glatt oder doch geschlossen an; seine Färbung ähnelt, ungeachtet der sehr verschiedenartigen Zeichnung, unter allen Umständen der Bodenfärbung des Aufenthaltsortes. Die Gattung umfaßt zwei Arten, von denen die eine Europa und Asien bewohnt, die andere bis jetzt bloß von Java und dem nordwestlichen Neuguinea bekannt ist.

Die Waldschnepfe, Busch-, Holz-, Berg-, Stein- und Dornschnepfe oder Schnepfe schlechthin (Scolopax rusticola *Linn.*; Taf. „Regenpfeifervögel I", 2 bei S. 224), vertritt bei uns die Gattung. Sie ist gekennzeichnet durch den verhältnismäßig starken, an der Spitze runden Schnabel, die niedrigen, stämmigen, bis auf die Ferse befiederten Füße, deren kleine Hinterzehe einen sehr kurzen Nagel trägt, die ziemlich gewölbten, stumpfspitzigen Flügel und den aus zwölf Steuerfedern gebildeten Schwanz. Das Gefieder ist auf dem Vorderkopfe grau, auf Ober-, Hinterkopf und Nacken mit vier braunen und ebenso vielen rostgelben Querstreifen gezeichnet, im übrigen oben rostfarben, rostgrau, rostgelb, graubraun und schwarz gefleckt, an der Kehle weißlich, auf dem übrigen Unterkörper graugelblich und braun gewellt; die Schwungfedern sind auf braunem, die Steuerfedern auf schwarzem Grunde mit rostfarbenen Flecken gezeichnet. Das sehr große Auge hat eine braune Iris, der Schnabel ist, wie der Fuß, horngrau. Die Länge beträgt 32, die Breite 58, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 9 cm. — Viele Jäger unterscheiden zwei verschiedene Waldschnepfen, nämlich: die große Waldschnepfe oder den Eulenkopf und die kleine Waldschnepfe oder Dornschnepfe, Steinschnepfe, Spitzkopf usw. Es ist indessen mit J. Hoffmann anzunehmen, daß man es doch nur mit einer Art zu tun hat.

Mit Ausnahme einiger nordischen Inseln hat man die Waldschnepfe in allen Ländern Europas und ebenso in ganz Nord- und Mittelasien, ferner auch auf Madeira, auf den Kanarischen Inseln und auf den Azoren, als seltenen Irrgast selbst auf Island und gelegentlich im östlichen Nordamerika angetroffen. Nach Seebohm soll sie sich auch bis nach New Jersey und Virginien verflogen haben. Gelegentlich ihres Zuges besucht sie von Europa aus Nordwestafrika, von Nordasien aus Indien, und zwar nicht bloß die nördlichen Hochgebirge, sondern auch das südliche Tiefland bis Kalkutta und Madras hinab. Gewöhnlich nimmt man an, daß ihre eigentliche Heimat, d. h. also ihr Brutgebiet, zwischen dem 45. und 67. Grade nördlicher Breite gelegen sei; wir wissen aber jetzt bereits durch Graf von der Mühle, daß einzelne Waldschnepfen in den griechischen Gebirgen, und durch „Mountaineer", daß nicht wenige im Himalaja nisten, hier freilich dicht unter der Schneegrenze. Auch brüten sie, nach F. du Cane Godman, auf den Azoren, nach Bolle und Berthelot wahrscheinlich auf den Kanarischen Inseln hoch in den Bergen in der Region der Heidekräuter, nach Harcourt und Heineken auch auf Madeira, wo die Waldschnepfe Standvogel ist. In Deutschland, England, Schottland und Irland brüten verhältnismäßig wenige Schnepfen, die meisten noch in den Mittelgebirgen oder im Norden unsers Vaterlandes; im Norden trifft man sie während des Sommers in allen größeren Waldungen an. Milde Winter veranlassen sie zuweilen, während des ganzen Jahres am Brutplatz zu verbleiben, und solche



Waldschnepfe.

Vögel nennt man „Lagerschnepfen“; die Mehrzahl aber tritt in jedem Herbste eine Reise an und nimmt erst in den südwestlichen Gebieten Asiens, im südlichen Europa und in den nordwestlichen Teilen Afrikas Herberge. In Griechenland treffen, nach Graf von der Mühles Beobachtungen, einzelne bereits Mitte September ein, beziehen zunächst die Hochgebirge, werden aber später durch die sich hier fühlbar machende Kälte in die Ebene hinabgedrückt. Drei Engländer, die zwischen Patras und Pyrgos im Peloponnes jagten, erbeuteten innerhalb drei Tagen 1000 Schnepfen. Über den Herbstzug der Waldschnepfen in den Ostseeprovinzen sagt Bode, die Vögel entfernten sich zunächst einzeln aus ihren Brutquartieren im benachbarten Rußland und vereinigten sich an bestimmten Sammelplätzen in der Gegend von Libau, von wo sie nach einigen Tagen Rast in der Nacht aufbrächen, um über See nach den deutschen Küsten zu fliegen. Hier trennten sich dann die Scharen wieder, und die Vögel wanderten einzeln weiter südwärts. Vom Februar an beginnen die Vögel bereits ihren Rückzug. Ungefähr dasselbe gilt für andere südeuropäische und nordwestasiatische Länder, also für Rumänien, Bulgarien, die Türkei, Kleinasien, Süditalien und Spanien, wahrscheinlich auch für Marokko oder die Atlasländer überhaupt.

Nach Harting sind die meisten Waldschnepfen, die in England im Herbst während der Jagdzeit erlegt werden, Winterbesucher, die im Oktober einträfen und, wenn sie nicht geschossen würden, im März oder zeitig im April wieder zurückzögen. Es wäre aber weiter auch eine Tatsache, daß ein geringer Bruchteil dieser Winterschnepfen im Frühling bliebe und nicht mit zurückwandere, sich paare und an passenden Stellen brüte. Die Zahl solcher bleibenden und brütenden Paare habe seit Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts auffallend zugenommen. Die Ursache hiervon sei die allgemeine Aufforstung des Landes und besonders die Zunahme der Nadelwaldungen und die gesteigerte Schonung seitens der Jagdeigentümer und -pächter.

Je nach der im Norden stattfindenden Witterung trifft die Schnepfe bei uns zulande früher oder später im Jahre ein. Der bekannte Jägerspruch:

„Reminiszere — nach Schnepfen suchen geh',
Okuli — da kommen sie,
Lätare — das ist das wahre,
Judika — sind sie auch noch da,
Palmarum — trallarum,
Quasimodogeniti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie“

kann das Rechte nur ziemlich oberflächlich treffen, da die betreffenden Sonntage sich nach Ostern richten, das ein bewegliches Fest mit ziemlich vier Wochen Spielraum ist.

Durchschnittlich darf man annehmen, daß man von Mitte März an auf durchziehende Schnepfen rechnen kann. Aber Bestimmtes kann nicht gegeben werden, weil gerade dieser Vogel dem Jäger, der ihn auf das genaueste beobachtet, in jedem Jahre neue Rätsel aufgibt. „Ich habe den Schnepfenstrich“, sagt Schauer, „17 Jahre lang in Polen und Galizien fast täglich besucht, in den letzten fünf Jahren jeden Tag ohne Ausnahme vom ersten bis zum letzten April; habe genau Register geführt und Tag und Stunde, Wärme- und Luftmesser, Anfang und Ende des Striches, die Anzahl der Schnepfen, die geschossen, gesehen, gehört wurden, die Witterung des Tages während des Striches, Wind, Wolkenzug usw., alles genau beobachtet, und wenn man mir jetzt sagt: Sie gehen bei diesem Wetter auf den Schnepfenstrich, es werden keine ziehen, so antworte ich: Davon will ich mich überzeugen. Die alten Jäger sind der Meinung, daß der Schnepfenstrich von der augenblicklichen Witterung abhinge, dem aber ist nicht so: meine genauen und ununterbrochenen Beobachtungen haben

mich das Gegenteil gelehrt, aber auch zu der Überzeugung geführt, daß die Waldschnepfe durch ein Vorgefühl für die bevorstehende Witterung geleitet wird. Ihr Zug selbst ist höchst verschieden. Vorgestern zogen alle sehr niedrig und langsam, gestern niedrig und rasch, heute sehr hoch und ohne zu balzen, morgen kommen sie so spät, daß man kaum schießen kann, und übermorgen sind sie gleich nach Sonnenuntergang da." Dem kann man noch hinzufügen, daß auch die Straße, die sie während des Zuges benutzen, eine vielfach verschiedene ist; denn während man in einem Jahre an einer Örtlichkeit, die allen Anforderungen zu entsprechen scheint, sehr viele Waldschnepfen antrifft, sieht man in anderen Jahren hier kaum eine, obgleich die Umstände das Gegenteil erwarten lassen. Wenn nach einem strengen Winter rechtzeitig Tauwetter eintritt und die Luft gelinde bleibt, geht der Frühlingszug am regelmäßigsten vonstatten. Ebenso hat man festzuhalten, daß die Schnepfen, wie andere Vögel auch, ungern mit dem Winde ziehen, am liebsten also bei mäßigem Gegenwinde reisen. Sehr dunkle oder stürmische Nächte hindern die Wanderung, und ebenso fesselt sie die Voraussicht auf schlechtes Wetter, z. B. auf einen späten Schneefall, an einen Ort. In größeren, zusammenhängenden Waldungen findet man sie eher als in kleinen Gehölzen, höchstwahrscheinlich deshalb, weil ihnen die großen Wälder mehr Schutz bieten als die kleineren, die sie später gern besuchen. In waldarmen Gegenden fallen sie nicht selten selbst in buschreichen Gärten oder auch einzelnen Hecken ein.

Die Schnepfe scheint keine Baumart zu bevorzugen; denn man findet sie in den Nadelwaldungen ebenso häufig wie im Laubwalde. Hauptbedingung für ihr Leben ist feuchter, weicher Waldboden, der ihr gestattet, in ihm mit dem Schnabel zu bohren. Die unermeßlichen Wälder des Nordens, die meist nur aus Fichten bestehen, entsprechen ihren Anforderungen in jeder Hinsicht, wogegen dürftige Kiefernwaldungen sandiger Gegenden ihr in keiner Weise zusagen.

Ihr tägliches oder häusliches Leben läßt sich nicht eben leicht beobachten, weil sie höchst furchtsam, mißtrauisch und scheu ist. Während des Tages zeigt sie sich niemals im Freien, und wenn sie wirklich einmal gezwungen wurde, sich hier niederzulassen, drückt sie sich platt auf den Boden nieder, und ihr Gefieder geht dann, ebenso wie das eines Rebhuhns, in dessen Färbung auf. Wenn es sehr ruhig im Walde ist, kann es geschehen, daß sie auch bei Tage auf dem Boden umherläuft; immer aber wählt sie dann solche Stellen aus, die sie möglichst verbergen und vor dem ihr wahrscheinlich lästigen, grellen Lichte schützen. Erst mit der Dämmerung wird sie munter und beginnt umherzulaufen. Bei ruhiger Haltung zieht sie den Hals ein, trägt den Leib wagerecht und den Schnabel mit der Spitze gegen den Boden gesenkt. Der Gang ist geduckt, schleichend, trippelnd, wenig schnell und nicht anhaltend, der Flug dagegen in jeder Beziehung vortrefflich. Sie kann sich durch das dichteste Gezweig hindurchwinden, ohne irgendwo anzustoßen, überhaupt die Eile des Fluges gänzlich nach den Umständen einrichten, bald beschleunigen und bald mäßigen, sie schwenkt sich gewandt in jeder Richtung, steigt oder fällt nach Belieben, erhebt sich aber, bei Tage wenigstens, niemals in höhere Luftschichten und fliegt, solange sie es vermeiden kann, nicht über freie Stellen. Wenn sie erschreckt wurde, vernimmt man beim Aufstehen ein dumpfes Fuchteln, an dem sie der Weidmann jederzeit erkennt, auch wenn er sie nicht zu sehen bekam. Wurde sie während des Tages gejagt und in Angst versetzt, so pflegt sie sich abends fast senkrecht emporzuheben und dann so eilig wie möglich weiterzuziehen. Ganz anders fliegt sie, wenn sie streicht, d. h. einem Weibchen zu Gefallen Flugkünste übt. Sie bläht dabei ihr Gefieder auf, so daß sie viel größer erscheint, als sie wirklich ist, kommt höchst langsam

einhergeflogen, bewegt ihre Flügel nur mit matten Schlägen und ähnelt einer Eule mehr als irgendeinem Sumpf- oder Stelzvogel. Treffen zwei Schnepfenmännchen aufeinander, so beginnen sie einen sonderbaren Zweikampf in der Luft, wobei sie sich weidlich umhertummeln und mit den Schnäbeln nacheinander stechen. Zuweilen packen sie sich wirklich und hindern sich gegenseitig im Fluge; ja es kommt vor, daß drei zusammen einen förmlichen Knäuel bilden und beim Herabwirbeln sich in dichtem Gezweige verwickeln. Dieses Streichen, der Balz vergleichbar, beginnt schon während des Zuges, währt anfänglich nur kurze Zeit, dauert später und an den Brutplätzen länger, pflegt aber stets mit Eintritt völliger Dunkelheit zu enden.

Wenn man eine lebende Waldschnepfe vor sich sieht, wird man geneigt, sie für einen der unbegabtesten Vögel zu halten, irrt sich hierin aber; denn sie hat nicht nur scharfe Sinne, sondern auch überaus feine und komplizierte Instinkte, um sich zu verbergen. Man meint, sie wisse genau, welch vortrefflichen Schutz ihr das boden- oder rindenfarbene Kleid gewährt, so meisterhaft versteht sie es, beim Niederdrücken stets eine Stelle auszuwählen, die sie verbirgt. Eine Schnepfe, die, ohne sich zu regen, zwischen dürrem Laube, Holzgebröckel, neben einem Stücke zu Boden gefallener Borke oder einer hervorragenden Wurzel liegt, wird selbst von dem schärfsten Auge des geübtesten und erfahrensten Jägers übersehen und günstigenfalls nur an den großen Augen erkannt. In dieser Lage verweilt sie so lange, wie es ihr rätlich erscheint, und namentlich, wenn sie verfolgt worden war, läßt sie den Jäger oft bis auf wenige Schritte herankommen, bevor sie plötzlich aufsteht. Sodann fliegt sie nie anders als auf der entgegengesetzten Seite des Gesträuches hinaus und sucht sich immer durch Gebüsch und Bäume vor dem Schützen gedeckt zu halten. Beim Einfallen beschreibt sie oft einen weiten Bogen, streicht aber, wenn sie schon das Dickicht erreicht hat, noch weit darin fort, schlägt auch wohl einen Haken und täuscht so nicht selten vollständig den Feind, der sie dort aufsuchen wird, wo er sie einfallen zu sehen geglaubt hatte. Nach Art ihrer Familie bekümmert sie sich übrigens möglichst wenig um andere Geschöpfe, solange die Liebe nicht ins Spiel kommt, nicht einmal sehr um ihresgleichen. Jedem nur einigermaßen bedenklich erscheinenden Tiere mißtraut sie, und fast scheint es, als ob sie auch in dem harmlosesten und unschuldigsten ein gefährliches Wesen sähe. Die Stimme klingt heiser und gedämpft wie „katch“ oder „dack“ und „ähtch“, wird jedoch während der Brunstzeit oder im Schreck einigermaßen verändert, im ersteren Falle in ein kurz abgebrochenes Pfeifen, das wie „pßiep“ klingt und oft das Vorspiel zu einem dumpfen, scheinbar tief aus der Brust kommenden „Jurrk“ ist, in letzterem Falle in ein quiekendes „Schähtsch“ vertönt. Es ist wahrscheinlich, daß das Pfeifen und das sogenannte Murksen nur vom Männchen, vom Weibchen aber ein sanftes Piepen hervorgebracht wird.

Mit Beginn der Abenddämmerung fliegt die Waldschnepfe auf breite Waldwege, Wiesen und sumpfige Stellen im Walde oder in dessen Nähe nach Nahrung aus. Ein sorgfältig versteckter Beobachter, von dessen Vorhandensein sie keine Ahnung hat, sieht hier, wie sie den langen Schnabel unter das alte abgefallene Laub schiebt und es haufenweise umwendet, um die darunter versteckten Larven, Käfer und Würmer bloßzulegen, oder wie sie in dem feuchten, lockern Boden ein Loch dicht neben dem andern einsticht, soweit es der weiche, biegsame Schnabel gestattet. In ähnlicher Weise durchstöbert sie frischen Rinderdünger, der sehr bald von Kerbtierlarven bevölkert wird. Der alte Freiherr von Hochberg bemerkt sehr richtig, wenn auch etwas derb: „sie sind jetzt (im Frühling) lieber in den Wiesen und wo viel Kühfladen liegen“. Gewöhnlich hält sich die Schnepfe nicht lange an einer

Stelle auf, sondern fliegt von einer zur andern. Larven der verschiedensten Insekten und diese selbst, kleine Nacktschnecken, besonders aber Regenwürmer, bilden ihre Nahrung. Nach Bechstein soll sie auch Heidelbeeren fressen. In der Gefangenschaft gewöhnt sie sich, wenn man ihr anfänglich reichlich Regenwürmer vorlegt, nach und nach an Milchsemmel und Ameisenpuppen, lernt auch bald das Bohren in weichem Rasen, selbst wenn sie so jung dem Neste entnommen wurde, daß sie keine Gelegenheit hatte, diese Art des Nahrungserwerbes erfahrungsgemäß kennen zu lernen. Die Spitze des Schnabels der Waldschnepfe ist von Leydig auf ihren feineren Bau hin untersucht worden. Sie hat mit ihren zahlreichen Grübchen vergrößert ein wabenartiges Ansehen. In jedem solchen Grübchen liegt immer eine ganze Anzahl mikroskopisch kleiner Nervenend- oder Tastkörperchen beisammen, so daß deren Gesamtmenge eine sehr große ist. Diese machen den Schnabel zu einem ganz ausgezeichneten Tastorgan, das sie beim Einbohren die geringste, durch einen Wurm oder Insektenlarven hervorgebrachte Erschütterung des Bodens empfinden läßt. Leydig neigt der Ansicht zu, daß es sich hier um mehr als um bloßes Tasten handele, die Schnepfe „schmecke“ gewissermaßen ihre Beute. Schon die alten Jäger hatten über die Sache ihre besonderen Gedanken: „die Schnepfe sticht im Boden nie fehl nach einem Wurm vermöge ihres scharfen Geruchs“. Man nahm wohl auch an, sie blase in die Erde, „um das Gewürm hinaufzuscheuchen“.

In einsamen, stillen Wäldern wählt sich die Waldschnepfe zu ihrem Nistplatze Stellen, auf denen dichtes Unterholz mit freien Blößen abwechselt. Nachdem sich das Pärchen geeinigt, das Männchen mit seinen Nachbarn wochenlang herumgestritten hat, sucht das Weibchen ein geeignetes Plätzchen hinter einem kleinen Busche, alten Stocke, zwischen Wurzeln, Moos und Gräsern und benutzt hier eine vorgefundene Vertiefung des Bodens zur Neststelle oder scharrt selbst eine solche, kleidet sie mit wenig trocknem Geniste, Moos und anderen Stoffen dürftig und kunstlos aus und legt hier ihre 4 ziemlich großen, etwa 49,5 mm langen, 33,8 mm dicken, kurz abgerundeten, glattschaligen, glanzlosen, auf bleich rostgelbem Grunde mit rotgrauen Unterflecken und dunkelrötlichen oder gelbbraunen Oberflecken bald dichter, bald sparsamer gezeichneten Eier. Es brütet mit größtem Eifer 17—18 Tage lang, läßt einen Menschen, der nach dem Neste sucht oder zufällig in die Nähe kommt, bis auf wenige Schritte nahen, bevor es aufsteht, sich sogar berühren, wie Hintz beobachtete, fliegt gewöhnlich nicht weit weg und kehrt baldmöglichst zum Neste zurück, brütet auch fort, wenn ein Ei geraubt wurde. Das Männchen scheint sich wenig um die Gattin zu bekümmern, stellt sich aber bei ihr ein, nachdem die Jungen entschlüpft und aus dem Neste gelaufen sind. Beide Eltern zeigen sich sehr besorgt um die Familie, fliegen bei Annäherung eines Feindes ängstlich auf und, sich verstellend, schwankend und wankend dahin, stoßen dabei ein ängstliches „Dack dack“ aus, beschreiben nur enge Kreise im Fluge und werfen sich in der Nähe wieder auf den Boden hinab. Währenddem verbergen sich die Jungen zwischen Moos und Gras so vortrefflich, daß man sie ohne Hund selten auffindet. Zahlreiche Jäger, und unter ihnen sehr sorgfältige Beobachter, haben gesehen, daß alte Waldschnepfen ihre Jungen bei großer Gefahr wegschafften, indem sie sie mit den Krallen packten, oder mit Hals und Schnabel gegen die Brust drückten, oder in den Schnabel nahmen, oder zwischen die Oberschenkel klemmten, sich erhoben und die Küchlein so in Sicherheit brachten. Doch vermag man noch nicht endgültig zu entscheiden, in welcher Weise die Jungen fortgeschafft werden. In der dritten Woche ihres Lebens beginnen die Jungen zu flattern, und noch ehe sie ordentlich fliegen lernen, machen sie sich selbständig.

Bis jetzt hat man angenommen, daß die Waldschnepfe nur einmal im Jahre niste,

zweimal höchstens dann, wenn ihr die erste Brut genommen wurde; seitdem sind jedoch besonders von Hoffmann Beobachtungen gesammelt worden, die zu beweisen scheinen, daß in günstigen Jahren alle oder doch die meisten Waldschnepfenpaare zweimal brüten.

Wild- und Hauskatzen, Marder, Habicht und Sperber, Edelfalken, Häher und Elstern gefährden die Waldschnepfe und deren Brut. Der Weidmann jagt sie bloß während ihres Zuges im Frühling und Herbst, der Südländer auch in der Winterherberge, obwohl ihr Wildbret dann oft hart und zähe ist. Es sind übrigens Stimmen laut geworden, die raten, Schnepfen im Frühling gar nicht zu schießen, allerdings in erster Linie der Nachzucht wegen, aber auch, weil sie in dieser Jahreszeit für die Tafel minderwertig seien. Der Anstand auf streichende Waldschnepfen gehört zu den köstlichsten Vergnügungen eines jagdkundigen Mannes, und das Schnepfentreiben hat ebenfalls seine großen Reize. Hier und da stellt man dem begehrten Wilde auch wohl mit Kleb- oder Steckgarnen, Laufschlingen, Dohnen und anderen Fangvorrichtungen nach. Ihr Fleisch ist, außer im Winter und ersten Frühjahr, im hohen Grade wohlschmeckend. Man bratet sie mit den Eingeweiden, und diese mit ihrem Inhalt an halbverdauter Nahrung und Bandwürmern, deren Goeze in zwei Schnepfen 400 Stück von durchschnittlich 18 cm Länge fand, gelten als „Schnepfendreck" als Leckerbissen ersten Ranges. Die alten römischen Schwelger schätzten die Schnepfe sehr hoch und sagten, ein wirklicher Feinschmecker dürfe keinen Vogel ganz essen, nur die Schnepfe mache von dieser Regel eine Ausnahme.

Wegen des verhältnismäßig langen Schnabels, der mittellangen, über der Ferse nackten Füße, deren lange, dünne Zehen ganz getrennt sind, der sehr stark ausgeschnittenen Flügel und des kurzen Schwanzes, der aus 14—26 Steuerfedern gebildet wird, vereinigt man die Sumpfschnepfen (Gallinago *Leach*) in einer besondern, 23 Arten umfassenden, fast allweltlich, nordwärts bis an den Polarkreis, südwärts bis zu den Auckland-, Chatham- und Falklandinseln verbreiteten Gattung.

Unter den in Deutschland vorkommenden Arten dieser Gattung steht die Mittelschnepfe, Doppel- und Pfuhlschnepfe, Stickup usw., Gallinago media *Frisch* (major), an Größe obenan. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 28, die Breite 55, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 6 cm. Der Oberkopf ist bräunlichschwarz, in der Mitte und über dem Auge durch je einen schmalen rostgelblichen Streifen gezeichnet, die übrige Oberseite braunschwarz, licht rostbraun quergefleckt und durch schmale, unterbrochene, zackige und bogige Binden von gleicher Färbung sowie den breiteren, rostgelben, außen weißlich gekanteten Außensaum der größeren Federn, der in seiner Vereinigung mit anderen vier über den Rücken laufende Längsstreifen bildet, ansprechend gezeichnet, der Bürzel ist braunschwarz, jede Feder dunkel rostrot gekantet und quergestreift, die Kehle weißlich, der Kropf rostgraugelblich, der übrige Unterkörper gräulichweiß, jeder dieser Teile mit dunkelbraunen, roströtlich gesäumten, nach unten sich verbreiternden Pfeilflecken bedeckt; die Schwungfedern der Hand sind schwarzbraun, die Oberflügeldeckfedern gräulich-rostbraun, gleich den dunkelgrauen, innen gemarmelten Armschwingen vor der dunkleren Spitze breit schmutzigweiß gesäumt, wodurch auf dem Flügel fünf lichte Querbinden entstehen, die an der Wurzel dunkeln Schwanzfedern in der Endhälfte rostrot, schwarz quergebändert und breit weiß gesäumt, die drei äußersten Paare in der Endhälfte fast ganz weiß, die oberen und unteren Decken den Steuerfedern entsprechend gefärbt und gezeichnet. Die Iris des Auges ist tief dunkelgrau, fast schwarz, der Schnabel an der Wurzel schmutziggrünlich, nach der Spitze zu ins Schwärzliche

übergehend, die Füße sind gräulich-fleischfarbig. Alte und junge Vögel beiderlei Geschlechtes tragen im wesentlichen ein gleiches Kleid.

Die Mittelschnepfe ist Brutvogel der altweltlichen Tundra und in Deutschland nur in wenigen Sümpfen und Brüchen anzutreffen. Ich fand ihr Nest im Spreewalde; andere beobachteten sie während der Brutzeit in Holstein, Oldenburg, Hannover, Westfalen, Mecklenburg, Pommern und Anhalt. Nach Rey ist ihr Brüten in Deutschland nur in Schleswig-Holstein und in Ostpreußen sicher nachgewiesen, außerdem in Jütland, Schweden und Finnland. In Skandinavien tritt sie noch auf, in der russischen und sibirischen Tundra ist sie häufig und die allein vorkommende Art ihres Geschlechtes, die während des Sommers nach Seebohm auch das Tal des Jenissei bewohnen soll. Von der Tundra aus durchwandert sie alljährlich ganz Europa und Mittelasien, um in Afrika und Südwestasien ihre Winterherberge zu suchen. In Afrika zieht sie bis zur Südspitze des Erdteils, in Asien wahrscheinlich nicht minder weit. Da ihr Brutgebiet erst spät schneefrei wird und bald wiederum dem Winter anheimfällt, unternimmt sie ihre Reisen im Frühling spät, selten vor Anfang Mai, und im Herbst frühzeitig, meist schon im August, spätestens im September. Unterwegs, beispielsweise am oberen und mittleren Ob, verweilt sie oft wochenlang an einer Stelle, balzt, kämpft wie am Brutorte, schreitet aber nicht zum Nestbau, sondern verschwindet plötzlich, eilt in die Tundra, beginnt hier sofort ihr Brutgeschäft und zieht wieder südwärts, sobald es beendet ist. Auch in Deutschland erscheint und brütet sie kaum früher als in der Tundra, ebenso wie sie bei uns kaum länger verweilt als dort.

Von der verwandten Bekassine unterscheidet sich die Mittelschnepfe in vielfacher Hinsicht. Sie nimmt ihren Sommerstand nicht im eigentlichen Sumpfe, sondern ausschließlich auf ziemlich trocknem Boden, in der Tundra zwischen dem Zwergbirkengebüsch auf moosigem Grunde oder im Riedgrase, wird daher in Deutschland immer nur auf ganz bestimmten Stellen der Sümpfe oder Moore, häufiger vielleicht auf Wiesen mit hohem Grase angetroffen; sie ist auch keineswegs gesellig wie ihre Verwandte, vereinigt sich jedoch unterwegs notgedrungen auf geeigneten Aufenthaltsplätzen oft mit anderen ihrer Art und kommt am Brutplatze ebenso mit ihresgleichen zusammen, um zu kämpfen. In der weiten Tundra behauptet jedes Paar seinen ausgedehnten Stand, und wenn es erst fest brütet, begegnet man immer nur ihm, niemals Gesellschaften. Selbst die flugbaren Jungen verweilen bloß kurze Zeit bei den Eltern und gehen baldmöglichst ihre eignen Wege. Achtet man da, wo zeitweilig viele Mittelschnepfen sich aufhalten, auf die von ihnen erwählten Stellen, so bemerkt man, wenigstens im Frühling, hier vielfach verschlungene, aber ziemlich breite, deutlich ausgetretene Pfädchen zwischen den Halmen und Blättern des deckenden Grases, die unzweifelhaft von den Schnepfen herrühren, achtsamen sibirischen Jägern auch als bestimmtes Merkmal ihres Vorhandenseins gelten. Von solchen kleinen Pfaden erhebt sich die vom Menschen oder von einem Raubtier bedrohte Mittelschnepfe erst im äußersten Notfalle; sie steht am Tage nur auf, wenn sie dazu gezwungen wird, fällt auch stets nach kurzem, geradem, meist niedrig über den Boden dahinführendem Fluge wiederum ein. Beim Aufstehen vernimmt man ein eigentümliches Geräusch, das Naumann treffend als „wuchtelndes Getöse" bezeichnet, nur äußerst selten aber einen schwachen, wie „bäd bäd bäd" klingenden Stimmlaut. Scheu ist sie nicht, im Gegenteil meist so vertrauensvoll, daß sie erst durch wiederholte Verfolgung sich zu einiger Vorsicht bequemt. Vor dem Hunde steht sie bis zum Auffliegen mit eingezogenem Halse und gerade vorgestrecktem Schnabel, unbeweglich wie eine Bildsäule, nicht aber in geduckter Haltung wie ihre Verwandten.

Nachttier wie überhaupt alle Schnepfenarten, verläßt sie am Tage den erwählten Ruheplatz nur, wenn sie dazu genötigt wird. Mit Eintritt der Dämmerung wird sie rege, läuft, nach Art eines Strandläufers, mit ausgestrecktem Halse umher, fliegt dann und wann eine kurze Strecke weit dicht über dem Boden dahin und bohrt auf allen geeigneten Stellen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen, die aus allerlei Insekten und ihren Larven, in der Tundra hauptsächlich aus denen der Mücken, sonst aber auch aus Schnecken und Würmern besteht, regelmäßig mit kleinen Kieskörnern, zufällig auch mit halb vermoderten Pflanzenteilen vermischt und rasch verdaut wird.

Wie der treffliche Beobachter Collett lehrt und ich von sibirischen Jägern erfuhr, steigt die Mittelschnepfe während ihrer Brunstzeit niemals zu höheren Luftschichten auf, um hier ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, sondern balzt auf dem Boden. Da, wo sie häufig ist, versammeln sich mit Eintritt der abendlichen Dämmerung acht bis zehn, manchmal mehr, öfters weniger Männchen auf bestimmten Plätzen, die durch das gänzlich niedergetretene Gras kenntlich sind, um manchmal bis zum frühen Morgen zu spielen und eigentümlich leise Laute zum besten zu geben. Mit aufgeblähtem Gefieder, gesenkten Flügeln und etwas gehobenem und gebreitetem Schwanze laufen sie, sich brüstend, vor den Weibchen einher, rufen mit gleichsam flüsternden Lauten „bi bip bibib bibiperere biperere", dann und wann auch lauter, und lassen dazwischen ein sonderbares Schnappen hören, das wahrscheinlich durch heftiges Zusammenklappen des Schnabels entsteht. Dabei strecken sie den Kopf nach oben, breiten und schließen den Schwanz wie einen Fächer und bekunden durch ihr ganzes Auftreten, daß sie sich in einem Zustande der Verzückung befinden. Trifft ein Männchen auf das andere, so beginnt zwischen beiden ein Kampf, der mehr mit den Flügeln als mit dem Schnabel ausgefochten wird, aber niemals lange währt. In klaren, hellen Nächten balzen sie am eifrigsten, in regnerischen minder anhaltend; in den Stunden um Mitternacht gehen sie dem Futter nach. Während der Höhezeit der Balz sind sie noch weniger scheu als sonst, lassen einen Beobachter herankommen, ohne ihr Spiel zu unterbrechen, und kehren, vertrieben, binnen kurzer Zeit zum Balzplatze zurück. Erst wenn alle Weibchen brütend auf den Eiern sitzen, enden diese Liebesspiele.

Wie in der Tundra schreitet das Weibchen auch in Deutschland erst spät im Jahre, frühestens Ende Mai oder Anfang Juni, zum Bau des Nestes, das sich nicht von dem der Heerschnepfe unterscheidet. Die 4 Eier sind in ihrer Grundfarbe merklich heller als die der übrigen Arten, und es herrscht bei ihnen ein reineres, manchmal etwas ins Graue ziehendes Gelb vor. Die Zeichnung, die sich sehr scharf von der Grundfarbe abhebt, besteht aus rotbraunen bis schwarzbraunen, unregelmäßigen Flecken und Schnörkeln, dazwischen finden sich aschgraue bis bräunlichgraue Unterflecke. Es sind die schlanksten aller Schnepfeneier, sind jedoch größer, durchschnittlich 47,2 mm lang und 30,9 mm dick. Das Weibchen brütet etwa 18 Tage mit voller Hingebung, sitzt ungemein fest, versucht sich durch Niederducken zu verbergen, bedeckt auch wohl, wie solches du Cane Godman beobachtete, seinen Rücken mit ausgerupftem Moose und fliegt erst davon, wenn der Störenfried bis in unmittelbare Nähe gelangte. Das Jugendleben der Küchlein verläuft in ähnlicher Weise wie bei der Heerschnepfe; die Jungen scheinen jedoch noch früher als die der letzteren selbständig zu werden und ihre Eltern zu verlassen.

Dieselben Feinde, die der Bekassine nachstellen, bedrohen auch die Mittelschnepfe. Ihr Wildbret ist das köstlichste aller Schnepfen, ihre Jagd die leichteste, die Abnahme der Art infolgedessen ebenso erklärlich wie beklagenswert.

Die Heerschnepfe oder Bekassine, auch Sumpf-, Moos-, Bruch-, Ried-, Gras-, Haar-, Ketsch-, Herren- oder Fürstenschnepfe genannt, Gallinago gallinago *Linn.* (scolopacina, coelestis), ist der Mittelschnepfe sehr ähnlich, oberseits auf braunschwarzem Grunde durch einen breiten, rostgelben Streifen, der längs der



Heerschnepfe, Gallinago gallinago *Linn.* 1/2 natürlicher Größe.

Kopfmitte verläuft, und vier lange, rostgelbe Streifen, die sich über den Rücken und die Schultern ziehen, gezeichnet, auf der Unterseite dagegen weiß, auf dem Vorderhalse grau, hier, auf der Oberbrust und an den Seiten braun gefleckt. Der Schwanz wird von 14 Steuerfedern gebildet. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel hornfarben. Die Länge beträgt 29, die Breite 45, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 6 cm.

Der Norden Europas und Asiens bis zum 70. Grad nördl. Br. ist auch die Heimat der Heerschnepfe; sie brütet überall, wo es große Sümpfe gibt, wahrscheinlich noch im Süden Europas und vielleicht sogar im Norden Afrikas. In Norddeutschland, Holland, Dänemark, Skandinavien, Livland, Finnland und Südsibirien ist sie an geeigneten Örtlichkeiten außerordentlich gemein. Während ihres Zuges besucht sie alle größeren und kleineren Sümpfe, Brüche und Moore, die zwischen ihrer Sommer- und ihrer Winterherberge liegen. Letztere umfaßt vielleicht noch einen größeren Raum als ihre Heimat selbst; denn die Bekassine kommt von Südchina an bis zum Senegal in allen zwischen dem 45. und 10. Grad nördl. Br. liegenden Ländern, ja bis zu der Molukkeninsel Batjan als Wandervogel vor. Mit Beginn des Oktober erscheint sie in Ägypten oder in Indien in unermeßlicher Anzahl, siedelt sich in allen Brüchen, Sümpfen und überschwemmten Reisfeldern an, setzt sich sogar an Strömen mit sandigen Ufern fest und geht hier wie ein Strandläufer ungedeckt umher, wandert den Strömen nach, soweit sie es in südlicher Richtung tun kann, und besucht möglicherweise die Quellen des Nils ebenso regelmäßig wie die Mündungen des Ganges. Der Vogel findet sich gelegentlich auf den Bermudas und, nach Reinhardt, oft in Grönland. Auch die Bekassine gehört trotz ihres massenhaften Auftretens an einem Orte zu den ungeselligen Vögeln. Eine kann dicht neben der andern liegen, wird sich aber schwerlich um ihre Nachbarin bekümmern. Ihre Reise legt die Heerschnepfe in der Nacht zurück; auch während des Wanderfluges zieht jede unabhängig von der andern ihres Weges fort. Unser Vaterland durchreist sie, sobald sich einigermaßen mildes Frühlingswetter einstellt, also unter Umständen bereits von Mitte Februar an bis Mitte April und im Herbste vom August an bis zum September und Oktober. In milden Wintern verweilen viele schon bei uns zulande; man trifft sie sogar in schneereichen Wintern hier und da, wenn auch einzeln, an sogenannten warmen Quellen an. Trockne Gegenden durcheilt sie so schnell wie möglich. Man begegnet ihr in der Regel nur in feuchten Niederungen, Sümpfen, Morästen, auf bruchigen Wiesen, kurz, auf Örtlichkeiten, die dem eigentlichen Sumpfe mehr oder weniger ähneln: ein Vorkommen an kahlen Flußufern, wie ich es in Nubien beobachtet habe, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Wesentliche Bedingung des Aufenthaltsortes ist, daß der Boden Gräser, Seggen, Ried- und andere Sumpfpflanzen trägt und ihren Bohrarbeiten kein Hindernis bietet. Auf solchen Stellen, die wir kurzweg Sümpfe nennen wollen, treibt sie, mit Ausnahme der Brutzeit, ihr Wesen so still, daß man von ihrem Vorhandensein nichts wahrnimmt. Auch sie ist vorzugsweise in der Dämmerung tätig, aber doch viel mehr Tagvogel als die Wald- und Mittelschnepfe. Wahrscheinlich schläft sie nur in den Mittagsstunden und benutzt die übrige Tageszeit, wenn sie sich ungestört weiß, zum Aufsuchen ihrer Nahrung.

Ihr Gang ist verhältnismäßig gut, zwar nicht so rasch wie der eines Strand- und Wasserläufers, aber doch viel schneller als der einer Waldschnepfe. Zum Flug erhebt sich fast jede Bekassine jählings in die Luft, beschreibt zunächst mehrere Zickzacklinien, stürmt dann mit raschen Flügelschlägen in gerader Richtung weit weg, schließt hieran einen großen Bogen, kehrt bis ziemlich zu derselben Stelle, von der sie sich erhob, zurück, zieht plötzlich die Flügel ein und stürzt in schräger Richtung mit größter Schnelligkeit wieder in den Sumpf hernieder. Daß sie trefflich zu schwimmen versteht und diese Kunst auch ohne Not ausübt, habe ich oft beobachtet. Bei Gefahr, besonders wenn sie von einem Raubvogel verfolgt wird, nimmt sie sogar zum Untertauchen ihre Zuflucht. Der gewöhnliche Ruf, den sie beim Auffliegen hören läßt, ist ein heiseres „Kähtsch", das unter Umständen mehrmals wiederholt wird. Während der Zugzeit vernimmt man ein heiseres „Grek gedgäh" und ebenso

zuweilen ein hohes „Zip“. In ihrem Wesen unterscheidet sich die Bekassine in vieler Hinsicht von der Wald- und Mittelschnepfe. Sie ist ebenso scheu und furchtsam wie die Waldschnepfe, aber weit beweglicher und bewegungslustiger als beide Arten, gefällt sich oft in einem Umherfliegen, das man als unnütz bezeichnen möchte, und wird nur, wenn sie sehr feist geworden ist, einigermaßen träge. Die Gatten hängen sehr aneinander und lieben ihre Brut ungemein; im übrigen bekümmern sie sich, strenggenommen, um kein anderes Tier, sofern dieses ihnen nicht gefährlich wird.

Insekten, Würmer, kleine Nacktschnecken und dünnschalige Weichtiere bilden die Nahrung der Heerschnepfe. Auch sie sucht diese erst in der Dämmerung und Nacht auf, streicht wenigstens erst zu dieser Zeit von einer Stelle zur andern und fällt gelegentlich auch auf Örtlichkeiten ein, auf denen sie sich den Tag über nicht sehen läßt. Bei reichlichem Futter wird sie außerordentlich fett.

In entsprechenden Sümpfen brütet ein Pärchen der Sumpfschnepfe nahe bei dem andern. Verhältnismäßig lange vor dem Legen beginnen die in jeder Hinsicht bemerkenswerten Liebesspiele. „Es schwingt sich das Männchen“, schildert Naumann sehr richtig, „von seinem Sitze aus dem grünen Sumpfe meistens blitzschnell, erst in schiefer Richtung aufsteigend, dann in einer großen Schneckenlinie himmelan, bei heiterem Wetter so hoch in die Lüfte, daß es nur ein gutes Auge noch für einen Vogel erkennt. In solcher Höhe treibt es sich nun flatternd im Kreise herum und schießt aus diesem mit ganz ausgebreiteten, still gehaltenen Flügeln senkrecht hernieder, darauf in einem Bogen auf- und abwärts durch die Luft und mit einem so besondern Kraftaufwande, daß in diesem Bogenschusse die äußersten, besonders geformten Schwanzfedern in eine bebende oder schnurrende Bewegung gesetzt werden und dadurch einen zitternden, wiehernden, summenden, knurrenden oder brummenden Ton geben, der dem Meckern einer Ziege höchst ähnlich ist und dem Vogel zu dem Namen Himmelsziege, Haberbock und ähnlichen verholfen hat. Durch einen so kräftigen Bogenschuß ist es nun wieder in die vorige Höhe gekommen, wo es wiederum flatternd einige Male herumkreist, um Kräfte zu einem neuen, senkrechten Bogensturze und dem mit ihm verbundenen Summen, Brummen, Meckern, oder wie man es sonst noch nennen möchte, zu sammeln, der sofort erfolgt. Und so wird das Kreisen, jedesmal etwa in der gleichen Höhe und auf einem kleinen Raume, mit den damit abwechselnden senkrechten Bogenstürzen und Meckern oft eine Viertel-, ja halbe Stunde lang fortgesetzt, wobei noch zu bemerken ist, daß dieses Getön an und für sich wenig über 2 Sekunden anhält und anfänglich in Zwischenräumen von 6—8, später aber, wenn die Kräfte anfangen zu erlahmen, von 20—25 Sekunden wiederholt wird. Wenn das Meckern mit Silben deutlich gemacht werden soll, kann man es mit ‚dudududududu‘, so schnell wie nur möglich gesprochen, am besten versinnbildlichen.“

„Wenn das Männchen mit jener gewiß sehr anstrengenden, sonderbaren Bewegung sich lange genug abgeplagt hat“, fährt Naumann fort, „ertönt aus dichtem, nassem Verstecke am Boden, an weniger unsicheren Orten wohl auch von einem erhabenen Steine oder Hügelchen der zärtlich verlangende Liebesruf der Auserwählten zum Geliebten hinauf, und kaum hat dieser die ersehnte Einladung vernommen, als er auch sogleich seine Gaukelei beendet, seine Flügel dicht an den Leib zieht und wie ein fallender Stein, auch mit ebensolchem Sausen fast senkrecht aus der Höhe zu seinem Weibchen hinabstürzt.“ Der erwähnte Liebesruf ist ein hoher, reiner, pfeifender Laut, den man durch die Silben „tikküp“ oder „diëp“ ungefähr wiedergeben kann. Das Nest wird am liebsten auf einer rings von Sumpf

und Wasser umgebenen Erhöhung, ziemlich verborgen zwischen Schilfgräsern angelegt: die Grundlage ist eigentlich nur das etwas eingedrückte Gras, das höchstens mit trocknen Blättchen und Hälmchen belegt ist und durch die weiter wachsende Umgebung später fast vollständig überdeckt wird. Von Mitte April an bis Ende Mai findet man in ihm regelmäßig 4 durchschnittlich 39,8 mm lange, 28 mm dicke, feinkörnige, glattschalige, glanzlose Eier, die auf schmutzig oder grünlich-olivengelbem, auch schwach graugrünem Grunde mit grauen, weil tiefer liegenden, sogenannten Schalenflecken und vielen groben Oberflecken und Punkten von grünlicher oder rötlicher und schwarzbrauner Färbung und spiraliger Anordnung gezeichnet sind. Sie werden vom Weibchen allein innerhalb 15—17 Tagen ausgebrütet, die Jungen aber von beiden Eltern geführt, weshalb auch der Vater, sobald die Kinder das Licht der Welt erblickt haben, seine Gaukeleien einstellt. Das buntscheckige Dunenkleid der Kleinen macht schon nach 8—10 Tagen dem Jugendkleide Platz, nach ein paar Wochen beginnen die Jungen bereits zu flattern, einige Tage später sind sie selbständig geworden.

Die Heerschnepfe ist, dank ihres Aufenthaltes und ihrer bedeutenden Flugfertigkeit, weniger Gefahren ausgesetzt als die Waldschnepfe. Plötzliches Anschwellen der Gewässer vernichtet manchmal Hunderte von Nestern zu gleicher Zeit. Der Europäer verfolgt sie ihres schmackhaften Wildbrets wegen, das dem der Mittelschnepfe an Wohlgeschmack zwar bei weitem nachsteht, das der Waldschnepfe jedoch entschieden übertrifft, allenthalben, wenn auch nicht überall mit besonderem Eifer.

Auch Bekassinen lassen sich in der Gefangenschaft halten; ihre Eingewöhnung verlangt aber einen sehr geschickten Pfleger, der sich keine Mühe verdrießen läßt. Die gefangenen werden zutraulich, zeigen sich aber bei Tage träge und schläfrig und sind nur des Nachts munter, können also nicht zu den empfehlenswerten Stubenvögeln gezählt werden.

Die Moorschnepfe, Halb-, Maus- oder Fledermausschnepfe, auch Stumme Schnepfe, Haarpudel, Böckerle oder Filzlaus genannt, Limnocryptes gallinula *Linn.*, mit schmalrückigem, kurzem, verhältnismäßig hohem, vor der Spitze verbreitertem Schnabel und aus zwölf Federn bestehendem Schwanze, ist die kleinste Schnepfenart: ihre Länge beträgt 16, die Breite 39, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 4 cm. Zügel, ein Streifen unter den Wangen und Kopf sind braun, zwei Streifen über und unter dem Auge rostgelblich, die Mantelfedern schwarzblau, mit grünem und purpurnem Schiller und vier rostgelben Hauptstreifen, die der Gurgel, des Kropfes und der Seiten grau, bräunlich gewellt und gefleckt, im übrigen weiß, die Schwung- und Steuerfedern mattschwarz, letztere rostgelb eingefaßt. Das Frühlingskleid zeigt auf den Flügeln eine mehr rostrote Färbung als das Herbstkleid; das Jugendkleid ist nicht so strahlend wie das der alten Vögel.

An denselben Orten, die während des Frühlings- und des Herbstzuges die Heerschnepfe beherbergen, findet man auch ihre kleinere Verwandte, niemals jedoch in gleicher Anzahl. Einzelne Pärchen brüten hier und da in Deutschland; ihre eigentliche Heimat aber ist Rußland und Westsibirien, in Ostsibirien fand Radde sie nur selten. In Skandinavien trifft man sie stellenweise als Brutvogel an; in Livland und Litauen ist sie gemein. Ihre Wanderung erstreckt sich nicht so weit nach Süden wie die der Bekassine; jedoch kommt sie gleichzeitig mit letzterer in Indien an, verteilt sich über die ganze Halbinsel und verläßt diese im Frühjahr mit ihrer Verwandten wieder. Dasselbe gilt für Nordafrika. In Spanien und Griechenland

überwintern viele, und zwar auf Ackerland. „Diese Felder“, sagt Graf von der Mühle, „werden im Winter durch den oft 14 Tage anhaltenden Regen 30—60 cm hoch unter Wasser gesetzt und sind dann der Lieblingsaufenthalt von unzähligen Sumpf- und Moorschnepfen, unter denen die letzteren zwar die wenigst zahlreichen, jedoch noch immer häufig genug sind. Dort sah ich sie zum erstenmal zu Tausenden bei Tage, besonders bei nebeligem und regnerischem Wetter, umherlaufen und ihre Nahrung suchen.“ Anfang März verlassen die Wintergäste den Süden und reisen nun, wie die übrigen Arten, des Nachts der eigentlichen Heimat zu.

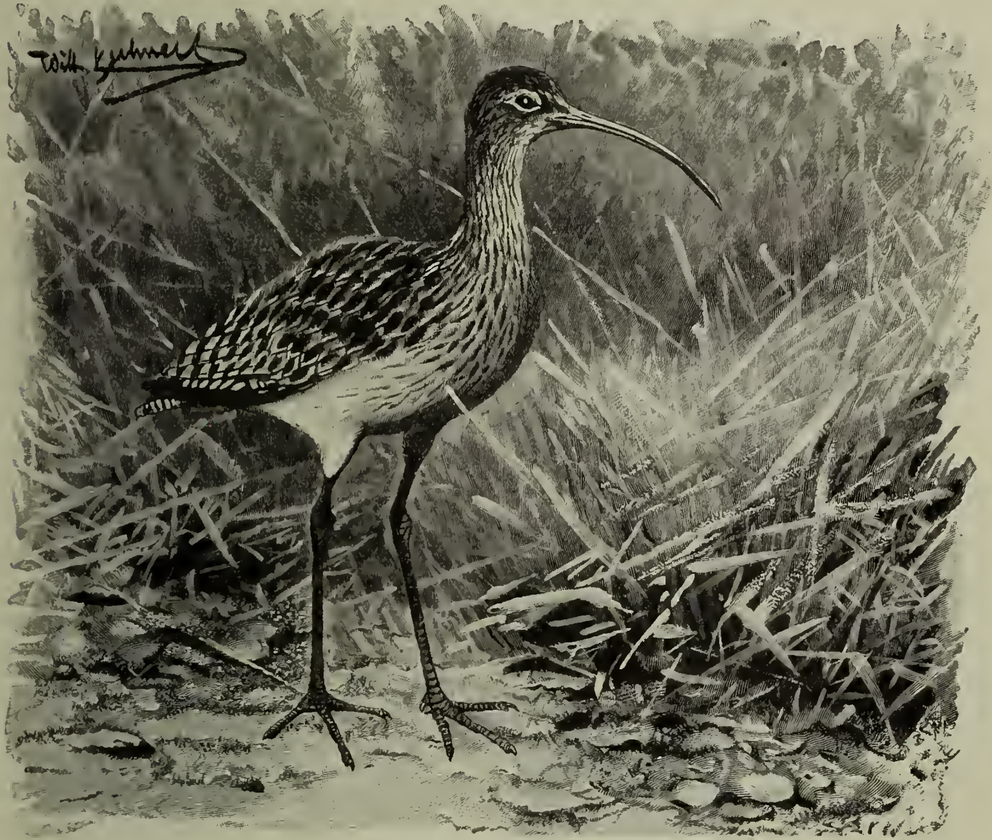
Die Halbschnepfe ähnelt in ihrer Körperhaltung den verwandten Arten, läuft auch ungefähr wie diese auf dem Boden umher, fliegt aber viel weniger gut, d. h. unsicherer, obgleich sie noch immer schnell genug dahineilt und die verschiedensten Schwenkungen ausführen kann, erhebt sich ungern hoch in die Luft, flattert vielmehr zuweilen förmlich über dem Sumpfe fort, so daß sie wirklich einer Fledermaus ähnlich wird, und schreit beim Auffliegen noch seltener als die Mittelschnepfe, liegt ungemein fest und läßt einen Störenfried unter allen Umständen bis auf wenige Schritte nahen, bevor sie sich überhaupt zum Fliegen entschließt. Ihre Stimme, die man am häufigsten noch gegen Abend vernimmt, ist ein feiner, scharfer, wie „kiz“ oder, wenn dumpf betont, wie „ähtsch“ klingender Laut; der Balzruf läßt sich wiedergeben durch die Silben „tettettettettet“, die zuweilen 4—6 Sekunden ununterbrochen ausgestoßen werden. Ihre Nahrung ist im wesentlichen dieselbe wie bei den anderen Sumpfschnepfen; doch hat man in ihrem Magen öfter als bei den verwandten Arten auch feine Sämereien gefunden.

Wahrscheinlich brütet die Halbschnepfe nicht so selten in Deutschland, wie gewöhnlich angenommen wird. E. v. Homeyer erhielt in Pommern, Söter in Westfalen, Bolzmann ebenda gefundene Eier. Skandinavien, Litauen, Livland und Estland, Mittelrußland und Südsibirien sind ihre eigentlichen Brutländer. Das Nest ist eine mit wenigen Grashälmchen belegte Grube auf einem Hügelchen. Die 4 Eier sind denen der Bekassine sehr ähnlich. Sie haben auf matt olivengrünem Grunde violettgraue Schalenflecke, gelbliche oder rötlichbraune in der Mitte und schwarzbraune Tüpfel als Oberzeichnung. Sie sind durchschnittlich 38,2 mm lang und 27,6 mm breit. Über das Jugendleben der Jungen habe ich keine sicheren Angaben. Dieselben Feinde, die der Bekassine nachstellen, gefährden auch die Halbschnepfe. Ihre Jagd bietet kaum Schwierigkeiten, weil sie sehr fest liegt und dann auch nur verhältnismäßig langsam dahinfliegt. Das Wildbret ist besser als das der Bekassine.

Die Gattung der Brachvögel (Numenius *Linn.*) umfaßt neun Arten und ist fast weltweit verbreitet. Es sind schlank gebaute Vögel mit sehr langem, seicht gebogenem, an der Wurzel hohem, nach vorn allmählich schwächer werdendem, mit Ausnahme der hornigen Spitze weichem Schnabel, dessen Oberteil etwas länger als der untere und ein wenig über ihn herabgebogen ist; die Füße, deren vier Zehen durch eine deutliche Spannhaut verbunden werden, sind schlank und hoch, bis weit über die Ferse hinauf nackt, breitsohlig, die Flügel, in denen die erste Schwungfeder die längste ist, groß und spitz, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang und abgerundet, das Kleingefieder, das sich weder nach dem Geschlechte noch nach der Jahreszeit unterscheidet, derb, dicht schließend und lerchenfarbig.

Der Brachvogel oder Bracher, Brachhuhn, Wind-, Wetter-, Gewitter- und Regenvogel, Feldmäher, Geisvogel, Keilhaken,

Kieloch, Korn-, Feld-, Brach-, Doppelschnepfe, Numenius arquatus *Bodd.*, ist die größte unserer einheimischen Arten. Seine Länge beträgt 70—75, die Breite durchschnittlich 125, die Flügellänge 32, die Schwanzlänge 12, die Schnabellänge 18—20 cm. Das Gefieder der Oberseite ist braun, licht rostgelb gerandet, das des Unterrückens weiß, braun in die Länge gefleckt, das des Unterkörpers rostgelblich, braun geschaftet und längsgefleckt; die Schwungfedern sind schwarz, weiß gekantet und weiß gefleckt, die drei ersten an der Innenfahne weiß gesäumt, die übrigen zackig lichter gefleckt, die Steuerfedern auf



Brachvogel, Numenius arquatus *Bodd.* 1/7 natürlicher Größe.

weißem Grunde schwarzbraun gebändert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Wurzel des Unterschnabels olivengrau, der Fuß bleigrau. Die Jungen unterscheiden sich von den Alten durch den kürzeren Schnabel und die blässeren Fleckchen im Gefieder der Unterseite.

Der Regenbrachvogel, Mittelbrachvogel, Regen- und Blaubeerschnepfe, Regen-, Güs-, Güth- und Jütvogel, Kücker, Halbgrüel, Wirhelen usw., Numenius phaeopus *Linn.*, ist um ein Viertel kleiner als der Brachvogel; seine Länge beträgt 52, die Breite 90, die Flügellänge 24, die Schwanzlänge 11, die Schnabellänge 11 cm. Das Gefieder ist im allgemeinen dem des vorher beschriebenen

Verwandten ähnlich, jedoch düsterer gefärbt; das Gefieder des Kopfes ist dunkelbraun, ungefleckt, in der Mitte durch einen hellen Längsstreifen geteilt, die Weichen weiß, mit schwarzbraunen Pfeilflecken und Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern grauweißlich, an der Wurzel aschgrau, mit 7—8 dunkeln, am Rande verwaschenen Bändern geziert. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau.

Es gibt kein Land in Europa, in dem der Brachvogel oder Keilhaken noch nicht beobachtet worden wäre; denn von Lappland bis in die Gegend von Wien und Krain ist er Brutvogel, und den Süden berührt er während seines Zuges. Außerdem findet er sich im größten Teile Asiens, soweit es Klima und Lebensbedingungen zulassen. Auf seinen Wanderungen durchreist er Afrika ebenso regelmäßig, wie er Indien besucht; er trifft im September ein und verweilt bis zum März. Eine ähnliche Art (Numenius longirostris *Wils.*) brütet in Texas, Südcarolina und wahrscheinlich auch in Florida; auf ihren Wanderungen kommt sie südwärts bis Guatemala. In Deutschland trifft der Brachvogel im April ein und wandert bis Anfang Mai durch, kehrt aber schon Ende Juli zurück, treibt sich ziellos umher und bricht endlich im September nach der Winterherberge auf, vorausgesetzt, daß das Wetter ungünstig ist; denn unter Umständen überwintert er auch in nördlichen Gegenden, seltener in Deutschland, häufiger in Großbritannien oder auf den Färöer. In Griechenland sieht man laut Graf von der Mühle, in Spanien nach meinen Erfahrungen einzelne Brachvögel während des ganzen Jahres. Der Regenbrachvogel bewohnt während der Brutzeit nur die hochnordischen Tundren, wandert aber ebensoweit wie der Verwandte und ist daher, wie dieser, als Weltbürger zu bezeichnen. Nach König finden sich der Keilhaken und der Regenbrachvogel zusammen als Brutvögel im hohen Norden der Alten Welt, aber der Keilhaken wandert über Land, d. h. über Ost- und Mitteleuropa nach dem nordöstlichen Afrika, der Regenbrachvogel über die Inseln der Ost- und Nordsee und entlang der europäischen Westküste über Holland, Frankreich, die Iberische Halbinsel bis zu den Kanaren.

Hinsichtlich der Lebensweise ähneln sich die verschiedenen Arten so, daß es genügt, wenn ich mich auf die Lebensschilderung des Brachvogels beschränke. Unter allen Regenpfeiferformen zeigt er sich am wenigsten wählerisch hinsichtlich seines Aufenthaltes. Ihm ist jede Gegend recht, die Seeküste wie verschiedene Binnengewässer, die Ebene wie das Hügelland. Vom Wasser aus fliegt er auf das dürrste Land, von diesem auf Feld oder Wiese, von hier aus wieder zum Wasser zurück, just, wie es ihm einfällt. Zeitweilig teilt er mit der Sumpfschnepfe, zeitweilig mit dem Dickfuß das gleiche Gebiet. Man begegnet ihm überall, aber nirgends eigentlich regelmäßig. Während seiner Wanderung, die er bei Tage wie bei Nacht ausführt, folgt er allerdings den allgemeinen Heerstraßen, verläßt aber Ströme und Flüsse auf Meilen weit, überfliegt auch ohne Bedenken mittelhohe Gebirge. Wie in Deutschland treibt er es auch in der Winterherberge. Er gehört zu den regelmäßigen Erscheinungen an den Seen; aber er fängt auch mit dem Ibis in der Steppe Heuschrecken oder sucht sich an den felsigen Ufern des Nils in Nubien sein Futter. Alle Stücke, die Pechuel-Loesche in Niederguinea am Meeresstrande und an Lagunen erlegte, hatten ihren Hunger ausschließlich mit Strandkrabben gestillt.

Ich habe den Brachvogel auf seinen Brutplätzen in Lappland und Sibirien, am Weißen oder Blauen Nil, in Ägypten, Griechenland, Spanien und Deutschland beobachtet, bin unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit ihm zusammengetroffen und habe ihn unter allen Umständen als denselben kennen gelernt. Scheu und vorsichtig, mißtrauisch,

selbstbewußt und doch furchtsam zeigt er sich stets. Geselliger als viele andere Arten von Regenpfeifern, bildet er gern kleine Vereine, und seine Wachsamkeit versammelt stets eine Menge minder begabter Strandvögel um ihn; er aber gibt sich mit dem Gesindel nur so weit ab, als es ihm gerade gut dünkt. Dem Locktone seiner Art folgt er, beantwortet ihn wenigstens, um andere Stimmen bekümmert er sich nicht.

Haltung, Gang, Flug und Stimme zeichnen den Brachvogel vor sämtlichen Regenpfeifern zu seinem Vorteil aus. Er geht mit großen Schritten, aber leicht und zierlich, wie Naumann sagt, „anständig", verdoppelt, wenn er schnell weiter will, seine Schritte nicht der Anzahl, sondern der Weite nach, watet oft bis an den Leib im Wasser umher und schwimmt, auch ungezwungen, recht gut. Sein Flug ist zwar nicht besonders schnell, aber anhaltend, regelmäßig, gewandt und der verschiedensten Wendungen fähig. Vor dem Niedersetzen pflegt er eine Zeitlang zu schweben; wenn er sich aus bedeutenden Höhen herabsenken will, zieht er die Flügel an und stürzt wie ein fallender Stein sausend hernieder, hält sich aber durch einige Flügelschläge und Ausbreiten der Schwingen noch rechtzeitig auf und berührt erst nach einigen Schwenkungen den Boden. Seine Stimme besteht in abgerundeten, vollen, klangreichen Tönen, denen man die Silben „taü taü" und „tlaüid tlaüid" zugrunde legen kann. Der Unterhaltungslaut klingt wie „twi twi"; der Angstruf ist ein kreischendes „Kräh" oder „Krüh". Während der Paarungszeit gibt auch er einen kurzen Gesang zum besten; dieser besteht jedoch auch nur aus dem gewöhnlichen Lockrufe, der in eigentümlicher, kaum beschreiblicher Weise verschmolzen wird.

Einzelne Gegenden Nord-, selbst Mitteldeutschlands, wie bei Hoyerswerda in der Oberlausitz, in der Mark, bei Wien usw. werden vom Brachvogel bereits zum Nisten benutzt; eigentlich aber brütet er in nördlicheren Ländern und hier, wie bemerkt, hauptsächlich in der Tundra. Die Brutvögel treffen auch in Lappland ungefähr um dieselbe Zeit ein wie bei uns und schreiten bald nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. Das Männchen läßt seinen Paarungsruf jetzt zu jeder Tageszeit, am häufigsten aber in den stillen Mitternachtsstunden erschallen, und das Weibchen sucht inzwischen nach einer passenden Kaupe in der Fläche, die das Nest tragen soll. Dieses ist nichts anderes als eine Vertiefung im Moose oder Riedgrase, die mir erschien, als ob sie eingedrückt und gerundet, nicht aber durch Ausscharren entstanden sei. In einigen dieser Nester fand ich eine dürftige Unterlage von herbeigetragenen Pflanzenstoffen; in anderen war das Moos selbst hierzu benutzt worden. Die 4 Eier sind größer als die einer Ente, etwa 67,5 mm lang, 46,9 mm breit, birn- oder kreiselförmig, nicht gerade glattschalig, dabei glanzlos und auf schmutzig olivengrünem, mehr oder weniger ins Gelbe und Bräunliche spielendem Grunde mit dunkelgrauen Unterflecken und Punkten, grünlich schwarzbraunen Oberflecken, Stricheln und Schnörkeln gezeichnet, die meist scharf hervortreten und sich gegen das stumpfe Ende hin häufen. Beide Geschlechter scheinen abwechselnd zu brüten, bekunden mindestens warme Liebe zur Brut und setzen sich angesichts des Feindes wirklichen Gefahren aus. Die Jungen werden baldmöglichst den Stellen zugeführt, die mit höherem Grase bestanden sind.

Insekten der verschiedensten Art in allen Lebenszuständen, Würmer, Weich- und Krebstiere, auch Fischchen oder Lurche und endlich mancherlei Pflanzenstoffe, besonders Beeren, bilden die Nahrung der erwachsenen Brachvögel; die Jungen fressen nur Kerfe, im hohen Norden ausschließlich Mücken und deren Larven. In der Gefangenschaft hält sich der Brachvogel gut, gewöhnt sich bald an das übliche Ersatzfutter, seinen Pfleger und andere Tiere, mit denen man ihn zusammensperrt, und wird sehr zahm.

Die Jagd ist nicht leicht. Sichern Erfolg verspricht der Fang am Neste; auch der Fang am Wasserläuferherde gelingt oft. Hier gilt der Brachvogel für den eifrigen Vogelsteller dasselbe, was der Auerhahn oder Hirsch dem Jäger ist. Die außerordentliche Vorsicht des Vogels beansprucht alle Aufmerksamkeit des Fängers. Dieser darf sich in seinem Hüttchen nicht rühren, muß sein Locken genau verstehen, es nie zur Unzeit tun oder fortsetzen, oft eine harte Geduldsprobe bestehen und meist lange, nicht selten vergeblich, warten. „Aber es ist auch keine kleine Freude, fünf, sechs oder noch mehr Bracher nach einem Zuge unter dem Garne zappeln zu sehen."

Das Wildbret wird geschätzt, steht aber dem der wirklichen Schnepfen weit nach und verdient seinen Ruhm nur im Spätsommer, nicht im Herbst oder Frühling. Die im Winter in Afrika erlegten Brachvögel geben höchstens eine gute Suppe.

Für die Uferschnepfen (Limosa *Briss.*), die eine anderweitige, nahezu weltweit verbreitete Gattung bilden, sind bezeichnend ihre Größe, der kräftige Leib, der kleine Kopf, der sehr lange, bald gerade, bald sanft aufwärts gebogene, an der Wurzel starke und hohe, nach vorn sich verjüngende Schnabel, der in eine breite, löffelartige Spitze ausläuft, bis wohin er weich und biegsam ist; ferner der hohe, schlanke, vierzehige Fuß, der ziemlich lange, schmale, spitzige Flügel, in dem die erste Schwungfeder die längste ist, der kurze, ab- und zugerundete, aus zwölf Federn bestehende Schwanz, das dichte, derbe, glatt anliegende Kleingefieder und die sehr übereinstimmende, nach der Jahreszeit verschiedene Färbung. In Gestalt und Wesen stehen die Uferschnepfen dem Wasserläufer am nächsten; jedoch läßt sich nicht verkennen, daß sie auch mit den Brachvögeln Ähnlichkeit haben, während sie anderseits wiederum an die Schnepfen erinnern.

Die Pfuhlschnepfe, auch Seeschnepfe oder Sumpfwater genannt, Limosa lapponica *Linn.* (rufa), ist auf Scheitel und Nacken hell rostrot, braun in die Länge gestreift, auf Rücken und Schultern schwarz mit rostfarbenen Flecken und Rändern, auf den Deckfedern der Flügel gräulich und weiß gesäumt, auf dem Bürzel weiß, braun gefleckt; Augenbrauen, Kehle, Halsseiten und untere Teile sind lebhaft dunkel rostrot, die Brustseiten und unteren Schwanzdeckfedern schwarz in die Länge gefleckt, die Schwungfedern schwarz, weiß marmoriert, die Steuerfedern grau und weiß in die Quere gebändert. Die Iris des Auges ist braun, der Schnabel rötlich, an der Spitze schwarzgrau, der Fuß schwarz. Beim Weibchen sind die Farben weniger lebhaft. Im Winterkleide sind die Oberteile aschgrau, mit schwärzlichbraunen länglichen Flecken, Rücken, Bürzel und Unterschwanzdeckfedern weiß, die Deckfedern der Flügel schwarz, weiß gesäumt, die Unterteile weiß. Die Länge beträgt 41, die Breite 68, die Flügellänge 20, die Schwanzlänge 7 cm.

Die Uferschnepfe, Geiskopfschnepfe oder Limose, Limosa limosa *Linn.* (melanura, aegocephala), ist 45—48 cm lang, gegen 80 breit, die Flügellänge beträgt 23, die Schwanzlänge 9 cm. Das Kleingefieder ist vorherrschend rostrot, auf dem Kopfe und Oberrücken durch breite Schaftflecke, auf dem Mantel durch Pfeilflecke gezeichnet, auf der Unterseite vom Kropfe an schwarz quergebändert, das kleine Flügeldeckgefieder grau, der Unterrücken bräunlichschwarz, der Bürzel weiß; die Schwungfedern sind schwärzlich, von der vierten an im Wurzelteile weiß, die Schwanzfedern an der Wurzel weiß, im übrigen

schwarz. Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel orangefarben, sonst hornschwarz, der Fuß schwarz. Das nicht gefleckte Winterkleid ist grau, unterseits licht fahlgrau.

Alle Arten von Uferschnepfen führen eine so übereinstimmende Lebensweise, daß ich mich bei deren Schilderung auf die Pfuhlschnepfe beschränken darf.

Sie brütet in Nordeuropa und Nordasien; von hier aus aber besucht sie während ihres Zuges den größten Teil von Südasien, ganz Südeuropa und Nordafrika bis nach Südnubien und bis zum Gambia hin, erscheint also auch an den deutschen und besonders an den holländischen Küsten in Menge. Als gelegentlicher Irrgast ist die Uferschnepfe in Grönland beobachtet worden. „Myriaden", sagt Naumann, „streichen an der Westküste Schleswigs und Jütlands in wolkenähnlichen Zügen von den Watten auf die Wiesen und Viehweiden und auf jene zurück, wie ihnen Ebbe und Flut gebieten; wo sich eine solche Schar lagert, bedeckt sie buchstäblich den Strand in einer langen Strecke oder überzieht, wo sie ruhig auf den Watten ihrer Nahrung nachgeht und weniger dicht beisammen ist, eine fast nicht zu übersehende Fläche. Unglaublich ist ein solches Gewimmel, und das Aufsteigen einer Schar in der Ferne oft einem aufsteigenden Rauche ähnlich." Die Hauptmasse der Pfuhlschnepfe scheint den Seeküsten entlang zu wandern; wenigstens trifft man Pfuhlschnepfen im Innern Deutschlands stets nur in geringer Anzahl. Dagegen sieht man sie häufig im Süden Europas und besonders an den Strandseen Unterägyptens, wie denn überhaupt die Mittelmeerländer für die aus Nordwesteuropa wegziehenden wohl die eigentliche Winterherberge bilden. Kaum sind die Schwärme, die man im Frühjahre auf jenen Watten sieht, nach Nordosten gezogen, so kehren auch schon einzelne Alte wieder nach dem Süden zurück, wie Naumann meint, solche, die in der Brut unglücklich waren und ohne Nachkommenschaft blieben. Der wirkliche Zug beginnt Ende August und währt den September hindurch; die Rückkehr erfolgt vom April an bis tief in den Mai hinein. Während des Zuges entfernen sie sich ungern vom Meere, treiben sich auf den von der Ebbe bloßgelegten Watten und Sandbänken umher, schwärmen mit zurückkehrender Flut nach dem Festlande zurück, senden, wenn die Ebbe wieder eintritt, Kundschafter aus, erheben sich, nachdem ihnen diese die erwünschte Nachricht gebracht, unter entsetzlichem Lärm, eilen dem Wasser zu und folgen nun den zurückweichenden Wogen. Auch die im Innern des Landes sich aufhaltenden lieben es, vom Wasser weg auf das Trockne zu fliegen und wieder dahin zurückzukehren. Sie verbringen dann die Mittagszeit, in der sie auch schlafen, am Lande und suchen gegen Abend das Wasser auf, an dem sie sich während der ganzen Nacht oder doch in der Abend- und Morgendämmerung beschäftigen.

Die Uferschnepfen schreiten mit gemessenen Schritten am Wasserrande einher, waten oft bis an den Leib ins Wasser, schwimmen auch und wissen sich im Notfalle trefflich durch Untertauchen zu helfen. Der Flug ähnelt dem der kleineren Wasserläufer hinsichtlich der Leichtigkeit und Gewandtheit, steht ihm auch kaum an Schnelligkeit nach. Vor dem Niedersetzen pflegen die Uferschnepfen zu flattern und ihre Flügel vor dem Zusammenlegen mit den Spitzen senkrecht in die Höhe zu strecken. Wenn mehrere von einem Orte zum andern fliegen, halten sie selten eine bestimmte Ordnung ein, bilden vielmehr wirre Schwärme, wogegen sie, wenn sie ziehen, die übliche Keilordnung annehmen. Die Stimme unterscheidet sich von der der kleinen Wasserläufer durch die Tiefe des Tones und den geringen Wohlklang. Der Lockton klingt wie „kjäu" oder „kei kei", auch wohl „jäckjäckjäck"; der Paarungsruf, wohllautender, mehr flötenartig, wie „tabie tabie".

Das Betragen der Uferschnepfen läßt auf scharfe Sinne und hoch entwickelte Fähigkeiten schließen. Zuweilen trifft man einzelne an, die sich gar nicht scheu zeigen; eine Gesellschaft aber ist immer scheu, sie mag sich aufhalten, wo sie will. Am Mensalehsee sah ich selten eine Uferschnepfe ohne die übliche Begleitung der verschiedensten Strandläufer und Regenpfeifer, die jeder Bewegung des großen Führers folgten und sich ihm überhaupt in jeder Hinsicht unterordneten. Andere Wasserläufer gesellen sich diesen Vereinen nicht bei.

Würmer und ausgebildete Insekten oder deren Larven, kleine Weichtiere, junge Krebse und Fischchen bilden die Nahrung der Uferschnepfen; große Beute vermögen sie nicht zu verschlingen. Ob ihr Schnabel wirklich, wie man angenommen, so feinfühlend ist, daß sie ohne Hilfe des Gesichtes ihre Nahrung entdecken, steht dahin.

Soviel man weiß, brütet die Pfuhlschnepfe bloß in Lappland, Finnland und Taimyrland. Die Zahl der düsteren, schmutzig olivbraunen, mit sehr matten, verschwommenen braunvioletten und schmutzig gelbbraunen, nicht scharfbegrenzten Mittelflecken und zahlreichen Punkten und vereinzelten kleinen tiefbraunen Oberflecken gezeichneten Eier beträgt 4; sie sind durchschnittlich 52 mm lang und 36,7 mm breit.

Die Uferschnepfe brütet in Jütland, Holland, Polen meist gesellig und legt auf einer etwas erhöhten Stelle in tiefen und großen Sümpfen und Morästen oder auf nassen, moorigen Wiesen ihr Nest an: eine einfache, mit Gewürzel und Grashalmen ausgelegte Grube, die Ende April 4 verhältnismäßig große, durchschnittlich 54,3 mm lange, 37,3 mm dicke, bauchige, auf graugelblichem, bräunlichem, dunkel olivengrünem oder rostbraunem, immer trübem Grunde mit großen und kleinen Flecken, Stricheln und Punkten von aschgrauer, erdbrauner, dunkelbrauner Färbung gezeichnete Eier enthält. Beide Eltern brüten abwechselnd und hingebend, umfliegen unter lautem, kläglichem Geschrei jeden Störenfried, der sich dem Neste naht, führen auch die Jungen gemeinschaftlich.

In der Gefangenschaft benehmen sich die Uferschnepfen wie andere Wasserläufer, gehen leicht ans Futter, gewöhnen sich bald ein, lernen ihren Wärter kennen und halten sich jahrelang vortrefflich.

*

Die eigentümliche Familie der **Scheidenschnäbel (Chionididae)**, die nur fünf Arten in einer Gattung (Chionis *Forst.*) umfaßt, bewohnt Inseln des antarktischen Gebietes bis zum 29. Grad südl. Br. nordwärts und wurde früher in die Nähe der Möwen gestellt; jetzt zweifelt wohl niemand mehr an ihrer Verwandtschaft mit den Limicolae, unter denen ihnen Haematopus und Recurvirostra in mancherlei Einzelheiten des Skelettbaues und der Befiederung besonders nahestehen. Sie sind von hühnerartiger Gestalt, haben einen mäßig großen Kopf, kurzen Hals, kurzen, vorn und hinten gekörnelten Lauf, drei halbgeheftete Vorderzehen und eine kurze, hoch eingelenkte Hinterzehe. Der Schnabel ist kurz, kräftig seitlich zusammengedrückt, der First hinten aufgetrieben, bis zur Spitze gekrümmt, oben an der Wurzel mit einer die Nasenlöcher überdeckenden Hornscheide versehen. Die mäßig langen Flügel, deren zweite und dritte Schwinge die längsten sind, reichen bis zur Mitte des gleichfalls mittellangen Schwanzes, am Bug haben sie eine Hornwarze. Die Farbe des Gefieders ist durchaus rein weiß. Sie nisten in Felsenspalten, legen 1—3 ansehnliche, birnförmige Eier, die auf lehmfarbigem Grunde dicht purpur- oder violettbraun gefleckt sind. Die Jungen tragen ein graues Dunenkleid.

Der Weiße Scheidenschnabel, Chionis alba *Gmel.* (Taf. „Regenpfeifervögel I", 4 bei S. 225), hat einen schwarzen Schnabel, der am Grunde oben und unten



Scheidenſchnabel.

schwefel- bis grünlichgelb oder blaßrötlich ist. Das Gesicht ist nackt mit milchweißen Wärzchen bedeckt, ebenso die Augenlider, die Warze am Flügelbug gelb, die Iris schmutzigrötlich, die Füße dunkel blaugrau. Die Gesamtlänge ist 38, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 10, die Laufhöhe 3,5 cm. Der Weiße Scheidenschnabel bewohnt das südlichste Südamerika und die benachbarten Inseln. Er fliegt sehr gut und wird nach Darwin sehr weit von der Küste auf dem Meere schwimmend gefunden; auch Bruce traf ihn mitten zwischen den Südorkney- und Sandwichinseln, 300 englische Meilen vom Land, auf offener See. Nach demselben Gewährsmann frißt er Muscheln und Seepflanzen auf den während der Ebbe trocknen Uferfelsen.

Der auf der beigehefteten Tafel dargestellte Kleine Scheidenschnabel, Chionis minor *Hartl.* (Chionarchus), ist sehr im Widerspruch zu seinem Namen etwas größer als die vorige Art. Er hat einen ganz schwarzen Schnabel und ein vom Schnabelgrunde bis zu den Augen schwarzes Gesicht mit Höckerchen, die beim Männchen besonders in der Paarungszeit etwas stärker als beim Weibchen sind. Die Augenlider sind bleich fleischrot, die Iris ist schwarz mit einem Stich ins Purpurrote. Die Warze am Flügelbug ist schwarz, die Füße sind schmutzig rötlichweiß. Der Vogel bewohnt Kerguelenland, die Marion- und Prinz-Eduard-Insel.

Über seine Lebensweise sind wir, besonders durch den Engländer Hall, etwas besser als über die der amerikanischen Art unterrichtet. Die Scheidenschnäbel sind auf Kerguelenland für die dort brütenden anderen Wasservögel ein wahres Kreuz. Mit Vorliebe fressen sie die Eier der Pinguine. Unser Gewährsmann sah einen alten Pinguin, der gerade im Begriffe stand, sein fast ebenso großes Kind zu füttern. Neben beiden stand ein Scheidenschnabel. In dem Augenblick, als der alte Pinguin sich vorwärts beugte, um dem Jungen einen leckern Bissen zu reichen, sprang der dreiste Scheidenschnabel dem Pinguinkinde in den Nacken, drückte den armen Burschen nieder und nahm statt seiner die Gabe in Empfang. Vor Menschen zeigen die Scheidenschnäbel von Kerguelen ebensowenig Scheu, wie andere dort lebende Vögel. „Neugierig pickten sie", so erzählt Chun, „an den Schuhen und Gewehrkolben, um uns dann mit trippelndem Gang auf der weiteren Wanderung zu begleiten.

Zum Nisten benutzen diese Scheidenschnäbel eine Felsspalte oder die leerstehende Bruthöhle eines Sturmvogels, wenn eine solche neben einem großen Stein zu finden ist. Das Nest selbst ist kreisrund und hübsch aus Seepflanzen hergestellt, oder wohl auch aus Gras, wenn das bequemer zu haben ist. Es enthält meist 2, manchmal 3 Eier von 6 cm Länge und 4 cm Breite. Deren Färbung ist sehr verschieden: es gibt rahmgelbe mit kleinen, schwachen, purpurroten Unter- und nahezu gleichgroßen Oberflecken, die am stumpfen Ende zahlreicher sind; andere Eier haben die gleiche Grundfarbe, aber so zahlreiche, große graue Wische und dunkelbraune Flatschen, daß fast nichts von ihr zu sehen ist. Dann gibt es weiße Eier mit scharf ausgeprägten, braunen bis schwarzen Flecken, und endlich hellbraune mit ansehnlichen, sehr unregelmäßigen dunkelbraunen Flatschen. Die beiden letzten Arten sind die zahlreichsten.

*

Die **Rennvögel (Glareolidae)** bilden eine 26 Arten umfassende, die heißen und wärmeren gemäßigten Gegenden der Alten Welt, besonders Afrika und die angrenzenden Gebiete bewohnende Familie der Schlammläufer. Sie haben einen kurzen bis mittellangen Schnabel mit vollständiger Nasenscheidewand, schlanke, über der Ferse nackte Beine

mit drei mittellangen, schmalen Vorderzehen, deren äußere und mittlere durch eine Spannhaut verbunden sind, und die schlanke, spitzige, fast gerade Nägel tragen, während die Hinterzehe vorhanden sein oder fehlen kann, lange Flügel, unter deren Schwungfedern die erste alle übrigen an Länge überragt, und einen ziemlich langen, entweder gerade abgeschnittenen oder gegabelten, aus 14 Federn gebildeten Schwanz. Das Gefieder ist dicht und weich, je nach dem Geschlechte und der Jahreszeit wenig, nach dem Alter ziemlich verschieden. Sie legen ein weißes oder mehrere bunte Eier; die Jungen sind mit Dunen bedeckte Nestflüchter. Gadow unterscheidet zwei Unterfamilien, die der eigentlichen Rennvögel (Glareolinae) und die der Reiherläufer (Dromadinae).

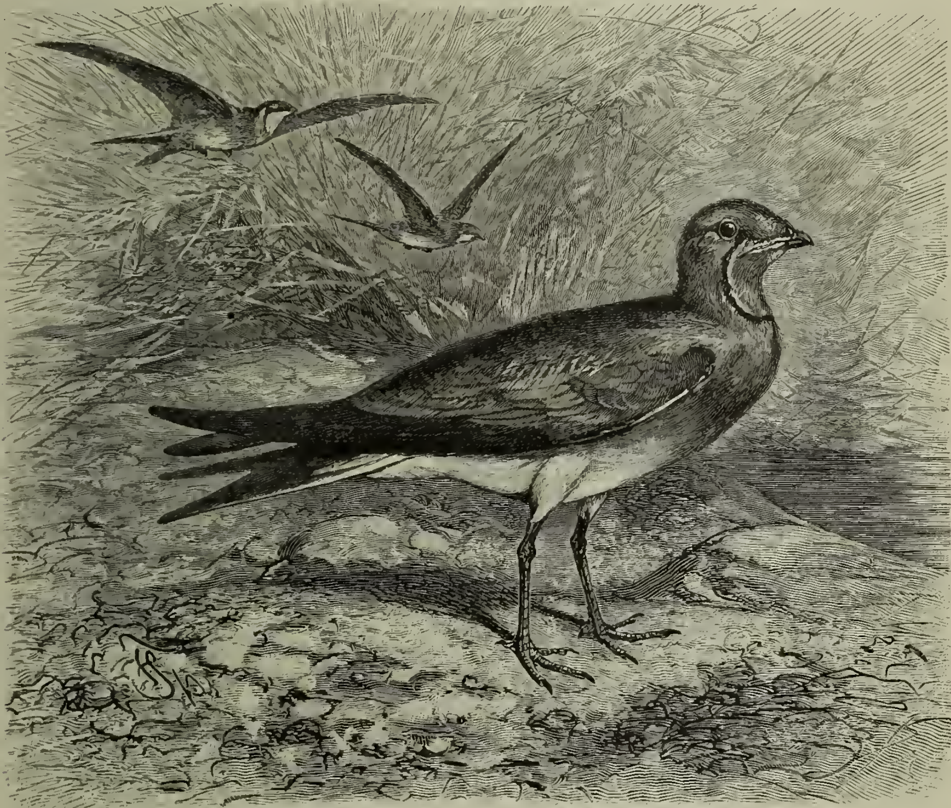
Alle Länder rings um das Mittelländische und Schwarze Meer, ferner die Tiefebenen der Donau und Wolga sowie die Steppen Rußlands und Sibiriens beherbergen die Brachschwalbe, auch wohl Sandhuhn genannt, Glareola pratincola *Linn.* (torquata; Taf. „Regenpfeifervögel I", 3 bei S. 225). Ihre Länge beträgt 26, die Breite 59, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 10 cm. Das Gefieder des Oberkörpers ist olivenbraun, im Nacken rostbräunlich verwaschen, auf Schultern und Deckfedern metallisch schimmernd, das des Bürzels, der Unterbrust und des Bauches weiß, das der Oberbrust bräunlich verwaschen; die rötlichgelbe Kehle wird von einem braunen Ringe eingefaßt, die Schwungfedern der Hand und deren Decken sind schwarz, die des Armes gegen die Spitze hin gräulich, am Ende schmal weiß gesäumt, die unteren Flügeldeckfedern tief kastanienbraun, die Steuerfedern schwarzbraun, an der Wurzel weiß, die äußersten außen, die mittleren am Ende weiß gesäumt. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel kurz, in der Wurzelgegend breit, tief glänzend schwarz mit korallenroten Winkeln, der Fuß schwarzbraun. Männchen und Weibchen gleichen sich.

Die Steppenbrachschwalbe, Glareola melanoptera *Nordm.* (nordmanni), die in den Steppen um das Schwarze Meer heimisch ist, unterscheidet sich von der Verwandten durch höhere Läufe und braunschwarze Unterflügeldeckfedern.

Das Verbreitungsgebiet beider Brachschwalben erstreckt sich weit über Europa hinaus. Die Brachschwalbe besucht auf ihrem Zuge alle Länder Süd- und Mitteleuropas, ganz Mittel- und Südasien und ganz Afrika, die Steppenbrachschwalbe annähernd dieselben Länder. Jene erscheint alljährlich zu Tausenden und Abertausenden in Ägypten, war daher den alten Ägyptern wohlbekannt, wurde sehr oft auf den Denkmälern dargestellt und als Jagdvogel bezeichnet, von dem beispielsweise Ptah Hotep, ein reicher Ägypter, nicht weniger als 111000 erlegt haben will. Nach Heuglins Beobachtungen, mit denen die meinigen übereinstimmen, stellt sie sich im untern Nillande wie am Roten Meere bereits im August, spätestens im September ein, wandert zuweilen in unzählbaren Flügen längs des Nils oder der Küste des Roten Meeres nach Inner-, West- und Südafrika, verteilt sich hier über die Steppen, fängt Heuschrecken, erscheint mit Falken, Würgerschnäppern, Bienenfressern vor der Feuerlinie der brennenden Steppe, tummelt sich auf sandigen Uferstellen und Dünen, sammelt sich zu unschätzbaren Massen auf dem nach der Nilüberschwemmung frei werdenden Schlammlande längs des Stromes, mausert, wird feist von der reichlichen Nahrung und kehrt endlich im April und Mai wieder nach der Heimat zurück, verweilt dabei in Ägypten noch mehrere Tage oder Wochen und wandert sodann rasch ihren Brutplätzen zu. Schon am Neusiedler See in Ungarn nehmen viele ihrer Art Sommerherberge; häufiger begegnet man ihnen in Mittelungarn und in überraschend großer Anzahl an den Seen

Südrußlands und Mittelsibiriens oder ebenso an ähnlichen Örtlichkeiten in Nordwestafrika und Kleinasien. Sie halten sich gern an ein Gewässer, ohne sich jedoch streng daran zu binden, machen zwischen salzigem und süßem Wasser keinen Unterschied, meiden aber während des Sommers die Küste des Meeres und ebenso sandige Uferränder. Sofort nach Ankunft auf den Brutplätzen verteilen sie sich in Paare, und jedes von ihnen behauptet seinen Standort, ohne jedoch deswegen mit andern Ansiedlern in Streit zu geraten.

Die Brachschwalbe ist ein ausgezeichneter Läufer, aber ein noch viel besserer Flieger. Sie läuft in kurzen Absätzen, nach Art der Regenpfeifer, mit dem Unterschiede jedoch, daß



Brachschwalbe, Glareola pratincola *Linn.* 2/5 natürlicher Größe.

der Vogel dabei wie ein Steinschmätzer mit dem Schwanze wippt. Der Flug ähnelt dem einer Seeschwalbe und zeichnet sich aus durch seine Schnelle, seine schönen Schwenkungen, die jähen Wendungen und die reiche Abwechselung überhaupt. Hawker sah am Weißen Nil große Schwärme dieser Vögel, die die merkwürdige Gewohnheit hatten, in einer Spirale sehr hoch in die Luft zu steigen, worauf sie sich in eine Anzahl kleinerer Flüge auflösten, die sich nach verschiedenen Richtungen entfernten. Die Stimme läßt sich durch die Silbe „kliht", der zuweilen ein schnarrendes „Kerr" angehängt wird, ungefähr ausdrücken; Naumann glaubt die Silben „karjäh" und „wedre" herausgehört zu haben. Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan, wie schon das große Auge schließen läßt und der lebende Vogel jederzeit beweist.

Während der Brutzeit sieht man die zierlichen und harmlosen Vögel paarweise, entweder laufend oder fliegend, ihre Jagd auf allerlei Insekten, Käfer, Motten, Eintagsfliegen, Libellen und Heuschrecken, betreiben. Laufend jagen sie oft, wobei die eine und die andere von ihnen zuweilen meterhoch vom Boden aufspringt, um ein in solcher Höhe vorüberschwirrendes Insekt wegzunehmen, weit häufiger aber fliegend, und zwar mit einer Gewandtheit und Geschicklichkeit, die der echter Schwalben wenig nachgibt. Über dem Röhricht der Sümpfe, über dem Getreide, besonders aber über Kleefeldern schweben sie unermüdlich auf und nieder, stürzen plötzlich herab, öffnen den tief gespaltenen Schnabel und fangen unter laut hörbarem Schnappen das erspähte Insekt, gleichviel, ob dieses fliegt oder an einem der Halme festsitzt. Zeitweilig bilden Heuschrecken fast ausschließlich ihre Nahrung. Nach Jules Verreaux verschlingt der Vogel ein solches großes Insekt in der Luft ganz, und die Verdauung geschieht so wunderbar schnell, daß nach höchstens 10 Minuten die Reste des beim Durchgange durch den Darmschlauch gleichsam ausgepreßten Kerfes bereits wieder abgehen und so in kürzester Frist die Vertilgung einer erheblichen Anzahl des gefürchteten „Entblätterers" möglich wird. Alle Insekten, die die Brachschwalbe aufnimmt, werden ganz verschlungen, genau so, wie es der Ziegenmelker tut: Graf von der Mühle fand in der Speiseröhre der von ihm auf der Jagd erlegten Brachschwalben wertvolle Käfer so vollständig erhalten, daß er sie für seine Sammlung verwenden konnte. Die Brachschwalben jagen zuweilen noch spät am Abend, wie man sie überhaupt mehr Dämmerungs- als Tagvögel nennen möchte. Die Mittagsstunden wenigstens verschlafen sie, wobei sie in der Nähe ihres Nestes oder während der Zugzeit in endloser Reihe an dem Ufer eines Flusses oder Sees sitzen.

Zu Nistplätzen bevorzugen sie seichte Ufer oder Sümpfe, baumlose Viehweiden in der Steppe oder Feldflächen, die nur teilweise angebaut sind. Das Nest besteht aus einer kleinen, mit Halmen und Wurzeln ausgelegten Grube; das Gelege enthält 2 oder 3 Eier von durchschnittlich 33 mm Längs- und 26 mm Querdurchmesser (Eiertafel II, 9), die auf glanzlosem, sandfarbenem, selten ins Grünliche ziehendem Grunde mit vielen deutlichen grauen Schalenflecken und zahlreichen verworrenen Schnörkeln von gelbbrauner bis kohlschwarzer Färbung bedeckt sind. Wie die meisten übrigen Rennvögel sorgt auch die Brachschwalbe treu für ihre Brut und wendet die verschiedensten Mittel an, um die geliebten Eier oder Kinder vor den Nachstellungen eines Feindes zu retten. Sie stellt sich verwundet oder krank und nimmt, laut Gonzenbach, in der Nähe des Nestes äußerst sonderbare Stellungen an, indem sie die Flügel wie Segel in die Höhe hebt oder wagerecht ausbreitet, so daß die Spitzen die Erde berühren, sich auch wohl mit ausgebreiteten Flügeln flach auf den Boden legt und eine Zeitlang in der Stellung verweilt, gewiß nur, um das gleiche Resultat zu erzielen, was sie bezweckt, wenn sie davonhinkt.

In Ungarn und Rußland nimmt man den Brachschwalben rücksichtslos die Eier weg; in Griechenland verfolgt man auch die Alten des leckern Fleisches wegen, das zumal im Herbste sehr fett und dann höchst schmackhaft ist. Nach König sind es sehr zarte, hinfällige Vögel, die schon nach der geringsten Berührung mit Schrot zu Boden stürzen. Für den Käfig fängt man die prächtigen Vögel leider selten ein. Graf von der Mühle versichert, daß sich alt gefangene bei einem Ersatzfutter mit aufgeweichtem Milchbrot wohl befanden, mit allerlei anderem Strandgeflügel sich vertrugen und bald sehr zahm wurden. Eine Brachschwalbe, die Savi mehrere Monate hielt, verschmähte kein Insekt, zog Maulwurfsgrillen jedem andern Futter vor, nahm sie aber nie aus dem Wasser, sondern immer nur vom

trocknen Boden weg oder aus der Hand des Pflegers und tötete sie vor dem Verschlingen durch Schlagen gegen den Boden. Später gewöhnte sie sich an hartgesottenes Ei und schien dieses zuletzt fast ebenso gern zu fressen wie Insekten. Wenn sie Hunger hatte, schrie sie mit starker, schriller Stimme, so oft sich ihr jemand näherte und bis sie befriedigt wurde.

Die Gattung der Wüstenläufer (Cursorius *Lath.*) umfaßt fünf wenig bekannte Arten. Es sind schlanke Vögel mit mittellangem, schwach gekrümmtem, an der Wurzel weichem, an der Spitze hornigem, tief gespaltenem Schnabel, hochläufigen, aber kurzzehigen, mit kleinen zierlichen Krallen bewehrten Füßen, an denen die Hinterzehe fehlt, spitzigen Flügeln, kurzem Schwanze und weichem, glattem Gefieder. Die Kralle der mittelsten Vorderzehe ist an der Innenseite gezähnelt.

Eine Art der Wüstenläufer, Cursorius gallicus *Gmel.* (europaeus, isabellinus), besucht nicht allzu selten Europa, zuweilen auch unser Vaterland. Schlanker Leib, ziemlich langer, merklich gebogener Schnabel, sehr hohe, schwache Läufe und dreizehige Füße, große Flügel, in denen die zweite Schwungfeder die längste ist, verhältnismäßig kurzer, breit abgerundeter, aus 12—14 Federn bestehender Schwanz sowie endlich weiches, zartes, dichtes Kleingefieder zeichnen ihn aus. Das Kleingefieder ist isabellfarben, auf der Oberseite rötlicher, auf der Unterseite gelblicher, der Hinterkopf blaugrau, durch einen weißen, am Auge beginnenden, nach hinten laufenden, oberseits durch einen kurzen, unterseits durch einen langen, schmalen schwarzen Saum eingefaßten Streifen von der übrigen Färbung abgegrenzt und geht in einen am Nacken stehenden, dreieckigen Fleck über; die Schwungfedern der Hand sind braunschwarz, an der Spitze licht gelbrötlich gekantet, die des Armes dunkel isabellfarben, vor der weißen Spitze mit einem schwarzen Fleck gezeichnet, auf der Innenfahne matt schwarz, die Steuerfedern rötlich-isabellfarben und mit Ausnahme der beiden Mittelfedern vor der weißen Spitze schwarz quergebändert. Die Iris ist braun, der Schnabel schwärzlich, der Fuß strohgelb. Die Länge beträgt 23, die Breite 50, die Flügellänge 16, die Schwanzlänge 7 cm. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Größe, die Jungen durch ein helleres, dunkler geflecktes und gewelltes Gefieder, gelbe Spitzenränder an den Schwungfedern erster Ordnung und ein weißliches, auf den Seiten mit wenigen schwärzlichen Federn eingefaßtes querlaufendes Nackenband.

Nordafrika, vom Roten Meere an bis zu den Kanarischen Inseln, sowie Westasien, von Palästina an bis Nordwestindien, sind das Vaterland, die innerhalb dieser Grenzen gelegenen Wüsten die Aufenthaltsorte des Wüstenläufers. Andere Wüstentiere wählen sich die Stellen ihres Wohngebietes, in denen dessen Armut wenigstens einigermaßen gemildert erscheint: der Wüstenläufer bevorzugt Strecken, deren Dürre und Öde uns unheimlich dünken will. Allerdings habe ich ihn zuweilen auch da gefunden, wo wenigstens noch dürftiger Pflanzenwuchs bemerkbar wird; in der Regel jedoch sah ich ihn immer da, wo Stein und Sand zur alleinigen Herrschaft gekommen sind und kaum für Gras, geschweige denn für höhere, anspruchsvollere Pflanzen Nahrung vorhanden ist; nach König besucht er mit Vorliebe die Wüstenstraßen, auf denen die Karawanen ziehen, weil hier durch den Kamelmist zahlreiche Insekten angelockt werden. Man kann nicht sagen, daß der Wüstenläufer in den von mir bereisten Ländern häufig vorkommt; denn man findet ihn nur hier und da und keineswegs regelmäßig. Im Nordwesten Afrikas und besonders auf den Kanarischen Inseln scheint er zahlreicher aufzutreten: auf der Osthälfte der letztgenannten Eilande

soll er, laut Bolle, eine gewöhnliche Erscheinung sein und auf gewissen Stellen mit Sicherheit angetroffen werden. Lieblingsplätze von ihm sind steinige Flächen, namentlich solche, mit deren Färbung die seines Gefieders übereinstimmt; doch begegnet man ihm auch auf den wilden, schwarzen Lavaströmen jener Inseln. Tristram meint, daß er wahrscheinlich alljährlich die nördliche Sahara wandernd verlasse: ich glaube aus meinen Erfahrungen folgern zu dürfen, daß er nicht regelmäßig zieht, wohl aber streicht und bei dieser Gelegenheit Örtlichkeiten besucht, die er sonst nicht bewohnt. So traf ich im Winter des Jahres 1850 einen aus mindestens 15 Stück bestehenden Flug Wüstenläufer in der Nähe von Alexandria, und zwar auf dem Trümmerfelde der alten Stadt selbst an, sah aber später niemals wieder einen einzigen dort, so oft und sorgsam ich die Gegend auch absuchte. Vor der Paarungszeit sind wahrscheinlich die Männchen mehr als sonst zum Umherstreichen geneigt, und dieser Wanderlust verdanken wir die Irrlinge, die man in Europa beobachtet hat. Den Süden unsers Erdteils besucht der Wüstenläufer selbstverständlich öfter als Deutschland. So soll er z. B. in der Provence recht oft vorkommen, und ebenso wird er wohl auch Spanien fast alljährlich besuchen. Nach Osten hin wandert er bis in das nördliche Guzerat, wo ihn Butler in der kälteren Jahreszeit von Ende September an als häufigen Vogel auf allen Ebenen in Flügen von 5 bis 20 oder 30 Stück antraf. Nach Nordmann soll man ihm auch in Rußland begegnen. Laut Harting ist er in England in etwa 100 Jahren sechzehnmal erbeutet, in Frankreich bei Paris, Dünkirchen, St.-Omer, Calais, Abbeville, Amiens, Dieppe, Fécamp, Montpellier und Nîmes erlegt, in Italien, einschließlich Siziliens und Maltas, ziemlich oft wahrgenommen worden. Deutschland hat er wiederholt besucht, zuerst, soviel bekannt ist, im November des Jahres 1807 die Gegend von Darmstadt, später, laut Bruch, wiederholt gewisse Stellen bei Eltfeld am Oberrhein, da, wo der Triebsand sich in größerer Ausdehnung findet, sodann Mecklenburg, im September des Jahres 1868 die Gegend von Lemgo, im Herbste des folgenden Jahres die von Offenbach am Main und von Ravensburg in Schwaben.

Vom Februar bis gegen den Juli hin trifft man den Wüstenläufer paarweise an. Wer gewohnt ist, eine Örtlichkeit sorgfältig abzusuchen, muß ihn trotz seines Wüstenkleides, das in der Bodenfärbung gleichsam aufgeht, bald wahrnehmen; denn er hat in seiner Erscheinung und in seinem Wesen etwas so Auffälliges, daß man ihn nicht übersehen kann. Mit beispiellos schnellem Laufe rennt das Pärchen stoßweise über den Boden dahin, jeder Gatte in einer Entfernung von etwa 15 Schritt von dem andern, selten näher, selten entfernter. Solange der Vogel läuft, sieht man nur den Körper, nicht die Beine: denn diese verschwinden bei der schnellen Wechselbewegung vollständig dem Auge: es sieht also aus, als wenn ein fußloser Vogel von einer unerklärlichen Kraft über den Boden dahingetrieben würde. Urplötzlich endet die Bewegung; der Läufer steht still, sichert, nimmt auch wohl ein Insekt auf und schießt plötzlich von neuem weiter. Da, wo er noch keine Nachstellungen erfuhr, läßt er den Beobachter ziemlich nahe an sich herankommen; immer aber weiß er einen gewissen, für das Schrotgewehr gewöhnlich zu weiten Abstand einzuhalten, und so kann man ihm sehr lange folgen, ohne daß er sich zum Auffliegen entschließt. Diese harmlose, wie Schlauheit erscheinende Fähigkeit, hat ihm auf den Kanarischen Inseln den Namen „Kindertäuscher" verschafft, weil unerfahrene Knaben wohl glauben mögen, ihn mit den Händen greifen zu können. Der Wüstenläufer ist aber keineswegs bloß auf seine Füße angewiesen, sondern er ist auch ein ganz vortrefflicher Flieger. Hat er es mit einem gefährlichen Gegner zu tun, so erhebt er sich mit leichtem, an den unsers Kiebitzes erinnerndem, aber entschieden

schnellerem Fluge, eilt in ziemlicher Höhe dahin, wiegt sich eine Zeitlang anmutig mit ausgebreiteten Flügeln über der Stelle, die er sich zum Niedersetzen erwählt, und setzt hier das alte Spiel von neuem fort.

Seinen Nistplatz wählt der Wüstenläufer auf dürren, mit kurzem Grase spärlich bewachsenen Ebenen, auch wohl auf steinigen Flächen. Als Nest dient eine einfache Vertiefung. Das Gelege enthält 2, selten 3 Eier. Diese sind etwa 33 mm lang, 26 mm dick, kurzbauchig, am dicken Ende sehr stumpf, gegen die Spitze schmaler werdend zugerundet, dünnschalig, mattglänzend und echt sandfarbig, da die Grundfärbung ein bleiches Ocker- oder Sandgelb ist und die Zeichnung aus hell rotbraunen Wölkchen, Kritzeln und Strichen besteht, die sich über die Oberfläche verteilen und nur um die Mitte des Eies zu einem etwas deutlicher hervortretenden Gürtel sich zusammendrängen. Im übrigen fehlt uns über das Brutgeschäft noch ausführliche Kunde. Die kleinen Flüge, die man im Herbste findet, bestehen wahrscheinlich aus dem Elternpaare und seinen Kindern, unter Umständen auch aus mehreren Familien. Im Spätherbste aber tragen schon alle Glieder eines derartigen Verbandes das ausgefärbte Kleid, woraus hervorgeht, daß das Jugendkleid sehr rasch abgelegt, der Wüstenläufer also schon im zweiten Jahr seines Lebens fortpflanzungsfähig wird.

Auf den Kanarischen Inseln fängt man den Vogel, laut Bolle, auf eine sehr einfache Weise. „Man stellt eine große tiefe Schüssel oder sonst ein Tongeschirr auf, wie man es in Norddeutschland mit Sieben zu tun pflegt. Als Lockspeise dient ein weithin leuchtender, gelber Maiskolben, an den mitunter noch ein Wurm gespießt wird. Die Wüstenläufer fressen nun zwar höchst selten Körner, gehen aber dem Mais nach, um Larven daraus hervorzuziehen. Sobald sie am Kolben picken, fällt ihnen die Pfanne über den Kopf, und sie sind gefangen." Entsprechend gepflegt, halten auch sie sich recht gut im Käfig. Sie gewöhnen sich zwar schwer an ein Ersatzfutter, dauern jedoch, falls dies geschehen ist, jahrelang aus.

„Wenn das Krokodil mit gähnendem Rachen auf dem Lande liegt", erzählt Plinius, Herodots Mitteilungen benutzend, „fliegt der Vogel Trochilus herbei, schlüpft ihm ins Maul und reinigt es. Das tut dem Krokodil wohl, und es schont daher den Vogel; ja es öffnet den Rachen weiter, damit er sich nicht drücke, wenn er heraus will. Dieser Vogel ist klein, nicht größer als eine Drossel, hält sich in der Nähe des Wassers auf und warnt das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliegt und es teils durch seine Stimme, teils durch Picken an der Schnauze aufweckt." Diese Angabe, die man am liebsten ins Gebiet der Fabel verweisen möchte, ist tatsächlich im allgemeinen begründet; denn der Freundschaftsbund zwischen dem Krokodil und dem Krokodilwächter, wie die Araber den Vogel nennen, besteht heute noch, wurde außer von den alten griechischen und römischen Naturforschern um 1500 herum von dem unter dem Namen Leo Afrikanus bekannten arabischen Schriftsteller und 1719 von einem Franzosen, einem gewissen Paul Lucas, beobachtet und beschrieben.

Die Gestalt des Krokodilwächters, Pluvianus aegyptius *Linn.* (Cursorius; Abb., S. 300), ist gedrungen, der Kopf mittelgroß, verhältnismäßig kleiner als bei den Regenpfeifern, der Schnabel von mehr als halber Kopflänge und ziemlich kräftig, seitlich zusammengedrückt und an den Schneiden eingezogen, an der Wurzel niedrig, vor ihr und ebenso vom Kinnwinkel an erhöht, auf der Oberseite sanft gebogen gegen die Spitze hin, am Unterkiefer gerade, das Bein bedeutend niedriger als bei den übrigen Rennvögeln, aber doch noch immer ziemlich hoch, bis weit über die Ferse nackt, der Flügel so lang, daß er das Ende des Schwanzes erreicht, in ihm die erste Schwungfeder die längste, der Schwanz mittellang,

sanft abgerundet; die Federn des Hinterkopfes verlängern sich etwas über die anderen, so daß sie eine kurze Holle bilden, die des Mittelrückens aber so weit, daß sie bis zum ersten Drittel des Schwanzes hinabreichen, und ebenso sind die Oberarmschwingen so entwickelt, daß sie bei zusammengelegten Flügeln die Handschwingen nahezu oder vollständig bedecken. Oberkopf, ein breiter Zügelstreifen, der sich im Genick vereinigt, Nacken, ein breites Brustband und die verlängerten schmalen Rückenfedern sind schwarz, ein Augenbrauenstreifen, der über den Nasenlöchern beginnt und am Hinterkopfe zusammenläuft, Kehle und Gurgel sowie



Krokodilwächter, Pluvianus aegyptius *Linn.* $^1/_2$ natürlicher Größe.

die ganze übrige Unterseite weiß; seitlich und an der Brust ist das Gefieder blaß rotbraun, in der Steißgegend in bräunlich-isabellfarben übergehend, die Oberflügeldeck- und die Schulterfedern sind licht schieferblau oder aschgrau, die Schwungfedern, mit Ausnahme der ersten, die nur an der Wurzel der Außenfahne einen lichten Saum zeigt, in ihrer Mitte und an der Spitze schwarz, an der Wurzel und vor der Spitze aber weiß, so daß zwei breite Bänder entstehen, die den geöffneten Flügeln zum größten Schmucke werden, die Steuerfedern blaugrau, an der Spitze weiß, vor ihr durch ein schwarzes Band gezeichnet. Die Iris ist lichtbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß lebhaft bleigrau. Die Länge beträgt 22, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 7 cm. Das Weibchen ist kaum kleiner als das Männchen.

Der Krokodilwächter, dessen Bild auf den altägyptischen Denkmälern oft dargestellt wurde, da es in dem hieroglyphischen Alphabet das U ausdrückt, ist im ganzen Nilgebiete häufig. Von Kairo an stromaufwärts vermißt man ihn an keiner geeigneten Stelle des

Nilufers. Sein Verbreitungskreis reicht so weit nach Süden, wie ich gekommen bin, also bis Rosaires am Blauen Nil, ich habe ihn aber immer nur am Nil selbst gesehen, darf demnach diesen Strom für den Nordosten Afrikas als seine eigentliche Heimat bezeichnen. An den Strömen Westafrikas und ausnahmsweise in Palästina hat man ihn ebenfalls beobachtet; ob er aber wirklich schon auf europäischem Boden angetroffen wurde, wie man behauptet hat, bleibt noch fraglich. Jedenfalls gehört er weder zu den Zug- noch zu den Strichvögeln, Wenn möglich, wählt er eine Sandbank zu seinem Standorte und hält an diesem fest, solange ihn das Steigen des Wassers nicht vertreibt.

Schwerlich dürfte es einen Nilreisenden geben, dem der schmucke, lebendige, gewandte und schreilustige Vogel nicht aufgefallen wäre. Er macht sich bemerklich, wenn er mit der seiner Familie eignen Eilfertigkeit dahinrennt, noch mehr, wenn er über dem Wasser fliegt und dabei seine volle Schönheit, die weiß und schwarz gebänderten Schwingen, entfaltet. Sein Lauf ist sehr gewandt, geschieht aber nicht ruckweise; der Flug fördert, den spitzigen Schwingen entsprechend, sehr rasch. Der Krokodilwächter fliegt höchstens von einer Sandbank zur andern und dabei stets sehr niedrig über dem Wasser dahin, niemals nach Art unserer Regenpfeifer oder Strandläufer, die sobald wie möglich eine gewisse, ihnen sicher dünkende Höhe zu erreichen suchen. Während des Fluges läßt er regelmäßig seine laute, pfeifende Stimme erschallen, die aus einer Reihe von Tönen besteht und ungefähr wie „tschip tschip hoit" klingt. Aber auch im Sitzen oder Umherlaufen läßt sich der Vogel oft vernehmen; denn er ist ebenso redselig wie sein Verwandter schweigsam.

Seinen aus dem Arabischen übersetzten Namen trägt er mit vollstem Rechte, leistet jedoch nicht bloß dem Krokodil, sondern allen übrigen Geschöpfen, die auf ihn achten wollen, Wächterdienste. Jedes Schiff, jeder nahende Mensch, jedes Säugetier, jeder größere Vogel erregt seine Aufmerksamkeit, und er beeilt sich, durch lebhaftes Geschrei dies männiglich kundzugeben. Vortreffliches Lernvermögen und bewunderungswürdiges Gedächtnis sind ihm eigen. Mit dem Krokodil lebt er wirklich in Freundschaft, aber nicht etwa, weil das gefräßige Kriechtier wohlwollende Gefühle für ihn hegt, wie die älteren Beobachter meinten, sondern weil des Vogels Gewandtheit ihn vor böswilligen Gelüsten sichert. Als Bewohner der Sandbänke, die das Krokodil zum Schlafen und Sonnen aufsucht, ist er mit diesem Ungeheuer von Jugend auf vertraut geworden und hat gelernt, wie er sich ihm gegenüber benehmen muß. Ohne Besorgnis läuft er auf dessen Rücken auf und nieder, als ob dieser ein Stück grünen Rasens wäre, unbekümmert liest er Egel ab, die das Krokodil schröpfen wollen, wagt sich sogar daran, seinem gewaltigen Freunde Schmarotzer, die sich an sein Zahnfleisch festsaugen, wegzunehmen: ich habe das zu wiederholten Malen gesehen.

Es ist möglich, daß unser Vogel dann und wann ein Samenkorn mit verzehrt; seine gewöhnliche Nahrung aber entnimmt er dem Tierreiche. Er frißt Insekten aller Art, namentlich Sandkäfer, Fliegen, Wasserspinnen, Gewürm, kleine Weichtiere, Fische und dergleichen.

Der feine Instinkt des Krokodilwächters zeigt sich gelegentlich seines Fortpflanzungsgeschäftes. Nur einmal ist es mir gelungen, das Nest des häufigen Vogels aufzufinden, obgleich ich zu allen Jahreszeiten und besonders, wenn die Zergliederung der erlegten Stücke mich lehrte, daß die Brutzeit eingetreten war, nach Nestern und Eiern gesucht habe. Ein Zufall ließ mich entdecken, wie es der Vogel anfängt, seine Eier vor dem Auge eines Feindes zu verbergen. Durch das Fernrohr beobachtete ich längere Zeit ein Pärchen, von dem der eine Gatte auf dem Sande saß, während der andere in seiner gewöhnlichen Weise hin und her lief. Ich vermutete, daß der sitzende mit Brüten beschäftigt sein möge, nahm mir

die Stelle fest ins Auge und ging langsam darauf zu. Zu nicht geringem Erstaunen bemerkte ich, daß der Vogel, als ich etwa bis auf 100 Schritt herangekommen war, mit einer gewissen Vorsicht aufstand, eilfertig scharrte, sodann zu seinem Gefährten rannte und mit diesem sich scheinbar gleichgültig entfernte. Bei der betreffenden Stelle angekommen, konnte ich zunächst nichts unterscheiden, und mehr zufällig als infolge meines Suchens entdeckte ich endlich eine Unebenheit im Sande, grub nach und hatte zwei Eier in den Händen, die vollständig mit Sand überdeckt gewesen waren und, wenn die Mutter mehr Zeit gehabt hätte, gewiß so überdeckt worden wären, daß man auch die Mulde nicht wahrgenommen haben würde.

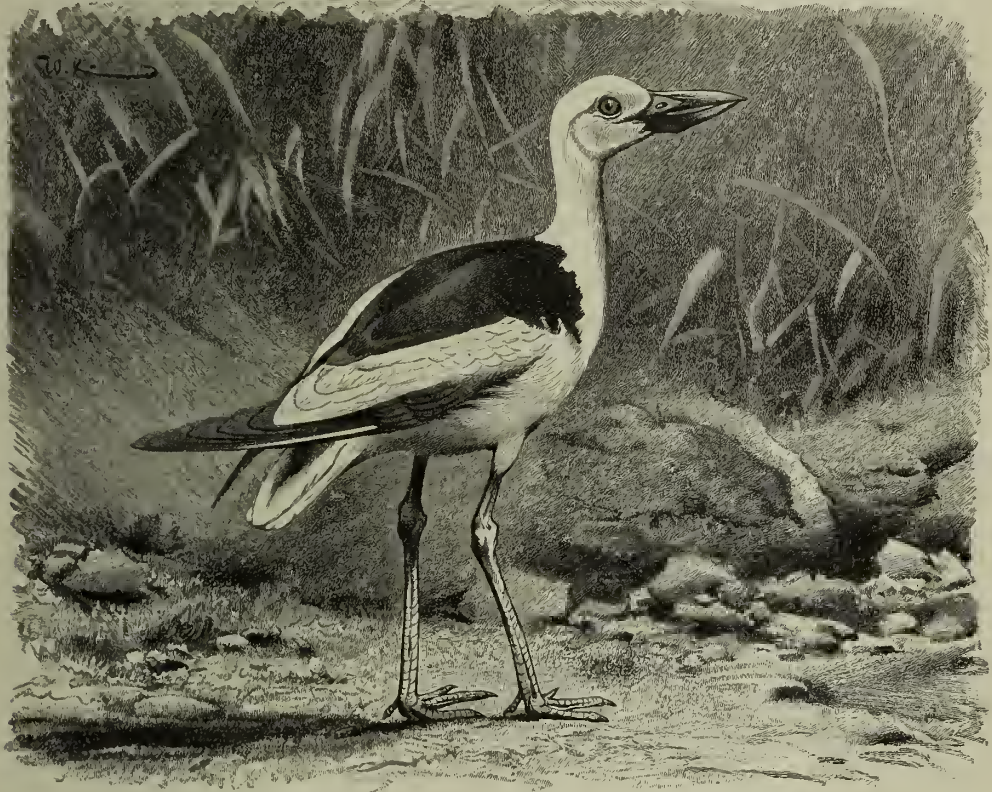
Nach Rey verhält sich jedoch die Sache mit dem Vergraben der Eier auf Grund brieflicher Mitteilungen Königs etwas anders. Er sagt: „Wenn das Gelege mit 4 Eiern vollzählig ist, ist es stets im Sande vergraben, auch habe ich drei und zwei Eier vergraben gefunden, dagegen wiederholt ein Ei frei auf dem Sande liegend. Der Vogel sitzt über dem etwa 10—12 cm tief vergrabenen Gelege, läuft aber bei der Annäherung eines Menschen davon. Ich glaube, daß der Vogel die Eier vergräbt, um sie vor der enormen Tageshitze zu schützen, die reflektorisch auf dem Sande bis über 60° C beträgt." Die Eier sind auf lehmgelbem, schwach ins Bräunliche oder Rosa ziehendem Grunde spärlich mit grauen Unterflecken und darüber mit unregelmäßigen Flecken, Flatschen und Zügen oder Kritzeln von schön rostbrauner Farbe ziemlich gleichmäßig und dicht gezeichnet. Von neun Eiern aus Königs Sammlung, die Rey untersuchte, maß das größte 33×25 mm und das kleinste 30,3×24,5 mm. Die bräunlichgelb und schwarz getigerten Jungen, die nach Heuglins Beobachtungen sehr gut laufen und sich geschickt zwischen Steinen und in Vertiefungen niederdrücken, erhalten mit dem Flüggewerden das Kleid ihrer Eltern; wenigstens erinnere ich mich nicht, jemals abweichend gefärbte Stücke gesehen zu haben. — Über Gefangenhaltung des Krokodilwächters kenne ich keinen Bericht.

*

Eine abweichende, merkwürdige, nur eine Art enthaltende Gattung der Rennvögel ist die der Meerrenner oder Reiherläufer (Dromas *Paykull*), die als eine eigne Unterfamilie der Rennvögel angesehen werden muß. Die einzige Art, der Schwarzweiße Meerrenner, Dromas ardeola *Paykull*, gleicht der Gestalt nach am meisten den Trielen. Der Hals ist kurz, der Schnabel ziemlich lang, seitlich zusammengedrückt, mit einem nach der Spitze zu abwärts gebogenen First; die Nasenlöcher sind eirund, durchgehend, die Flügel lang, schlank, zugespitzt, und ihre erste Handschwinge ist die längste. Die Läufe sind sehr hoch, vorn mit großen Querschildern besetzt. Es sind an jedem Fuße vier Zehen vorhanden, die vorderen sind durch sehr stark ausgeschnittene, etwa zwei Zehenglieder freilassende Schwimmhäute verbunden. Die lange Hinterzehe steht mit den vordern fast in einer Ebene; die Kralle der Mittelzehe ist gezähnelt. Der so entstehende Kamm ist, nach Legge, sehr ansehnlich, beim Männchen größer als beim Weibchen, und hat beim Männchen drei Zähne mehr. Der Rücken, die Schulter-, Flügeldeck- und Schwungfedern sowie der Schnabel und die Füße sind schwarz, letztere nach Ayres hell bläulichgrau, die Steuerfedern aschgrau, das übrige Gefieder ist weiß, die Iris dunkel. Die Rückenfedern sind zum Teil verlängert und hängen über den Bürzel weg. Die Gesamtlänge beträgt etwa 41, die Länge des Schnabels 5, der Flügel 21, des Schwanzes 4,8, die Höhe des Laufes 8,4 cm.

Der Vogel bewohnt die Küsten und Inseln des Indischen Ozeans von Madagaskar und den Seychellen an, entlang der Ostseite Afrikas, nordwärts bis ins Rote Meer, um Arabien

herum, entlang den Gestaden Persiens, Indiens, Ceylons, auch die Inselgruppen der Lakkadiven, Andamanen, Nikobaren und Tschagosinseln; ferner lebt er nach Legge auf kleinen, einsamen, weit im Meere draußen gelegenen Eilanden und Klippen, die Europäer kaum jemals besuchen, und wo seine Lebensgewohnheiten schwer zu beobachten sind. Hume sah Reiherläufer bei Ebbe auf den Korallenklippen der Andamanengruppe ihre Nahrung suchen und sie bei Flut dicht gedrängt auf einem einzelnen, noch keinen Meter hoch aus dem Wasser ragenden Felsen stehen, und Neumann beobachtete sie in Trupps von 5—10 Stück an der



Schwarzweißer Meerrenner, Dromas ardeola *Paykull.* 1/4 natürlicher Größe.

Ostküste der Insel Sansibar an solchen Stellen, wo Korallenfelsen und Sand zusammen anzutreffen waren. Sie waren häufig und nichts weniger als scheu. Nach Heuglin ziehen sie im Roten Meere einsame, flache Koralleninseln als Niststellen vor. Dabei ist ihnen deren Entfernung von der Küste gleichgültig, wenn es nur solche sind, die stellenweise von hohen Schichten von Sand und feinen Bruchstücken von Muscheln bedeckt werden. Nördlich von der Insel Manaar treiben sie sich auf den weiten, bei Ebbe wasserlosen Sandflächen an der Küste Ceylons, laut Legge, nicht, wie gewöhnlich in kleinen Flügen, sondern in Scharen von Hunderten herum. Sehr häufig sind sie auch, wenn auch nur in kleineren Trupps und in der Regel in Gesellschaft von anderen Strandvögeln, von Ufer- und Wasserläufern an den Brackwasserlagunen von Trincomalin an der Nordostküste von Ceylon. Wenn der Meerrenner ruht, steht er gern im Wasser, er geht langsam und hält sich, wenn er in Gesellschaft seinesgleichen ist, dicht mit diesen zusammen und ist dann weit weniger scheu, als

wenn er allein ist. Ein von Legge verwundeter Meerrenner machte beim Einfangen viel Mühe, er lief und schwamm anhaltend und gut. Wenn man einen Trupp Meerrenner aufgescheucht hat, lassen sie ihre Stimmen erschallen: außer dem Warnungsruf, der bei fast allen Küstenvögeln der gleiche, oder doch sehr ähnlich und sozusagen allgemein verständlich ist, andere nicht übel klingende Laute, die an fernes Gänsegeschrei erinnern. Sie fliegen stetig geradeaus und halten sich dabei dicht über dem Wasser.

Die Nahrung dieser Vögel besteht aus niederen Seetieren, nach Legge ganz besonders aus großen Krabben, und ihre Schnäbel sind von den Scheren dieser Tiere stark zerkratzt und gezeichnet. Unser Gewährsmann vermutet, daß die Meerrenner ihre Beute gegen Felsen, Steine und Korallenbrocken schlagen, um ihnen den Panzer zu zerschmettern. Ihr kräftiger Schnabel macht das wahrscheinlich. Sie fressen auch Diogeneskrebse, und Hume fand ihre Magen gefüllt mit kleineren ganzen Krabben (Gonodactylus chiragra).

Die großen Krabben werden dem Meerrenner nach Heuglin auch noch in anderer Weise als nur als Nahrungsmittel nützlich, und sie sind es, die ihn bestimmen, solche Inseln, auf denen hohe Lagen von Sand und dergleichen sich finden, als Brutplätze auszuwählen. Jene Krabben bohren sich nämlich in dem leicht zu bearbeitenden Boden tiefe, schräge Höhlungen. Zahlreiche solche Höhlen liegen in der Regel nebeneinander. Sie haben einen Durchmesser von 15—16 und eine Tiefe von 40—50 cm, und die Vögel benutzen sie, um in ihnen zu brüten. Das letzte Drittel der Höhle biegt, nach rechts oder nach links, etwas um und ist die allerdings nur enge Brutkammer, die nicht mit irgendwelchen Stoffen ausgelegt wird. Der Vogel legt aber auch nur ein einziges, jedoch sehr großes, weißes Ei, das durchschnittlich 63 mm lang und etwa 45 mm breit ist. Seine Schale ist sehr fest und gekörnelt und schimmert gegen das Licht rötlichgelb durch.

Die Jungen scheinen nach Heuglin lange im Neste zu bleiben, ohne eigentliche Nesthocker zu sein, da sie halberwachsen recht gut laufen können. Als sie aus den Nestern geholt wurden, schildert derselbe Gewährsmann, schien sie das Tageslicht sichtlich zu blenden, sie schrieen wie Küchelchen und suchten so rasch wie möglich Zuflucht in Felsspalten oder im Schatten von Felsblöcken und Steinstücken, kurz an jeder dunkleren Stelle. Hume meint, daß die Jungen vielleicht nachts die Nisthöhlen verlassen, um zu fressen, denn auch die Alten schienen ein teilweise nächtliches Leben zu führen.

*

Die nur fünf Arten in zwei Gattungen enthaltende, auf Südamerika beschränkte Familie der **Sandläufer (Thinocorythidae)** braucht nur kurz erwähnt zu werden. Es sind Vögel vom Aussehen der Laufhühnchen mit kurzem Schnabel, vollständiger Nasenscheidewand, sehr kleiner Hinterzehe. Entsprechend ihrer Nahrung — sie fressen Sämereien — haben sie einen großen Kropf, auch stark entwickelte Blinddärme. Die Steppen der Gebirge sind ihre Heimat.

Beim Chilenischen Sandläufer, Thinocorys rumicivorus *Esch.*, sind Stirn, Hals und Kopfseiten grau, Hinterkopf, Rücken, Flügel und Schwanz hellbraun mit schwarzer Zeichnung. Der Unterkörper ist weiß. An der Kehle steht ein schwarzes Querband, das in einen breiten Längsstreif übergeht. Die Länge des Vogels beträgt 16,5, die des Schnabels 1,14, des Flügels 10,4, des Schwanzes 4,6 cm. Er lebt in Chile.

*

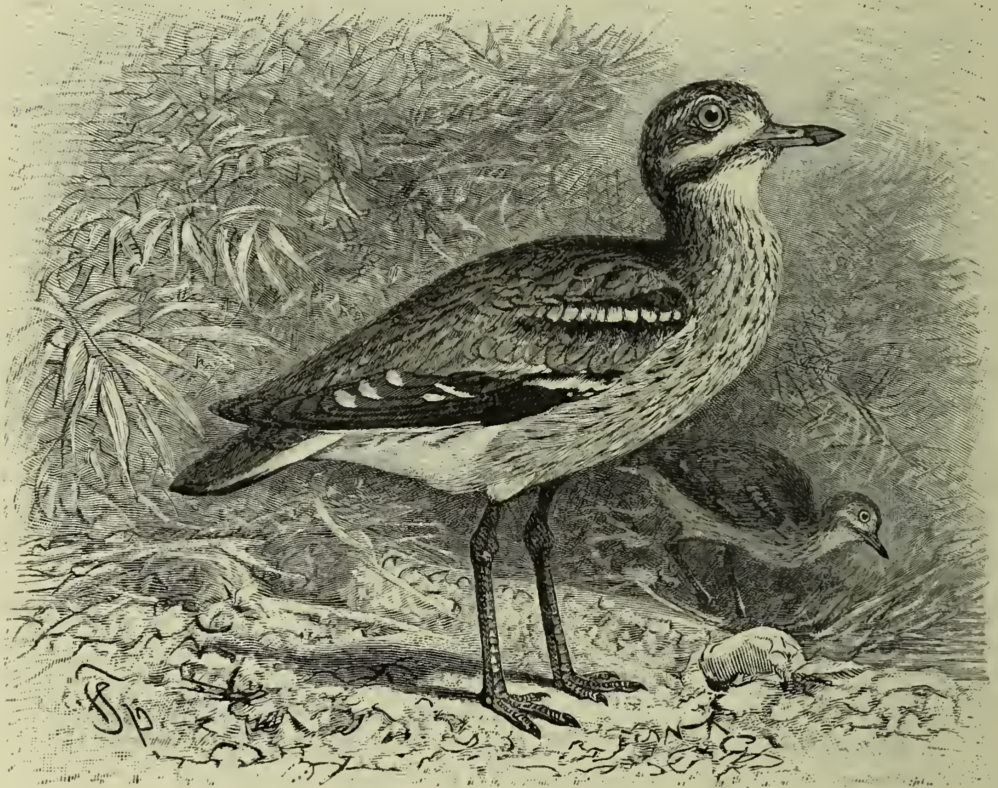
Der Triel ist der deutsche und überhaupt einzige europäische Vertreter der die heißen und gemäßigten Gegenden der Alten und die heißen Gebiete der Neuen Welt bewohnenden Familie der **Dickfüße (Oedicnemidae)**. Ihre Kennzeichen sind: verhältnismäßig bedeutende Größe, mittellanger, dünner Hals, dicker Kopf mit großen Augen und ungefähr kopflangem, geradem Schnabel, der vor der Stirn erhöht, an der Spitze kolbig, an der Wurzel weich, vorn hart ist, mit durchgehenden Nasenlöchern, ferner hohe, an den Fersen verdickte Läufe, dreizehige Füße, mittellange Flügel, in denen die zweite Schwungfeder die längste ist, mittellanger, fast keilförmiger, aus 12—14 Steuerfedern bestehender Schwanz und ziemlich dicht anliegendes, mehr oder weniger lerchenfarbiges Gefieder. Die Familie zählt 13 Arten, wovon die meisten in der Gattung Oedicnemus *Temm.* enthalten sind.

Unser Triel, Dickfuß, Klut, Steinpardel, Brachhuhn, und wie er sonst noch heißt, Oedicnemus oedicnemus *Linn.* (crepitans, scolopax; Abb., S. 306), ist etwa 45 cm lang und 80 cm breit; die Flügellänge beträgt 25, die Schwanzlänge 13 cm. Das Gefieder der ganzen Oberseite ist lerchenfarben; die Federn sind rostgrau und in der Mitte schwarzbraun gestreift, die Stirn, eine Stelle vor dem Auge, ein Streifen über und unter ihm weiß, ebenso ein Streifen auf dem Oberflügel, die Federn der Unterseite gelblichweiß, die Schwungfedern schwarz, die Steuerfedern schwarz an der Spitze, an den Seiten weiß. Die Iris ist goldgelb, der Schnabel gelb, an der Spitze schwarz, der Fuß strohgelb, das Augenlid ebenfalls gelb. Bei jungen Vögeln spielt die Hauptfarbe mehr ins Rostbraune.

Als eigentliche Heimat des Triel haben wir die Länder Südeuropas, Nordafrikas und Mittelasiens anzusehen, in denen es wirkliche Wüsten oder doch steppenartige Strecken gibt. Die Kanaren und alle Mittelmeerländer, Syrien, Persien, Arabien, Indien usw. beherbergen ihn in Menge. Nach Radde brütet er auch im Araxestale, bei Eriwan und Tiflis. In Ungarn, Österreich und Deutschland fehlt er jedoch ebenfalls nicht, findet sich selbst noch in Holland, Großbritannien, Dänemark, Südschweden und muß, wenigstens bei uns zulande, hier und da als regelmäßige Erscheinung gelten, da er alle Jahre auf denselben Stellen gefunden wird. Er brütet überall in Deutschland, wo es größere unbebaute trockne Flächen gibt. Die nördlichen Teile seines Verbreitungsgebietes verläßt er im Spätherbst, fliegt bis zum Süden Europas oder in eine ähnliche Breite hinab und kehrt im Frühjahr zurück; schon um das Mittelmeer herum aber wandert er nicht mehr, sondern treibt sich als Stand- oder doch als Strichvogel jahraus jahrein in dem gleichen Gebiete umher. Letzteres kann sehr verschiedenartig, muß aber immer wüstenhaft sein. Im Campo Spaniens, auf den unbebauten Flächen oder den dürren Feldern der Mittelmeerinseln, in der eigentlichen Wüste oder an deren Grenze und ebenso da, wo die Wüste in die Steppe übergeht, tritt er als Charaktervogel des Landes auf; wenn er sich bei uns in Deutschland ansiedeln soll, darf ihm mindestens der Sand nicht fehlen, gleichviel, ob er ausgedehnte Brachfelder oder ärmliche Kiefernbestände oder mit Buschwerk überdeckte Inseln in Strömen und Flüssen bewohnt. Im Süden Europas findet er fast allerorten ihm zusagende Wohnsitze, und in Ägypten kommt er nun gar bis in die Städte herein und nimmt auf den Häusern der sonst ängstlich von ihm gemiedenen Menschen seinen Stand.

Sein Gang ist, solange er sich nicht beeilt, steif und trippelnd, kann aber zum schnellsten Rennen gesteigert werden; der Flug ist sanft und weich, auch ziemlich gewandt, wird aber selten weit ausgedehnt. Im Innern Afrikas, wo er wenig mit Menschen in Berührung

kommt, gebärdet er sich wie eine aufgescheuchte Eule, wie ein Vogel, den die Helle des Tages verwirrt, eilt so schnell wie möglich dem ersten besten Dickicht zu, um sich zu verbergen, während er bei uns in Deutschland zweckmäßiger handelt, so daß man kaum Verwirrung bei ihm wahrnehmen kann. Wenn die Nacht hereinbricht, wird er lebendig, rennt und fliegt unruhig hin und her, läßt seine Stimme erschallen, erhebt sich spielend leicht in verhältnismäßig bedeutende Höhen und entfaltet Flugkünste, die man bei ihm nie vermuten würde. Bei Mondschein sieht man ihn von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in



Triel, Oedicnemus oedicnemus *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

Bewegung, und wahrscheinlich wird es in dunkeln Nächten kaum anders sein. Die Stimme, die man durch die Silben „kräiith" ungefähr wiedergeben kann, klingt hell und weit durch die stille Nacht, besonders während der Zugzeit, wenn der Vogel hoch oben seines Weges dahinfliegt. Nach Ogilvie hört man tagsüber keinen Ton von dem Vogel, auch wenn man ihn vom Neste aufscheucht, aber nach Sonnenuntergang wird er sehr laut, und man hört seine geheimnisvollen Rufe die ganze Nacht bis gegen Morgen. Der Schrei wird meist als „Pfeifen" oder wohl auch als „melodisches Pfeifen" beschrieben, aber die Bezeichnung „geister- oder gespensterhaftes Flöten" wäre passender.

Würmer, Insekten in allen Lebenszuständen, Schnecken, Frösche, Eidechsen und Mäuse sind das Wild, dem der Triel nachstellt; Eier und junge Nestvögel werden wahrscheinlich auch nicht vor ihm sicher sein. Den Feldmäusen lauert er, laut Naumann, wie eine Katze

auf und fängt sie im Laufen sehr geschickt, indem er ihnen zuvörderst einen tüchtigen Schnabelhieb versetzt, sie hierauf packt, wiederholt gegen den Erdboden stößt, bis alle Knochen zerbrochen sind, und endlich, förmlich zerquetscht, hinunterschlingt. Auch die Insekten tötet er, bevor er sie verschluckt. Zur Beförderung der Verdauung nimmt er grobe Sandkörner mit auf.

Im Frühjahr kommt es der Weibchen wie der Standorte wegen zwischen zwei Männchen zuweilen zu Raufereien; dabei fahren beide Kämpfer mit dem Schnabel heftig gegeneinander los und verfolgen sich laufend oder fliegend. Hat der eine den andern vertrieben, so kehrt er zum Weibchen zurück, läuft, laut Naumann, in engen Kreisen mit tief zu Boden herabgebeugtem Kopfe, hängenden Flügeln und fächerartig aufgerichtetem Schwanze um dieses herum und stößt dabei ein sanftes „Dick dick dick" aus. Ende April findet man das Nest, eine kleine Vertiefung im Sande, und in ihm ohne jegliche Unterlage die zwei Eier (Eiertafel II, 2), die Hühnereiern an Größe ungefähr gleichkommen und auch in der Gestalt ähneln, durchschnittlich 53 mm Längs-, 38 mm Querdurchmesser haben und auf bleich lehmgelbem Grunde schieferblaue Unterflecke und dunkelgelbe bis schwarzbraune Oberflecke und Schnörkel zeigen, unter sich aber hinsichtlich der Zeichnung sehr abweichen. Auf Ceylon brütet der Dickfuß im Juli und August, auf dem Festlande von Vorderindien vom Februar bis zum August, am meisten aber im Mai. Das Paar erzielt, wenn ungestört, im Laufe des Sommers nur eine Brut; das Weibchen zeitigt die Eier innerhalb 16 Tagen, und das Männchen hält unterdessen treue Wacht. Sobald die Jungen, die wie die Eier eine wundervolle Schutzfärbung haben, ausgekrochen sind, tragen nach Ogilvie die Alten die leeren Schalen weg, so daß deren auf weithin leuchtende weiße Innenseite die Brutstelle nicht verraten kann. Sind die Jungen völlig abgetrocknet, so folgen sie der Alten und kehren nie wieder ins Nest zurück. Anfänglich legen beide Eltern ihnen gefangene Beute vor und gewöhnen sie später an selbständiges Jagen. Die Küchlein drücken sich bei Gefahr sofort auf den Boden nieder, wo ihnen jede Unebenheit einen Versteckplatz bietet. Ein Raubtier versuchen die Eltern abzulenken; dem geübten Jäger verraten sie durch ihr ängstliches Umherlaufen den Versteckplatz.

Einen alten Triel so zu täuschen, daß man ihm schußgerecht ankommt, ist schwer. In Indien oder in der Sahara bedient man sich der Beizfalken zur Jagd. Eine Erfolg versprechende Fangart ist nicht bekannt; deshalb sieht man den des Interesses werten Gesellen im Gesellschaftskäfig eines Tiergartens oder im Vogelbauer eines Händlers und Liebhabers nur selten einmal. Sein Fleisch ist ganz vortrefflich. In St. Domingo hält man die einheimische Art (Oedicnemus dominicensis *Cory*), wie wir durch Christy erfahren, ähnlich wie bei uns in Deutschland bisweilen die Igel in den Wohnungen als Vertilger der verschiedenen Arten der dort äußerst häufigen und sehr lästigen Hausschaben.

*

Die **Blätterhühnchen (Parridae)** bilden eine besondere, elf Arten zählende, in der Alten Welt auf die Tropen beschränkte, in der Neuen Welt auch subtropische Gegenden bewohnende Familie der Schlammvögel. Sie kennzeichnen sich durch schlanken Bau, dünnen, länglichen Schnabel, hohe Füße mit überaus langen und dünnen Zehen, die ebenso lange und dünne Nägel tragen, ziemlich lange, schmale und spitzige Flügel, kurzen und schmalfederigen, aus zehn Federn bestehenden Schwanz, dessen mittlere Federn bei einer Art sich verlängern, und etwas spärliches, aber derbes, regelmäßig schönfarbiges Gefieder. Bei den meisten Arten ist die Vorderstirn mit einer nackten Schwiele bekleidet; auch ein spitziger

Dorn am Handgelenk ist bemerkenswert. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht, die Jungen dagegen ziemlich auffallend von den Alten.

Einer der gemeinsten Sumpfvögel Südamerikas, die Jassana, Jacana jacana *Linn.*, Vertreter der Gattung der Sporenflügel (Jacana *Schaeffer;* Parra), kennzeichnet sich durch leichten, zierlichen Leib, feinen, schlanken Schnabel mit nackter, abstehender Stirnschwiele und nackten Mundwinkellappen, hohe, dünne, langzehige Beine, deren Nägel den Zehen an Länge fast gleichkommen, schmale, spitze Flügel, unter deren Schwungfedern die dritte die längste ist, und die am Bug einen starken, einwärts gekehrten Dorn tragen, und kurzen, aus weichen, zarten, ein wenig zugespitzten Federn bestehenden, abgerundeten Schwanz. Der alte Vogel ist an Kopf, Hals, Brust und Bauch schwarz, auf dem Rücken, den Flügeln und den Bauchseiten rotbraun; die Schwungfedern sind bis auf die schwarze Spitze gelblichgrün, die Steuerfedern dunkel rötlichbraun. Die Iris ist blaßgelb, der Schnabel rot, an der Spitze gelblich, die nackte Stirnschwiele wie der Mundwinkellappen blutrot, der Fuß bleigrau, der Dorn gelb. Der junge Vogel ist vom Kinn bis zum Steiß gelbweiß, auf Oberkopf und Nacken schwarz, auf dem Rücken olivenbraun. Die Länge beträgt 25, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 5 cm, die Höhe der Fußwurzel 55, die der Mittelzehe ebenfalls 55, die ihres Nagels 21, die der Hinterzehe 24, die ihres Nagels 4 cm.

Von Ecuador und Guayana an bis nach Paraguay und Argentinien fehlt die Jassana kaum einem stehenden Gewässer, das teilweise mit großen Blätterpflanzen überdeckt ist. Wegen ihres schönen Farbenschmuckes beliebt und ungestört, siedelt sie sich auch in unmittelbarer Nähe der Wohnungen an und belebt hier namentlich die Abzugsgräben in den Pflanzungen, nach dem Prinzen von Wied alle Sumpfstellen überhaupt, auch nasse, sumpfige Wiesen, und zwar die Gewässer in der Nähe der Küste ebensogut wie die im Innern des Landes oder inmitten der Urwälder. Sie geht auf den breiten, an der Oberfläche ausgebreiteten Blättern der Wasserpflanzen umher und erhält sich hier, vermöge der langen Fußzehen zusammen mit den langen Nägeln, mit Leichtigkeit. Nach Loat haben schon die Jungen, sobald sie das Ei verlassen haben, sehr lange Zehen und Nägel. Vor dem schnell dahingleitenden Boote fliegt sie zwar auf, setzt sich aber bald wieder nieder. Wenn sie gedankenschnell über die dicht verworrenen Wasserrosenblätter eilt und dabei doch fortwährend sich mit der Nahrungssuche beschäftigt, gewährt sie ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Auf dem festen, nicht elastischen Untergrund des Landes ist der Gang sehr unbeholfen. Beim Niedersetzen hebt sie die zierlichen Flügel hoch in die Höhe und zeigt die in der Sonne hell glänzenden, schön gelbgrünen Schwungfedern, gleichsam als wolle sie alle ihre Reize entfalten. Jassanas, die im hellen Sonnenschein auf den großen, grünen Blättern der Wasserpflanzen sich bewegen, überstrahlen die prächtigen Blüten der letzteren noch bei weitem. Beim Niedersetzen oder kurz vor dem Wegfliegen vernimmt man gewöhnlich die laute, dem Lachen ähnliche Stimme, die den Gefährten zur Warnung dienen soll; der Vogel läßt sie selbst dann noch hören, wenn er, unerwartet überfallen, sich so eilig wie möglich zu retten suchen muß. „Sowie einer oder der andre", sagt Schomburgk, „einen ihm verdächtig scheinenden Gegenstand erblickt, reckt er seinen Hals aus, läßt seine laute, schreiende Stimme ertönen; die ganze Gesellschaft stimmt ein, und einer nach dem andern schickt sich zur Flucht an."

Die Jassana nährt sich von Wasserinsekten und deren Larven, verschmäht aber auch Sämereien nicht und scheint beständig mit Aufsuchen der Nahrung beschäftigt.

Das Nest ist ein kunstloser Bau, der an Sümpfen und Grabenrändern angelegt wird.



Jaſſana.

Die etwa 31×23 mm messenden Eier (Eiertafel II, 12) sind, wie die der übrigen Sporenflügelarten, auf glänzendem, rein lederbraunem Grunde mit tiefschwarzen, ziemlich dicken Zügen und Schnörkeln gezeichnet, die das Ei manchmal netzartig überspannen. Die Jungen folgen der Mutter bald nach dem Ausschlüpfen.

Nach Angabe des Prinzen von Wied soll es nicht schwer fallen, Jassanas an die Gefangenschaft zu gewöhnen, zumal wenn man ihnen einige Freiheit gewährt, beispielsweise indem man sie auf dem Hofe hält. Wahrscheinlich würden die zierlichen Geschöpfe lebend nach Europa gebracht werden können; es scheint aber, als ob ein solcher Versuch bisher noch nicht unternommen worden ist.



Wasserfasan, Hydrophasis chirurgus *Scop.* 1/4 natürlicher Größe.

In Afrika werden die Parridae durch zwei Arten vertreten; von der einen, dem Madagaskar-Blätterhühnchen, Phyllopezus albinuchus *Js. Geoffr.*, berichtet Sibren, es schwimme und tauche mit der größten Leichtigkeit. Dasselbe gilt nach Parcival vom Afrikanischen Blätterhühnchen, Phyllopezus africanus *Gmel.*, besonders, wenn verwundet; es halte sich dann unter Wasser mit den Füßen an Pflanzenstengeln fest, schaue bloß mit dem Köpfchen heraus und warte, bis die Gefahr vorüber sei.

Eine in mehr als einer Beziehung merkwürdige Art der Blätterhühnchen ist der Wasserfasan, Hydrophasis chirurgus *Scop.* Beim alten Männchen ist die Oberseite dunkel schokoladenbraun mit Bronzeschimmer, Scheitel, Gesicht und Kehle weiß, Hinterkopf und Genick schwarz, der Hinterhals goldgelb, der Bürzel schwarzbraun, die Unterseite schwärzlichbraun, die Schulterfedern braun; die äußeren Flügeldeckfedern gelblichweiß, die inneren rein weiß; die Schwungfedern der Hand nach der Spitze zu verschmälert,

schwärzlich, die zweite Schwungfeder am Grunde und an der Innenfahne weiß, die übrigen ebenso, doch überwiegt bei ihnen, je weiter sie nach dem Körper zu ansitzen, immer mehr das Weiße. Die Armschwingen sind weiß bis auf die braunen innersten; die oberen Schwanzdeckfedern schwärzlich, die unteren weiß; die Steuerfedern schwärzlichbraun, die beiden mittelsten sehr stark verlängert; die Vorderstirn hat keine nackte Schwiele; den Lauf bewehrt ein kleiner scharfer Sporn. Die Gesamtlänge beträgt etwa 51 cm, der Flügel ist 20 cm, der Schwanz 6 cm, dessen Mittelfedern 30 cm, der Schnabel 6 cm, der Lauf 5,5 cm lang. Das alte Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, hat aber verhältnismäßig längere Flügel. Die Heimat dieser Art ist Indien von Kaschmir südwärts bis Ceylon und von Südchina über Malakka bis Java und ostwärts bis zu den Philippinen.

Legge nennt den Wasserfasan einen Charaktervogel der waldumgürteten Weiher Ceylons, und nach Heinroth ist er am Katalesee, auch auf Ceylon, außerordentlich häufig, hält sich aber hier vorwiegend an unzugänglichen Sumpfstellen auf dem Schlamme auf. Daß er in diesen einsinkt, verhindert der Bau seiner Füße. Er frißt kleine Wassertiere, nach Legge aber auch Sämereien von Wasserpflanzen und auf den Reisfeldern, diesen Lieblingsaufenthaltsorten tropischer und subtropischer Sumpfvögel, besonders Reiskörner. Er fliegt unmittelbar über der Oberfläche des Wassers gut und, wenn es sein muß, auch lange. Ebenso schwimmt er vortrefflich, schnell und anhaltend, taucht bei Gefahr sofort unter und streckt nur den Schnabel aus dem Wasser heraus, um atmen zu können. Er hat eine eigentümliche miauende Stimme und ist in der Fortpflanzungszeit ein sehr lauter Vogel. Dann rufen sich die Bewohner eines Teiches die ganze Nacht hindurch mit ihrem klagenden, aber nicht unangenehm klingenden Geschrei zu und führen ein so geräuschvolles Konzert auf, daß man in der Nähe der von ihnen bewohnten Gewässer nicht schlafen kann. Wenn die Vögel, vermutlich nur die männlichen, geschlechtlich erregt sind, führen sie, laut Heinroth, in der Luft ganz wunderbare Flugkunststücke auf, indem sie, sich fast überschlagend, mit den Flügeln fuchteln. Jesse fand die aus Wasserpflanzen errichteten Nester bei Lucknow im Juli und August. Sie enthielten 4 Eier, die meist mehr oder weniger im Wasser lagen. Die Form dieser höchst eigenartigen Eier ist sehr stark ausgeprägt kreiselförmig und ihre Färbung ein gleichmäßiges dunkles Olivenbraun.

Zweite Unterordnung: **Möwenvögel (Lari).**

Zu der Unterordnung der Möwenvögel (Lari) gehören vorwiegend von Fischnahrung lebende Vögel mit spitzen Flügeln, elf Handschwingen, von denen die letzte sehr klein, deren vorletzte oder zehnte am längsten ist. Die Nasenlöcher sind schlitzförmig, durchgängig. Die Vorderzehen sind mit Schwimmhäuten versehen. Die Eier sind stark gefleckt oder mit Schnörkeln gezeichnet. Wir teilen die Unterordnung ein in die Familie der Möwen (Laridae) und in die der Flügeltaucher (Alcidae).

*

Die **Möwen (Laridae)** bilden eine wohlabgegrenzte Familie und sind gut gebaute, kräftige Vögel von sehr verschiedener Größe, da die kleinsten Arten eine Dohle an Leibesumfang kaum übertreffen, während die größeren hierin einem Adler ungefähr gleichkommen. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf ziemlich groß, der Schnabel mittellang, seitlich stark zusammengedrückt, bis zur Mitte des Firstes gerade, von hier aus mit sanftem Haken

abwärts gebogen, oben und unten scharfschneidig, die Spitze des Unterschnabels an beiden Seiten eckig ausgezogen, der Rachen bis ans Auge gespalten, der Fuß mittelhoch, mit schlanken Läufen, fast ausnahmslos vierzehig und vorn mit Schwimmhäuten versehen, der Flügel groß, lang, breit, jedoch schmal zugespitzt, unter den Schwungfedern die erste über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz mittellang, breit und gerade, seltner seicht ausgeschnitten oder in der Mitte etwas verlängert, das Kleingefieder sehr dicht, auf der Unterseite pelzartig, weich und sanft, die Färbung zart und ansprechend, im ganzen sehr einheitlich, nach Jahreszeit und Alter meist verschieden.

Die Möwen, von denen man etwa 110 Arten unterschieden hat, sind über alle Teile unserer Erde verbreitet und beleben alle Meere. Wenige Arten entfernen sich weit vom Lande und kehren, wenn sie es tun, immer bald wieder zu ihm zurück, so daß man sie eigentlich als Küstenvögel bezeichnen muß. Für den Schiffer sind sie die sichersten Boten des Landes: wenn sie erst wieder ein Fahrzeug umkreisen, ist die Küste nicht mehr fern. Eher noch als auf die hohe See hinaus fliegen sie in das Innere des Binnenlandes, dem Laufe größerer Ströme folgend oder von einem Gewässer zu dem andern sich wendend. Einzelne Arten bevorzugen übrigens Binnengewässer, wählen sie wenigstens während der Fortpflanzungszeit zu ihrem Aufenthaltsorte. Eine südamerikanische Art (Larus serranus *Tschud.*) ist auf und an den kleinen Seen des Cotopaxi in einer Höhe von etwa 4000 m nach Goodfellow sehr häufig. Viele Arten gehören zu den Zugvögeln, erscheinen in der nordischen Heimat im Frühling, brüten und begeben sich im Spätherbst wieder auf die Reise, andere wandern oder streichen. Diese Ortsveränderungen hängen aufs engste mit der Ernährung zusammen. Für alle Möwen ohne Ausnahme bilden Fische eine beliebte Nahrung; viele von ihnen aber gehören gleichzeitig zu den eifrigsten Insektenjägern, und gerade sie sind es, die zu regelmäßigem Ziehen gezwungen werden, während die übrigen da, wo das Meer nicht vereist, auch im Winter noch offenen Tisch haben. Neben diesen beiden Hauptnahrungsstoffen erbeuten sie alle kleineren Tiere, die das Meer beherbergt, oder alle tierischen Stoffe überhaupt. Rey fand im Magen einer bei Oldersum geschossenen Sturmmöwe einen unverletzten Maulwurf. Von einem beständigen Heißhunger geplagt und offenbar geradezu unersättlich, fressen sie Aas wie die Geier, jagen nach lebender Beute wie Raubvögel und lesen am Strande zusammen wie Tauben oder Hühner.

Ansprechend sind Gestalt und Färbung, anmutig die Bewegungen der eigentlichen Möwen, anziehend ihr Treiben. Ihr Gang ist gut und verhältnismäßig rasch. Ihre Schwimmfertigkeit ist vortrefflich: sie liegen leicht wie Schaumbälle auf den Wogen und stechen durch ihre blendenden Farben von diesen so lebhaft ab, daß sie für das Meer ein wahrer Schmuck sind. Ihr Flug geschieht mit langsamen Flügelschlägen; diese wechseln aber oft mit anhaltendem, leichtem und schönem Schweben ab, das an das der breitflügeligen Falken erinnert und mit spielender Leichtigkeit ausgeführt wird. Im Stoßtauchen stehen die übrigen Möwen hinter den Seeschwalben zurück, stürzen sich jedoch immer noch so heftig auf die Wellen hinab, daß sie den leichten Leib etwa einen halben Meter tief unter die Oberfläche des Wassers zwängen. Widerlich ist die Stimme, die bald aus stärker, bald aus schwächer schallenden, kreischenden und krächzenden Lauten besteht und bis zum Überdrusse ausgestoßen wird, falls sich irgendeine Erregung ihres Gemüts bemächtigt. Unter den Sinnen stehen Gesicht und Gehör entschieden obenan; das Empfindungsvermögen scheint ebenfalls wohl entwickelt zu sein; einen gewissen Geschmack bekunden sie durch die Auswahl der besseren Nahrungsmittel bei voller Tafel; der Geruch wird, wie überhaupt bei den Vögeln, nur schwach sein.

Alle Möwen sind wohlbegabte Vögel, die ihr Benehmen nach den Verhältnissen einzurichten wissen; alle sind mutig anderen Geschöpfen gegenüber, selbstbewußt und etwas herrschsüchtig, ihren Gatten und ihrer Brut in treuer Liebe zugetan, lieben auch die Gesellschaft mit anderen ihrer Art: aber alle sind ebenso neidisch, mißgünstig und unfreundlich gegen andere Vögel und opfern ihrer Freßgier die scheinbar bestehende Freundschaft ohne Bedenken.

Außer der Brutzeit kann es geschehen, daß man alte Möwen auch einzeln sieht; während der Brutzeit aber vereinigen sich alle Arten zu Gesellschaften, die nicht selten zu unzählbaren Scharen anwachsen. Schon im nördlichen Deutschland gibt es Möwenberge, die von mehreren hundert Paaren bewohnt werden; weiter oben im Norden kann man Ansiedelungen sehen, deren Bewohner keine Schätzung ihrer Anzahl zulassen. Auch hier halten sich die größeren Arten der Familie minder eng zusammen als die kleineren; diese aber bedecken im buchstäblichen Sinne des Wortes ganze Felswände oder Berge, benutzen jeden Raum, der sich darbietet, und legen ein Nest so dicht neben dem andern an, daß die brütenden Alten sich drängen. Die Nester sind je nach dem Standort verschieden, da, wo es an Baustoffen nicht mangelt, einigermaßen ausgebaut, d. h. aus trocknen Wasser- und Strandflechten locker und kunstlos geschichtet, da, wo solche Stoffe fehlen, so einfach wie möglich hergerichtet. 2—3 große, echt eigestaltige, starkschalige, grobkörnige, auf schmutzig oder braungrünlichem oder grünbräunlichem Grunde aschgrau und schwarzbraun gefleckte Eier bilden das Gelege und werden vom Männchen und Weibchen wechselweise 3—4 Wochen lang, bei schlechtem Wetter anhaltender als bei gutem, bebrütet. Die erwähnte große Anhänglichkeit an die Brut läßt beide Eltern, wenn sie diese gefährdet sehen, jede Rücksicht vergessen. Die Jungen kommen in einem dichten, gefleckten Dunenkleide zur Welt und verlassen das Nest da, wo dessen Anlage es erlaubt, schon in den ersten Tagen, treiben sich fortan am Strande umher und verbergen sich nötigenfalls zwischen Bodenerhebungen oder suchen im Wasser Zuflucht; die auf den Gesimsen steiler Felswände erbrüteten aber müssen hier ausdauern, bis ihnen die Schwingen gewachsen sind. Anfänglich erhalten die Jungen halb verdaute Nahrung von den Alten vorgewürgt, später werden sie mit frisch gefangenen oder aufgelesenen tierischen Stoffen geatzt. Aber nach Caley verstehen die Alten häufig nicht zu beurteilen, was ihre Jungen zu verschlingen vermögen, und bringen ihnen viel zu große Fische. Nach dem Ausfliegen verweilen die Kinder noch einige Zeit in Gesellschaft ihrer Eltern, verlassen dann aber die Brutplätze und zerstreuen sich nach allen Seiten hin.

Im hohen Norden der Erde zählt man die Möwen nicht bloß zu den schönsten, sondern auch zu den nützlichsten Vögeln und hegt und pflegt sie ebenso wie die übrigen Kinder des Meeres, die alljährlich auf den Vogelbergen erscheinen. Möweneier bilden für einzelne Grundbesitzer Norwegens einen wesentlichen Teil des Ertrags ihres Gutes, werden von den Landeigentümern gern gegessen, weithin versandt und verhältnismäßig teuer verwertet, und Möwenfedern müssen den ärmeren Nordländern die Eiderdunen und Gänsefedern ersetzen, die die reicheren zur Füllung ihrer Betten benutzen. An dem Fleische alter Möwen finden nur einige der nördlichsten Völkerschaften Geschmack; junge hingegen werden auch von den Helgoländern, Isländern und anderen gern gegessen. Der Fang wird auf verschiedene Weise bewerkstelligt: man legt Schlingen auf Sandbänke, ködert Netze mit Fischen, wirft bespickte Angelhaken aus und erreicht in der Regel so oder so seinen Zweck. Gefangene Möwen lassen sich leicht erhalten, sind aber etwas kostspielige Pfleglinge des Tierliebhabers, weil man ihnen Fische oder Fleischnahrung reichen muß, wenn man ihren Bedürfnissen genügen will.

Die Familie der Möwen zerfällt in drei Unterfamilien: in die der echten Möwen, der Seeschwalben und der Scherenschnäbler.

*

Die Gruppe der Raubmöwen möge hier als die erste in der Unterfamilie der echten Möwen (Larinae) genannt werden. Der Leib ihrer Vertreter ist kräftig, der Kopf klein, der hinten mit einer Wachshaut bekleidete Schnabel verhältnismäßig kurz, aber stark, dick, bloß vorn seitlich zusammengedrückt, auf dem Firste starkhakig überwölbt, an der untern Kinnlade nach den Seiten eckig ausgebogen, der Fuß, dessen verhältnismäßig kurze Zehen durch vollständige Schwimmhäute verbunden und mit stark gekrümmten spitzigen, scharfrandigen Nägeln bewehrt sind, ist mittelhoch, der Flügel groß, lang, schmal und spitzig, unter den Handschwungfedern die erste die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz, dessen beide Mittelfedern die anderen überragen, mittellang, das Gefieder reich und dicht, auf der Unterseite pelzartig, seine vorherrschende Färbung ein düsteres Braun, das bei den Alten selten, bei den Jungen öfter lichtere Stellen zeigt.

Die Raubmöwen leben vorzugsweise in den kälteren und kalten Gegenden nach den Polen zu, vier Arten in den nördlichen, drei in den südlichen der Erde, meist auf offenem Meere, nur während der Fortpflanzungszeit an den Küsten des Festlands und der Inseln. Sie gehen mit wagerecht getragenem Leibe rasch und geschickt, einzelne Arten fast ebenso gewandt wie Stelzvögel, schwimmen gut, fliegen aber mehr, als sie schwimmen, gehen oder stehen, und zwar in einer von allen übrigen Seefliegern verschiednen Weise: kühne, mannigfach abwechselnde, oft wunderliche Schwenkungen ausführend, gleitend und rüttelnd. Ihre Stimme ist ein unangenehmes Gekrächz, die der Jungen ein leises Piepen. An Sinnesschärfe übertreffen sie die Verwandten in ebendemselben Grade, wie sie ihnen an Mut und Kühnheit überlegen sind. Wie echte Raubvögel greifen sie alle Tiere an, die sie bewältigen können, und als Schmarotzer peinigen sie andere Vögel so lange, bis sie geängstigt die gewonnene Beute fallen lassen.

Zur Anlage ihres Nestes scharren sie eine rundliche Vertiefung im Sande oder machen eine solche im Moose der Tundra zurecht, belegen das einfache Nest mit nur 2 Eiern und brüten diese, Männchen und Weibchen abwechselnd, mit wärmster Hingebung aus, verteidigen auch die Brut mutig gegen jeden nahenden Feind. Die Jungen werden anfänglich mit halb verdauten Fleischbissen aus dem Kropf, später mit derberer Fleischkost geatzt, bleiben, ungestört, mehrere Tage im Neste und laufen nach Verlassen desselben nach Art junger Strandvögel behende dahin, indem sie sich bei Gefahr zwischen Steinen und Unebenheiten verbergen. Nachdem sie flugfähig geworden, schwärmen sie noch eine Zeitlang auf dem Festlande umher, werden dabei von ihren Eltern in ihrem Gewerbe unterrichtet und fliegen endlich mit diesen auf das hohe Meer hinaus. Im zweiten Sommer ihres Lebens sind sie fortpflanzungsfähig.

Die Nordländer suchen die Eier der Raubmöwen auf, um sie zu verspeisen, wissen aber sonst keinen Nutzen von diesen Vögeln zu ziehen, sondern betrachten sie mit Recht als schädliche Tiere und verfolgen sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Die Jagd hat keine Schwierigkeit, weil die Raubmöwen sich durch jede Falle oder jeden Köder herbeilocken lassen und vor den Menschen ebensowenig Furcht zeigen wie vor anderen Tieren.

Die Riesenraubmöwe oder Skua, Megalestris catarrhactes *Linn.* (Stercorarius, skua; Abb., S. 314), wohl die ausgezeichnetste Art der Unterfamilie, ist fast so

groß wie der Kolkrabe: ihre Länge beträgt 57, ihre Breite 146, die Flügellänge 43, die Schwanzlänge 17 cm. Die mittleren Schwanzfedern sind am Ende gerade abgeschnitten, also eckig, und wenig über die anderen verlängert. Das Gefieder, auch das der jungen Vögel, ist auf graubraunem, unten lichterem Grunde rötlich und blaßgrau längsgestreift, ein Fleck an der Wurzel der dunkeln Schwingen weiß, die Iris des Auges rotbraun, der Schnabel an der Wurzel bleigrau, an der Spitze schwarz, der Fuß schwarzgrau.



Riesenraubmöwe, Megalestris catarrhactes *Linn.* 1/5 natürlicher Größe.

Als die Heimat der Skua wird der zwischen dem 60. und 70. Grade nördl. Br. liegende Gürtel angesehen. In Europa bewohnt sie die Färöer sowie die Orkney- und Shetlandinseln, die Hebriden und Island, von hier aus im Winter bis an die englische, deutsche, holländische und französische Küste hinabstreichend. Die Mehrzahl verweilt jedoch auch während der kalten Jahreszeit im Norden und sucht sich da, wo das Meer offen bleibt, ihre Nahrung.

Von den großen eigentlichen Möwen unterscheidet sich die Riesenraubmöwe, durch die Mannigfaltigkeit, Behendigkeit und Gewandtheit ihrer Bewegungen. Sie läuft rasch, schwimmt zierlich und anhaltend mit tief eingesenkter Brust, erhebt sich leicht vom Wasser oder vom Lande und fliegt nach Art großer Möwen, aber nicht so gleichmäßig, dahin, überrascht vielmehr durch ihre kühnen und unerwarteten Wendungen, die an die Flugbewegung

der Raubvögel erinnern. Zuweilen schwebt sie ohne Flügelschlag, zuweilen jagt sie in schiefer Richtung von oben nach unten mit reißender Schnelligkeit durch die Luft. Ihre Stimme ist ein tiefes „Ach ach“ oder ein rauhes „Jia“; beim Angriff auf einen Feind stößt sie ein tiefes „Hoh“ aus. An Mut, Raubgier, Neid und Ungeselligkeit überbietet sie zwar nicht ihre Ordnungsverwandten, wohl aber alle übrigen Langschwinger, so sehr auch bei diesen die genannten Eigenschaften ausgebildet sein mögen. Sie ist der gefürchtetste Vogel des Meeres, lebt mit keinem andern in freundschaftlichem Verhältnis, wird gehaßt, aber nur von den mutigsten angegriffen. Welchen Eindruck ihre Kühnheit auf die übrigen Vögel macht, geht am besten daraus hervor, daß ihr selbst die größten und stärksten Seevögel, die ihr an Kraft weit überlegen zu sein scheinen, ängstlich ausweichen. Ihre Regsamkeit ist die Folge ihres beständigen Heißhungers: solange sie fliegt, jagt sie auch. Sieht sie keinen andern Vogel in der Nähe, so läßt sie sich herbei, selbst Beute zu fangen, stößt auf Fische herab, läuft am Strande hin und her und sucht das zusammen, was die Flut auswarf, oder liest am Lande Würmer und Insekten auf; sobald sie aber andere fleischfressende Seevögel von weitem erblickt, eilt sie auf diese zu, beobachtet sie, wartet, bis sie Beute gemacht haben, stürzt herbei und greift sie nun mit ebensoviel Kraft und Gewandtheit wie Mut und Frechheit an, bis sie sich von der eben erjagten Nahrung trennen. Gar nicht selten bemächtigt sie sich auch des Vogels selbst. Auf den Vogelbergen plündert sie die Nester der dort brütenden Vögel in der rücksichtslosesten Weise, indem sie Eier und Junge weg- und ihrer Brut zuschleppt. Ihre Angriffe hat man sie stets nur mit dem Schnabel ausführen sehen; doch mögen auch die scharfen Krallen zuweilen mit benutzt werden. Nach einer reichlichen Mahlzeit wird sie träge, sucht eine ungestörte Stelle, um sich hier mit aufgeblähtem Gefieder auszuruhen, bis der bald wiederkehrende Hunger zu neuem Ausfluge mahnt.

Mitte Mai begeben sich die Paare nach den Brutplätzen auf den Bergebenen oder nach den mit Gras und Moos bedeckten Abhängen der Bergrücken, fertigen sich hier im Grase oder Moose unter Zuhilfenahme ihres Körpers, den sie fleißig hin und her drehen, eine runde Nistvertiefung, die das Weibchen in den ersten Tagen des Juni mit 2 durchschnittlich 69,21 mm langen, 50,84 mm breiten, schmutzig olivengrünen, braungefleckten Eiern belegt. Ein Brutplatz, den Graba besuchte, wurde von ungefähr 50 Paaren bevölkert. Kein anderer Vogel nistet in unmittelbarer Nähe der Skua, da jeder die gefährliche Nachbarschaft fürchtet. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd ungefähr vier Wochen lang; Anfang Juli findet man in den meisten Nestern die in ein braungraues Flaumkleid gehüllten Jungen. Naht ein Mensch, so verlassen diese das Nest in möglichster Eile, humpeln, laufen und rennen über den Boden dahin und verbergen sich dann. Die Alten erheben sich bei Ankunft des Feindes sofort in die Luft, schreien fürchterlich und stoßen mit unvergleichlicher Kühnheit auf den Gegner hinab, wobei sie Menschen ebensowenig scheuen wie Hunde. Menschen bringen sie oft derbe Stöße auf dem Kopfe bei: die Färinger halten, laut Graba, zuweilen ein Messer über die Mütze, auf das sich die herabstoßenden Alten spießen. Je näher man dem Neste kommt, um so dichter umkreisen diese den unwillkommenen Besucher und stürzen zuletzt in schräger Linie auf ihn hernieder. Die Jungen werden anfänglich mit Weichtieren, Würmern, Eiern und dergleichen aus dem Kropfe geatzt, später erhalten sie Fleisch- und Fischbrocken, junge Vögel, Lemminge und dergleichen vorgelegt, fressen auch, wenn sie bereits einigermaßen selbständig geworden sind, gern von den verschiedenen Beeren, die in der Nähe ihres Nestes wachsen, und schnappen, wie ich selbst beobachtete, ebenso die sie fortwährend umschwebenden und belästigenden Mücken weg. Gegen Ende

August haben sie ihre volle Größe erreicht, schwärmen nun noch einige Zeit umher und fliegen Mitte September nach dem hohen Meere hinaus.

Gefangene Riesenraubmöwen sieht man selten in unseren Tiergärten. Ich erhielt ein Paar Junge durch Vermittelung dänischer Freunde und hatte Gelegenheit, sie eine Zeitlang zu beobachten. Sie unterscheiden sich von den übrigen Möwen kaum durch etwas größere Gier und Freßsucht, zeigen sich anderen Vögeln gegenüber sehr friedlich, auch durchaus nicht neidisch, wie ich wohl erwartet hätte, scheinen sich überhaupt nur mit sich selbst zu beschäftigen. Ihren Pfleger kennen sie bereits nach wenigen Tagen genau und verfehlen nicht, ihn zu begrüßen, wenn er sich zeigt. Die Laute, die sie dabei hören lassen, sind unverhältnismäßig schwach; sie bestehen nämlich nur in einem leisen Pfeifen.

Von dem Betragen der Antarktischen Riesenmöwe, Megalestris antarctica *Less.*, der Hauptfeindin der jungen Pinguine, entwirft Hall, der sie auf und um Kerguelen beobachtete, ein reichhaltiges Sündenregister. Danach tötet sie verwundete Genossen und frißt sie, ebenso ihre eignen Jungen. Sie plagt alle übrigen Vögel im Fluge und ist eine unermüdliche und vortreffliche Jägerin der verwilderten Kaninchen, auch die erwachsenen greift sie an, und man sieht sie die überwältigten durch die Luft schleppen. Hall fand vor einer Nisthöhle sechs Stück tot liegen. Dem Schützen trägt sie die gemachte Beute vor dem Gewehre weg. Wenn sie an dem Aase einer Robbe frißt, vergißt sie so sehr alles um sich her, daß man sie mit Händen greifen kann. Mit den eigentlichen Möwen lebt sie, merkwürdig genug, im Frieden. „Ich habe sie“, sagt Hall, „Albatrosse und Sturmvögel 1000 km östlich von Kerguelen necken sehen, die Sturmvögel ließen ihr zitterndes Protestgeschrei erschallen, und die Albatrosse setzten sich einfach aufs Meer, um weiteren Belästigungen enthoben zu sein.“

Die Spatelraubmöwe, Stercorarius pomatorhinus *Temm.* (Lestris, pomarinus), unterscheidet sich zunächst dadurch von der Riesenraubmöwe, daß ihre merklich verlängerten mittleren Schwanzfedern am Ende sich spatelförmig abrunden. Oberkopf und Kopfseiten, Mantel, Flügel und Schwanz sind tief schwarzbraun, Kinn, Kehle sowie die Unterteile und die Halsseiten weiß, deutlich lehmgelb überflogen, die Kropfgegend bräunlich quergezeichnet, wodurch ein Halsband entsteht, ebenso die Seiten, die weißschaftigen Schwungfedern der Hand an der Wurzel weiß. Die Iris ist braun, der Schnabel an der Wurzel blaugrau, an der Spitze schwärzlich hornfarben, der Fuß schwarz. Bei jungen Vögeln sind die Halsseiten auf lichtem Grunde dunkel längsgestreift, die Oberteile quergestreift und die Spießfedern noch nicht entwickelt. Die Länge beträgt, einschließlich der um etwa 8 cm vorragenden mittleren Schwanzfedern, 55, die Breite 135, die Flügellänge 35, die Schwanzlänge 23 cm.

Brutvogel der Tundren aller drei nördlichen Erdteile, besucht die Spatelraubmöwe zuweilen alle Meere der Erde und demgemäß auch die Küsten Afrikas und Australiens.

Ihre nächste Verwandte ist die Kreischraubmöwe, Stercorarius crepidatus *Banks* (Lestris, cepphus, longicaudatus). Sie unterscheidet sich von der Spatelraubmöwe durch geringere Größe und außerordentlich lange, gegen 15 cm über die anderen Steuerfedern verlängerte und in feine Spitzen auslaufende mittlere Schwanzfedern, die sogenannten „Spießfedern“. Ihr Kleid kann einförmig rußbraun oder dem der folgenden Art täuschend ähnlich sein. Ihre Länge beträgt einschließlich der Spießfedern 55, die Breite 90—95, die Flügellänge 33, die Schwanzlänge 30 oder 15 cm.

Bekannter als alle übrigen Arten ist die Schmarotzerraubmöwe, Stercorarius parasiticus *Linn.* (Lestris, buffoni). Sie ist beträchtlich kleiner und schlanker gebaut als die Skua, auch durch bedeutend über die anderen verlängerte, zugespitzte „Spießfedern“ ausgezeichnet und, einen weißen oder gelblichweißen Stirnfleck und die ebenso gefärbte Kehle ausgenommen, von Farbe entweder gleichmäßig rußbraun, oder auf der Oberseite rußbraun, an der Kehle gelblich, auf der Unterseite grauweiß, am Kropfe grau, ohne daß hinsichtlich dieser verschiedenen Färbung Alter oder Geschlecht eine Rolle spielen. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, die Wachshaut dunkel bleigrau, der Fuß blauschwarz. Die Länge beträgt einschließlich der Spießfedern 60, ohne sie 50, die Breite 100—110, die Flügellänge 81, die Schwanzlänge 18 cm.

Soweit unsere Beobachtungen reichen, dürfen wir die Schmarotzerraubmöwe als die gemeinste Art ihrer Familie erklären. Auch sie bewohnt den Norden der Erde, von Spitzbergen und Grönland an bis zum mittleren Norwegen herab, ist hier auf Island, den Färöer, und den im Norden Schottlands liegenden Inseln, ferner auf Labrador, in Neufundland, ebenso im Bering- und Ochotskischen Meere gemein und streicht im Winter in Europa regelmäßig nach der südlichsten Küste der Nordsee herab, verirrt sich auch ins Binnenland. Mit Ausnahme der Brutzeit lebt die Schmarotzermöwe nur auf dem Meere und keineswegs immer in der Nähe von Inseln und Schären, sondern auch, und wie es scheint wochenlang, weit vom Festlande entfernt.

Der Gang der Schmarotzerraubmöwe ist zwar sehr hurtig, hat aber nichts Besonderes, und schwimmend ähnelt sie, abgesehen von der dunkleren Färbung, den kleineren Möwen sehr; im Fluge aber unterscheidet sie sich nicht nur von diesen, sondern in gewisser Hinsicht auch von den übrigen Angehörigen der Raubmöwengruppen. Naumann sagt mit Recht, daß ihr Flug einer der merkwürdigsten und veränderlichsten in der ganzen Vogelwelt sei. Oft fliegt sie längere Zeit wie ein Falke dahin, bald langsam die Flügel bewegend, bald wieder auf weitere Strecken hin schwebend, bald wiederum mit ziemlich steil aufgerichtetem Leibe nach Art eines Turmfalken rüttelnd, so daß man sie von ferne gesehen wohl mit einem Weihen verwechseln kann; plötzlich aber zittert oder wedelt sie ungemein hastig mit den Flügeln, stürzt sich in einem Bogen hernieder, steigt wieder aufwärts, beschreibt eine schlängelnde Linie, die aus größeren und kleineren Bogen zusammengesetzt wird, schießt mit rasender Eile nach unten, fliegt langsam wieder nach oben, erscheint in dem einen Augenblicke matt und schlaff, in dem andern „wie vom bösen Geiste besessen“: dreht und wendet sich, zappelt und flattert, kurz, führt die wechselvollsten und mannigfachsten Bewegungen aus. Ihr Geschrei klingt dem des Pfaues ähnlich, also etwa wie ein „Mau“, laut und gellend; während der Liebeszeit aber vernimmt man sonderbare Töne, die man fast einen Gesang nennen möchte, obgleich sie nur aus der einfachen, obschon sehr verschieden betonten Silbe „je“ bestehen. Ihr Wesen ist dem der Skua in vieler Hinsicht verwandt: im Verhältnis zu ihrer Größe ist die Schmarotzerraubmöwe ebenso dreist, zudringlich, mutig, neidisch, hab- und raubgierig wie jene. Nur in einer Hinsicht scheint sie sich zu unterscheiden: sie liebt Geselligkeit mit anderen ihrer Art. Außer der Brutzeit sieht man sie öfters zu kleinen Gesellschaften vereinigt. Von den kleinern Möwen wird sie ebenso gefürchtet wie die Skua von größeren Seevögeln; auffallenderweise aber nisten Brachvögel, Schnepfen und Austernfischer oder Sturmmöwen regelmäßig mit ihr auf derselben Moorfläche.

Auf den Lofoten wie in der Tundra der Samojedenhalbinsel habe ich die Schmarotzerraubmöwe wochenlang tagtäglich beobachtet und dabei bemerkt, daß sie während

des Hochsommers in der Nacht ebenso tätig ist wie bei Tage. Oft schien es mir, als ob sie sich stundenlang mit Insektenfangen beschäftigte; trotzdem fand ich in dem Magen der von mir Erlegten nur kleine Fische und Lemminge. Als Nestplünderer habe ich sie nicht kennen gelernt; dagegen verfolgte auch sie die Sturmmöwen beständig und zwang diese, ihr die eben gefangene Beute abzutreten. Seeschwalben und Lummen sollen noch mehr von ihr geplagt werden als die echten Möwen. Demungeachtet bildet die erpreßte Beute schwerlich den Hauptteil der Nahrung einer Schmarotzerraubmöwe, wie man wohl glauben möchte; denn ebenso oft, wie man sie bei der Verfolgung anderer Vögel beobachtet, sieht man sie über dem Meere oder am Strande des Meeres beschäftigt, dort auf Lemminge jagend oder allerlei Gewürm und Beeren, hier das von den Wellen an den Strand geworfene Seegetier auflesend.

Mitte Mai erscheint die Schmarotzerraubmöwe auf der Tundra, um zu brüten. Auf einem größeren Moore kann man 50—100 Paare bemerken; jedes einzelne aber hat sich ein bestimmtes Gebiet abgegrenzt und verteidigt es gegen andere ihrer Art. Das Nest steht auf einem Hügelchen im Moore und ist eine einfache, aber sorgsam ausgeglättete Vertiefung. Die Eier, die man selten vor Mitte Juni findet, erinnern entfernt an die gewisser Schnepfenvögel, sind durchschnittlich 56 mm lang, 40,9 mm breit, feinkörnig, schwach glänzend und auf trübe oliven- oder braungrünem Grunde mit düstergrauen und dunkel oliven- oder rötlich schwarzbraunen Klecksen und Punkten, Schlingen und feinen Haarzügen gezeichnet. Naumann behauptet, daß die Schmarotzermöwe nie mehr als 2 Eier lege, während ich versichern darf, wiederholt 3 in einem Neste gefunden zu haben. Beide Gatten brüten abwechselnd und zeigen die lebhafteste Besorgnis, wenn ein Mensch dem Neste naht. Das Leben der netten Jungen verläuft in ähnlicher Weise wie bei den verwandten Arten.

Der Nordländer ist zwar kein besonderer Freund der Schmarotzerraubmöwe, läßt sie aber unbehelligt, wenn auch wohl nur deshalb, weil er durch ihre Jagd am Brutplatze die anderen ihm nützlichen Vögel nicht stören will. Ihre Eier werden ebenso gern gegessen wie die der Möwen, stehen diesen auch an Wohlgeschmack nicht nach. Nur die Lappen jagen den Vogel, um sein Wildbret zu benutzen, und zwar mit Angeln, die durch ein Stückchen Fisch oder Vogelfleisch geködert werden. Der Forscher erlegt sie am leichtesten in der Nähe des Nestes oder in der Fremde, beispielsweise also bei uns in Mitteldeutschland.

Bei der zweiten, größeren Gruppe der „echten Möwen" entbehrt der Schnabel einer Wachshaut, die Nägel sind schwach oder mäßig stark, die Blinddärme viel kürzer als bei den Raubmöwen. Weitaus die meisten Arten — nicht weniger als 45 — gehören der Gattung der Fischermöwen (Larus *Linn.*) an, als deren Merkmal der gerade abgeschnittene Schwanz und die sehr übereinstimmende Färbung gelten. Auch unser heimatlicher Erdteil beherbergt viele Mitglieder dieser Gattung, zu denen sich mehrere Besuchsvögel gesellen.

Eine der größten von allen ist die Eismöwe, auch Taucher- und Bürgermeistermöwe oder Bürgermeister genannt, Larus glaucus *Brünn.* (glacialis). Mantel und Rücken sind zart und sanft licht blaugrau oder möwenblau, die großen Schwungfedern, die bei zusammengelegtem Flügel den Schwanz kaum überragen, hell bläulichgrau, alle übrigen Teile weiß. Die Iris des Auges ist strohgelb, der Schnabel zitrongelb, der Unterschnabel über dem vorspringenden Winkel durch einen roten Längsfleck geziert, der Fuß

blaßgelb. Das Winterkleid ist auf dem Halse verloschen bräunlich gefleckt, das Jugendkleid auf trübweißem Grunde grau und graubräunlich gestreift, gewellt und gefleckt; die großen Schwungfedern sind licht bräunlichgrau. Die Länge beträgt etwa 75, die Breite 170, die Flügellänge 47, die Schwanzlänge 22 cm.

Die Heimat dieser schönen Möwe ist der hohe Norden beider Welthälften; das Wandergebiet erstreckt sich bis zur Breite des Nordrandes von Afrika; die Mehrzahl überwintert jedoch bereits auf Island und in Nordskandinavien oder verläßt überhaupt die Heimat nicht.

Die verwandte Polarmöwe oder Weißschwingenmöwe, Larus leucopterus *Faber*, unterscheidet sich von ihr durch geringere Größe und längere Flügel, die den Schwanz um mehrere Zentimeter überragen, die rein weißen Schwungfedern der Hand und die rötlichen Füße, im Jugendkleide durch die blaßbräunlich-grauweißen, vor der weißen Spitze mit einem dunkeln Mondfleckchen gezeichneten Schwungfedern. Die Länge beträgt höchstens 65, die Breite 136, die Flügellänge 43, die Schwanzlänge 19 cm.

Auch diese Art ist im hohen Norden heimisch und erscheint nicht allwinterlich an unseren Küsten.

Von beiden Arten unterscheidet sich die Silbermöwe, auch Blaumantel und Raukallenbeck genannt, Larus argentatus *Brünn.* (s. die beigeheftete farbige Tafel), durch etwas dunkler blauen Mantel, die am Ende weißgesäumten Schulter- und großen Oberflügeldeckfedern und die Färbung der Handschwungfedern, deren beide erste fast gänzlich schwarz und an dem weißen Ende durch ein schwarzes Band geziert, deren übrige dagegen nach hinten zunehmend grau, vor der Spitze schwarz und an ihr weiß sind. Der Schnabel ist gelb mit einem roten Fleck am Winkel des Unterschnabels, der Fuß blaß fleischfarbig. Das Jugendkleid ähnelt dem der Verwandten, ist jedoch merklich lichter. Die Länge beträgt 65, die Breite 145, die Flügellänge 45, die Schwanzlänge 18 cm.

Die Nordsee und das Südliche Eismeer beherbergen die Silbermöwe in Menge; außerdem kommt sie an den Küsten Nordamerikas, auf ihrem Winterzuge aber an allen Küsten Europas, oft auch tief im Lande, im Mittelländischen und Schwarzen Meere vor.

Eine andere Verwandte der Silbermöwe ist die Graumantelmöwe, Larus cachinans *Pall.* (michahellesii, leucophaeus). Sie unterscheidet sich von jener einzig und allein durch den mehr mäuse- als blaugrauen Mantel und die hell ockergelben Füße, das Jugendkleid aber ist von dem der Silbermöwe gar nicht verschieden. Die Länge beträgt 64, die Flügellänge 43, die Schwanzlänge 16 cm.

Ihre Heimat sind das Mittelländische, Schwarze und Kaspische Meer, von wo aus sie die einmündenden Ströme besucht und dann auch wohl bis in angrenzende Flußgebiete hinüberstreift.

Demselben Gebiete gehört die Rötelsilbermöwe, Larus audouini *Payraudeau*, an. Rücken und Mantel sind lebhaft möwenblau, die beiden ersten Handschwungfedern an der Spitze durch einen großen weißen Fleck geziert, die übrigen matt aschgrau, gegen die Spitze hin schwarz, an ihr weiß, Armschwingen und Schulterfedern an der Spitze bläulichweiß, alle übrigen Teile weiß, die unteren zart rosenrot überhaucht. Im Winterkleide zeigen die Nackenfedern dunkle Schaftstriche und der rötliche Anflug fehlt. Die Iris ist braun, der lackrote Schnabel vor der Spitze durch eine dunkle Querbinde geziert, der Fuß schwarz.

Das Verbreitungsgebiet scheint sich auf das Mittelmeer zu beschränken; von ihm aus besucht die schöne Möwe höchstens einmündende Ströme, beispielsweise den Nil.

Besonders lebhaft ist der rosenrote Anflug bei der Rosensilbermöwe, Larus gelastes *Thienem.* (tenuirostris), indem er sich hier über die ganze Unterseite verbreitet und bis zum Blaßrosenrot dunkelt. Mantel und Rücken sind möwenblau, Kopf, Hals und Schwanz weiß, die vier vorderen Handschwungfedern, mit Ausnahme der ersten, außen schwarzen, an der Außenfahne weiß, die übrigen möwenblau, alle innen bräunlich aschgrau und an der Spitze schwarz. Am Winterkleide bemerkt man nur einen Anhauch der rosenroten Färbung. Die Iris ist perlweiß, bei jüngeren Vögeln hellbraun, der Schnabel korallenrot, der Fuß lackrot. Die Länge beträgt 45, die Breite 102, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 12 cm.

Auch die Rosensilbermöwe bewohnt das Mittelländische Meer, verbreitet sich von hier aus aber durch das Schwarze bis zum Kaspischen Meere und anderseits bis zu den indischen und nordwestafrikanischen Küsten.

Wiederum im Norden lebt die Sturmmöwe, auch Wintermöwe und Stromvogel genannt, Larus canus *Brünn.* (Taf. „Regenpfeifervögel II", 2, bei S. 326). Der Mantel ist zart möwenblau, das übrige Kleingefieder samt Schwanz weiß, die erste Handschwungfeder mit Ausnahme des breiten weißen Saumes an der Spitze schwarz, die zweite ebenso gefärbt mit schmälerem Saum, die dritte noch weniger weiß, wogegen die übrigen größtenteils grau, nur gegen die Spitze hin schwarz und, wie alle Flügelfedern überhaupt, hier weiß gesäumt sind. Im Winterkleide zeigen Kopf, Hinterhals und die Brustseiten auf weißem Grunde graue Flecke; das Jugendkleid ist oberseits dunkel braungrau, auf dem Kropfe und an den Seiten mit großen graubraunen Flecken besetzt, die vordere Schwanzhälfte wie die Schwingenspitze braunschwarz. Die Iris ist braun, der Schnabel schmutziggrau, an der Spitze gelb, bei jungen Vögeln schwarz, der Fuß blaugrünlich bis grünlichgelb. Die Länge beträgt 45, die Breite 112, die Flügellänge 36, die Schwanzlänge 14 cm.

Das Brutgebiet der Sturmmöwe erstreckt sich von der Breite der norddeutschen Küsten an über den Norden der Alten Welt; das Wandergebiet umfaßt ganz Europa, den größten Teil Asiens und Nordafrika. Nach Radde ist sie im ganzen Küstengebiete des Schwarzen und Kaspischen Meeres Brutvogel, ebenso an den Alpenseen Armeniens bis zur Höhe von 2450 m über dem Meere. Sie besucht auch weit von der Küste entfernte Binnengewässer.

Unter den Möwen mit dunkler Oberseite ist die Mantelmöwe (Tafel bei S. 319), auch Riesen-, Fisch- und Falkenmöwe, Schwarzmantel und Wagel genannt, Larus marinus *Linn.* (naevius), die größte. Kopf, Hals und Nacken, die ganze Unterseite, der Unterrücken und der Schwanz sind blendend weiß, der Oberrücken und der Flügel schieferblauschwarz, die Spitzen der Schwungfedern weiß. Im Jugendkleide sind Kopf, Hals und Unterseite auf weißem Grunde gelblich und bräunlich in die Länge gestreift und gefleckt, der Rücken und die Oberflügeldeckfedern braungrau, lichter gerandet, die Schwung- und Steuerfedern schwarz, letztere weiß gezeichnet. Die Iris ist silbergrau, der Augenring zinnoberrot, der Schnabel gelb, am Unterschnabel vor der Spitze rot, der Fuß licht graugelb. Die Länge beträgt 73, die Breite 170, die Flügellänge 50, die Schwanzlänge 20 cm.

Der Norden der Erde, zwischen dem 70. und 60. Grade, ist das Vaterland dieser Möwe. Während des Winters besucht sie regelmäßig die Küsten der Nord- und Ostsee,

streicht an ihnen entlang auch bis Südeuropa und noch weiter hinab; während des Sommers trifft man alte Vögel ihrer Art nur höchst selten südlich des 50. Grades. Im Binnenlande kommt sie zuweilen als Irrling vor.

Ihre nächste Verwandte ist die Heringsmöwe, Larus fuscus *Linn.*, die sich durch merklich geringere Größe, den Schwanz überragende Flügel, schmälere weiße Endbinden an den Schwingen und lebhaft gelb gefärbte Füße von ihr unterscheidet. Ihre Länge beträgt höchstens 60, die Breite 140, die Flügellänge 40, die Schwanzlänge 15 cm. Sie bewohnt alle Meere Europas und verbreitet sich von China bis Westafrika.

Raummangel gebietet mir, mich betreffs der Lebensschilderung der genannten Möwen auf die der Mantelmöwe zu beschränken. Sie ist eine der ernstesten und ruhigsten Arten, jedoch weder leiblich noch geistig träge, sondern im Gegenteil bewegungslustig und regsam. Sie geht gut, watet auch viel in seichtem Wasser umher, schwimmt gern und viel, selbst bei hohem Wogengange, schläft sogar im Schwimmen, fliegt zwar langsam, aber keineswegs schwerfällig, vielmehr leicht und ausdauernd, bewegt die ausgestreckten Flügel in langsamen Schlägen, schwebt dann auf weite Strecken, entweder kreisend oder gegen den Wind ansteigend und sich senkend, läßt sich durch den ärgsten Sturm nicht beirren und stößt, wenn sie Beute gewahrt, mit großer Kraft aus ziemlicher Höhe auf das Wasser hinab, in das sie bis zu einer gewissen Tiefe einzudringen vermag. An Mut und Raublust, Gier und Gefräßigkeit übertrifft sie die meisten Verwandten; dabei ist sie neidisch und verhältnismäßig ungesellig, obgleich sie nur ausnahmsweise einzeln gesehen wird. Dem Menschen weicht sie außer der Brutzeit ebenso vorsichtig aus, wie sie ihn während dieser mutig angreift. Ihre Stimme klingt tief und heiser, wie „ach ach ach", in der Erregung wie „kjau", das aber einen sehr verschiedenen Ton haben kann.

Fische verschiedener Größe bilden ihre Hauptnahrung, Aas von Säugetieren oder Fischen eine sehr beliebte Speise; nebenbei fängt sie Lemminge, junge und kranke Vögel, die sie erlangen kann, raubt schwächeren Seevögeln die Eier weg oder sucht am Strande allerlei Gewürm und Kleingetier zusammen. Sind ihr die Schalen gewisser Krebse und Weichtiere zu hart, so fliegt sie mit der Beute auf und läßt sie aus bedeutender Höhe auf Felsen fallen, um sie zu zerschellen. In der Gefangenschaft gewöhnt sie sich bald an Brot und sieht in diesem schließlich einen Leckerbissen.

Während meiner Reise in Norwegen und Lappland habe ich die Mantelmöwe oft gesehen, ihre Brutplätze aber erst im nördlichsten Teile des Landes, am Porsangerfjord, gefunden. Einzelne Silbermöwen, ihre gewöhnlichen Nistgefährten, beobachtete ich auch schon auf den Vogelbergen der Lofoten und hier stets auf dem Gipfel der Berge; Mantelmöwen aber konnte ich trotz des eifrigsten Suchens nicht entdecken. Eine Insel im Porsangerfjord wurde von mehreren hundert der beiden Arten bevölkert. Die Nester standen auf dem Moorboden nicht gerade nahe zusammen, aber doch auch selten weiter als 50 Schritt voneinander entfernt, die von beiden Arten zwischen- und nebeneinander, als ob die ganze Ansiedelung nur von einer einzigen Art gebildet worden wäre. Mehrere Nester waren sehr hübsch gerundete und auch mit feinen Flechten sorgfältig ausgekleidete Vertiefungen, andere nachlässiger gebaut. 3 große, durchschnittlich etwa 78,5 mm lange, 52,5 mm breite, starkschalige, grobkörnige, glanzlose, auf grünlichgrauem Grunde braun und aschgrau, oliven- und schwarzbraun getüpfelte und gefleckte Eier bildeten das Gelege und wurden von beiden Eltern ängstlich und sorgfältig bewacht. Arten, die sonst auf dem Boden zu nisten pflegen,

verlegen übrigens da, wo ihre Nachkommenschaft zahlreichen Nachstellungen seitens nicht kletterfähiger Säugetiere ausgesetzt ist, ihre Nester auf Bäume, so laut Audubon auf den Inseln an der Küste von Labrador. Auch ist dann deren Bauart eine andere. Die gleiche Beobachtung machte Jardine auf Insel Whitehead vor der Fundybai in Nordamerika an den Silbermöwen. Hier hatten erst alle Pärchen auf dem Boden gebrütet, als man ihnen aber immerfort die Eier nahm, nisteten die meisten auf Kiefern, die einen bloß 2, die anderen aber 12 m hoch. Jardine vermutet, daß das junge Vögel waren, die zum ersten Male brüteten.

Von Feinden haben die aufgeführten Möwen wenig zu leiden: an die größeren Arten wagen sich höchstens Seeadler oder die Raubmöwen; aber auch die letzteren werden oft sehr übel empfangen und müssen unverrichteter Sache wieder abziehen. Der Mensch nimmt ihnen wohl die Eier weg, verfolgt sie selbst jedoch nicht.

Weit verbreitet und deshalb recht genau bekannt ist die Lachmöwe, auch Seekrähe, Holbrod, Mohrenkopf und Gyritz genannt, Larus ridibundus *Linn.* Oberkopf und Vorderhals sind rußbraun, Nacken, Unterseite, Schwanz und Schwungfedern bis gegen die Spitze hin weiß, die Federn des Mantels möwenblau, die Schwingenspitzen schwarz. Die Iris ist dunkelbraun, der Augenring rot, Schnabel und Fuß lackrot. Im Winterkleide fehlt die dunkle Kopfkappe; der Hinterhals ist grau, ein Fleck hinter dem Ohre dunkelgrau, der Schnabel wie der Fuß blässer als im Frühling. Im Jugendkleide ist die Oberseite bräunlich. Die Länge beträgt 42, die Breite 94, die Flügellänge 31, die Schwanzlänge 13 cm.

Die Lachmöwe tritt erst diesseit des 60. Grades nördl. Br. häufig auf und ist von hier an bis gegen den 30. Grad hin Brutvogel. Als solcher bewohnt sie alle geeigneten Binnengewässer Europas, Asiens und Amerikas gleich häufig.

Im Mittelmeere, zumal in Italien und der Türkei, vertritt die Hutmöwe oder Kapuzinermöwe, Larus melanocephalus *Natterer*, unsere deutsche Art. Sie unterscheidet sich von ihr durch etwas stärkeren Schnabel, rußschwarze Kappe, schwarze Außenfahne der ersten Schwungfeder und rosenrötlichen Anflug der Unterteile. Ihre Größe ist die der Lachmöwe.

Ein reizender Vogel ist die Zwergmöwe, Larus minutus *Pall.*, die kleinste aller bekannten Möwen. Ihre Kappe ist tief rußschwarz, der Mantel zart möwenblau, der Nacken weiß, die Unterseite weiß, rosenrot überhaucht, der Schwanz weiß; die möwenblauen Schwungfedern haben breite weiße Spitzen. Im Winterkleide ist die Kappe nur angedeutet und die Unterseite weiß. Die Iris des Auges ist braun, der Schnabel schwärzlich rot, der Fuß korallenrot. Die Länge beträgt 28, die Breite 70, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 9 cm.

Als Hauptbrutgebiet dieser überaus zierlichen Möwe ist Osteuropa und Westsibirien anzusehen; von hier aus besucht sie im Winter Südasien, Südeuropa und Nordafrika. Der westlichste Punkt ihres Brutreviers ist der Drausensee bei Elbing.

In vergangenen Zeiten war die Lachmöwe, deren Lebensschilderung zugleich ein ziemlich richtiges Bild des Wesens und Gebarens der aufgeführten Verwandten geben dürfte, an den Seen und Teichen Deutschlands ein wohlbekannter Vogel; heute ist sie durch den zunehmenden Anbau des Bodens aus vielen Gegenden verdrängt worden,

besucht sie aber noch regelmäßig während ihres Zuges. Es gibt aber doch noch Gegenden in unserem Vaterlande, wo viele Lachmöwen brüten, so beherbergten sie nach Kollibay noch 1898 die Teiche bei Falkenberg in Schlesien zu vielen Tausenden. Hunderte brüten auch noch heutigen Tages auf den Dippelsdorfer Teichen bei Dresden und anderswo in Deutschland. In Südeuropa verweilt sie jahraus jahrein; unsere Breiten verläßt sie im Oktober und November, um den Winter in den Mittelmeerländern zuzubringen. Gegen die Eisschmelze kehrt sie zurück, in günstigen Jahren bereits im März, sonst in den ersten Tagen



Lachmöwe, Larus ridibundus *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

des April. Die älteren Paare haben schon in der Winterherberge ihre Ehe geschlossen und treffen gemeinschaftlich am Brutplatze ein; die jüngeren scheinen sich hier erst zu vereinigen, und die noch nicht brutfähigen schweifen im Lande umher. Das Meer besuchen sie nur während des Winters; denn selten kommt es vor, daß sie auf einer Insel nahe der Küste brüten. Süße Gewässer, die von Feldern umgeben sind, bilden ihre liebsten Wohnsitze.

Sehr interessante Beobachtungen über das Nisten und über gewisse Veränderungen der Lachmöwen hat Robert Service gemacht. Ursprünglich nistete der Vogel in Schottland nur an Binnengewässern, jetzt ist er aber in der Fortpflanzungszeit auch ein Bewohner der Meeresküste. Seit verschiedenen Jahren, schreibt unser Gewährsmann 1902, befindet sich eine Nistansiedelung am Solway auf einer Sumpfwiese, westlich vom Ästuarium des River Nith, die bisweilen nur ein Dutzend, manchmal aber auch etwa 100 Pärchen

beherbergt. Einmal wurden die Nester im Mai durch eine Springflut zerstört, und die Möwen verlegten ihre Brutplätze auf ein benachbartes Rübenfeld, wo sie ihre Jungen auch glücklich groß brachten. — In England ist umgekehrt die Lachmöwe mehr Landvogel geworden als irgendeine andere Möwenart, und zwar in neuerer Zeit mehr als früher. In dem strengen Winter 1878/79 saßen sie reihenweise auf den Dächern der Häuser kleinerer Ortschaften, ließen sich in den Straßen nieder und besuchten die Hintergärten und ähnliche Plätze, wo sie etwas zu erschnappen hoffen durften. In gewissen Städten hatten zunächst einzelne Pärchen diese Sitte eingeführt, aber jetzt ist sie, sobald nur ein paar Grad Frost sich einstellen, allgemein geworden. Früher begaben sich die Lachmöwen nach Schluß der mehr im Binnenlande verbrachten Brütezeit an die Mündung der Flüsse und an die Seeküste, jetzt vielmehr landeinwärts auf die Felder und Weiden. Unsere Eltern und Großeltern prophezeiten aus dem Erscheinen von Schwärmen der Lachmöwen im Binnenland Sturm und Ungewitter. Jetzt würde man hier eher ihre Abwesenheit als etwas Auffälliges empfinden.

Die Bewegungen der Lachmöwe sind im höchsten Grade anmutig, gewandt und leicht. Sie geht rasch und anhaltend, beschäftigt sich auf den Wiesen oder Feldern mit Insektenfang, schwimmt höchst zierlich, wenn auch nicht gerade rasch, und fliegt sanft, gewandt, gleichsam behaglich, jedenfalls ohne sichtliche Anstrengung, unter den mannigfaltigsten Schwenkungen. Man muß sie einen vorsichtigen und etwas mißtrauischen Vogel nennen; gleichwohl siedelt sie sich gern in unmittelbarer Nähe des Menschen an. Mit ihresgleichen lebt sie im besten Einvernehmen, obgleich auch in ihrem Wesen Neid und Freßgier vorherrschende Züge sind; mit anderen Vögeln dagegen verkehrt sie nicht gern, meidet daher soviel wie möglich deren Gesellschaft und greift die sich ihr nahenden mit vereinten Kräften an. Da, wo sie mit anderen Möwenarten dieselbe Insel bewohnt, fällt sie über die Verwandten, die sich ihrem Gebiete nähern, grimmig her, wird aber anderseits in ähnlicher Weise empfangen. Raubvögel, Raben und Krähen, Reiher, Störche, aber auch Enten und sonstige unschuldige Wasserbewohner gelten in ihren Augen als Feinde. Die Stimme ist so mißtönend, daß der Name Seekrähe erklärlich wird. Ein kreischendes „Kriäh" ist der Lockton; die Unterhaltungslaute klingen wie „kek" oder „scherr"; der Ausdruck der Wut ist ein kreischendes „Kerreckeckeck" oder ein heiseres „Girr", auf das das „Kriäh" zu folgen pflegt.

Insekten und kleine Fische bilden wohl die Hauptnahrung der Lachmöwe; jedoch auch eine Maus wird nicht verschmäht und ein Aas nicht unberücksichtigt gelassen. Im Schlunde einiger im Winter am Kaspischen Meere erlegter Lachmöwen fand Radde nur Regenwürmer. Ihre Jungen füttert diese Möwe fast nur mit Insekten groß. Ungeachtet ihrer Schwäche wagt sie sich an ziemlich große Tiere, zerkleinert auch geschickt größere Fleischmassen in mundgerechte Brocken. Obschon sie Pflanzenstoffe verschmäht, gewöhnt sie sich doch bald an Brot und frißt es mit der Zeit ungemein gern. Ihre Jagd betreibt sie während des ganzen Tages, ruht sich natürlich bei ihrem Umherschwärmen immer wieder einmal aus. Von einem Binnengewässer aus fliegt sie auf Feld und Wiesen hinaus, folgt dem Pflüger stundenlang, um Engerlinge aufzulesen, streicht dicht über dem Grase oder dem Wasser hin, um Insekten und Fische zu erbeuten, und erhascht überall etwas, kehrt dann zum Wasser zurück, um hier zu trinken und sich zu baden, verdaut währenddem und beginnt einen neuen Jagdzug. Beim Ab- und Zufliegen pflegt sie bestimmte Straßen einzuhalten, aber bald diese, bald jene Gegend zu besuchen.

Ende April beginnt das Brutgeschäft, nachdem die Paare unter vielem Zanken und Plärren sich über die Nistplätze geeinigt haben. Niemals brütet die Lachmöwe einzeln, selten in

kleinen Gesellschaften, gewöhnlich in Scharen von Hunderten und Tausenden, die sich auf einem kleinen Raume möglichst dicht zusammendrängen. Die Nester stehen auf kleinen, von flachem Wasser oder Moraste umgebenen Schilf- oder Binsenbüschen, alten Rohrstoppeln oder Haufen zusammengetriebnen Röhrichts, unter Umständen auch im Sumpfe zwischen dem Grase, selbstverständlich nur auf schwer zugänglichen Stellen. Durch Niederdrücken einzelner Schilf- und Grasbüsche wird der Bau eingeleitet, durch Herbeischaffen von Schilf, Rohr, Stroh und dergleichen weitergeführt, mit einer Auskleidung der Mulde beendet. Anfang Mai enthält jedes Nest 2—3 verhältnismäßig große, durchschnittlich 52,6 mm lange, 36,8 mm breite, auf bleich olivengrünem Grunde mit rötlich-aschgrauen, dunkel braungrauen und ähnlichfarbigen Flecken, Tüpfeln und Punkten bezeichnete, in Gestalt, Färbung und Zeichnung mannigfach abändernde Eier (Eiertafel II, 14). Beide Geschlechter brüten abwechselnd, anhaltend jedoch nur des Nachts; in den Mittagsstunden überlassen sie die Eier der Sonnenwärme. Nach einer 18 Tage währenden Bebrütung entschlüpfen die Jungen; 3—4 Wochen später sind sie flügge geworden. Da, wo das Nest vom Wasser umgeben wird, verlassen sie es in den ersten Tagen ihres Lebens nicht, auf kleinen Inseln hingegen klettern sie gern heraus und laufen dann munter auf dem festen Lande umher. Wenn sie eine Woche alt geworden sind, wagen sie sich auch wohl schon ins Wasser; in der zweiten Woche beginnen sie bereits umherzuflattern, in der dritten zeigen sie sich ziemlich selbständig. Ihre Eltern sind im höchsten Grade besorgt um sie und wittern fortwährend Gefahr. Jeder Raubvogel, der sich von ferne zeigt, jede Krähe, jeder Reiher erregt sie; ein ungeheures Geschrei erhebt sich, selbst die Brütenden verlassen die Eier, eine dichte Wolke schwärmt empor: und alles stürzt auf den Feind los und wendet alle Mittel an, ihn zu verjagen. Auf den Hund oder den Fuchs stoßen sie mit Wut herab; einen sich nähernden Menschen umschwärmen sie in engen Kreisen. Mit wahrer Freude verfolgen sie den, der sich zurückzieht. Erst nach und nach tritt in der Kolonie wieder eine gewisse Ruhe ein.

Im Norden Deutschlands ist es üblich, an einem bestimmten Tage gegen die harmlosen Lachmöwen einen Vernichtungskrieg zu eröffnen, der Hunderten das Leben kostet. Das nutzlose Blutvergießen, das unter dem Namen „Möwenschießen" als Volksfest gefeiert wird, erinnert an die Roheit der Südeuropäer und läßt sich in keiner Weise entschuldigen. Die Lachmöwen gehören nicht, wie man früher hier und da wohl glaubte, zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Vögeln, die unseren Feldern nur Vorteil bringen. Die wenigen Fischchen, die sie wegfangen, kommen der zahllosen Menge vertilgter Insekten gegenüber gar nicht in Betracht; man sollte sie also schonen, auch wenn man sich nicht zu der Anschauung erheben kann, daß sie eine wahre Zierde unserer ohnehin armen Gewässer bilden.

Der vorher erwähnte Service hat auch über die Lachmöwe als Insektenjägerin sehr hübsche Beobachtungen gemacht. Nach diesem Gewährsmann erscheinen in dem schottischen und nordenglischen Tiefland im Frühling abends, wenn die Amseln zu singen aufgehört haben, ziemlich plötzlich die Lachmöwen, fliegen niedrig über Wiesen, Hecken und Gebüschen und liegen dem Schmetterlingsfange ob. Wenn die Dunkelheit zunimmt, fliegen sie höher um die Gipfel der Bäume und suchen schließlich die Waldränder auf, um hier, falls nicht infolge kühler Witterung oder zu hellen Mondscheins die Nachtfalter sich verstecken, für den Rest der Nacht zu bleiben. Sie fangen jeden Schmetterling, der ihnen vorkommt, und sei er noch so klein, mit dem größten Geschick. Es ist ein merkwürdiger Anblick, zu sehen, wie eine solche Möwe, gleichsam aus Brotneid, jagende Fledermäuse vertreibt, wenn sie diese selbst nicht gar für ungewöhnlich große Nachtfalter hält.

Gefangene Lachmöwen sind allerliebst, namentlich wenn man jung aus dem Neste gehobne in seine Pflege nimmt. Diese verlangen allerdings zu ihrer Ernährung Fleisch- und Fischkost, gewöhnen sich aber nebenbei auch an Brot. Bis gegen den Spätherbst hin verlassen sie den Wohnplatz, den man ihnen angewiesen hat, nicht; sie entfernen sich wohl zeitweilig und treiben sich auch weit in der Umgegend umher, kehren aber immer wieder zur bestimmten Fütterungsstunde zurück. Finden sie unterwegs Artgenossen, so versuchen sie, diese mitzubringen und wissen in der Regel deren Mißtrauen so vollständig zu beseitigen, daß die Wildlinge scheinbar alle Scheu vor dem Menschen ablegen und sich wenigstens eine Zeitlang in dem Gehege ihrer gezähmten Schwestern aufhalten.

Schlanker Leibesbau, langer Flügel und Schwanz, niederer Fuß und kurze Schwimmhäute charakterisieren die Elfenbeinmöwe, auch Schneemöwe und Ratsherr genannt, Pagophila eburnea *Phipps* (Gavia alba, nivea). Sie ist im Alter rein weiß, auf den Schwungfedern zuweilen rosenrot überhaucht, die Iris gelb, der Augenring karmesinrot, der Schnabel von der Wurzel bis zur Hälfte seiner Länge bläulich, an der Spitze rotgelb, ein vor den Nasenlöchern gelegner, den Schnabel umfassender Ring grünlichgelb, der Fuß schwarz. Im Jugendkleide sind Kopf und Hals gräulich, die Federn des Mantels, die Schwung- und Steuerfederspitzen schwarz gefleckt. Nach Howard Saunders sind die 3—4 Monate alten, flüggen Jungen von rauchgrauer Farbe und haben einen dunkleren Scheitel. Die Länge beträgt 52, die Breite 110, die Flügellänge 32, die Schwanzlänge 14 cm.

Der hohe Norden der Erde ist die Heimat dieser Möwenart, und nur als Irrling kommen sie von hier aus in niedrigere Breiten herab, jedoch nur selten. Man hat sie auf Spitzbergen, im asiatischen Eismeere regelmäßig beobachtet, findet sie aber schon auf Island nicht mehr. Auf Grönland ist sie, laut Holböll, nicht gerade selten, und während und nach den schweren Herbst- und Winterstürmen zeigt sie sich zuweilen in Menge. Wie alle hochnordischen Vögel ist sie sehr unerfahren und daher leicht zu fangen. Diese ausgezeichnet schöne Möwe, so ungefähr sagt Malmgren, dürfte nur ausnahmsweise das Treibeisgebiet des nördlichen Meeres verlassen. In Spitzbergen ist sie gemein; doch sieht man sie selten anderswo als in der Nähe des Eises. Sie setzt sich, wie schon der alte Seefahrer Martens beobachtete, niemals auf das Wasser, wie andere Möwen, sondern hält sich stets an der Eiskante. Ihren Raub nimmt sie fliegend geschickt mit dem Schnabel vom Wasser auf. Sie und der Eissturmvogel finden sich in Menge da ein, wo ein Walroß oder eine Robbe zerlegt wird und sind dann so wenig scheu, daß man sie durch hingeworfene Speckstücke so nahe heranlocken kann, wie man will; ihre wichtigste Nahrung aber besteht, wie Martens ebenfalls angibt, in dem Kote der Robben und Walrosse. Sie verweilt lange bei den Löchern in dem festen Eise, durch die die Robben aufzusteigen pflegen, in geduldiger Erwartung der Seehunde. Ihrer drei bis fünf sitzen hier zusammen, rund um jede Öffnung, still und unbeweglich, mit dem Kopfe dem Loche zugewendet, durch das die Robbe kommen soll. Es scheint dann wirklich, als ob sie, um einen runden Tisch sitzend, Rat hielten, und ohne Zweifel hat diese ihre Sitte Anlaß gegeben zu dem von Martens (1675) aufgebrachten sonderbaren Namen „Ratsherr“. Rund um das Loch im Eise sind die Ruheplätze der Robben von deren Kote braun gefärbt, dieser selbst aber ist größtenteils von den Vögeln verzehrt.

Malmgren fand am 7. Juli am nördlichen Strande des Murchisonsundes, und zwar an einer hohen und steilen Wand eines Kalkfelsens, eine Menge von Elfenbeinmöwen. Eis- und Stummelmöwen lebten unter ihnen und hatten den obern Gürtel der Bergwand



1. Küstenseeschwalbe, Sterna macrura *Linn.*

$^1/_8$ nat. Gr., s. S. 336. — Aus: Georg E. F. Schulz, ‚Natururkunden‘.



2. Sturmmöwe, Larus canus *Brünn.*

$^1/_9$ nat. Gr., s. S 329. — Aus: Georg E. F. Schulz, ‚Natururkunden‘.



3. Niſtplatz von Stummelmöwen, Rissa tridactyla *Linn.*, und einigen Trottellummen, Uria troile *Linn.*, auf Ailſa Craig, Firth of Clyde.

S. 327 u. 358. — Charles Kirk-Glasgow phot.

in Besitz genommen, während die Elfenbeinmöwen sich niedriger, in einer Höhe von 15—50 m über dem Meere, in Ritzen und Klüften aufhielten. Das Ei ist etwa 60 mm lang und 42 mm breit und dem der Sturmmöwe sehr ähnlich.

Die Stummelmöwe oder Dreizehenmöwe, Rissa tridactyla *Linn.*, vertritt eine gleichnamige Gattung (Rissa *Stephens*), als deren wichtigstes Kennzeichen gelten muß, daß die Hinterzehe des Fußes fehlt oder doch nur angedeutet ist. Will man sonst noch nach unterscheidenden Merkmalen suchen, so kann man sie in dem schwächlichen Schnabel und den verhältnismäßig kurzen, aber langzehigen, also auch mit großen Schwimmhäuten versehenen Füßen finden. Das Gefieder des alten Vogels ist auf Kopf, Hals, Unterrücken, Schwanz und Unterseite blendend weiß, auf dem Mantel möwenblau; die Schwungfedern sind weißgrau, ihre Spitzen schwarz. Die Iris ist braun, der Augenring korallenrot, der Schnabel zitrongelb, am Mundwinkel blutrot, der Fuß schwarz, auf der Sohle gelblich. Nach der Herbstmauser färbt sich der Hinterhals blaugrau und ein rundlicher Fleck hinter dem Ohre schwarz. Im Jugendkleide ist der Mantel dunkelgrau, jede Feder schwarz gerandet. Die Länge beträgt 43, die Breite 100, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 13 cm.

Auch die Stummelmöwe ist ein hochnordischer Vogel, verläßt aber im Winter das Eismeer und erscheint dann häufig an unseren Küsten, streicht auch bis in sehr niedrige Breiten hinab. Im Binnenlande sieht man sie im Winter öfter als andre Seemöwen, weil sie den Strömen und Flüssen bis tief ins Innere des Landes folgt und hier zuweilen in zahlreichen Gesellschaften auftritt. Auf Island und in Grönland gilt sie als das erste Zeichen des Frühlings; denn sie trifft, auch wenn noch grimmige Kälte herrscht, bereits zwischen dem 8. und 20. März dort ein und bezieht sofort nach ihrer Ankunft die Vogelberge, gleichsam als wolle sich jedes Pärchen seinen Nistplatz sichern. Wenn dann noch tiefer Schnee die Gesimse bedeckt, zeigt sie sich besonders unruhig und stößt ihr betäubendes Geschrei ununterbrochen aus. Bis zum November verweilt sie in der Heimat; hierauf verläßt sie die Fjorde, fliegt aber größtenteils nur bis ins offene Meer hinaus und läßt sich bloß durch die Not zu weiteren Wanderungen treiben.

Im Betragen und in ihrem Wesen unterscheidet sich die Stummelmöwe vielleicht nur durch die größere Geselligkeit und Schreilust wesentlich von ihren gleichgroßen Verwandten. Sie geht ziemlich schlecht und deshalb selten, schwimmt aber gern und anhaltend, auch beim ärgsten Wellengange, fliegt leicht, mannigfache und anmutige Schwenkungen ausführend, bald mit langsamen Flügelschlägen, bald schwebend, und stößt geschickt aus der Höhe auf das Wasser hinab, um einen hochgehenden Fisch oder ein anderes Tier aufzunehmen. Ungewöhnlich, selbst innerhalb ihrer Familie, ist ihre Geselligkeit, die wahrscheinlich durch ihr sanftes Wesen begründet wird. Einzelne Stummelmöwen sieht man selten, zahlreiche Flüge viel häufiger, und alle Glieder der Gesellschaften scheinen im tiefsten Frieden zu leben. Außer der Fortpflanzungszeit gehört diese Möwe zu den schweigsamsten Arten ihrer Familie, während sie brütet, schreit sie dagegen ununterbrochen und in verschiedener Weise. Bald klingt die Stimme laut und gellend wie „ka ka tai“ oder „häiä“, bald wieder wie „dack dack“, bald wie das Schreien eines weinenden Kindes, bald wie der Klang einer Kindertrompete.

Man weiß, daß die Stummelmöwe fast nur Fische und andre pelagisch lebende Tiere frißt, die sie sich fischt, indem sie, nach Malmgren, gegen den Wind schwimmt; Holböll hat auch beobachtet, daß während der Brutzeit das Nördliche Eismeer gleichsam angefüllt ist mit Massen von Lodden, und daß die Seehunde, wenn sie diese Fische von unten verfolgen,

der Möwe zu leichtem Fange verhelfen, daß sie aber später genötigt ist, zehn und mehr Seemeilen weit zu fliegen, um ihre Nahrung zu gewinnen.

„Wer noch nie einen von dreizehigen Möwen besetzten Vogelberg sah“, sagt Holböll, „kann sich ebensowenig einen Begriff von der eigentümlichen Schönheit wie von der Menge dieser Vögel machen. Man könnte einen solchen Möwenberg vielleicht mit einem riesenhaften Taubenschlage, bewohnt von Millionen gleichgefärbter Tauben, vergleichen. Der Berg Inujuatuk ist eine Viertelmeile lang und der ganzen Länge nach mehr oder minder stark mit verschiedenen Möwenarten besetzt und dies bis zu einer Höhe, daß man die obersten Vögel nur als kleine weiße Punkte erkennen kann.“ Kürzer und malerischer drückt sich Faber aus. „In Grimsös Vogelbergen nisten sie in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkeln, wenn sie auffliegen, die Schären bedecken, wenn sie sitzen, die Ohren betäuben, wenn sie schreien, und den von Löffelkraut grünen Felsen weiß färben, wenn sie brüten.“ Als ich mich zur Reise nach Lappland anschickte, hatte ich selbstverständlich beider Schilderungen gelesen und deren Wahrheit auch nicht bezweifelt; das wahre Bild eines Möwenberges aber gewann ich doch erst an einem mir unvergeßlichen Tage, am 22. Juli, der mich an dem Vorgebirge Svärholm, unweit des Nordkaps, vorüberführte; ich gewann es erst, nachdem mein liebenswürdiger Freund, der Führer des Postdampfschiffes, das mich trug, eines seiner Geschütze abgefeuert hatte, um die Möwen aufzuscheuchen. Eine gewaltige Wand war mir erschienen wie eine riesenhafte, mit Millionen kleiner weißer Pünktchen bedeckte Schiefertafel; unmittelbar nach dem Donner des Schusses lösten sich diese Pünktchen teilweise ab vom dunkeln Grunde, wurden lebendig, zu Vögeln, zu blendenden Möwen, und senkten sich minutenlang auf das Meer hernieder, so dicht, in einer so ununterbrochenen Folge, daß ich meinte, ein unerwarteter Schneesturm sei losgebrochen und wirbele riesenhafte Flocken vom Himmel hernieder. Minutenlang schneite es Vögel, auf unabsehbare Ferne hin bedeckte sich das Meer mit ihnen, und noch erschien die Wand fast ebenso dicht betüpfelt wie früher.

Graba beobachtete, daß die Brutplätze dieser Möwe, die er auf den Färöer besuchte, nach Westen und Nordwesten gegen das Meer gerichtet waren und schließt daraus, daß die Stummelmöwe solche Felswände zum Brüten benutze, die senkrecht zur herrschenden Windrichtung stehen und dem abfliegenden Vogel ermöglichen, sogleich den zum Fluge günstigsten Wind zu benutzen; Boie meint, daß die Fülle der Nahrung, die zu gewissen Zeiten in der Nähe bestimmter Küsten vorhanden ist, der hauptsächlichste Grund für die Wahl sein möge, und Faber glaubt, daß Heimats- und Gesellschaftstrieb diese Wahl bestimmen. Wie dem auch sein möge: eins steht fest, daß die einmal erwählten Felswände jahraus, jahrein wieder bezogen werden, anscheinend immer von einer gleichen Anzahl, daß aber die Vögel selbstverständlich nur solche Wände wählen, die ihnen Raum zur Anlage ihrer Nester gewähren. Alle Möwenberge bestehen aus einzelnen Absätzen oder Gesimsen übereinander und sind reich an Höhlen und Vorsprüngen; in den Höhlen und auf den Absätzen steht Nest an Nest, vom Fuße des Berges bis zur Höhe hinauf; jedes Plätzchen ist besetzt, jedes Gesims dient Tausenden von Paaren zur Brutstätte. Während diese sich liebkosen, fliegen jene ab und zu, und so wird der Berg beständig eingehüllt von einer Vogelwolke, und ununterbrochen wimmelt und wirrt es durcheinander. Auf den Färöer holen sich die Stummelmöwen nach den Angaben eines dortigen Beobachters ihre Neststoffe, Schlamm und feuchte Tonerde, auf einem sumpfigen Gefilde, mischen sie mit Moos und tragen sie an die Brutplätze. Jedes Pärchen macht sich auf einem Felsenvorsprung aus diesem Material eine ziemlich große

Grundlage für ihren Horst. Wenn sie damit fertig sind, unterbrechen sie ihre Bauarbeit für einige Zeit, bis das Geschaffte trocknet und fester geworden ist, dann geht es an den Weiterbau. Wieder holen sie sich einige Tage lang, aber an anderen Stellen, Gras, mit dem sie ihre Arbeit fortsetzen und vollenden. Diese Nester sind so fest, daß die Vogelfänger und Eiersammler sich beim Besteigen der Vogelberge ohne Bedenken darauf stützen. Das Nest selbst besteht sonst für gewöhnlich der Hauptsache nach aus Tang, erhält aber durch den Kot der Vögel im Laufe der Jahre hohe Ränder und braucht später vor Beginn der Brut nur ein wenig ausgebessert zu werden. Das Gelege bilden 2 oder 3 im Durchschnitt 57,1 mm lange, 40,6 mm breite, auf schmutzig rostgelbem, weißgrünlichem oder roströtlichem Grunde spärlich dunkler gefleckte und getüpfelte Eier. Man nimmt an, daß jedes Pärchen sich nur seiner eignen Brut widmet, kann aber nur schwer begreifen, wie es möglich ist, daß das Paar unter den Hunderttausenden sein Nest, ja den Gatten herauszufinden vermag. Die Jungen verweilen bis Mitte August im Neste, sind bis dahin vollkommen flügge geworden und schwärmen nun auf das hohe Meer hinaus; vorher haben sie selbstverständlich zum unendlichen Geschrei nach Kräften beigetragen.

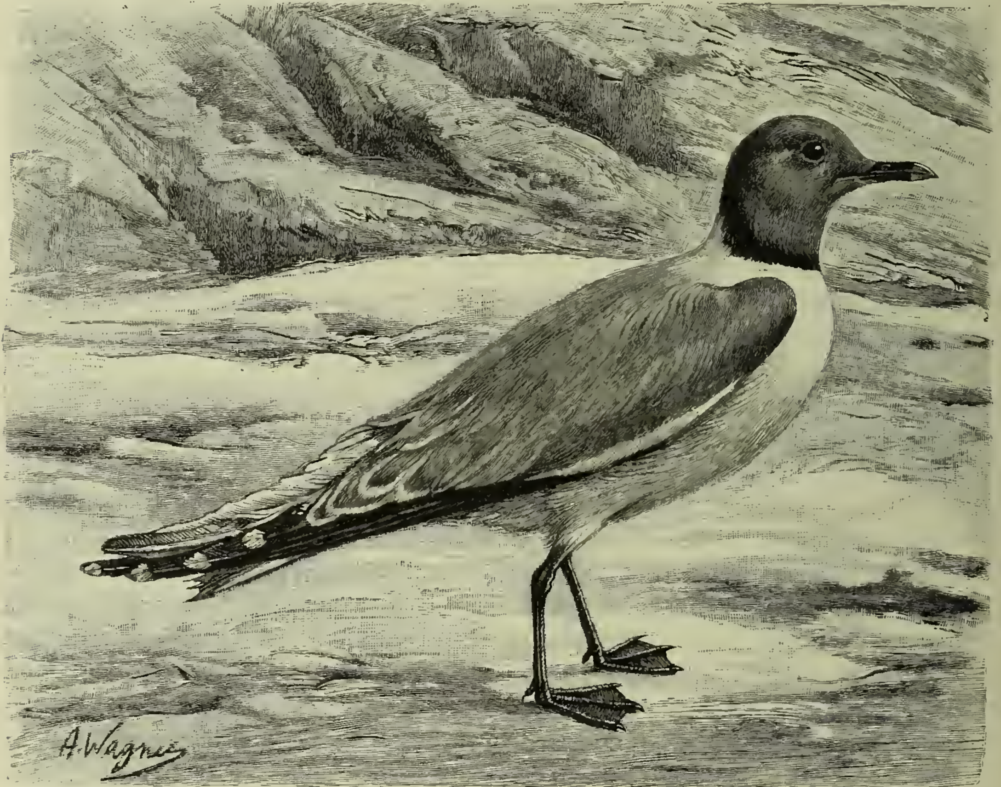
Auch die Stummelmöwen haben wie alle kleineren Arten der Familie von Edelfalken, Seeadlern und Raubmöwen viel zu leiden; Edelfalken und Seeadler nehmen sie vom Neste oder aus der Luft weg, die Raubmöwen peinigen sie.

Als Vertreter einer besondern Gattung darf man auch die reizende Schwalbenmöwe, Xema sabinei *Sabine* (Abb., S. 330), betrachten, da sie sich von ihren Verwandten durch den seicht gegabelten Schwanz und die außerordentlich langen Flügel unterscheidet. Kopf und Oberhals sind dunkel bleigrau, unten durch ein mäßig breites, schwarzes Halsringband begrenzt, Nacken, ganze Unterseite und Schwanz weiß, Mantel und Rücken möwenblau, Flügelbug und Flügelrand schwarz, die ersten fünf Handschwungfedern schwarz, innen bis gegen die Spitze hin und an dieser weiß, die übrigen wie die Arm- und Oberarmschwungfedern möwenblau, am Ende breit weiß gerandet. Im Kleide der noch nicht völlig Erwachsenen ist die Kappe nur durch einen dunkel aschgrauen Fleck hinter dem Auge angedeutet, der Nacken und die kleinen Flügeldeckfedern sind mattschwarz, Mantel und Rücken möwenblau, die Steuerfedern im Enddrittel mattschwarz, alle übrigen Teile weiß. Im Jugendkleide sind alle Federn der ganzen fahl rauchbraunen Oberseite lichter gerandet, nämlich fahlgelb, bis weiß, die Schwanzfedern am Ende mattschwarz und alle Unterteile weiß. Die Iris ist lichtbraun, der Schnabel rötlichschwarz, an der Spitze orangegelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt etwa 35, die Flügellänge 28, die Schwanzlänge 12 cm.

Der höchste Norden der Erde, die amerikanischen und sibirischen Küsten sowie verschiedene Inseln des Eismeeres bilden das Wohngebiet der Schwalbenmöwe. Ihre Brutplätze liegen erst jenseit des 73. Grades nördl. Br. Von ihnen aus streifen die Alten höchstens bis Spitzbergen und Südgrönland hinab, während die jungen Vögel in ihrem ersten und zweiten Lebensjahre zuweilen südlicher reisen und dann auch Großbritannien, Dänemark, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, selbst Ungarn besuchen. In Deutschland wurden mehrere, in Großbritannien viele erlegt oder beobachtet. Mit alleiniger Ausnahme der Brutzeit scheinen die kraft ihrer langen Schwingen besonders flugbegabten Vögel auf hohem Meere zu leben. In der Davisstraße und der Baffinbai, westlich von Grönland, treten sie sehr häufig auf. Edward Sabine fand sie hier, v. Middendorff am Taimyrflusse in

Nordsibirien zwischen dem 73. und 74. Grade brütend. Beiden danken wir das wenige, das wir von ihrer Lebensweise wissen.

Am Taimyrflusse erschienen die von Middendorff beobachteten Schwalbenmöwen am 5. Juni, verschwanden bald darauf gänzlich, weil sie sich wahrscheinlich ihren Brutplätzen zugewendet hatten. Diese lagen nördlich des 74. Grades auf kleinen Schwemmlandinseln des genannten Flusses und in der Nähe gewisser Wasserbecken der Tundra, die von Sabine

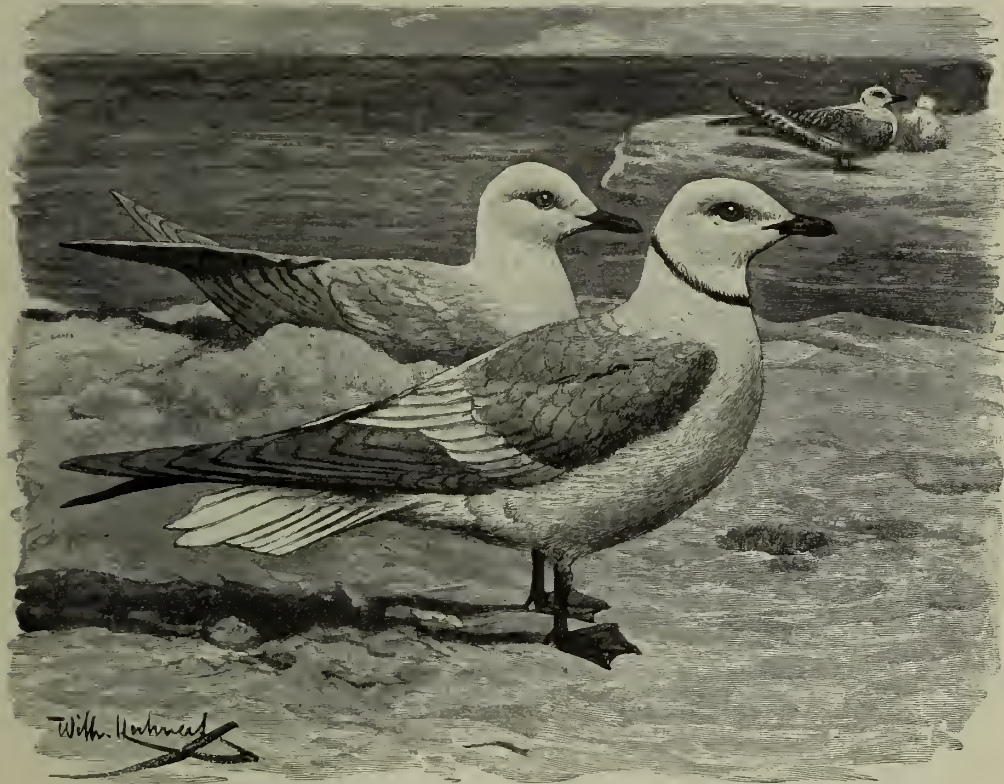


Schwalbenmöwe, Xema sabinei *Sabine.* 2/5 natürlicher Größe.

besuchten Brutplätze auf kleinen Felseninseln unter dem 75. Breitengrade, etwa 20 Seemeilen von Grönland entfernt. Hier wie dort brüteten die Schwalbenmöwen in innigster Gemeinschaft mit Küstenseeschwalben, denen sie auch in ihrem Fluge mehr als alle übrigen Möwen ähneln. Beide Beobachter fanden im Juli je 2 Eier in den Nestern, am Taimyrflusse in Vertiefungen im Moose, die mit vorjährigen Grashalmen ausgelegt waren, während sie auf den Felsenbergen auf dem nackten Boden lagen. Die Eier haben einen Längsdurchmesser von durchschnittlich 45, einen Querdurchmesser von 31 mm und sind auf schmutzig gelbgrünem Grunde bräunlich gefleckt. Am 10. Juli waren die von Middendorff untersuchten Eier schon stark bebrütet; am 15. Juli krochen die meisten Jungen aus. Ihr Dunenkleid ist oberseits auf rostgelbem Grunde über und über schwarz gefleckt, unterseits weißlichgrau. Sie wachsen rasch heran, werden von ihren Eltern in der Tundra mit den Larven eines Zweiflüglers, auf den Inseln mit kleinen Krebstieren geatzt und laufen,

schwimmen und tauchen schon bald ganz vorzüglich. Die Anhänglichkeit der Alten an ihre Brut ist eine große. Die besorgten Eltern stürzen sich unter lautem Gegacker, das an das Schackern der Wacholderdrossel erinnert, auf jeden Eindringling, greifen ihn todesmutig an und verlassen den Brutplatz auch dann nicht, wenn einer der Gatten vor den Augen des andern dem Blei des Schützen erlegen ist.

Denselben unwirtlichen Gegenden entstammt eine andere kleine und prachtvolle Art der Unterfamilie, die Rosenmöwe, Rhodostethia rosea *Macgill.* (rossii). Sie



Rosenmöwe, Rhodostethia rosea *Macgill.* 1/3 natürlicher Größe.

kennzeichnet sich vor allem durch ihren keilförmigen Schwanz, dessen beide Mittelfedern die übrigen um 2 cm überragen. An dem schwachen Schnabel tritt der eckige Vorsprung des Unterkiefers kaum hervor; der Lauf ist ziemlich stark, der vierzehige Fuß mittellang. Die Färbung des Gefieders ist zarter und schöner als bei allen anderen Möwen, auf dem Mantel perl- oder silbergrau, auf dem Unterhalse, der Brust und dem Bauche blaß rosenrot; ein schmales schwarzes Band schmückt die Mitte des Halses; die Außenfahne der ersten Schwungfeder ist schwarz, alles übrige weiß. Augen und Rachen sehen rötlichgelb, der Schnabel schwarz, die Füße scharlachrot aus. Die Länge beträgt 37, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 14 cm.

Die Rosenmöwe wurde im Jahre 1824 von Sir John Roß auf der Halbinsel Melville im Norden Amerikas entdeckt, einmal auch, und zwar am 5. Februar 1858, auf Helgoland

erbeutet. Im Jahre 1905 wurden zuerst die Eier der Rosenmöwe im Delta des Kolyma in Ostsibirien gefunden. Sie sind in bezug auf ihre Färbung denen der Hutmöwe vergleichbar, aber größer, namentlich breiter; sie messen durchschnittlich 42,1×32,0 mm.

*

Als die vollkommensten Flieger und Stoßtaucher der Familie sehen wir die Mitglieder der Unterfamilie der Seeschwalben (Sterninae) an, mittelgroße oder kleine, schlank gebaute Vögel mit kopflangem, hartem, geradem oder sanft gebogenem Schnabel, kleinen, niedrigen, vierzehigen Füßen, die mit kurzen, oft tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten und wenig gebogenen, ziemlich scharfen Krallen ausgerüstet sind, sehr langen, schmalen und spitzigen Flügeln, unter deren Schwungfedern die erste die längste ist, mittellangem, mehr oder weniger tief gegabeltem, aus zwölf Federn gebildetem Schwanze und dichtem, knapp anliegendem, weichem Gefieder, in dem ein lichtes Bleigrau, Schwarz und Weiß vorherrschen, und das nach dem Geschlechte wenig oder gar nicht, nach Jahreszeit und Alter wesentlich abändert.

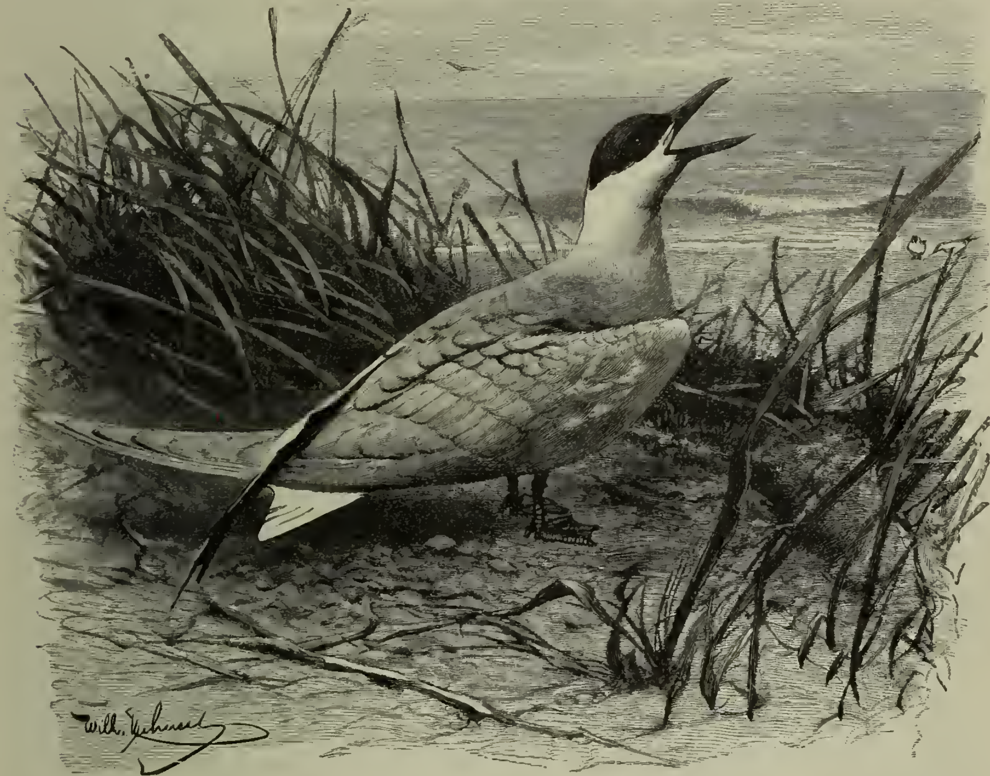
Die Seeschwalben, von denen man 57 Arten kennt, bewohnen alle Gürtel der Erde, leben am Meere und an süßen Gewässern und folgen wandernd der Küste oder dem Laufe der Flüsse. Einige Arten lieben den flachen, kahlen Seestrand, andere dagegen pflanzenreiche Gewässer; einzelne siedeln sich vorzugsweise in südlichen Küstenwäldern an. Sonderbar ist es, daß auf dem sonst an Seevögeln so reichen St. Kilda nach Dixon keine Seeschwalben vorkommen.

Alle Arten sind äußerst unruhige, bewegungslustige Vögel und von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang fast ununterbrochen tätig. Die Nacht verbringen sie liegend am Ufer, den Tag fast ausschließlich fliegend in der Luft. Die Stimme ist ein unangenehm kreischender Laut, der durch „kriäh“ ausgedrückt werden kann und sich bei den verschiedenen Arten wenig unterscheidet.

Fische und Insekten bilden ihre Nahrung; die größeren Arten verzehren jedoch auch kleinere Säugetiere, Vögel, Kriechtiere und Lurche, die schwächeren Arten verschiedene Würmer und ebenso mancherlei kleinere Seetiere. Um Beute zu gewinnen, fliegen sie in geringer Höhe über dem Wasserspiegel dahin, richten ihre Blicke scharf darauf, halten, wenn sie ein Opfer erspähten, an, rütteln ein paar Augenblicke lang über ihm, stürzen dann schnell hinab und versuchen, es mit dem Schnabel zu fassen.

Bereits einige Wochen vor Beginn des Eierlegens sammeln sich die Seeschwalben am Brutorte, ein Jahr wie das andere möglichst an der gleichen Stelle. Die das Meer bewohnenden wählen hierzu sandige Landzungen, kahle Inseln, Korallenbänke oder Mangle- und ähnliche Waldungen; die mehr im Binnenlande lebenden entsprechende, jedoch minder kahle Stellen an oder in Seen und Sümpfen. Gewöhnlich brütet jede Art abgesondert von den übrigen und in Masse, ausnahmsweise unter anderen Strand- und Wasservögeln und einzeln. Ein Nest bauen bloß die in Sümpfen brütenden Arten; denn die seichte Vertiefung, die andere für ihre Eier schaffen, kann man kein Nest nennen. Bei jenen stehen die Nester einzeln, bei diesen die Brutstätten so dicht nebeneinander, daß die brütenden Vögel den Strand buchstäblich bedecken und genötigt sind, im Sitzen die gleiche Richtung einzunehmen, und daß man kaum oder nicht imstande ist, zwischen den Nestern zu gehen, ohne Eier zu zertreten. Die meisten legen 3 Eier, die Hydrochelidon-Arten 3—4, die wenigen, die auf Bäumen brüten, gewöhnlich nur eins. Beide Gatten widmen sich den Eiern abwechselnd,

überlassen sie aber in den heißeren Stunden des Tages gewöhnlich der Sonne. Die Jungen kommen nach einer Bebrütung von 2—3 Wochen in einem bunten Dunenkleide zur Welt, verlassen ihre Nestmulde meist schon am Tage ihres Erscheinens und laufen, behender fast als die Alten, am Strande umher, ängstlich bewacht, sorgsam beobachtet und genährt von ihren zärtlichen Eltern. Ihr Wachstum schreitet verhältnismäßig rasch vorwärts; doch kann man sie erst, wenn sie vollkommen fliegen gelernt haben und in allen Künsten des Gewerbes unterrichtet sind, erwachsen nennen.



Raubseeschwalbe, Hydroprogne caspia *Pall.* 1/6 natürlicher Größe.

Alle vierfüßigen Raubtiere, die sich den Brutplätzen der Seeschwalbe nähern können, die Raben und größeren Möwen, stellen den Eiern und Jungen, die schnelleren Raubvögel auch den Alten nach; Schmarotzermöwen plagen und quälen die Alten in der Absicht, sie zum Ausspeien der frisch gefangnen Beute zu nötigen. Der Mensch beraubt sie ihrer schmackhaften Eier.

Die erste Stelle gebührt der Raubseeschwalbe oder Wimmermöwe, Hydroprogne caspia *Pall.* (Sterna, tschegrava), deren Merkmale ein verhältnismäßig kräftiger und gedrungener Leib, ein sehr großer, starker, mehr als kopflanger Schnabel, ein kleiner Fuß mit wenig ausgeschnittenen Schwimmhäuten, langer, säbelförmiger Flügel, ein schwach gegabelter Schwanz, dessen Länge weniger als ein Drittel von dem der Flügel beträgt, und knappe Befiederung sind. Das Gefieder ist auf dem Oberkopfe schwarz, an

den Halsseiten, auf der Unterseite und auf dem Oberrücken glänzend weiß, auf dem Mantel licht graublau; die Spitzen der Schwungfedern sind dunkler, die Schwanzfedern lichter als das übrige Gefieder der Oberseite. Die Iris ist braun, der Schnabel korallenrot, der Fuß schwarz. Im Winterkleide ist die Färbung des Kopfes weiß und schwarz gemischt, im Jugendkleide das Rückengefieder bräunlich in die Quere gefleckt. Die Länge beträgt 52, die Breite 130, die Flügellänge 42, die Schwanzlänge 15 cm.

Die Raubseeschwalbe, deren Schilderung genügen darf, ist in Mittelasien und im Süden unsers Erdteils zu Hause, brütet aber ausnahmsweise auch auf der Insel Sylt und an der pommerschen wie an einigen Stellen der holländischen und französischen Küste. Im Winter erscheint sie am Südrande des Mittelmeeres und auf den unterägyptischen Seen sowie auf dem nördlichen Roten und dem Indischen Meere, besucht jedoch, dem Laufe der Ströme folgend, ebenso das Innere Afrikas und Ostindiens. Im Sudân habe ich sie noch oft beobachtet; im Innern Vorderindiens tritt sie, laut Jerdon, als regelmäßiger Wintergast auf; an der Westküste Afrikas hat man sie ebenfalls gefunden. Im Innern Deutschlands gehört sie zu den seltenen Irrlingen. Sie trifft auf Sylt gewöhnlich in der letzten Hälfte des April ein und verläßt den Brutort im August wieder, um fortan umherzuschweifen.

Gewöhnlich sieht man sie fliegend in einer Höhe von etwa 15 m über dem Wasserspiegel fortstreichen, den Kopf mit dem auf weithin glänzenden roten Schnabel senkrecht nach unten gerichtet, die großen Flügel langsam bewegend und von Zeit zu Zeit stoßtauchend auf das Wasser hinabstürzen. Um auszuruhen, begibt sie sich nach kiesigen Uferstellen und pflegt hier mit ihren Genossen eine wohlgeschlossene Reihe zu bilden, indem sich alle Glieder einer ruhenden Gesellschaft dicht nebeneinander niederlassen und ihren Kopf dem Wasser zukehren. An der Bewegungslosigkeit einer solchen Gesellschaft, die jedes Umhertrippeln vermeidet, unterscheidet man sie auf den ersten Blick von einer Möwenschar, in der doch mindestens einige umherzulaufen pflegen. Auf größeren Wasserflächen läßt sich die fischende Raubseeschwalbe auch wohl zeitweilig und auf Minuten schwimmend nieder, hält sich dann aber gewöhnlich auf einer Stelle, ohne zu rudern, und erhebt sich bald wieder in die Luft. Die Stimme ist lauter, rauher und kreischender als die anderer Arten, sonst jedoch wenig verschieden; sie besteht auch nur aus einem häßlichen „Kriäh" oder „Kräik". Dem Menschen weicht diese Seeschwalbe ängstlich aus, weil sie sehr vorsichtig und scheu ist. An Geselligkeitstrieb scheint sie den Verwandten nachzustehen. Zum Brüten sammelt zwar auch sie sich scharenweise; nach der Brutzeit aber lebt und arbeitet jede möglichst für sich allein und gesellt sich bloß auf dem Ruheplatze zu anderen. Neid und Habgier scheinen in ihrem Wesen besonders ausgeprägt zu sein; außerdem zeichnet sie sich durch Mut und Kampflust vor anderen Arten aus.

Ihre Hauptnahrung bilden Fische. Sie erbeutet und verschlingt Fische von ziemlich bedeutender Größe, überfällt aber gelegentlich auch Strand- und Wasservögel, besonders wenn diese schwimmen, und schlingt sie mit demselben Behagen hinab, mit dem kleinere Arten Insekten zu sich nehmen.

Naumann besuchte die einst ziemlich beträchtliche Ansiedelung auf Sylt, am nördlichsten Ende der Insel. „Die Eier", sagt er, „liegen auf dem bloßen Sande in einer kleinen Vertiefung, welche die Vögel selbst scharren, nicht ganz nahe am Wasser, doch in dessen Nähe. Die Nester sind, wo ihrer viele beisammen nisten, kaum 60 cm voneinander entfernt. In einem Neste liegen meistens 2, selten 3 Eier, nie mehr. An Größe und in der Gestalt kommen sie denen zahmer Enten ungefähr gleich; ihr Längsdurchmesser beträgt

durchschnittlich etwa 63, der Querdurchmesser 43 mm; die Schale ist glatt, aber glanzlos, die Grundfärbung schmutzig gelblich oder bräunlichweiß, die Zeichnung besteht aus aschgrauen und schwarzgrauen Punkten und Flecken; Größe, Färbung und Zeichnung ändern vielfach ab. Erst in der zweiten Hälfte des Mai fangen die Raubseeschwalben an zu legen. Man nimmt ihnen auf Sylt mehrmals die Eier und läßt sie erst 8—14 Tage vor Johanni brüten. Wenn man sich dem Nistplatze nähert, umfliegen einen beide Gatten mit gräßlichem Geschrei, und das Männchen zeigt sich dabei dreister als das Weibchen. Beim Legen oder Bebrüten der Eier hat eine wie die andere ihr Gesicht dem Wasser zugekehrt. Sie brüten zwar mit vielen Unterbrechungen, sitzen jedoch öfter über den Eiern als andere Gattungsverwandten; sind sie aber einmal aufgescheucht, so dauert es lange, ehe sich einzelne wieder auf ihre Eier niederlassen, da solche Störungen auf so scheue Vögel einen anhaltenderen Eindruck machen als auf andere. Die Jungen, die auf der Oberseite mit gräulichschwarz gefleckten, auf der Unterseite mit weißen Dunen bekleidet sind, laufen bald aus dem Neste und werden von den Alten mit kleinen Fischen großgefüttert, auch die brütenden Weibchen vom Männchen oft mit solchen versorgt."

Bei den Arten der Hauptgattung Sterna *Linn.* ist der Schwanz mindestens halb und meistens mehr als halb so lang wie der Flügel; der Schnabel ist schlank und zusammengedrückt. Über die ganze Welt verbreitet, enthält die Gattung nicht weniger als 37 Arten.

Eine der größten Seeschwalben ist die im Indischen und Stillen Weltmeere lebende, auch im Roten Meere häufige, zuweilen im Mittelmeere vorkommende und selbst an den Küsten Großbritanniens erlegte Eilseeschwalbe, Sterna bergei *Licht.* (velox, poliocerca). Der Kopf ist glänzend schwarz, die ganze Oberseite aschgrau; Stirn, Zügel, Kopfseiten, Hals, alle Unterteile sowie die Deckfedern der Handschwingen sind weiß, die weißschaftigen Schwungfedern silbergrau, innen, nicht ganz bis zum Schafte und zur Spitze, scharf abgesetzt weiß, die Armschwungfedern fast auf der ganzen Innenfahne weiß und am Ende weiß gerandet. Winter- und Jugendkleid ähneln denen der Raubseeschwalbe. Die Iris ist braun, der Schnabel gelb, der auf dem Ballen gelbe Fuß im übrigen schwarz. Die Länge beträgt 50, die Breite 104, die Flügellänge 35, die Schwanzlänge 15 cm.

Trotz ihrer geringen Größe steht die Brandseeschwalbe oder der Haffpicker, Sterna cantiaca *Gmel.*, den Raubseeschwalben an Gewandtheit im Rauben kaum nach. Sie kennzeichnet sich durch gestreckte Gestalt, mindestens kopflangen, sehr gestreckten, merklich gebogenen Schnabel, kleine, mit stark ausgeschnittnen Schwimmhäuten ausgerüstete Füße, sehr lange Flügel und tief gegabelten Schwanz. Oberkopf und Nacken sind samtschwarz, alle Oberteile hell silbergrau, Hals und Unterteile atlasweiß, schwach rosig überhaucht, die Spitzen der Schwungfedern tief aschgrau, die letzten Schwungfedern des Armes und die Steuerfedern gräulichweiß. Im Winterkleide ist der Oberkopf weiß, schwarz gestrichelt und die Unterseite rein weiß. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, an der Spitze gelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 40, die Breite 94, die Flügellänge 31, die Länge des tief gegabelten Schwanzes 17 cm.

Die Brandseeschwalbe, ein echter Meervogel, der die Küste kaum verläßt und höchstens noch Strandseen, kaum aber Binnenmeere besucht, doch nach Radde sicherlich in einzelnen Paaren am Kaspischen Meere brütet, verbreitet sich über Mittel- und Südeuropa, Afrika und Amerika, wobei er südwärts bis zum Kaplande und Brasilien vordringt. An unseren

Nordseeküsten erscheint die Brandseeschwalbe frühestens Ende April, beginnt bald darauf zu brüten und wandert bereits im August, spätestens im September wieder nach Süden, um im Mittelländischen, Roten, Indischen und südlichen Atlantischen Meere zu überwintern. In die Ostsee verfliegt sich wohl eine und die andere, schreitet aber hier nicht zur Fortpflanzung.

In ihrem Betragen und Gebaren, Wesen und Sein erinnert die Brandseeschwalbe mehr als jede andere deutsche Art ihrer Gattung an die Raubseeschwalbe. Dieser ähnelt sie in jeder Beziehung, so daß es überflüssig erscheinen darf, nach den bereits gegebnen Mitteilungen noch weiteres zu sagen. Doch jagt sie nur auf Fische, nicht auf Vögel, raubt auch deren Nester nicht aus. Ihre Nistplätze sind entweder weite Rasenflächen mit kurzem Gras oder trockne Sandbänke in unmittelbarer Nähe des Meeres. Eine kleine, napfförmige Vertiefung dient als Nest. Die Nester stehen so dicht nebeneinander, daß die brütenden Vögel in gleicher Richtung sitzen müssen und dennoch sich oft noch gegenseitig berühren. Selbst der vorsichtigste Sammler zertritt unwillkürlich einzelne Eier. Letztere, von denen 2, höchstens 3 in jedem Neste liegen, sind ein reizender Schmuck für die dunkle Rasenfläche, auf der sie liegen. Sie sind durchschnittlich 50,5 mm lang, 35,8 mm dick, echt eigestaltig, ziemlich grobkörnig in der Schale und auf ton- oder kalkweißem, rostgelblichem oder grünlichweißem Grunde mit bleich violetten Unter-, braunen Mittel- und dunkelbraunen Oberflecken der verschiedensten Gestalt und oft von ganz außerordentlicher Größe gezeichnet. Nach ungefähr dreiwöchiger Brutzeit entschlüpfen die Jungen, verlassen bald darauf das Nest und verbringen sodann ihre Jugendzeit nach Art ihrer Verwandten.

Die Flußseeschwalbe, Rohrschwalbe, auch Spirer, Tänner usw. genannt, Sterna fluviatilis *Naum.* (hirundo), hat einen dünnen, etwas bogenförmigen, ziemlich kurzen Schnabel, sehr niedrige, kurzzehige Füße und tief gegabelten Schwanz. Oberkopf und Nacken sind schwarz, Mantel und Schultern bläulich aschgrau, Kopfseiten, Hals, Bürzel und alle Unterteile weiß, die weiß geschafteten Schwungfedern dunkler als der Rücken, ihre weißlichen Innenfahnen längs des Schaftes durch eine schwarze Linie und einen schieferfarbenen Streifen geziert, die vorderen Schwungfedern des Armes an der Spitze weiß gerandet, die Federn des etwa 8 cm tief gegabelten Schwanzes außen gräulich, innen weiß. Die Iris des Auges ist dunkelbraun, Fuß und Schnabel korallenrot, letzterer auf dem Firste und an der Spitze schwärzlich. Bei jungen Vögeln ist das Gefieder der Oberseite bräunlich quergefleckt. Die Länge beträgt 40, die Breite 82, die Flügellänge 27, die Länge der äußersten Schwanzfedern 14 cm.

Das Verbreitungsgebiet der Flußseeschwalbe erstreckt sich über Europa, einen großen Teil Asiens und Nordamerikas, das Wandergebiet bis Südafrika. In Tunis ist sie, nach König, Brutvogel.

Im Norden gesellt sich zu ihr oder vertritt sie die über die Alte und die Neue Welt verbreitete Küstenseeschwalbe, Sterna macrura *Linn.* (arctica; Taf. „Regenpfeifervögel II", 1 bei S. 326). Sie unterscheidet sich von der beschriebenen Verwandten durch die geringere Größe, den kürzeren und stärkeren Schnabel, die niedrigeren und kleineren Füße, den viel tiefer gegabelten und längeren Schwanz, den schmäleren dunkleren Streifen auf der Innenfahne der ersten Schwungfedern, die bläulichgraue Färbung der Unterseite und den einfarbig korallenroten Schnabel, im Jugendkleide aber durch die aus Wellenlinien und Mondflecken bestehende sehr dunkle Zeichnung des Mantels. Nach P. Müller nistet diese Art sehr gern

auf einem Haufen Seetang und brütet nur nachts. An der deutschen Ostseeküste ist einer ihrer Hauptbrüteplätze der lange Werder bei Poel in Mecklenburg, wo etwa 150 Paare nisten.

Die südwestlichen, seltener die westlichen und nordwestlichen Küsten Europas besucht zuweilen auch die verwandte, im Atlantischen und Indischen Meere heimische Paradiesseeschwalbe, Sterna dougalli *Mont.* (paradisea). Kopf und Genick sind glänzend samtschwarz, Halsseiten, Nacken und Flügelrand weiß, Mantel, Schultern und obere Flügeldecken zart blaugrau, alle Unterteile blaß rosenrot, die Schwungfedern der Hand, deren erste außen schwarz ist, auf der Außenfahne dunkelgrau, auf der Innenfahne lichter, am Rande wie an der Spitze mit breitem, weißem Saume, die Federn des sehr tief gegabelten Schwanzes weiß. Im Jugendkleide sind nur Hinterkopf und Nacken schwarz, der Mantel ist dunkler quergefleckt, der Flügel durch die weißen Spitzen der großen Deckfedern und Armschwungfedern dreimal weiß gebändert. Die Iris ist dunkelbraun, der an der Wurzel rote Schnabel im übrigen schwarz, der Fuß rötlich orangefarben. Die Länge beträgt ungefähr 45, die Breite 80, die Flügellänge und die Schwanzlänge 23 cm. Von diesem stellenweise in England Pirat genannten Vogel sagt Potter, er raube, sobald er Junge habe, anderen mit ihm nistenden Seeschwalbenarten nach Art der Raubmöwen die Nahrung im Fluge, nehme auch den Jungen das Futter, das ihnen die Alten eben gebracht hätten.

Die Flußseeschwalbe bewohnt mehr als andere Arten Flüsse und Süßwasserseen, gehört demnach auch im Innern unsers Vaterlandes nicht zu den Seltenheiten und belebt einzelne Ströme, beispielsweise die Elbe, in namhafter Anzahl, findet sich aber auch an den Küsten unserer Meere und hat, laut Droste, auf Borkum die Küstenseeschwalbe innerhalb weniger Jahre verdrängt. Sie erscheint in den letzten Tagen des April oder erst Anfang Mai und begibt sich bereits im Juli oder Anfang August wieder auf die Wanderschaft. Schon in Südeuropa findet sie eine ihr zusagende Herberge für den Winter; aber auch im Norden Afrikas ist sie während der kalten Jahreszeit überall gemein. Auf ihren Reisen wandert sie, in hoher Luft dahinfliegend, langsam von einem Gewässer zum andern, wobei sie soviel wie möglich Strömen und Flüssen folgt und, wenn sie Hunger verspürt, sich auf diesen oder jenen Teich niederläßt, um hier zu fischen und ein wenig zu ruhen. In der Winterherberge siedelt sie sich am Meere oder an süßen Gewässern an, ohne für das eine oder andere besondere Vorliebe zu zeigen.

Vor den Verwandten zeichnet sich die Flußseeschwalbe wohl nur durch die größere Schnelligkeit und Vielseitigkeit ihres Fluges aus, wird aber auch hierin von einzelnen Familiengenossen, beispielsweise von der Brandseeschwalbe, übertroffen. Ihre gewöhnliche Stimme ist das bekannte „Kriäh", der Ausdruck der Angst ein leises „Kek" oder „Krek", das sich bei wachsender Gefahr oft wiederholt und sich, wenn diese geringer wird, in „kreiik" umwandelt; im Zorne stößt sie die Silbe „krek" so oft und hastig aus, daß man die einzelnen Laute kaum noch unterscheiden kann. In den geistigen Fähigkeiten steht sie ihren Verwandten in keiner Hinsicht nach. Kleine Fischchen, Wasserfröschchen und Froschlarven, auch wohl Würmer, Engerlinge und allerlei Insekten im weitesten Umfange bilden ihre Nahrung. Die im Wasser lebenden Tiere gewinnt sie durch Stoßtauchen; die am Boden liegenden oder am Grase hängenden nimmt sie fliegend auf.

Ihre Nistplätze sind niedrige Inseln und Uferbänke, womöglich solche, deren Grund kiesig, nicht aber sandig ist. Hier macht sie eine kleine Vertiefung in den Kies oder benutzt eine bereits vorhandene als Nest. Ende Mai findet man 2—3 große, durchschnittlich 41 mm

lange, 30 mm dicke, schön eiförmige, glattschalige, feinkörnige, glanzlose, auf trübe rostgelblichem oder bleich gelbgrauem Grunde mit violettgrauen, rötlichen und tief schwarzbraunen, runden oder länglichen Flecken, Tüpfeln und Punkten gezeichnete Eier, die während der Nacht vom Weibchen, bei Tage zeitweilig auch vom Männchen bebrütet, in den Mittagsstunden aber der Sonnenwärme überlassen werden. Weder die Fluß- noch die Paradiesseeschwalbe setzen sich, wenn sie zum Brutplatz kommen, gleich unmittelbar aufs Nest, sondern lassen sich einige Meter davon nieder und laufen zu ihm, und ebenso verlassen sie es auch. Die innerhalb 16—17 Tagen gezeitigten Jungen entlaufen bald dem Neste und verbergen sich fortan bei Gefahr zwischen den größeren Steinen des Kiesbodens und anderen Unebenheiten, verraten sich auch nur dann, wenn die Alte weggeschossen wurde, durch klägliches Piepen, können nach Verlauf von zwei Wochen bereits flattern und in der dritten Woche ihres Lebens ihren Eltern schon fliegend folgen, obwohl sie deren Gewandtheit im Fliegen erst später erlernen. Nach Mackay piepen die völlig reifen Jungen nach Art echter Nestflüchter schon im Ei und öffnen, wenn man sie herausholt, sofort die Augen.

An unseren Binnengewässern bildet die Flußseeschwalbe selten große Ansiedelungen, wogegen am Meeresgestade oft Hunderte von ihr sich zum Brüten vereinigen. Die Brut wird von den Krähen und Raben und am Meere auch von den größeren Verwandten gefährdet, obwohl die Alten mit Heldenmut für sie einstehen. Der verständige Mensch verfolgt sie nicht. Gefangene Flußseeschwalben sieht man hier und da in den Tiergärten oder bei Liebhabern, schwerlich aber auf längere Zeit, weil man nicht imstande ist, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen.

Die Zwergseeschwalbe, Sterna minuta *Linn.*, unterscheidet sich durch verhältnismäßig starken und etwas kurzen Schnabel, die tief ausgeschnittenen Schwimmhäute und den seicht gegabelten Schwanz von anderen Arten der Gattung. Stirn, Unterseite und Steuerfedern sind weiß, Oberkopf und Nacken schwarz, die Mantel- und Flügelfedern aschgrau, die drei ersten schwarz geschafteten Schwungfedern der Hand schwärzlich, innen bis gegen die Spitze breit weiß gesäumt, die übrigen grau. Die Iris ist braun, der Schnabel wachsgelb, an der Spitze schwarz, der Fuß lehmgelb. Die Länge beträgt 22, die Breite 50, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 8 cm. Das Junge ist ähnlich gefleckt wie das der verwandten Arten.

Über vier Erdteile, Asien, Europa, Afrika und Amerika, erstreckt sich der Verbreitungskreis dieser kleinsten Art der Gattung; nach Norden hin wird das Gebiet ihres Vorkommens ungefähr bis zum 58., nach Süden hin etwa bis zum 24. Breitengrade reichen. Auch sie bewohnt hauptsächlich süße Gewässer, besonders größere Ströme, ohne jedoch die Meeresküste gerade zu meiden. Flache, vom Wasser umflossene Kiesbänke sind die erste Bedingung, die sie an ihren Wohnplatz stellt; wo diese fehlen, siedelt sie sich niemals an. In Deutschland erscheint sie erst im Mai, zuweilen nicht vor der Mitte dieses Monats, brütet und begibt sich bereits im Juli oder spätestens im August auf die Wanderschaft. Aber sie reist langsam, hält sich überall noch ein wenig auf, wird deshalb schon im Süden Deutschlands noch viel später bemerkt als im Norden und geht in der Regel auch nicht weit südlich, nämlich nur bis an die Ströme und Strandseen Nordafrikas. In ähnlicher Weise wandert sie vom Norden Asiens und vom nördlichen Amerika aus nach Süden.

„Die Zwergseeschwalbe gibt", wie Naumann sagt, „an Schönheit keiner andern Art ihrer Familie etwas nach, und daß man hier alles im verjüngten Maßstabe sieht, erhöht

den Reiz für den Beschauer." Sie unterscheidet sich auch im Betragen nicht wesentlich von den Verwandten, geht und schwimmt wie diese, fliegt in ähnlicher Weise, vielleicht noch etwas schneller und leichter. Wie es scheint, ist sie minder gesellig als ihre Verwandten. Während der Zugzeit sieht man sie allerdings auch zuweilen in zahlreichen Gesellschaften, am Nistplatze aber immer nur in kleineren Vereinen von zehn und weniger Paaren. Ihre Stimme hat nicht das unangenehm Kreischende anderer Seeschwalbenarten, ist auch etwas vielseitiger; Laute, die wie „kräk" oder „kräik" klingen, vernimmt man am häufigsten, bei einiger Aufregung namentlich das letztere, bei Furcht vor Gefahr ein oft wiederholtes „Krek" und „Kek", gelegentlich ihrer Neckereien ein schwatzendes „Keckärrek kickerek"; der bekannte Laut „kriäh" ist aber auch ihr Hauptschrei. Kleine Fische mancherlei Art bilden ihre Beute; nebenbei fängt sie auch Insekten und deren Larven oder im Meere kleine Krebse und dergleichen.

Wenig von Menschen besuchte, kiesige Stellen an der Meeresküste in der Nähe der Flußmündungen oder ebenso beschaffene Bänke und Inseln in den Strömen werden zum Nisten benutzt. Die Ansiedler verzichten auf die Gesellschaft Verwandter, dulden es aber gern, wenn Regenpfeifer den Platz mit ihnen teilen. Ihre Nester, einfache Vertiefungen ohne weitere Auskleidung, stehen etwas voneinander entfernt; eine zahlreichere Gesellschaft braucht also einen Platz von ziemlich großem Umfange. Die 2—3 etwa 32 mm langen, 23 mm dicken, zartschaligen, glanzlosen Eier sind auf trübe rostgelbem Grunde mit hell aschgrau- und veilchenfarbenen, auch tiefbraunen Flecken, Punkten und Schnörkelchen gezeichnet. Beide Eltern brüten abwechselnd 14—15 Tage lang, bei warmem Wetter am Tage nur in Zeiträumen von kaum einer Viertelstunde; beide aber lieben die Brut nicht weniger als ihre Verwandten und ziehen sie auch in ähnlicher Weise groß, natürlich sofern es den Jungen gelingt, allen Feinden zu entgehen, denselben, die bei Schilderung der Flußseeschwalben angeführt wurden.

Mehr als die bisher erwähnten Arten untereinander weicht die Lachseeschwalbe, Acker- oder Spinnenseeschwalbe, Gelochelidon anglica *Mont.* (Sterna, nilotica, aranea), von dem allgemeinen Gepräge ab. Der merklich gebogene Schnabel ist kürzer als der Kopf, der kleine, mit stark ausgeschnittenen Schwimmhäuten versehene Fuß schlank und hoch, der Schwanz kurz und verhältnismäßig seicht gegabelt. Oberkopf und Nacken sind tief und glänzend schwarz, Mantel und Flügeldecken hell aschgrau, Halsseiten und alle Unterteile weiß, die weißschaftigen Schwungfedern der Hand außen licht-, innen dunkel aschgrau, breit weiß gerandet, die des Armes allmählich heller werdend, bläulich weißgrau, am Ende weiß gesäumt, ebenso gefärbt die Schwanzfedern, deren äußerste auf der Außenfahne fast rein weiß. Die Iris ist braun, Schnabel und Füße sind schwarz. Im Winterkleide zeigen Kopf und Nacken weißgraue Färbung. Die Länge beträgt 40, die Breite 80, die Flügellänge 30, die Schwanzlänge 13 cm.

Obwohl in allen Erdteilen zu finden und demgemäß in gewissem Sinne Weltbürger, fehlt die Lachseeschwalbe doch dem Norden gänzlich und brütet nachweislich nur in der Mitte und im Süden der nördlichen gemäßigten Zone, in Deutschland einzeln auf kleinen Inseln der Ostsee und an gewissen Binnenseen Bayerns, in Österreich-Ungarn an dem Platten- und Neusiedler See, dagegen in Südeuropa, Mittelasien, Nordafrika, dem Süden der Vereinigten Staaten sowie Mittelamerika wohl an allen geeigneten Gewässern. Von diesen Brutplätzen aus unternimmt sie im Herbst ihre Weltreisen, die sie bis in das tiefste Innere Afrikas, nach Südasien, Australien und bis zur Südspitze Amerikas führen.

Ihr ganzes Wesen, ihre Sitten und Gewohnheiten unterscheiden sie wesentlich von ihrer Verwandtschaft und lassen sie gleichsam als Bindeglied zwischen den Seeschwalben und Möwen erscheinen. An die Möwen, vor allem an die Lachmöwe, erinnert ihr Auftreten. Wie diese nimmt sie während der Brutzeit oder in der Winterherberge ihren Stand an einem See, einem Bruche, Sumpfe und ähnlichen Gewässern und tritt von da aus ihre Raubzüge an. In Indien liebt sie, laut Legge, den Aufenthalt an überschwemmten, unter Wasser gesetzten Reisfeldern. Niedrigen, verhältnismäßig schleppenden Fluges, Hals und Kopf gerade ausgestreckt, den Schnabel nicht abwärts gerichtet, gleitet sie über Gewässer und Ländereien, stößt zwar manchmal auch auf ein erspähtes Fischchen herab, stellt aber doch viel regelmäßiger Insekten, besonders Heuschrecken, Libellen, Schmetterlingen, großen Käfern, nach, fängt sie im Fluge wie im Sitzen, folgt dem Pflüger, um Engerlinge aufzulesen, erscheint mit Milanen, Turm- und Rötelfalken, dem Gaukler und anderen Raubvögeln, Bienenfressern, Brachschwalben und Störchen vor der Feuerlinie der brennenden Steppe, besucht ebenso die Brutstätten der Strandvögel und raubt, wie Schillings Untersuchungen unwiderleglich erwiesen haben, junge Vögel bis zur Größe eines Kiebitzküchleins und Eier, auch solche ihrer Verwandten. Dies alles sind mehr Züge der Möwen als der Seeschwalben. Selbst ihre Stimme, ein lachendes, wie „hä hä hä" oder „ef ef ef" klingendes Geschrei, erinnert an den Ruf der Möwen.

Anders ihr Brutgeschäft, das wie bei den Seeschwalben verläuft. An den nordafrikanischen Strandseen verweilt die Lachseeschwalbe jahraus, jahrein; auf ihren dalmatinischen und griechischen Brutplätzen erscheint sie gewöhnlich Mitte April, auf den deutschen Gewässern kaum vor Anfang Mai. Hier wie dort schreitet sie bald nach ihrer Ankunft zur Fortpflanzung. In Griechenland findet man schon Ende April belegte Nester; die allgemeine Legezeit fällt jedoch auch hier, wie in Deutschland, in die letzten Tage des Mai und in die ersten des Juni. Auch sie nistet in Gesellschaften, hier und da zu Hunderten, gewöhnlich aber in kleineren Scharen. Die 2, seltener 3 Eier des Geleges sind durchschnittlich etwa 48 mm lang, 35 mm dick, länglich eigestaltig, dünnschalig, wenig glänzend und auf olivengrünem, ölgelbem, braungelbem oder gelblich tonfarbenem Grunde mit veilchenfarbenen Unter- und bräunlichen und schwarzbraunen Oberflecken gezeichnet. In Griechenland sammelt man sie in Menge und zwingt dadurch die Alten zu einer zweiten Brut.

Mit dem Namen Wasserschwalben (Hydrochelidon *Boie*), deren vier Arten in eine eigne Gattung zusammengefaßt werden, bezeichnet man etwas kräftig, aber schön gebaute Seeschwalben mit schwachem Schnabel, hohen, langzehigen Füßen, deren Schwimmhäute tief ausgeschnitten sind, sehr langen Flügeln, verhältnismäßig kurzem, seicht gegabeltem Schwanze und dichtem, weichem, je nach Jahreszeit und Alter wesentlich abänderndem Gefieder, in dem während der Brutzeit ein tiefes Samtschwarz vorherrscht.

Die Trauerseeschwalbe, die auch Brand- oder Maivogel, Girr- und Amselmöwe genannt wird, Hydrochelidon nigra *Linn.* (fissipes), ist auf Kopf und Nacken, Brust und Bauchmitte samtschwarz, auf dem Mantel blaugrau, in der Steißgegend weiß; die Schwungfedern sind dunkelgrau, lichter gerandet, die Steuerfedern hellgrau. Die Iris ist braun, der Schnabel grauschwarz, der Fuß braunrot. Im Winterkleide sind nur Hinterkopf und Nacken schwarz, Stirn und Unterseite aber weiß, im Jugendkleide die Federn des Mantels und die Flügeldeckfedern rostgelb gesäumt. Die Länge beträgt 26, die Breite 62, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 8 cm.

Die nächste Verwandte, die Schild- oder Weißflügelseeschwalbe, Hydrochelidon leucoptera *Meisner et Schinz*, ist fast gleich groß: ihre Länge beträgt 27, die Breite 60, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 8 cm. Die Federn des Rumpfes sind tief samtschwarz, die Flügel oben blaugrau, Schulter und Spitzen der Schwungfedern des Unterarmes weißgrau, unten schwarz, die Bürzel- und die Steuerfedern weiß. Der Schnabel ist kirschrot, an der Spitze schwarz, der Fuß lackrot. Im Winterkleide ist der Hinterkopf schwarz, der Mantel silbergrau, der Flügel auch unterseits weiß.

Die Bartseeschwalbe, Hydrochelidon hybrida *Pall.* (leucopareia), ist die größte der Gattung, da ihre Länge 28, die Breite 72, die Flügellänge 24, die Schwanzlänge 8 cm beträgt. Oberkopf und Nacken, die tief schwarz sind, werden durch einen breiten weißlichen Zügelstreifen — daher der deutsche Name — von dem Dunkelgraublau des Unterhalses getrennt; die Brust ist schwarz, der Mantel hellgrau, der Bauch weißgrau; die weißschaftigen Schwungfedern, deren erste eine schwarze Außenfahne zeigt, sind außen und innen bläulich aschgrau, längs des Schaftes und an der Spitze dunkler, die Unterdeckfedern der Flügel weiß, die Schwanzfedern licht aschgrau, die äußersten an der Außenfahne fast weiß. Die Iris ist braun, der Schnabel lackrot, der Fuß mennigrot. Im Herbstkleide sind Kopf und Nacken auf weißem Grunde dunkler gefleckt und die Unterteile fast weiß.

Unter den drei genannten in Sein und Wesen innig verwandten Wasserschwalben hat die Trauerseeschwalbe die am wenigsten ausgedehnte Verbreitung, da sie in Australien noch nicht gefunden wurde, wogegen die übrigen auch diesen Erdteil so gut wie alle übrigen bewohnen, mindestens besuchen. Das Brutgebiet aller Arten ist der gemäßigte Teil der nördlichen Halbkugel. Die Trauerseeschwalbe, auf die ich meine Schilderung beschränken darf, erscheint in Mitteldeutschland mit den übrigen Seeschwalben, verläßt uns auch um dieselbe Zeit wieder, bezieht aber nicht die Meeresküste oder Flüsse und Ströme, sondern siedelt sich nur in ausgedehnten Brüchen und Sümpfen, überhaupt bloß an stehenden Gewässern an. Während der Reise, die sie in Flügen von 20—1000 Stück zurücklegt, folgt sie den Strömen, und da, wo diese zu ihren Seiten das Land unter Wasser gesetzt und Sümpfe gebildet haben, nimmt sie auch wohl unmittelbar an solchen längeren Aufenthalt; im übrigen meidet sie Fluß und Meer. Auf Ceylon besucht die Bartseeschwalbe nach den Beobachtungen von Legge die unter Wasser stehenden Reisfelder. Hier sammelt sie sich im Herbst, wenn diese Felder gepflügt werden, in großen Scharen und folgt den eingeborenen Arbeitern, um sich die durch das Umwühlen des Schlammes zum Vorschein kommenden Schwimmkäfer und sonstigen Wasserinsekten zu fangen. Sie taucht nicht, um Fische zu fangen, sondern nimmt sie von der Oberfläche auf, indem sie beim Niederlassen ihre Flügel seitwärts ausbreitet, anstatt sie wie andere Arten über dem Rücken zusammenzuschlagen; sie setzt sich auch niemals freiwillig auf das Wasser.

Von ihren Verwandten unterscheiden sich die Wasserschwalben nicht bloß durch ihren Aufenthalt, sondern auch durch ihre Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung. Sie gehen ebenso wenig, auch ebenso schlecht wie die übrigen, schwimmen selten und nicht besser als jene, fliegen aber minder stürmisch und nicht so schwankend, sondern weicher, sanfter, gemächlicher, und zwar so leicht und zierlich und dabei so wechselvoll, daß man an dem Fluge seine wahre Freude haben muß. Während der Nachtstunden ruhen sie, am Tage sind sie fast unablässig in Bewegung: sie bringen den größten Teil ihres Lebens fliegend und jagend zu. Insekten bilden zeitweilig ihre ausschließliche Nahrung, obgleich auch ein kleines Fischchen

nicht verschmäht wird und ab und zu ein anderes Wassertier aufgenommen werden mag. Sie schweben sehr niedrig über dem Wasserspiegel dahin, scheinbar mehr zu ihrer Belustigung als aus Notwendigkeit Schwenkungen ausführend, rütteln lange, stürzen sich, wenn sie eine Beute erspäht haben, nicht jählings und senkrecht auf das Wasser nieder, sondern fallen in einer mehr geschweiften Linie hinab und nehmen die Beute mit dem Schnabel auf, ohne den Leib unterzutauchen. Abweichend von den Verwandten zeigt sich die Wasserschwalbe anderen Geschöpfen gegenüber furchtlos und vertrauensvoll. Bei uns in Deutschland hütet sie sich allerdings vor dem Menschen immer noch einigermaßen; im Süden Europas, abgesehen von Italien, und in Ägypten dagegen, wo sie sich freundlicher Gesinnungen versichert halten darf, treibt sie in dessen unmittelbarer Nähe ihre Fischerei und fliegt oft so nahe an ihm vorbei, daß dieser meint, sie mit Händen greifen zu können. Um Vögel anderer Art bekümmert auch sie sich nicht, obgleich sie äußerst gesellig genannt werden muß und eine einzelne nur selten bemerkt wird. Die Mitglieder eines Vereins hängen treu aneinander, halten sich immer zusammen, leben auch, kleine Neckereien abgerechnet, im tiefsten Frieden untereinander.

Zum Nistplatze wählen sich die Wasserschwalben eine geeignete Stelle inmitten eines Sumpfes oder Morastes. Dort werden die Nester ziemlich nahe nebeneinander angelegt, entweder auf kleinen Schlammhügelchen, die eben über das Wasser emporragen, oder auf Gras- und Seggenbüschen, auf schwimmenden Inselchen von Rohr oder Schilf, auch wohl auf den Blättern der Wasserrose. Ausnahmsweise kommt es allerdings vor, daß sie die Nester zwischen den Blättern der Schilfbüschel in dichtstehendem, hohem Rohre oder sogar auf Strauchwerk anlegen; in der Regel aber bevorzugen sie tiefere Standorte. Das Nest selbst ist, der jeweiligen Lage entsprechend, verschieden, hat jedoch nie mit dem der früher genannten Seeschwalben Ähnlichkeit. Trockne Rohr- und Schilfblätter, Grashälmchen, Rispen, Würzelchen usw., oft zu förmlichen Haufen getürmt, bilden das ganze Nest, das oben seicht ausgemuldet ist; von einer künstlerischen Anordnung kann nicht die Rede sein. Anfang Juni findet man darin 3, seltener 4, durchschnittlich 34 mm lange, 25 mm dicke, kurze, starkbauchige, glanzlose Eier mit zarter, feinkörniger Schale, die auf blaß olivenbraunem, mehr oder weniger gelblichem Grunde mit vielen grauen, dunkel rotbraunen und braunschwarzen Flecken, Tüpfeln und Punkten, die häufig einen Ring bilden, bestreut ist. Nach 14—16 Tagen entschlüpfen die Jungen, die zwei Wochen später, wenn sie etwas flattern gelernt haben, das Nest verlassen. Ihre Eltern widmen ihnen die größte Sorgfalt und zeigen angesichts einer ihnen drohenden Gefahr einen Mut, der mit ihrer sonst ihnen eigentümlichen Ängstlichkeit im grellsten Gegensatze steht. Nachdem die Jungen flugfähig geworden sind, folgen sie den Alten noch längere Zeit auf allen Ausflügen, unter unablässigem Gewimmer Futter erbettelnd; auch noch während des Wegzuges belästigen sie oft ihre Ernährer in dieser Weise.

In Italien stellt man auch diesen Seeschwalben nach: in Sümpfen, die erfahrungsmäßig von ziehenden Wasserschwalben besucht werden, richtet man einen eignen Herd her, lockt durch Aufwerfen eines weißen Lappens die Wasserschwalben herbei, fängt sie und verkauft sie nun entweder lebend an Buben, die ihnen einen langen, dünnen Faden ans Bein binden und sich auf öffentlichen Plätzen damit belustigen, sie fliegen zu lassen, oder tötet und rupft sie, hackt ihnen die Flügel ab und bringt sie als Wildbret auf den Markt.

Mehrere ausländische Arten von Seeschwalben unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den bisher genannten. Unter ihnen verdient die Feenseeschwalbe,

Gygis candida *Gmel.* (alba), Vertreterin einer gleichnamigen Gattung (Gygis *Wagl.*), erwähnt zu werden. Sie ist schlank gebaut, ihr Schnabel lang, etwas schwach und deutlich nach aufwärts gebogen, der Flügel lang, der Schwanz tief ausgeschnitten, der Fuß kurz, mit kleinen Schwimmhäuten ausgerüstet, das Gefieder seidenweich und silberweiß, die Iris schwarz, der Schnabel am Grunde dunkelblau, an der Spitze schwarz, der Fuß safrangelb. Die Länge beträgt ungefähr 30, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 9 cm.

Diese durch ihre Schönheit ausgezeichnete Seeschwalbe gehört dem Stillen und Indischen Weltmeere an, verfliegt sich zuweilen auch bis in den Atlantischen Ozean, überschreitet die Wendekreise jedoch in der Regel nicht. Sie bewohnt die Küsten aller innerhalb dieses Gürtels gelegenen Inseln und tritt überall in Menge auf. Sie hat die Beachtung aller halbwegs aufmerksamen Reisenden gefunden, wenn auch nicht alle mit Darwin denken mögen, daß wenig Einbildungskraft dazu gehöre, um anzunehmen, „in einem so leichten und zarten Leibe verberge sich ein wandernder Feengeist". Sie wählt sich zu ihren Ruheplätzen vorzugsweise tiefe, schattige Waldungen und läßt sich hier auf Bäumen nieder oder streicht, vom Dunkelgrün des Waldes wundervoll abstechend, geschickt zwischen den Bäumen umher; den Eindringling in ihr stilles Heiligtum verfolgt sie hartnäckig. Cumming fand gelegentlich seines Besuches der Elisabethinsel, die weder menschliche Bewohner noch süßes Wasser hat, eine ihrer Brutansiedelungen auf. Die Eier lagen auf wagerechten Ästen in einer flachen Vertiefung, die eben hinreichte, sie vor dem Herabwerfen durch Sturm zu schützen. Dasselbe bestätigt Buller von der Kermadecinsel. Das Gelege besteht nur aus einem einzigen, verhältnismäßig großem Ei, das auf grauem oder graugelbem Grunde mit großen violetten Wolken und graubraunen bis fast schwarzen Wurmlinien, Klecksen und Kritzeln gezeichnet ist. Meist ist diese Zeichnung gleichmäßig über die ganze Oberfläche verteilt, dann und wann bildet sie aber auch am stumpfen Ende einen Kranz. Die Schale ist matt, die Form elliptisch und die Größe etwa 42×31 mm. Beide Eltern widmen sich mit Hingabe ihrem Sprößling und umschwärmen den Menschen, der sich dem Nistplatze naht, unter ängstlichem Schreien in großer Nähe. Die Jungen müssen so lange, bis sie flattern gelernt haben, in der für sie gefährlichen Wiege verweilen; viele verunglücken auch, indem sie herunterstürzen. Peale beobachtete, daß sie vorzugsweise mit kleinen Fischen geatzt wurden, vermutet aber, aus den Bewegungen der Alten folgernd, daß diese nebenbei Spinnen und Insekten in den Baumwipfeln fangen und solche Kost ihren Jungen auftischen. Die Stimme der Alten wird von Pickering ein leises, schwaches Geheul genannt, soll aber nicht oft zu vernehmen sein.

Die Gattung der Tölpelseeschwalben (Anous *Steph.*), von deren drei Arten eine nur auf den Galapagosinseln vorkommt, kennzeichnet sich durch etwas plumpen Leibesbau, mehr als kopflangen, starken, fast geraden, seitlich zusammengedrückten, sehr spitzigen Schnabel, dessen Unterkiefer sich eckig vorbiegt, kurze, aber kräftige Füße mit langen, durch volle Schwimmhäute verbundenen Zehen, lange, schmal zugespitzte Flügel, deren Spitzen sich etwas abrunden, und langen, keilförmigen Schwanz.

Die Federn des Noddy, Anous stolidus *Linn.*, sind, mit Ausnahme der grauweißen Federn des Oberkopfes, rußbraun, ein Fleck vor und ein anderer hinter dem Auge schwarz, die Schwung- und Steuerfedern schwarzbraun. Die Iris ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß düster braunrot. Die Länge beträgt 42, die Breite 84, die Flügellänge 29, die Schwanzlänge 13 cm.

Unter den Seeschwalben ist diese Art eine der verbreitetsten; denn sie findet sich ebensowohl im Atlantischen wie im Stillen Ozean, hier besonders häufig. Audubon besuchte einen Brutplatz im Golfe von Mexiko, Gilbert einen andern an der australischen Küste. Audubon fand die Nester, die aus Zweigen und dürrem Grase errichtet waren, regelmäßig auf Büschen und niedrigen Bäumen, niemals auf dem Boden. Nach Gilbert schichtet der Noddy im November und Dezember ein unregelmäßiges Nest aus Seegras von 15 cm im Durchmesser und 10 cm Höhe zusammen, muldet es oben flach aus und übertüncht es nach und nach so mit seinem Kote, daß es auf den ersten Blick aus diesem gebildet zu sein scheint. Die Nester stehen in Australien auf dem Boden oder auf der Spitze eines dicken Strauches, nicht selten umgeben von denen einer verwandten Art, und beide Arten leben in innigster Freundschaft. Bei Costarica fand Bowdish das Ei stets auf dem nackten Felsen liegend, höchstens von einem unbedeutenden Ring von Holzstückchen oder Steinchen umgeben. Die wenig variierenden Eier messen 51×35 mm und sind auf matter, hell cremegelber Grundfarbe spärlich mit mittelgroßen Flecken von rostroter bis rostbrauner Farbe und wenig hervortretenden aschgrauen Unterflecken gezeichnet. Mitte Januar schlüpfen die Jungen aus, und zwar in einem Dunenkleide, das auf der Oberseite bleigrau, auf der Unterseite weiß, am Hinterkopfe mit einer weißen Querbinde gezeichnet, an der Kehle schwärzlich ist. In Australien werden sie, laut Gilbert, gefährdet durch eine kleine Eidechse, die auf den Brutplätzen ungemein häufig vorkommt und in den Jungen eine willkommene Beute sieht. Gilbert meint, von 20 ausgekrochenen Vögeln würde kaum einer groß.

„Der freundliche Eindruck, den uns der Tropikvogel hinterließ", erzählt Tschudi, „wurde durch das erste Auftreten des Noddy oder der Dummen Seeschwalbe unangenehm gestört. Seine ganze Haltung, sein unsteter, träger Flug, sein langer Schwanz, seine ziemlich breiten Flügel lassen ihn schon von fern als Vertreter einer eignen Gattung erkennen. Er hat nicht die leichten, anmutigen Bewegungen anderer Seeschwalben, nicht den sicheren, flüchtigen Flug der Sturmvögel: sein ganzes Wesen trägt das Gepräge eines Fremdlings auf hoher See. Und doch findet man ihn häufig in weiter Entfernung vom festen Lande. Nicht selten geschieht es, daß er den Matrosen in die Hände fliegt oder doch so nahe bei ihnen vorüberstreicht, daß er mit einer Mütze auf das Verdeck geschlagen werden kann. Wenn man bei Tage einen solchen Vogel in der Nähe des Schiffes sieht, so darf man fast mit Gewißheit darauf rechnen, daß er sich abends auf eine Rahe setzt, um dort zu schlafen."

Mit dieser Schilderung stimmen die Berichte der meisten Reisenden und Forscher vollständig überein: sie bezeichnen diese Seeschwalbenart, die wiederholt auch an den Küsten Europas beobachtet und erlegt worden ist, als eine der dümmsten Arten; nur Vanhöffen meint, daß Müdigkeit und Schwäche vom Sturm verschlagener, ausgehungerter Vögel oft für Dummheit gehalten worden sei. Über die Bewegungen spricht sich auch Audubon etwas günstiger aus. „Ihr Flug", meint er, „hat große Ähnlichkeit mit dem der Nachtschwalbe, wenn diese niedrig über Wiesen und Flüsse dahinstreicht. Wenn sie sich auf das Wasser setzen will, hebt sie ihre ausgebreiteten Schwingen empor und berührt die Wellen zuerst mit ihren Füßen. Sie schwimmt mit Geschick und Anmut und nimmt im Schwimmen Beute auf. Ihre Stimme ist ein rauher Schrei, der an den einer jungen Krähe entfernt erinnert."

Sehr hübsche Beobachtungen über diesen Vogel machte Henry Forbes auf den Keelinginseln. „Ein ebensolcher Liebling wie die Schwalbe für uns", sagt er, „ist dieser Vogel für



Scherenschnabel.

die dortigen Ansiedler. Er sucht sich einen sonderbaren Platz für sein Nest, wenn man seine Brutstelle so nennen kann, denn er legt sein einziges Ei auf den Wedel einer jungen Kokospalme, sobald dieser von seiner senkrechten Stellung in eine mehr wagerechte übergegangen ist. Das Ei wird auf der Höhe der Biegung des Wedels ohne Spur von Nest zwischen die nahezu in einem rechten, oben offenen Winkel zueinander stehenden Seitenfiederchen gelegt. An dieser Stelle, die man für die denkbar ungünstigste halten sollte, ruht es sicher, wie sehr auch die Wedel im heftigsten Sturm schwanken und wanken. Nicht selten auch legt der Noddy ein Ei auf einen Sims in einem Arbeitsschuppen, aber niemals baut er ein Nest. Die beiden Alten füttern das Junge ununterbrochen mit Fischen, von denen meist jedesmal sechs Stück gebracht werden, die quer im Schnabel liegen, und zwar so, daß jederseits Köpfe und Schwänze abwechseln. Die Alten selbst fressen oft von den Früchten des Melonenbaumes (Carica papaya), vor denen sie in der Luft rüttelnd stehen, wie ein Kolibri vor einer Blume."

*

Die Angehörigen der Unterfamilie der Scherenschnäbel (Rhynchopinae) sind wesentlich Nachtvögel. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals lang, der Kopf klein, der Flügel sehr lang, der Schwanz mittellang und gegabelt, der Schnabel, dessen unterer Abschnitt bei Erwachsenen den obern weit überragt, ist unmittelbar von der Wurzel an so auffallend schmal, dabei aber hoch, daß er nur mit einer Schere verglichen werden kann, der Fuß ist zwar ziemlich lang, aber dünn und schwächlich, zwischen den Vorderzehen ist eine tief ausgeschnittene Schwimmhaut eingefügt, das etwas lange, fettige Gefieder liegt dicht an.

Die Unterfamilie zählt eine Gattung (Rhynchops *Linn.*) mit fünf Arten und lebt in drei Erdteilen, in Südasien, Mittelafrika und Amerika. Letzteres bewohnen drei Arten, die übrigen Erdteile je eine. In der Alten Welt werden Scherenschnäbel bloß zwischen den Wendekreisen, in der Neuen Welt aber von Georgia und Florida bis Buenos Aires als Brutvögel, bis an die Magalhãesstraße als Irrgäste angetroffen. Bemerkt sei noch, daß bei den beiden altweltlichen Formen der ganze Schnabel rötlichgelb, bei den neuweltlichen nur hinten hell, vorn aber schwarz ist. Eine Art, die indische, lebt nur an Flüssen, die anderen teils nur an den Meeresküsten, teils hier wie dort.

Am mittleren und oberen Nil habe ich eine Art kennen gelernt, die wir kurzweg Scherenschnabel, Rhynchops flavirostris *Vieill.*, nennen wollen. Bei ihm sind Stirn, Gesicht, Schwanz und Unterseite sowie die Spitzen der großen Flügeldeckfedern weiß, Oberkopf, Hinterhals, Nacken und Mantel schwarzbraun. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel orangegelb, der Unterschnabel heller, der Fuß korallenrot. Die Länge beträgt 45, die Breite 110, die Flügellänge 34, die Schwanzlänge 7 cm.

Der Scherenschnabel fliegt zwar bei Tage ebensogut wie bei Nacht, aber nur, wenn er aufgescheucht worden ist. Sonst liegt er bewegungslos auf Sandbänken, gewöhnlich platt auf dem Bauche, seltener auf den kleinen, schwächlichen Füßen stehend. Währenddem vernimmt man nicht einen einzigen Laut von ihm, sieht ihn auch selten eine Bewegung machen. Nur Pechuel-Loesche sah ihn in Niederguinea auch am Tage Nahrung suchend ausfliegen. Im allgemeinen wird er erst mit Sonnenuntergang, bei trübem Himmel auch schon in den späten Nachmittagsstunden, lebendig, regt und reckt sich, hebt die Flügel, fängt an, hin und her zu trippeln und zu rufen; nach Einbruch der Nacht fliegt er in der Regel in kleinen Gesellschaften von 4—5 Stück auf Nahrung aus und sieht dann sehr groß aus. Unter

langsamen, geräuschlosen Flügelschlägen gleitet er dicht über der Wasserfläche dahin, von Zeit zu Zeit die untere Schnabelhälfte minutenlang eintauchend und so das Wasser pflügend; dabei nimmt er die auf der Oberfläche schwimmenden Insekten auf, die wenigstens in den Nilländern seine Hauptnahrung bilden. Kleine Fische mögen ebenfalls von ihm erbeutet werden; daß es von dem Schwarzen Scherenschnabel Amerikas geschieht, steht fest. Nach Tschudi sucht dieser Vogel in den bei der Ebbe zurückgebliebenen Pfützen laufend nach Muscheln und stößt, sobald er eine gefunden hat, seinen Unterschnabel zwischen ihre klaffenden Schalen. Wenn die Muscheln sich schließen und so am Schnabel hängen bleiben, schüttelt er sie so lange kräftig hin und her, bis sie tot oder ermattet herabfallen, worauf er ihre Weichteile herauszieht. Lesson beobachtete an der Küste von Chile, daß Scherenschnäbel Trogmuscheln fraßen, die sie aus den Sandbänken herauswühlten. Der Flug des Scherenschnabels ist leicht und schön, aber insofern absonderlich, als die Flügel nicht sehr tief gesenkt werden dürfen, da sonst ihre Spitzen die Wasserfläche berühren würden. Der verhältnismäßig sehr lange Hals und der eigenartige, lange Schnabel ermöglichen ihm, seinen Körper auch beim Fischen noch einige Zentimeter über der Oberfläche des Wassers zu tragen. Schwarze Scherenschnäbel (Rhynchops nigra *Linn.*), die Darwin bei Maldonado am La Plata-Strom beobachtete, flogen über einen See, der von Fischbrut wimmelte, wie Schwalben vor ihm her, führten mit großer Schnelligkeit Wendungen in der Luft aus und fingen sehr geschickt Fische. Wenn sie sich gelegentlich vom Wasser entfernten, war ihr Flug schnell, wild und unregelmäßig, sie ließen dann auch laute, unangenehme Töne hören. Zum Schwimmen entschließt sich der Scherenschnabel scheinbar nur im Notfalle, z. B. wenn er verwundet in das Wasser fällt. Seine Jagden dehnt er zumal dann auf weite Strecken des Stromes aus, wenn er in zahlreicherer Gesellschaft auf einer Insel wohnt, sein Beutegebiet also durch andere geschmälert sieht. Von der fliegenden Gesellschaft hört man oft den eigentümlichen, klagenden, mit Worten kaum wiederzugebenden Ruf, der von dem eines jeden andern mir bekannten Vogels völlig verschieden ist.

Der afrikanische Scherenschnabel gehört zu den Vogelformen, die an Meeresküsten und am süßen Wasser vorkommen. In der Nähe von Dongola am Nil fand ich im Mai einen Brutplatz des Scherenschnabels. Eine große Anzahl von Vögeln, die platt auf einer großen sandigen Insel lagen, hatten mich dorthin gelockt, und ich wurde, als ich den Fuß ans Land setzte, so ängstlich umkreist, daß ich über die Ursache kaum in Zweifel bleiben konnte. Zu meiner lebhaften Freude traf ich auch nach kurzem Suchen auf die eben angefangenen oder schon vollendeten Nester, einfache, in den Sand gegrabene Vertiefungen, die insofern etwas Eigentümliches hatten, als von ihnen aus nach allen Richtungen hin Strahlen liefen, so fein, als ob sie mit dem Rücken eines Messers gezogen worden wären; sie konnten natürlich nur von dem Unterschnabel unsers Vogels herrühren. Das Gelege besteht aus 3, höchstens 4 Eiern von weißlicher oder gelblicher Grundfarbe und mit einer Zeichnung, wie wir sie bei den Seeschwalbeneiern fanden. Jerdon berichtet über das Jugendleben der Küchlein des indischen Scherenschnabels: „Es war höchst anziehend, zu sehen, wie das Heer dieser kleinen Burschen, das ungefähr 100 Stück zählen mochte, vor uns recht eilig dahin rannte und, als wir das Ende der Sandbank erreicht hatten, sich anschickte, fortzuschwimmen, während einige sich niederdrückten. Das Schwimmen verstanden sie aber nicht, wenigstens sanken sie sehr tief in das Wasser ein." An der amerikanischen Art hat man beobachtet, daß die Jungen ziemlich langsam wachsen.

*

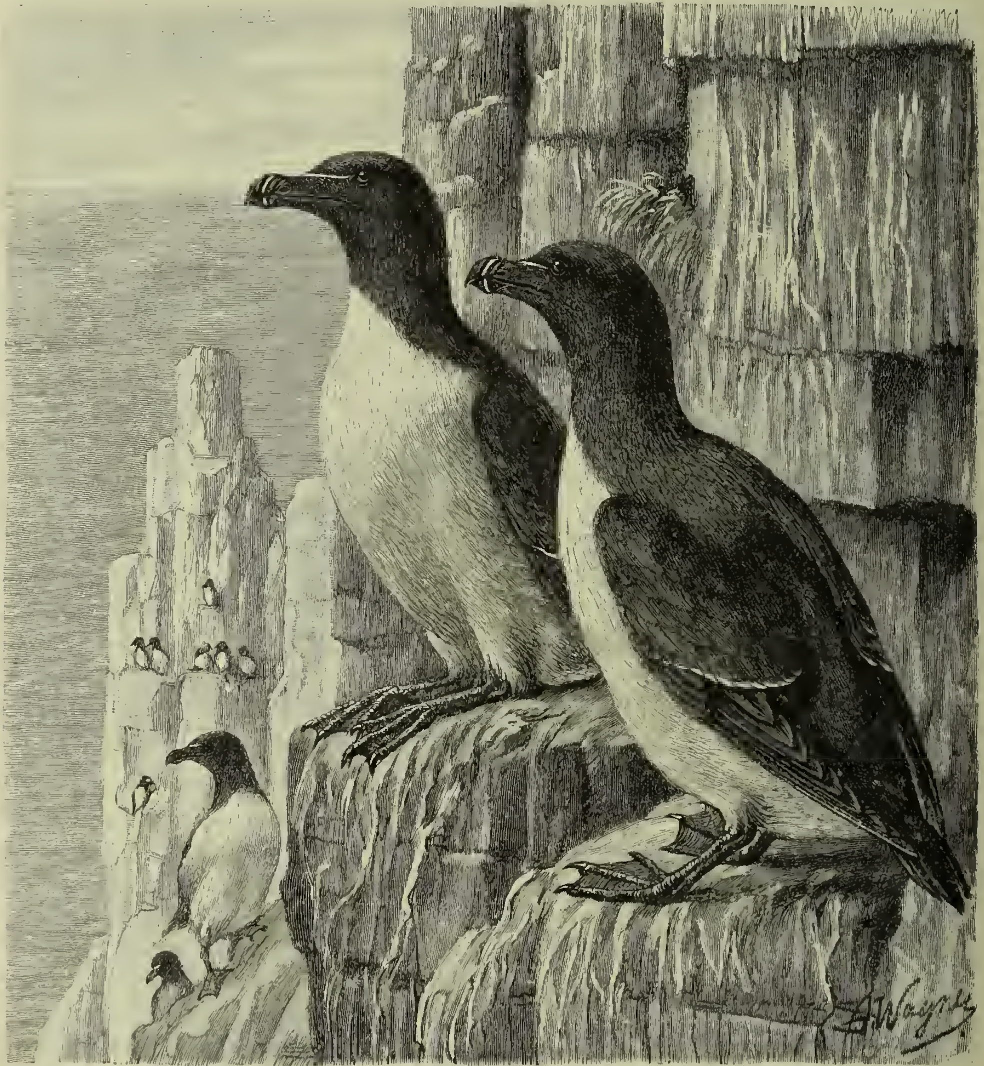
Die Familie der **Flügeltaucher (Alcidae)** umfaßt 30 Arten, von denen eine erst kürzlich, noch im 19. Jahrhundert, von den Menschen ausgerottet wurde. Es sind über die nordischen Meere verbreitete, nesthockende, tauchfertige Seevögel, deren Merkmale in dem kräftigen Leibe, kurzen Halse, dicken Kopfe, mäßig langem, sehr verschieden gestaltetem Schnabel, den mäßig hohen, seitlich zusammengedrückten, dreizehigen, mit großen Schwimmhäuten ausgerüsteten Füßen, den kurzen, schmalen, ausnahmsweise verkümmerten Flügeln, dem kurzen Schwanze und weichem, meist zweifarbigem Gefieder zu suchen sind.

Die Heimat der Flügeltaucher ist im wesentlichen das Nördliche Eismeer und die mit ihm zusammenhängenden Buchten und Straßen; wenigstens verbreiten sie sich nach Süden nur hier und da über den Polarkreis, obgleich sie diesen bei ihren Wanderungen im Winter regelmäßig zu überschreiten pflegen, doch brütet der Lund noch auf ein paar kleinen Inselgruppen südlich vom 40. Grad nördl. Br. an der Westküste Portugals. An der Küste Kaliforniens gehen sie als Brutvögel vermutlich noch weiter südwärts, auch brüten Flügeltaucher in Japan. Sie sind echte Meervögel, die sich eigentlich nur während der Brutzeit am Lande aufhalten, im übrigen aber alle Geschäfte auf und im Wasser verrichten. Sie schwimmen und tauchen mit ausgezeichneter Fertigkeit, fliegen trotz ihrer kleinen Flügel meist noch immer gut, gehen zwar ungern, jedoch ziemlich rasch, und zwar mehr auf der Sohle rutschend als auf der Fußwurzel. Sie brüten auf dem nackten Felsboden, in Gesteinsklüften, oder in Höhlen, die sie sich in weicherem Boden, Torf usw. selbst graben. Fische und vor allem Krebse, die auch in sehr bedeutenden Tiefen erjagt werden, bilden ihre ausschließliche Nahrung. Alle leben und fischen gern gemeinschaftlich und schlagen sich während der Brutzeit in größeren oder kleineren Scharen zusammen, einzelne Arten in solche, die Hunderttausende von Paaren zählen mögen. Für die Bewohner des Nordens sind die Flügeltaucher, besonders die Lummen und Alken, wirkliche Vögel des Segens. Eine Art macht neben dem Seehunde das Hauptnahrungsmittel der Bewohner mehrerer Ansiedelungen Südgrönlands aus, und Hungersnot würde entstehen, wenn dieser Vogel einmal sich nicht mehr in der gewöhnlichen Anzahl einstellen wollte. Wochen- und monatelang bilden sie dort die hauptsächlichste, zuweilen die ausschließliche Nahrung jener Menschen.

Der Tordalk, Klub-, Eis- oder Elsteralk, Alca torda *Linn.* (Abb., S. 348), die einzige Art seiner Gattung (Alca *Linn.*), hat einen mittellangen, sehr schmalen und hohen, auf dem Oberfirst bogenförmig aufgeschwungenen, am Unterkiefer eckig vorspringenden, hinten zur Seite gefurchten (bei den Jungen jedoch glatten), an den gebogenen Schneiden sehr scharfen Schnabel; der Oberschnabel ist mit einem deutlichen Haken versehen; die Nasenlöcher sind schlitzförmig und öffnen sich nach unten; der Flügel ist schlank, langspitzig und etwas säbelförmig; der kurze Schwanz besteht aus zwölf schmalen Federn. Im Hochzeitskleide ist das Gefieder oben und am Vorderhalse schwarz; eine schmale Binde vom Schnabel bis zum Auge, ein Spitzensaum an den Schwungfedern zweiter Ordnung, die Brust und der Bauch sind weiß. Im Winterkleide zeigt sich die weiße Färbung auch am Vorderhalse und an den Kopfseiten; im Jugendkleide sind die Farben unreiner. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines weißen Querbandes, schwarz, der Fuß ebenfalls schwarz. Die Länge beträgt 42, die Breite 70, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 9 cm.

Der Tordalk ist ein Bewohner des Nordatlantischen Ozeans, geht aber im Winter weit nach Süden hinab, bis ins Mittelmeer, ja selbst zu den Kanarischen Inseln. Er ist

ein echter Meervogel, der nur zur Brutzeit das Land besucht, lebt jahraus, jahrein so ziemlich an der gleichen Stelle, streicht aber gern von einem Meeresteile zum andern, besucht z. B. im Winter häufig alle Fjorde Norwegens, in denen man ihn im Sommer nicht sieht, erscheint auch ziemlich regelmäßig an den deutschen, holländischen und französischen



Tordalk, Alca torda *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

Küsten und wendet sich mit beginnendem Frühling wieder dem Norden zu, um zu brüten. Im Mai trifft er mit seinen näheren Verwandten, den Lummen und Lunden, auf den Vogelbergen ein, ist hier auch in der Regel ebenso häufig wie beide. Boie beobachtete einen Zug, der bei 1000 Schritt Breite im dichten Gedränge so lange über sein Boot hinflog, daß er zehnmal sein Gewehr laden und Feuer geben konnte; ich habe ebendort mehrere ähnliche Flüge gesehen. Auf den Nykerne lebten noch vor kurzem Hunderttausende

von Tordalken. Im Fluge schwirren sie wie rüttelnde Falken mit den Flügeln, bewegen jedoch dabei die Flügel viel schneller, besonders wenn sie von oben nach unten fliegen. Um zu erproben, wie tief ein Alk tauchen und wie lange er unter Wasser verweilen könne, band ich einem, den ich aus einer Nisthöhle hervorgezogen hatte, einen sehr langen, dünnen Faden an den Fuß und warf ihn vom Boote aus ins Meer. Der Vogel verschwand augenblicklich und rollte mir die 60 m lange Schnur bis zum letzten Ende ab; nach $2^3/_4$ Minuten etwa erschien er wieder an der Oberfläche, schöpfte Luft und tauchte von neuem. Jetzt zog ich ihn zu mir heran und bemerkte sofort, daß sein Leib wie aufgedunsen war; bei näherer Untersuchung ergab sich, daß er sich vollständig mit Luft aufgeblasen hatte, derart, daß sein Fell nur noch am Halse, an den Flügeln, an den Beinen und am Schwanze fest anlag, im übrigen aber einem aufgeblasenen Luftsacke glich.

Die Stimme klingt der des Lundes ähnlich, jedoch noch etwas tiefer und rauher, ungefähr wie „ör“ oder „arr“, zuweilen auch miauend wie „arr err querr queör“.

Auf den mehrerwähnten Vogelbergen nimmt der Tordalk am liebsten die Felsenritzen und Spalten in Besitz; einzelne Nester fand ich auch unter Steinen, also gewissermaßen in Höhlungen. Das Weibchen legt jährlich nur ein einziges Ei von sehr bedeutender Größe, mit durchschnittlich 75 mm Längs- und 47 mm Querdurchmesser, länglicher Gestalt und höchst verschiedener Färbung und Zeichnung; man findet kaum zwei Eier, die sich ähneln, doch ist ihre Grundfarbe immer weiß, gelblich bis bräunlich und in seltenen Fällen sogar rot, aber niemals grün wie bei den Lummen. Wie lange die Brutzeit währt, ist unbekannt, weil man die einzelnen Pärchen nicht wohl beachten kann; wahrscheinlich dauert sie über vier Wochen. Das Junge kommt in einem braunschwarzen, im Gesicht weißlichen Dunenkleide zur Welt und springt, kaum halb erwachsen, nach längerem Zögern, aufgemuntert durch die lebhaft schreienden und sich gebärdenden Alten, von der Höhe der Felsen entweder unmittelbar auf das Meer hinunter, oder rollt sich an den Bergwänden hinab, bis es das Wasser erreicht; die Eltern folgen, schwimmen neben ihm, lehren es tauchen und seine Nahrung aufsuchen und begleiten es, wenn es selbst fressen gelernt hat, noch einige Zeit, ohne es jedoch zu füttern. Wird dem Paare sein Ei genommen, so legt es ein zweites, auch wohl ein drittes; das aus letzterem schlüpfende Junge ist aber meist ein Schwächling.

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte im hohen Norden ein wunderbarer Vogel, der gegenwärtig wahrscheinlich bereits gänzlich ausgerottet ist, und zwar infolge der Nachstellungen, die er vom Menschen erleiden mußte: der Riesenalk. Und wenn er wirklich an einem uns unbekannten Orte noch leben sollte, so steht, wie Newton sehr richtig sagt, doch so viel fest, daß seiner Wiederauffindung der Untergang auf dem Fuße folgen müßte. Früher wurde dieser Vogel von den Isländern und Grönländern verspeist, heute wiegt man seinen Balg mit Gold auf.

Der Riesen- oder Brillenalk, Plautus impennis *Linn.* (Abb., S. 350), ist mit Recht zum Vertreter einer besondern Gattung (Plautus *Brünn.*) erhoben worden. Ihn kennzeichnen außer bedeutender Größe namentlich die verkümmerten Flügel, die zwar noch alle Federordnungen der Vogelflügel, obschon unvollkommen, besitzen, jedoch zum Fliegen nicht geeignet sind. Der Schnabel ist gestreckt und von der Wurzel an bis zur Spitze in sanftem Bogen gekrümmt, am Unterkiefer seicht nach innen gewölbt, sehr hoch, aber äußerst schmal; die Schneiden bilden vom Mundwinkel bis vor das Nasenloch fast eine gerade Linie, die weiterhin sich etwas aufschwingt und an der Spitze wieder

herabsenkt; die Schnabelladen sind vorn mehrfach, am Oberkiefer sechs- bis siebenmal, am Unterkiefer neun- bis zehnmal gefurcht. Die Füße unterscheiden sich in ihrem Bau nicht von denen der Alken, ebensowenig das Gefieder; der Schwanz hat dieselbe Anzahl von Steuerfedern. Der Riesenalk hat ungefähr die Größe einer Gans; seine Länge beträgt etwa 90 cm.



Riesenalk, Plautus impennis *Linn.* 1/6 natürlicher Größe.

Von der Breite kann wegen der verkümmerten Flügel kaum gesprochen werden; die eigentliche Flügellänge schwankt zwischen 17 und 20, die Schwanzlänge zwischen 8 und 9 cm. Das Gefieder ist auf der Oberseite glänzend schwarz, an der Kehle schwarzbraun; ein länglichrunder weißer Fleck vor und über dem Auge, die Unterseite sowie ein Spitzensaum der Armschwingen sind weiß. Im Winterkleide wird auch die Kehlgegend weiß; im Jugendkleide sind es teilweise die Seiten des Kopfes. Schnabel und Füße sind schwarz.

Bis in die neuere Zeit nahm man an, daß unser Vogel nur die nördlichsten Meeresteile der Erde bewohnt habe oder bewohne; aus Wolleys Untersuchungen geht jedoch das Gegenteil hervor, und Steenstrups Funde beweisen, daß der Riesenalk in vorgeschichtlicher Zeit sehr zahlreich an den dänischen Küsten gelebt haben muß. Ebenso hat man Reste an den irländischen Küsten gefunden, noch bedeutend weiter südlich in Nordamerika. Nichts kann uns verbürgen, daß der Riesenalk jemals Spitzbergen besucht hat, und ebensowenig ist er im hohen Norden Amerikas gefunden worden. Ein Stück, das aus Labrador stammt, befindet sich im Britischen Museum zu London. Nach Holböll ist der letzte Riesenalk im Jahre 1815 an der Küste Grönlands, bei Fiskernaes, unter dem 64. Grade nördl. Br. gefangen worden. Blasius jedoch verwirft nicht schlechthin eine Angabe Benickens, wonach ein Alk noch im Jahre 1821 an der Disko-Insel, also unter dem 70. Grade, erbeutet worden sein soll. Alle sonstigen Nachrichten sprechen dafür, daß der Vogel mehr im Süden des Eismeeres lebte, ja vormals wahrscheinlich noch in größerer Menge im Norden des Atlantischen Meeres oder in der Nordsee gefunden wurde. Daß er früher bis zu den Färöer als Brutvogel herabkam, scheint festzustehen, und ebensowenig darf man bezweifeln, daß er die Hebriden besuchte. Im Jahre 1790 wurde ein Stück im Hafen von Kiel erbeutet; 1830 trieb, laut Naumann, ein toter Riesenalk an die Küste der Normandie. Am häufigsten war er wohl jederzeit auf Island und Neufundland, dort aber nicht auf der Insel selbst, sondern auf den umliegenden Schären und kleinen Felseneilanden, die, beständig von wütender Brandung umtobt, von ihm als sichere Plätze zum Nisten erwählt wurden und ihm wegen ihrer Unnahbarkeit bis in die neuere Zeit einen Zufluchtsort gewährten. Mehrere dieser Schären führen noch heutigestags den Namen „Geirfuglasker“, d. h. „Riesenalksklippe“, zum Beweise, daß auf ihnen vormals unser Alk, der „Geirfugl“ der Isländer, regelmäßig gefunden worden ist.

Wirklich häufig scheint der Riesenalk hier aber schon im 18. Jahrhundert nicht mehr gewesen zu sein. In einem alten handschriftlichen Berichte aus dem Anfange der letzten Hälfte des genannten Jahrhunderts fanden Newton und Wolley eine Beschreibung der Alkklippe von Reykjanes (Südwestspitze Islands), in der von der wunderbaren Anzahl von Vögeln auf dem dortigen Felsen gesprochen, aber hinzugefügt wird, daß der Riesenalk gar nicht so häufig sei, wie die Leute sich einbildeten, und der Raum, den er bewohne, auf nicht mehr als den 16. Teil der Klippe veranschlagt werden dürfe, weil er höher hinauf wegen seiner Flugunfähigkeit nicht gelangen könne. Ein Teil dieser Abhandlung gibt eine genaue Beschreibung von dem Riesenalk und seinen Eigentümlichkeiten, einschließlich der Eier, die der Schreiber so genau schildert, als ob er Fachmann gewesen wäre, und außerdem ist der Handschrift eine Zeichnung beigefügt, auf der die Klippe und zwei mit dem Fange von Riesenalken beschäftigte Männer dargestellt sind. Olafsson, der im Jahre 1458 auf Island war, wurde erzählt, daß in früherer Zeit die Leute ihre Boote auf besagter Insel mit Eiern zu füllen pflegten, woraus hervorgeht, daß man damals öfters Jagdzüge nach jener Klippe unternahm. Diese scheinen bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fortgesetzt worden zu sein; zu Fabers Zeit aber, also im Jahre 1822, war man bereits davon abgekommen, und nur gelegentlich wurden dem Vogelberge noch Besuche abgestattet. So segelte im Sommer 1813 ein Schiff von den Färöer nach Island, um von dort Lebensmittel zu holen, kam an der Klippe vorüber, man sah sie mit Vögeln bedeckt, bestieg sie und erlegte verschiedene Riesenalken, von denen einige nach Reykjavik gebracht wurden. Wenn unsere Gewährsmänner recht berichtet worden sind, haben diese Schiffer eine arge Metzelei unter den Vögeln

angestellt, da sich unter ihrer Beute nicht weniger als 24 Riesenalken befunden haben sollen, ungerechnet der bereits eingesalzenen. Im Jahre 1814 wurden, laut Faber, von einem Bauer sieben Riesenalken auf einer kleinen Schäre erschlagen, von da an bis zum Jahre 1830 jedenfalls noch viele getötet, jedoch niemals größere Gesellschaften vernichtet. Im Jahre 1830 unternahm ein gewisser Goudmundsson zwei Jagdzüge nach Eldey oder dem „Mehlsack“ und fand das eine Mal 12 oder 13, das andere Mal acht Riesenalken, von denen der größere Teil für Sammlungen erhalten wurde. Im folgenden Jahre wurde unter demselben Führer wieder eine Fahrt nach Eldey unternommen und dabei 24 Tiere gefangen, von denen sogar lebende heimgebracht und auch eine Zeitlang gefangen gehalten wurden. Zwei im Jahre 1844 gefangene, die letzten, von denen man Kunde hatte, vielleicht die Letzten ihres Geschlechtes, wurden getötet und für ungefähr 180 Mark unsers Geldes verkauft.

In Grönland muß der Riesenalk ehemals auch häufig gewesen sein; Egede erzählt noch 1763, daß sich die Eingeborenen Angelhaken aus ihren Brustknochen (wahrscheinlich den verwachsenen Schlüsselbeinen) gemacht hätten.

Durch zahlreiche Mitteilungen älterer Seefahrer und neuerliche Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß der Riesenalk auf Neufundland und einigen benachbarten Schären ebenfalls häufig gewesen ist. Steenstrup hat das Verdienst, die alten, beachtenswerten Nachrichten über die wunderbare Menge der „Pinguine“, wie die Riesenalken an der Westküste des Atlantischen Meeres stets genannt wurden, gesammelt zu haben. Aus den Berichten, die im 16. Jahrhundert von jener Erdgegend kamen, geht hervor, daß die Riesenalken hier sehr häufig gewesen sein müssen. Hakluyt erzählt in einem Briefe unterm 13. November 1578, daß auf der sogenannten „Pinguininsel“ eine Masse unserer Vögel gesehen und über eine Planke hinweg in das Boot getrieben wurde, so viele, als es tragen konnte. „Wir bekamen“, sagt derselbe Berichterstatter, „später eine Insel in Sicht, genannt die Pinguininsel, von einem Vogel, der dort in fast unglaublicher Menge brütet, nicht zu fliegen vermag, da die Flügel nicht imstande sind, den Körper zu heben, und der sehr groß, nicht kleiner als eine Gans, und außerordentlich fett ist. Die Franzosen pflegen diesen Vogel auf gedachter Insel ohne Schwierigkeit zu fangen und ihn einzusalzen; wenn wir Zeit genug gehabt hätten, würden wir uns dieselben Nahrungsvorräte dort verschafft haben.“ Ein treffliches Zeugnis aber für die Wahrhaftigkeit jener Angabe bringt folgender Bericht bei. Im Jahre 1841 wurde Peter Stuvitz, ein norwegischer Naturforscher, von seiner Regierung abgesandt, um sich über die Verhältnisse des Stockfischfanges jener Gegend zu unterrichten. Gelegentlich seiner Forschungen hörte er oft die Fischer, mit denen er sich unterhielt, von dem ehemaligen Vorhandensein einer unzähligen Menge von Vögeln erzählen, die sie Pinguine nannten, und sprach in seinem Berichte beiläufig von dieser Tatsache. Die Gelehrten seiner Heimat stutzten über seine Angabe, weil sie daran festhielten, daß Pinguine nur auf der südlichen Halbkugel vorkämen. Stuvitz, der seine Glaubwürdigkeit angegriffen sah, entschloß sich, eine Gruppe von kleineren Schären, die vor dem Eingange der Bonavistabai (Neufundland) liegen, zu besuchen, und fand hier die Überreste von rohen Steineinhegungen, in die vorzeiten die unglücklichen Opfer von ihren Verfolgern getrieben worden waren, und Haufen sogenannter Pinguinknochen. Einige davon sandte er nach Christiania, wo sie als Knochen des Riesenalken erkannt wurden, und so war das Mißverständnis erklärt. Im Jahre 1863 erhielt ein Amerikaner von der Regierung die Erlaubnis, die Erde von den Felsen der Funksinsel — einer der genannten Schären — wegzuführen und sie als Dungmittel nach Boston zu senden. Bei der Wegnahme des

halbgefrorenen Erdbodens wurden nicht nur viele Knochen des Riesenalken aufgedeckt, sondern in einiger Tiefe unter der Oberfläche auch mehrere natürliche Mumien des Vogels aufgefunden, die sich in Torf und Eis erhalten hatten. Zwei dieser Mumien erhielt glücklicherweise der Bischof von Neufundland, der, auf ihren Wert aufmerksam gemacht, sie nach England schickte und Owen Gelegenheit gab, seine berühmte Abhandlung über den Knochenbau des Riesenalken zu schreiben. John Milne besuchte sie 1874 und konnte noch von etwa 50 Alken verschiedene Knochen sammeln. Im Jahre 1887 wurde von Amerika aus F. Lucas hingesendet; er untersuchte das kleine, kaum 20 m hohe Eiland genau, fand die Angaben von Stuvitz durchaus den Tatsachen entsprechend und vermochte noch viele einzelne Knochen von etwa 100 Alken aufzufinden, aus denen ein Dutzend vollständige Skelette zusammengesetzt werden konnten.

Blasius stellte im Jahre 1883 eine Liste von den in Sammlungen aufbewahrten ausgestopften Stücken und Bälgen unserer Vogelart auf: es waren im ganzen 74 Stück bekannt; davon befanden sich 3 in Amerika und 71 in Europa, und von diesen 21 in Großbritannien und 20 in Deutschland. Bis 1885 sind nach Grieve noch ein paar weitere Bälge nachgewiesen worden, so daß ihre Gesamtzahl jetzt etwa 80 beträgt. Dazu kommen noch 23 bis 24 mehr oder weniger vollständige Skelette. Begreiflicherweise ist der Geldwert der Riesenalkreste außerordentlich hoch. Schon 1869 verkaufte Schlüter einen Balg für 6000 Mark nach Washington. Den jetzigen Preis schätzt Matschie auf 10000, Schlüter jun. (nach privater Mitteilung) sogar auf 20000 Mark. Für gute Skelette werden von den Museen gern 3—4000 Mark bezahlt.

In früheren Zeiten wurden die Riesenalken während der Sommerszeit um Island so regelmäßig von den Fischern auf der See gesehen, daß man ihrem Erscheinen kaum Beachtung schenkte. Alle Beobachter erwähnen, daß sie mit hoch erhobenem Kopfe, aber eingezogenem Nacken zu schwimmen pflegten und, beunruhigt, stets untertauchten. Auf den Felsen saßen sie gerade aufgerichtet, steiler als Lummen und Tordalken. Sie gingen oder liefen mit kleinen, kurzen Schritten aufrecht einher wie ein Mensch und tauchten bei Gefahr 4—5 m hinab in die See. Ein Geräusch erschreckte sie eher als eine Erscheinung, die sie durch das Gesicht wahrnahmen. Mitunter ließen sie ein schwaches Krächzen vernehmen. Niemals hat man bemerkt, daß sie ihre Eier verteidigten; wenn sie selbst angegriffen wurden, wehrten sie sich mit heftigem Beißen. Als Bullock im Jahre 1812 die Orkney-Inseln besuchte, erzählten ihm die Eingeborenen von einem Männchen, das mehrere Jahre hintereinander auf Papa Vestra beobachtet worden sei. Das Weibchen, von den Eingeborenen „Königin der Alken" genannt, war gerade vor Bullocks Ankunft getötet worden. Auf das Männchen machte unser Sammler in einem sechsruderigen Boote mehrere Stunden lang Jagd, ohne es erlegen zu können; denn obgleich das Boot ihm mehrmals nahe kam, war doch der Vogel so behende, daß man keinen Schuß auf ihn abgeben konnte. Die Geschwindigkeit, mit der er seinen Weg unter Wasser verfolgte, war fast unglaublich. Latham fügt der Geschichte hinzu, daß der Riesenalk sich gegen die eingeborenen Fischer weniger scheu zeigte, Bullock aber, als einem Fremden, sorgfältig auswich. Die Fischer erschlugen den Vogel später mit einem Ruder.

Die Nahrung soll in Fischen verschiedener Größe, nach Statius Müller (1773) besonders aus Heringen, bestanden haben. Fabricius fand außerdem im Magen eines jungen Vogels verschiedene Pflanzenteile.

Das einzige Ei, das ein Paar erzeugte, wurde im Juni, und zwar einfach auf den

nackten Felsen gelegt, wie uns Martin in der Beschreibung seiner Reise nach St. Kilda (1698) erzählt. Es hat die kreiselförmige Gestalt der Alkeneier überhaupt, übertrifft sie aber alle durch seine Größe, ist überhaupt das größte gefleckte Ei aller europäischen Vögel. Seine Länge beträgt 120—130, der Durchmesser an der Stelle der größten Breite 75—80 mm. Die dicke, mit tiefen Poren durchsetzte Schale ist glanzlos, ihre Grundfärbung gräulichweiß, mehr oder weniger ins Gelbliche oder Grünliche ziehend, die Zeichnung wie auf Lummen- und Tordalkeneiern verschieden und vielgestaltig verteilt, da sie braune und schwarze, rundliche oder langgezogene Flecke, geschlängelte Linien oder ähnliche Zeichen bildet. Die gegenwärtig noch in Museen und Privatsammlungen vorhandenen Eier haben zum Teil ihre besondere Geschichte. Der bekannte englische Ornitholog Yarrell kaufte um 1838 eins in Boulogne für eine Kleinigkeit, nach seinem Tode erstand es 1856 Frederic Bond für 420 Mark, 1875 kam dessen ganze Sammlung in den Besitz des Baron d'Hamonville, aus der es Vancey Crewe 1894 für 6300 Mark erwarb. Im März 1894 kaufte ein gewisser Wallace Hewitt auf einer Auktion zu Rochester eine alte Kiste mit Naturalien, Muscheln, Versteinerungen und dergleichen für 36 Mark. Darunter befanden sich auch, wie sich später herausstellte, zwei Eier des Riesenalken. Obgleich sie beschmutzt, verblichen und sogar etwas beschädigt waren, verkaufte Hewitt das eine doch für 4000, das andere für 3500 Mark. Ein gewisser Middlebrook bezahlte 1899 für ein solches Ei, das noch dazu einen kleinen Sprung hatte, 6000 Mark, und 1900 ein Herr Gardner für zwei beinahe 10000 Mark, nämlich für das bessere 6300 und für das weniger gute 3600. Es sind jetzt etwa 70 Eier von Riesenalken bekannt: davon etwa 50 in England, 10 in Frankreich, 5 in Deutschland, 2 in Nordamerika und je eins in Dänemark, Portugal und in der Schweiz.

Männchen und Weibchen haben, wie ihre Brutflecke beweisen, abwechselnd gebrütet, wie lange, weiß man nicht, vielleicht zwischen 6 und 7 Wochen. Das Junge ist in einem dunkelgrauen Flaumkleide ausgeschlüpft und sehr bald dem Wasser zugeführt worden.

Über das Gebaren des Riesenalken in der Gefangenschaft geben uns folgende Berichte Zeugnis. Im Jahre 1821 oder 1822 begleitete Flemming einen gewissen Stevenson auf seiner jährlichen Reise zur Besichtigung der nördlichen Leuchttürme. „Als wir am 18. August im Begriffe standen, die Insel Glas zu verlassen", schrieb Flemming, „wurde uns ein lebender Riesenalk an Bord gebracht, den M'Clellan, der Pächter von Glas, vor einiger Zeit auf der See bei der Insel St. Kilda (Hebriden) gefangen hatte. Er war abgemagert und hatte ein kränkliches Aussehen, wurde jedoch nach einigen Tagen munter, nachdem man ihn mit Fischen reichlich versehen und ihm erlaubt hatte, sich gelegentlich im Wasser zu tummeln, wobei man sein Entkommen durch eine ihm ans Bein gebundene Leine zu verhindern wußte. Ungeachtet dieses Hindernisses tauchte und schwamm er unter Wasser mit solcher Schnelligkeit, daß er jeder Verfolgung vom Boot aus spottete. Wenn er in der Gefangenschaft gefüttert wurde, reckte er seinen Kopf in die Höhe, gab seine Gier durch Schütteln des Kopfes und Halses kund und ließ ein gurgelndes Geräusch hören." Ein anderes Stück wurde, laut M'Gillivray, im Jahre 1829 bei St. Kilda, ein drittes im Jahre 1834 im Eingange zum Waterfordhafen gefangen. Letzteres war, nach der Angabe des Fängers, augenscheinlich fast verhungert. Als er sich in seiner Jolle in einiger Entfernung von der Küste befand, sah er den Alk in seiner Nähe schwimmen und hielt ihm einige Sprotten vor, worauf der Vogel sich dem Boote näherte und ohne Mühe ergriffen wurde. Der Fänger hielt ihn einige Tage lang in seinem Gewahrsam und fütterte ihn hauptsächlich mit in Milch eingeweichten Kartoffeln, welches unnatürliche Futter das hungrige Tier gierig verschlungen haben soll. Nachdem

er den Alk zehn Tage gehabt hatte, verkaufte er ihn an Davis, von dem er an Grugh nach Horetown gesandt wurde. Hier blieb er ungefähr vier Monate lang am Leben; es wurden ihm ebenfalls in Milch eingeweichte Kartoffeln, später aber Fische in die Kehle gestopft, und er fraß sie gierig bis einen oder zwei Tage vor seinem Tode. Dieser Alk stand sehr aufrecht und strich häufig seinen Kopf mit dem Fuße, besonders wenn ihm irgendeine Lieblingsnahrung gewährt wurde. Nach Grughs Beobachtungen zog er Süßwasserfische, besonders Forellen, den Seefischen vor. Alle Nahrung verschluckte er ganz. Er blieb stets ziemlich wild.

Die Forscher, welche den kleinsten aller Flügeltaucher, den Krabbentaucher, Alle alle *Linn.* (Mergulus), lebend sahen, sprechen sich übereinstimmend dahin aus, daß dieser Vogel zu den anmutigsten Kindern des Meeres gezählt werden müsse. Durch den kurzen und dicken, oben gewölbten, an der Schneide sehr eingezogenen, vor der scharfen Spitze mit einem Einschnitt versehenen Schnabel, der bei alten Vögeln noch Furchen vor den eirunden Nasenlöchern zeigt, unterscheidet er sich von den Alken wie von den Lummen, denen er im übrigen ähnelt, und erscheint so gewissermaßen als ein Übergangsglied zwischen beiden Gattungen. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkel-, am Vorderhalse mattschwarz, auf der Unterseite weiß, in der Schenkelgegend braunschwarz längsgestreift; die Handschwingen und Steuerfedern sind schwarz, die Armschwingen am Ende breit weiß gesäumt, die Achselfedern schmal weiß umrandet. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel matt-, der Fuß bläulichschwarz. Im Winterkleide ist auch die Kehle weißlich und der Hals tiefgrau. Die Länge beträgt 25, die Breite 42, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 3 cm.

Die Grönlandsfahrer nennen den Krabbentaucher, der sonst auch noch Alklumme, Rott und Murr heißt, den Eisvogel, weil sein massenhaftes Auftreten gewöhnlich die Nähe großer Eismassen andeutet. „Zweimal", sagt Holböll, „bin ich vom Eise eingeschlossen gewesen, und beide Male sah ich zahllose Vögel dieser Art stets in großen Haufen nach Norden ziehen." Andere Beobachter bemerkten den Krabbentaucher, soweit sie nach Norden vordrangen: Parry fand ihn noch jenseits des 82. Grades nördl. Br., zwischen dem 81. und 82. Grade aber in großer Menge. Um Spitzbergen, Jan Mayen, Nowaja Semlja ist er gemein, in Grönland häufig, auf Island kommt er stellenweise vor; weiter nach Süden hin gehört er zu den Seltenheiten, obgleich einzelne bis an unsere Küsten oder die Großbritanniens, Hollands und Frankreichs verschlagen wurden. Einige sollen sich bei Helgoland alljährlich im Winter zeigen. Möglich, daß der Vogel, mit dem Meere vertrauter als irgendein anderer, weitere Wanderungen unternimmt, als man bis jetzt geglaubt hat, möglich also, daß wir ihn keineswegs im strengen Sinne als Standvogel anzusehen haben. Auch er nähert sich dem Lande freiwillig bloß, um zu brüten, oder nach längeren Stürmen im Winter; im gewöhnlichen Verlauf der Dinge, auch bei sehr hohem Wellengange, schwimmt er wohlgemut auf den bewegten Wellen, schläft auf ihnen, den Schnabel zwischen den Schulterfedern verborgen, kurz, fühlt sich im Meere überall heimisch, wo er sich auch befinden möge.

Unter den Flügeltauchern ist der Krabbentaucher der beweglichste, munterste und gewandteste. Er geht auf den Zehen, verhältnismäßig rasch und geschickt, wenn auch mit kleinen, trippelnden Schrittchen, huscht behende zwischen den Steinen umher oder kriecht wie eine Maus in die Klüfte, schwimmt und taucht mit einer selbst in seiner Verwandtschaft außerordentlichen Fertigkeit, verweilt 2 Minuten und darüber in der Wassertiefe und erträgt alle Unbill des Wetters auf hoher See lange Zeit, bevor er ermattet. Im Fluge

ähnelt er mehr als seine Verwandten einem Insekt, weil er die kleinen Schwingen noch rascher bewegt. Vom Wasser wie vom Lande erhebt er sich leicht und ohne Mühe, und ebenso gewandt fällt er wieder ein. Die Laute, die er hören läßt, scheinen sehr mannigfaltig zu sein, da die Beobachter sie verschieden wiedergeben, die einen durch die Silbe „gief", die hellpfeifend klingen soll, die anderen durch „trr trr tet tet tet". Scharen dieser Vögel, die man bei Nebelwetter im Meere antrifft, vernimmt man schon viel eher, als man sie zu sehen bekommt, wie sich denn überhaupt der Krabbentaucher durch Lebhaftigkeit und Regsamkeit sehr zu seinem Vorteile auszeichnet.

Die Nahrung scheint vorzugsweise aus kleinen, langschwänzigen, nahe der Oberfläche lebenden Krebstieren, Garneelen, Flohkrebsen und dergleichen, zu bestehen; denn nur zuweilen findet man Überreste von Fischen im Magen des Krabbentauchers. Ihr Kot ist häufig rot gefärbt, weil die Schalen der Krebse vom Magen nur zerrieben, aber nicht aufgelöst werden. Bei ihrer Jagd sieht man die Krabbentaucher, über eine große Fläche des Meeres zerstreut, eifrigst schwimmen, tauchen, mit raschen Bewegungen des Kopfes Beute verfolgen und immer etwas aufnehmen.

Auf hochnordischen Inseln rotten sich diese Vögelchen während der Brutzeit ebenfalls zu gewaltigen Scharen zusammen. An den Küsten Spitzbergens erblickt man sie, laut Malmgren, überall in großer Menge und vernimmt von den Bergseiten, die sie sich erwählt haben, Tag und Nacht ihr ununterbrochenes Geschrei bis auf eine halbe Seemeile weit von der Küste; in der Nähe Islands brüten sie, nach Faber, nur auf einer Stelle: auf der nördlichsten Spitze der kleinen Insel Grimsö. Jedes Pärchen sucht tief unter den niedergefallenen Felsstücken eine passende Niststelle und legt hier sein durchschnittlich 47 mm langes, 34 mm breites, bläuliches, selten schwach rötlich geflecktes Ei. Weibchen sowohl wie Männchen brüten und beide haben unten am Bauche an jeder Seite je einen Brutfleck. Auf den Brutplätzen sieht man die nicht brütenden Vögel scharenweise auf den Felsstücken sitzen, die die brütenden Gatten verbergen. Werden die Wache haltenden Tiere aufgejagt, so fliegen sie sämtlich auf das Meer hinaus, kehren jedoch bald zurück und umkreisen die Brutplätze, so daß man sie leicht erlegen kann. In der Regel allerdings fischen die Vögel, die gerade nicht brüten, tagsüber auf dem Meere und setzen sich erst abends unter stetem Schreien, Schnattern und Gackern in der Nähe der Nester auf den Steinen nieder. Wie lange die Brutzeit währt, weiß man noch nicht, wohl aber, daß beide Eltern das in grauen Flaum gekleidete Junge sorglich pflegen und so lange mit Futter versorgen, bis es vollkommen ausgefiedert die Höhle verlassen und auf das Meer hinausfliegen kann. Wahrscheinlich sammeln sich dann nach und nach die Krabbentaucher von verschiedenen Brutplätzen, um jene unermeßlichen Scharen zu bilden, die man zuweilen bemerkt hat.

Raubvögel und Raubfische hausen kaum ärger als die Menschen unter dem Bestande der Krabbentaucher, deren Fleisch neben dem Wildbret des Renntiers zu den Leckerbissen des hohen Nordens zählt. Man erlegt sie zu Tausenden, zuweilen mehr als dreißig mit einem einzigen Schusse.

Die zehn Arten enthaltende Gattung der Lummen (Uria *Briss.*) unterscheidet sich vom Tordalk leicht durch längeren, gestreckten Schnabel ohne deutlichen Haken, vom Krabbentaucher durch die Schlitzform der Nasenlöcher; letztere sind aber nicht ganz so eng, als bei Alca, auch mehr nach der Seite hin geöffnet und liegen der Schneide nicht so nahe wie dort. Die Zahl der Schwanzfedern beträgt 12—14.

Das liebenswürdigste Mitglied der Gattung ist unzweifelhaft die Teiste oder Grillumme, auch Taucher-, See- oder Grönländische Taube, Stechente usw., Uria grylle *Linn.* (Cepphus). Sie kennzeichnet sich durch geringe Größe, verhältnismäßig langen, schlanken, geraden, nur an der Spitze des Oberkiefers abwärts gebogenen, unten kaum merklich eckigen Schnabel, weit nach hinten stehende Füße, kleine, schmale, spitzige Flügel mit starken Schwingen, kurzen, abgerundeten, aus 12 Federn zusammengesetzten Schwanz und kurzes, dichtes, zerschlissenes, samtartiges Kleingefieder, das sich nach Alter und Jahreszeit wesentlich verändert. Im Hochzeitskleide ist die Teiste bis auf einen rein weißen Spiegel auf dem Flügel samtschwarz, grünlich schillernd, das Auge braun, der Schnabel schwarz, der Fuß korallenrot. Die Federn, die den erwähnten Spiegel bilden, sind an der Wurzel schwarz. Im Winterkleide ist die Unterseite weiß und schwarz gefleckt, im Jugendkleide der Oberkörper schwärzlich, der Flügel weiß und schwarz quergebändert, der Unterkörper weiß, das übrige schwarzgrau gefleckt. Die Länge beträgt 34, die Breite 57, die Flügellänge 17, die Schwanzlänge 5 cm.

Unter dem Namen Eisteiste, Uria mandti *Licht.*, unterscheidet man eine zweite Art, die von der beschriebenen durch kleinern Schnabel und weißwurzelige Flügelschildfedern abweicht, wahrscheinlich aber nur als Unterart angesehen werden darf.

Die Teiste ist über den hohen Norden der Erde verbreitet und lebt als Brutvogel zwischen den Breitengraden 80 und 58, aber auch auf dem südlicher gelegenen Bornholm. Innerhalb dieses Gürtels ist sie gemein, obwohl man sie selten in Scharen, vielmehr meist paarweise oder einzeln antrifft. Nur da, wo das Meer gefriert, findet sie sich zuweilen in außerordentlich großer Anzahl an den Wuhnen im Eise zusammen. Im nördlichen Stillen Ozean scheint die gemeine Teiste zu fehlen und durch eine naheverwandte, im Schwanz jedoch 14 Federn enthaltende Art, die Taubenteiste, Uria columba *Pall.*, ersetzt zu werden. Mit Beginn des eigentlichen Winters tritt sie eine mehr oder weniger regelmäßige Wanderung an, die sie in südlichere Gegenden und so auch alljährlich an unsere nördlichen Küsten bringt.

Der Anblick der Teiste ist immer erfreulich, mag man sie nun auf den Felsenblöcken sitzen, richtiger kleben, oder schwimmen und tauchen oder fliegen sehen. Sitzend pflegt sie sich auf die Fußwurzeln niederzulassen, den Rumpf ziemlich aufrecht zu halten und dabei Hals und Kopf in anmutigen Windungen zu bewegen. Im Schwimmen ist sie sehr behende, sie liegt dabei leichter als alle Verwandten auf der Oberfläche. Beim Rudern zeigt sie oft die hübschen roten Füße über dem Wasser. Wenn sie tauchen will, führt sie mit beiden Füßen einen kräftigen Stoß aus, sinkt kopfüber ohne jegliches Geräusch unter die Oberfläche, öffnet sofort nach dem Eintauchen die Flügel und rudert nun mit diesen und mit den Füßen weiter, hält jedoch höchstens 2 Minuten, ohne Luft zu schöpfen, unter Wasser aus. Im stillen, klaren Meere kann man sie auf weithin mit den Blicken verfolgen, irrt sich aber gewöhnlich in der Durchsichtigkeit des Wassers und überschätzt die Tiefe, zu der sie hinabsteigt. Der Flug ist verhältnismäßig leicht, obschon die Flügel ebenfalls mit sehr raschen Schlägen, gleichsam schwirrend, bewegt werden müssen. Die Stimme unterscheidet sie von allen Verwandten; denn sie ist kein Knarren wie bei diesen, sondern ein Pfeifen, das man ungefähr durch die Silbe „jip" wiedergeben kann. In ihrem Betragen zeigt sie sich sanft, gutmütig und verträglich. Um das Tun und Treiben der übrigen Vögel scheint sie sich nicht zu bekümmern, und ebensowenig fürchtet sie sich vor einem herannahenden Menschen.

Anfang März erscheinen die Teisten auf den Vogelbergen, auf kleineren höchstens drei oder vier Paare, auf den größeren mehrere, selten jedoch über 20 oder 30 Teisten auf Brutplätzen, die Millionen von Lummen beherbergen. Jedes Paar erwählt eine passende Ritze oder Felsenspalte, wo das Weibchen auf den nackten Boden die beiden verhältnismäßig großen, durchschnittlich 60 mm langen, 40 mm breiten Eier legt, selten vor Mitte April, oft erst im Mai. Sie sind grobkörnig, glanzlos, auf trübweißem oder bläulichgrünlichem Grunde mit vielen aschgrauen Flecken und rundlichen oder länglichen braunen und schwarzbraunen Oberflecken, Tüpfeln und Punkten gezeichnet. Nimmt man, wie es auf den zugänglichen Vogelbergen überall geschieht, das erste Gelege weg, so brüten die Paare zum zweitenmal, legen dann aber nur ein Ei. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und sitzen dabei zuletzt so fest, daß man sie mit der Hand wegnehmen kann. Nach 24 Tagen kommen die Jungen in einem Dunenkleide aus dichtem Flaum und von gräulicher Farbe zur Welt und erhalten nun als erste Nahrung Sandwürmer, Schlammfische, kleine Sandaale und dergleichen zugeschleppt, bis sie das Futter der Alten, Fische und Krebse aller Art, genießen können.

Grönländer und Isländer stellen den Teisten selbst eifrig nach; die Norweger nehmen ihnen bloß ihre Eier weg, behelligen sie im übrigen aber nicht. Unter den Tieren sind Edelfalken und Raubmöwen ihre Hauptfeinde. Auch große Raubfische sollen ihnen gefährlich werden. Das Fleisch schmeckt tranig, läßt sich aber so zubereiten, daß es wenigstens genießbar wird; das der Jungen erhält man in Lappland öfters aufgetischt und lernt es mit der Zeit recht gern essen. Außerdem benutzt man die Federn zur Füllung von Betten. Am höchsten schätzt man die Eier, die auch uns wirklich lecker vorkommen, wenn wir uns einmal an den ihnen noch anhängenden etwas eigentümlichen Geschmack gewöhnt haben. In der Gefangenschaft lassen sich die Teisten leider nicht erhalten, zum mindesten nicht längere Zeit; selbst wenn man ihnen ein Wasserbecken zur Verfügung stellt, bekunden sie durch ihr trauriges Wesen deutlich genug, daß man ihnen das Meer damit nicht ersetzen kann.

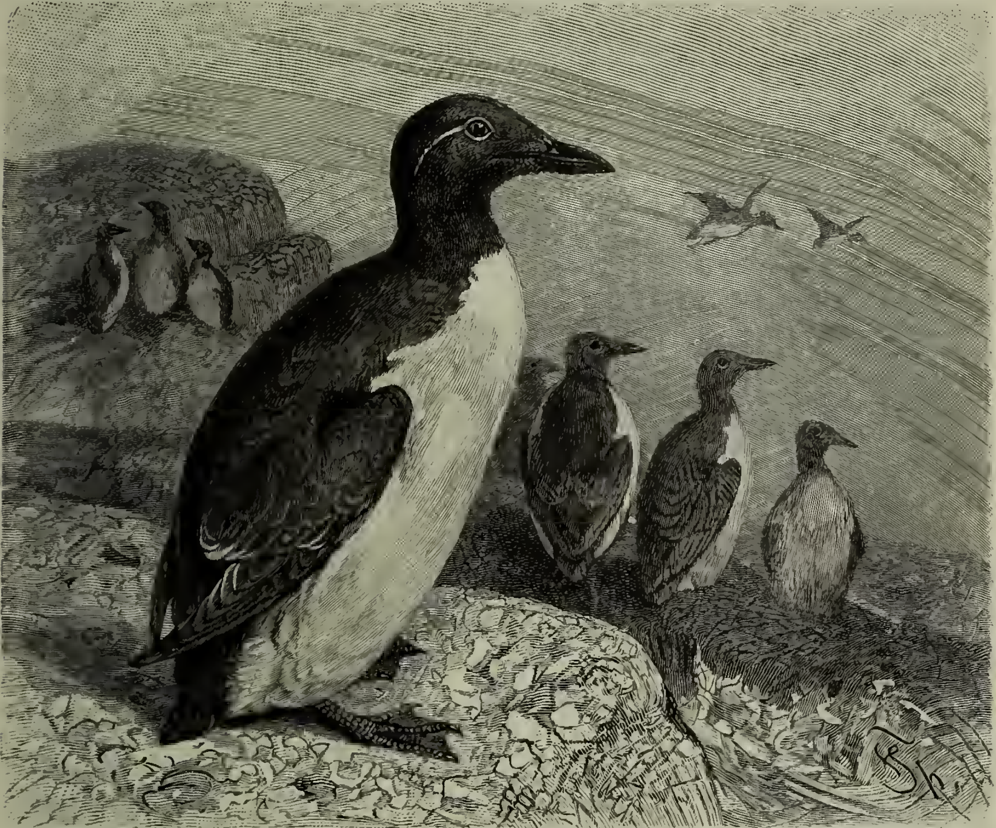
Bei der Trottellumme, Uria troile *Linn.* (Taf. „Regenpfeifervögel III“, 3 bei S. 361), sind Kopf, Vorderhals und Oberkörper samtbraun, die Spitzen der Oberarmfedern weiß, so daß dadurch eine lichte Binde entsteht, die Unterteile weiß, an den Seiten braun in die Länge gestreift. Im Winterkleide sind auch der Vorderhals und ein Schläfenfleck weiß. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleigrau, außen dunkler. Die Länge beträgt 46, die Breite 72, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 6 cm.

Die Ringellumme, Uria lacrymans *Val.* (rhingvia), ist nur eine Varietät der vorigen Art, bei der ein Ring um die Augen und ein von hier nach dem Hinterkopf verlaufender Streifen weiß sind.

Die Dickschnabellumme, Uria lomvia *Linn.*, hat einen kürzeren und dickeren Schnabel als die vorgenannte Art, auch sind die Schnabelschneiden an der Wurzel gelb und die Seiten des Unterkörpers rein weiß, ihrem Winterkleide fehlt der weiße Schläfenfleck. In der Größe gleicht sie der Trottellumme.

Alle diese Lummen leben in den nördlichen Meeren der Erde, brüten jedoch einzeln auch in gemäßigten Gürteln und kommen während des Winters regelmäßig in diese herab. Die Trottellumme ist, seitdem Helgoland deutsch geworden ist, auch ein Brutvogel Deutschlands. Helgoland ist, wie Noll anführt, einer ihrer südlichsten Brutplätze; denn

nur an der Küste von Cornwallis, 4 Breitengrade südlicher, gibt es noch eine solche Stelle. „Auf der Westseite Helgolands", schildert Noll, „nahe der Nordwestspitze, wo ein turmartiger Fels, der Nathurn (Nordhorn), durch die Flut von der Insel getrennt worden ist und wenige Schritte von der steifen Uferwand gleich hoch mit dieser emporragt, da sieht man zahllose Vögel etwa von der Größe einer Ente ab- und zufliegen; die rote Felswand ist weiß getüncht, und in zahlreichen, fast wagerecht verlaufenden Aushöhlungen, Galerien und Nischen stehen einige tausend Vögel aufrecht nebeneinander, alle mit der weißen Bauchseite



Ringellumme, Uria lacrymans *Val.* 1/4 natürlicher Größe.

dem Meere zugerichtet. Ein unaufhörliches Geschrei ertönt aus den Kehlen der jede Bewegung der kommenden und gehenden Genossen genau beobachtenden Lummen, denn solche Vögel sind es, die dem Naturfreunde und Vogelkenner hier ihr Zusammenleben zeigen."

Auch die Lummen nähern sich nur während der Brutzeit dem Lande und leben sonst auf hohem Meere, die meisten jahraus jahrein mehr oder weniger in derselben Gegend. Sie schwimmen sehr geschickt und senken dabei den Leib ungefähr bis zur Grenze der weißen Unterseite ins Wasser, tauchen meisterhaft und rudern unter Wasser mit Flügeln und Füßen äußerst schnell und gewandt, können auch mehrere Minuten lang in der Tiefe unter Wasser verweilen. Sie fliegen mit schwirrenden Schlägen rasch durch die Luft, nicht gern aber weit in einem Zuge und nur, wenn sie zu ihrem Neste gelangen wollen, in bedeutender Höhe über dem Wasser, sonst meist dicht über den Wellen fort. Nur wenn sie sich ins Wasser

stürzen, gleiten sie fast ohne Flügelschlag fort, so z. B. von der Höhe ihrer Berge hinab in einer geraden Linie dem Meere zu; dabei halten alle soviel wie möglich denselben Strich ein, so daß die auf- und niedersteigenden Vögel eine förmliche Bedachung rings um den Berg bilden. Außer der Brutzeit sieht man sie nie in dieser Weise fliegen, vielmehr nur schwimmen und tauchen oder höchstens zu kurzen Flügen sich erheben und bald wieder in die Wellen versinken. Ihr Gang ist gewöhnlich rutschend, indem sie auf der Fußsohle schwerfällig fortgleiten; zuweilen jedoch laufen sie wie tanzend auf den Zehen fort, müssen dann aber die Flügel zu Hilfe nehmen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Die Stimme ist ein gedehntes Schnarren und Plärren, das aber sehr verschieden betont wird und demnach entweder wie „örrr" oder „err" zu klingen scheint; auch ein heulender oder miauender Ton wird zuweilen vernommen. Die Jungen pfeifen. Von den am Brutplatze auf Helgoland beobachteten Lummen sagt Noll: „Sänger kann man die Lummen gewiß nicht nennen, wohl aber unterscheidet man, wenn man bei ruhigem Meere von dem Boote aus zuhört, daß fast jeder Vogel einen andern Laut und seine besondere Tonlage hat. Tiefe und hohe Stimmen tönen in dem Höllenlärme durcheinander, und bald hört man ein heiseres Lachen heraus, ‚ha ha ha ha', bald ein Schnarren ‚rrä rrä rrä', bald ein Schnurren, ‚rrre herre härre', bald wieder vernimmt man ein tiefes ‚O o o' oder ‚Ho arre' oder ein gellendes ‚Hä hä hä'; alles aber wird übertönt von dem schrillen Rufe der Jungen ‚fillip fillip'."

Wer sie liebgewinnen will, muß sie auf ihren Brutplätzen besuchen. Hierzu erwählen sie sich steil aufsteigende Schären oder einzelne Felswände, die sich unmittelbar vom Gestade erheben und reich an Gesimsen, Vorsprüngen und Spalten sind, auch möglichst ergiebigen Fischfang gewähren. Der Reichtum des Meeres an Fischen, mit denen die Jungen fast ausschließlich gefüttert werden sollen, und Krebsen in der Nähe solcher Brutfelsen ist wahrscheinlich der Hauptgrund für ihre Wahl, möglicherweise auch die Himmelsgegend, nach der eine Wand oder ein Hauptteil des Berges liegt. Ende März oder Anfang April erscheinen die Lummen in größeren oder kleineren Scharen auf den Bergen, und nunmehr beginnt bald das eigentümliche Leben und Gewimmel um diese. Jetzt wird der Vogelberg zu einem ungeheuern Bienenstock. Eine Wolke von Vögeln umlagert ihn fortwährend; Tausende und Hunderttausende sitzen, scheinbar in Reihen geordnet, die weiße Brust dem Meere zugekehrt, auf allen Vorsprüngen, Winkeln, Spitzen, Gesimsen, überhaupt da, wo es einen Sitzplatz gibt, andere Hunderttausende fliegen von oben nach unten und von unten nach oben, andere Massen fischen und tauchen unten im Meere. Die Paare halten treu zusammen, sitzen, bevor das Ei gelegt wurde, beständig nebeneinander, liebkosen sich mit den Schnäbeln, reiben die Hälse gegeneinander, fliegen gleichzeitig auf und in das Meer hinab, fischen gemeinschaftlich und kehren so wieder zum Neste zurück.

Das Weibchen legt nur ein einziges, aber sehr großes, bis 79 mm langes und bis 51 mm breites Ei, das kreiselförmig gestaltet, starkschalig, grobkörnig und auf lichtem Grunde dunkler gefleckt und gezeichnet ist, aber so vielfach abwechselt, daß man unter 100 kaum zwei findet, die sich vollständig gleichen (Eiertafel II, 15). Die Grundfarbe kann von Weiß über Gelb und Grau bis zu einem intensiven Grün alle Schattierungen durchlaufen, die Zeichnung aus Flecken, Punkten, Tüpfeln bestehen, die spärlicher oder dichter über die Oberfläche zerstreut sind, am vordern oder hintern Ende sich kranzartig vereinigen oder sich gleichmäßig über die ganze Oberfläche verteilen. Nester werden nicht gebaut, die Eier vielmehr ohne jegliche Unterlage auf das nackte Gestein gelegt, wo nicht einmal die gröberen Kiesel weggescharrt werden. Sofort nach dem Legen beginnt die Bebrütung; dabei lösen sich nicht



1. Brütende Lummen auf der Bäreninsel. S. 360. — Prof. Axel Hamberg-Upsala phot.



2. Lunde, Fratercula arctica *Linn.*
S. 362. — Charles Kirk-Glasgow phot.



3. Trottellummen, Uria troile *Linn.*
S. 358. — Charles Kirk-Glasgow phot.

bloß die beiden Gatten eines Paares ab, sondern es finden sich auf allen Vogelbergen auch ledig gebliebene Stücke, die sich mit wahrer Freude auf das unbesetzte Ei stürzen und es flugs ein wenig bebrüten. Nach einer Brutzeit von 30—35 Tagen entschlüpft das Junge, ein Wesen, das eher einem grauschwarzen Wollklumpen als einem Vogel gleicht, aber rasch heranwächst, das Dunenkleid bald ablegt und binnen Monatsfrist bereits befiedert ist. Nunmehr vertauschen die Jungen ihre Felsensitze mit dem Meere, „ein Wechsel", sagt Naumann, „der nicht ohne alle Gefahr ist, wie ein auffallendes, ängstliches Hin- und Hertrippeln, Schreien der Familie beim Herannahen der Katastrophe deutlich genug kundgibt. Das Junge stürzt sich, unter Führung der Alten, jetzt mit einem Sprunge von der Felsenkante auf das Meer hinab, taucht in demselben Augenblicke, da es das Wasser zum erstenmal berührt, auch gleich unter, wobei ihm die Alten ebenfalls folgen, und wenn es mit ihnen wieder heraufgekommen, drängt es unter lautem Pfeifen sich ängstlich an sie, wie wenn es Schutz bei ihnen suchen und auf ihren Rücken wollte, muß sich jedoch darein fügen, mit dem nassen Elemente nähere Bekanntschaft zu machen, wird nach öfterem Untertauchen mit den Alten auch bald vertrauter mit ihm. Sie geben ihm sofort Anleitung zum Selbstfangen seiner Nahrung, weil ihm dies von jetzt an allein überlassen bleibt, halten sich jedoch zu anderweitiger Beschützung zu ihm und geleiten es auf das Meer hinaus, wo man dann solche Alte mit ihren meist erst halberwachsenen Jungen und gewöhnlich mehrere Familien beisammen Wind und Wetter trotzen sieht. Manchem dieser Jungen bekommt jedoch der Sturz vom Felsen schlecht, namentlich solchen, welche das Unglück haben, unten auf Steine zu fallen, auf welchen sie sogleich tot liegen bleiben."

Als Waterton Kap Flamborough an der Ostküste der englischen Grafschaft York besuchte, erzählten ihm die Leute, die junge Lumme klettere, wenn sie eine gewisse Größe erreicht habe, einem ihrer Eltern auf den Rücken, und werde von diesem ins Meer getragen. Mittels eines guten Fernrohrs sah er zahlreiche noch flugunfähige junge Lummen draußen in See sich tummeln und auf Felssimsen sitzen, von denen sie sich, wenn sie versucht hätten, von ihnen ins Meer zu springen, unfehlbar zu Tode gestürzt haben würden. Er hält daher die Art, in der die jungen Vögel nach der Erzählung seiner Gewährsmänner ins Wasser gelangen sollen, für die einzig mögliche. Auch Yarrel versichert, er habe auf der Insel Wight am Fuße hoher Klippen junge Lummen schwimmen sehen, so klein, daß sie den Sprung ins Meer, ohne sich tot zu fallen, unmöglich hätten wagen können.

Die Vogelberge werden von den Menschen regelmäßig abgeerntet und gewähren je nach ihrer Größe und der Anzahl der auf ihnen brütenden Vögel eine mehr oder minder reichliche Ausbeute an Eiern und Jungen. Die Eier versendet man im Norden ziemlich weit; die Jungen werden eingepökelt und für den Winter aufbewahrt. Außer den Menschen stellen den Lummen Raubvögel, Kolkraben und Raubmöwen ununterbrochen nach, und ebenso werden sie von Raubfischen unter Wasser verfolgt. Aber trotz aller Verfolgung, der sie ausgesetzt sind, nimmt ihre Zahl nicht ab.

Die Lummen auf Helgoland dürfen bis zum 24. Juli nicht belästigt werden; an diesem Tage wird die Jagd zunächst den Badegästen, am folgenden auch den Helgoländern freigegeben. „Um die Wirkung des Schießens auf die Niederlassung der Lummen kennen zu lernen", schreibt Noll, „besuchten wir am Abend des ersten Jagdtages, am 24. Juli 1889, den Vogelfelsen in dem Boote. Starker Westwind wehte uns entgegen, machte das Wasser in hohem Grade unruhig und beschwerte das Vorwärtskommen unsers Bootes, wofür uns draußen ein prächtiger Sonnenuntergang lohnte. Noch waren zwei Boote mit Jägern an

der Stelle, die nach den wenigen Lummen feuerten, die von ihrer Mutterpflicht nach dem Felsen zurückgetrieben wurden. Manche stürzten getroffen herab und mußten die Beute der unersättlichen Schützen vermehren, manche kehrten von dem auf sie gerichteten Feuer erschreckt um nach dem freien Meere. Wenn einmal eine solche in der Nähe der Felswand ihr lockendes ‚Hra hra‘ ausstieß, dann antworteten viele Stimmen auf den Gesimsen mit ‚sillip‘ und verrieten, daß noch ziemlich viele Junge da oben sitzen mußten und darunter der dünnen Stimme nach noch recht zarte. Einzelne sah man in den verödeten Gängen herumtrippeln. Das Schicksal der zurückgebliebenen Waisen war jedenfalls ein klägliches, denn für die meisten Schreier kam nicht die sorgende Mutter, sie zu wärmen und zu nähren; Hunger, Kälte und Tod waren ihr Los. Die Helgoländer aber schmausen einige Tage hindurch Lummenbraten, denn das Fleisch dieser Vögel wird, wie selbst das der Möwen, von den Inselbewohnern, die außer dem Fleische der Fische und Zugvögel solches von Schlachttieren nur von Kuxhaven oder Hamburg beziehen, da größere Tiere auf der Insel nicht gehalten werden können, gern gegessen. Es ist von dunkler Farbe und hat, gut zubereitet, einen eignen, an Enten erinnernden, nicht unangenehmen Wildgeschmack, wie wir selbst uns überzeugten."

Gefangene Lummen, die ich pflegte, gingen ohne Umstände an das Futter und schienen zwischen kleinen Fischen und Krabben keinen Unterschied zu machen. Mehrere Stunden täglich vergnügten sie sich mit Schwimmen auf dem Wasser; zum Tauchen aber entschlossen sie sich nicht. Wenn sie ermüdet waren, begaben sie sich auf das Land und drängten sich hier so dicht zusammen, daß sie nur einen einzigen Haufen bildeten. Niemals rutschten sie auf der Fußwurzel fort, gingen vielmehr stets auf den Zehen und nahmen nur zuweilen ihre Flügel zur Hilfe; dann bewegten sie sich tänzelnd, höchst zierlich, überraschend schnell und gewandt.

Der gemeine Lund, auch Papageitaucher, Wasserschnabel, Buttelstampfe, Pflugscharnase, Goldkopf, Brüderchen, Polarente genannt, Fratercula arctica *Linn.* (Taf. „Regenpfeifervögel III", 2 bei S. 361), Vertreter der Gattung der Larventaucher (Fratercula *Briss.*), ist ein mittelgroßer Vogel mit kurzem Hals und dickem Kopf, an dem ein höchst auffallend gestalteter Schnabel sitzt. Dieser hat, von der Seite gesehen, eine dreieckige Gestalt, ist an der Wurzel höher als an Stirn und Kinn, seitlich außerordentlich zusammengedrückt, hinten mit einer wulstigen Haut umgeben, die sich auch am Mundwinkel fortsetzt und ihm, wie wir sehen werden, beim Zutragen von Futter für sein Junges wesentliche Dienste leistet, vorn mehrfach gefurcht, nicht besonders spitzig, aber sehr scharfkantig. Am dreizehigen Fuße, dessen Zehen ziemlich große Schwimmhäute verbinden, fallen die starken, seitlich gebogenen Nägel auf. Die Flügel sind klein, schmal, hinten mit abgerundeten, kurzen Spitzen, der 16federige Schwanz ist sehr kurz, das Kleingefieder oben dicht, derb und glattanliegend, unten länger und pelzartig, überall aber zerschlissen. Beachtenswert erscheint zeitweilig auch noch die Umgebung des Auges, an dessen nackte Lider sich Schwielen anschließen, unten eine knorpelartige, längliche, wagerecht stehende, oben eine dreieckige, senkrecht stehende. Bei dem atlantischen Larventaucher sind der Oberkopf, ein breites Halsband und der Oberrücken schwarz, die Wangen und die Kehle aschgrau, die Unterteile weiß, an den Seiten grau oder schwärzlich. Die Iris ist braun, der Augenring, vorzüglich im Sommer, korallenrot, die Schwielen sind aschgrau, der Schnabel an der Spitze blaß korallenrot, in den Furchen lichter, an der Wurzel blaugrau, in den Mundwinkeln sitzt eine orangengelbe



Papageitaucher.

runzelige Haut, der Fuß ist zinnoberrot. Die Länge beträgt 31, die Breite 62, die Flügellänge 17, die Schwanzlänge 6 cm. Bei der Form, die den Stillen Ozean bewohnt, reicht das Halsband bis zur Kehle und die Kopfseiten sind weiß mit einem schmalen grauen Streifen hinter jedem Auge. Auch ist diese Form stets etwas größer als die größten atlantischen Exemplare.

Der Lund bewohnt die Nordsee, den nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans und das Eismeer bis zum 80. Grade nördl. Br., kommt also an den entsprechenden Küsten Europas, Asiens und Amerikas vor. Auf den Berlengas und Farilhões, zwei Gruppen von Inselchen an der Küste von Portugal, sowie auf Helgoland brüten jetzt wenigstens noch einige Paare; erst weiter nach Norden hin wird er häufiger, und im Eismeere tritt er in wirklich unschätzbarer Menge auf, während des Sommers alle geeigneten Brutplätze zu Hunderttausenden und Millionen bevölkernd. An der Ostküste des nordamerikanischen Staates Maine sowie in Südgrönland soll er nicht häufig sein, weiter nach Norden hin jedoch zahlreicher werden. Auf der europäischen Seite des Eismeeres bildet er den Hauptteil der Bevölkerung aller Vogelberge. Man kann nicht annehmen, daß er wandert, obwohl er im Winter sich öfters in südlicheren Gegenden zeigt; strenggenommen, streicht er nur von seinem Brutplatze auf das hohe Meer hinaus und von diesem wieder nach den Vogelbergen zurück.

Auf meiner Reise nach Lappland traf oder unterschied ich den Lund erst in der Nähe der Lofoten. Das erste, was mir an diesem Vogel auffiel, war sein für mich ungemein überraschender Flug dicht über den Wogen dahin, als wenn er sich nicht von ihnen erheben, sondern nur auf ihnen fortrutschen wolle. Der Vogel gebraucht dabei die Füße ebensoviel wie die Flügel und schiebt sich rasch von Welle zu Welle, etwa wie ein halb fliegender und halb schwimmender Fisch, schlägt mit den Flügeln und mit den Füßen fortwährend in das Wasser, beschreibt, indem er sich den Wogen anschmiegt, einen Bogen nach dem andern, und arbeitet sich so weiter, anscheinend mit großer Hastigkeit, aber noch größerer Anstrengung. Der Schnabel durchschneidet beim Fliegen die Wellen, so daß mich der Flug lebhaft an den des Scherenschnabels erinnert hat. Anders als bei diesem Suchen nach Nahrung bewegt sich der Lund, wenn er eine größere Strecke durcheilen will. Hat er sich erst genügend hoch in die Luft erhoben, fliegt er geradeaus, unter schwirrender Bewegung seiner Flügel, und zwar so schnell dahin, daß der Schütze im Anfange immer zu kurz schießt. Im Schwimmen gibt er gewiß keinem Mitgliede seiner Familie etwas nach. Er liegt leicht auf den Wellen oder versenkt sich nach Belieben unter die Oberfläche, taucht ohne ersichtliche Anstrengung und ohne jegliches Geräusch und verweilt bis 3 Minuten unter Wasser, soll auch bis in eine Tiefe von 60 m hinabtauchen können. Auf festem Boden geht er trippelnd und wackelnd, aber doch überraschend gut, erhebt sich auch vom Sitze aus sofort in die Luft oder läßt sich fliegend ohne Bedenken auf den festen Boden niederfallen. Seine Stimme unterscheidet sich nur durch die Tiefe von dem Knarren der verwandten Vögel, am wenigsten von der des Tordalken; sie klingt tief und gedehnt, wie „orr orr“, zuweilen auch, laut Faber, wie die Laute, die ein schläfriger Mensch beim Gähnen hervorbringt, im Zorne knurrend, nach Art eines kleinen, bösen Hundes.

Ich habe tagelang mit Lunden in innigster Gemeinschaft gelebt, d. h. sie auf den Vogelbergen so eingehend wie möglich zu studieren gesucht, und ich muß sagen, daß mir die Beobachtung viel Freude gewährt hat. Unter den mir bekannten Arten der Familie halte ich den Lund für den muntersten und begabtesten. Gegen seinesgleichen bekundet er die in seiner Familie übliche Geselligkeit und Verträglichkeit. Im Falle der Not freilich weiß sich der Lund seines scharfen Schnabels mit Erfolg zu bedienen.

Die Nahrung besteht in kleinen Krustentieren und kleinen Fischen; ausschließlich mit letzteren füttert er seine Jungen groß. Diese Fischchen sind an den europäischen Gestaden hauptsächlich Sandaale oder Tobiasfische (Ammodytes tobianus), die er tauchend aus dem Sande gräbt, in dem sie leben. Wenn diese in der Nähe des Brutplatzes nicht vorkommen, so holt er sie mehrere Kilometer weit her. „Weil er sie aber oft weit zu holen und hoch auf die Felsen zu bringen hat, würde es gleich mühsam für ihn wie schlimm für sein Junges sein, wenn er sie diesem nur einzeln zutragen könnte; darum muß ihm die merkwürdige Einrichtung seiner Mundwinkel zur Förderung des Geschäfts trefflich zustatten kommen, indem sie ihn in den Stand setzt, jedes einzeln gefangene Fischchen, nachdem er es totgekneipt hat, mit seinem Kopfe in den Mundwinkel zu klemmen, seinen schlanken Körper aber außen herabhängen zu lassen und so abermals zu tauchen und ein zweites Fischchen zu fangen, ohne das erste zu verlieren; auf der Oberfläche erscheinend, bringt er auch dieses in obiger Weise in einen der Mundwinkel und fährt mit dem Tauchen, Fangen und Einklemmen der Gefangenen so lange fort, bis jene wunderbaren Behälter beiderseits kein Fischköpfchen mehr aufnehmen können und auf jeder Seite fünf bis sechs Fischchen neben der Kehle herabhängen wie ein Knebelbart. So gibt dieser große, schlaffe Knebelbart, der dem beladenen Vogel bei jeder raschen Wendung des Kopfes um die Ohren schlägt, ihm sowohl schwimmend als sitzend und fliegend bei seiner ohnehin schon wunderlichen Kopf- und Schnabelgestalt ein wahrhaft abenteuerliches oder doch ganz fremdartiges Ansehen." (Naumann.) Die Annahme, daß die Hornplatte an der Schnabelbasis eigens zum Herbeitragen des Futters bestimmt sei, findet in der Tatsache eine wesentliche Stütze, daß diese Platte nur während der Brutzeit auftritt, später aber abgeworfen wird. Letzteres gilt übrigens auch für die erwähnten Hornanhänge an den Augenlidern. Auf den Brutbergen soll der Vogel zuweilen grüne Pflanzenteile fressen, z. B. Blätter des Löffelkrautes; nach eigner Beobachtung vermag ich hierüber nichts zu sagen.

Da der Lund überall unter den Lummen und Alken brütet und wahrscheinlich nirgends eigne Ansiedelungen bildet, gilt alles über das Brutgeschäft der Verwandten zu Sagende auch für ihn. Mitte April oder Anfang Mai, je nachdem der Schnee früher oder später schmilzt, nähert er sich den Bergen und sucht nun baldmöglichst seine alte Bruthöhle wieder auf oder gräbt sich eine neue. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von den Lummen und Alken; denn niemals wohl legt er sein Ei auf freiem Boden ab. Nicht alle graben selbst Nisthöhlen, weil jede vorhandene Felsenritze oder dunkle Spalte zunächst benutzt wird, und erst die Not sie zu eigner Arbeit zwingt: so wenigstens hat es mir erscheinen wollen. Auf den Nykerne-Inseln brüteten sehr viele Lunde unter großen Blöcken oder Steinen sowie in den Klüften, Spalten und Ritzen der seitlich abfallenden Felswände; aber freilich für die Menge der Vögel gab es auf den Bergen der natürlichen Brutplätze nicht genug, und deswegen war auch die dünne Torfschicht, die die Erdoberfläche bedeckte, überall durchwühlt. Die Löcher haben einen ähnlichen Durchmesser wie Kaninchenhöhlen, sind aber selten lang, in den meisten Fällen vielmehr so kurz, daß man den brütenden Vogel vom Eingange aus hinten sitzen sieht. Am Bau der Höhle scheinen beide Geschlechter zu arbeiten: ich habe Männchen wie Weibchen beim Graben gefangen. Zu ihrer Arbeit benutzen sie den Schnabel und die Füße, in welcher Weise, kann ich jedoch nicht sagen, weil sie zu graben aufhören, wenn man sich ihnen nähert. Jedes Pärchen hat bloß ein einziges, verhältnismäßig großes, 58,76 mm langes und 43 mm breites Ei. Die Eier tragen auf der trüb kalkweißen, glanzlosen Schale wenig auffallende, grauviolette Schalenflecke, oft auch wirkliche

Zeichnungsflecke von hellbrauner Färbung, die manchmal kranzartig das stumpfe Ende umgeben. Beide Eltern brüten; wie lange, ist mir unbekannt, man sagt ungefähr fünf Wochen. Das Junge kommt in einem langen und dichten Dunenkleide von kohlschwarzer oder lichtgrauer Färbung zur Welt, piept in den ersten Tagen seines Lebens sehr kläglich, schreit später kräftiger, lernt aber das knarrende „Orr" der Alten erst, wenn es ausgeflogen ist. Es scheint ziemlich langsam zu wachsen, demgemäß auch über Monatsfrist in seiner Höhle verweilen zu müssen; denn erst, wenn es vollkommen flügge geworden ist, verläßt es diese und stürzt sich unter Führung seiner Alten in das Meer. Beide Eltern schleppen ihm meilenweit Atzung herbei und setzen sich rücksichtslos Gefahren aus, wenn sie glauben, dadurch das geliebte Kind schützen zu können, verteidigen es auch nötigenfalls mit wütenden Bissen.

Die Besitzer der Vogelberge rauben den Lunden regelmäßig das Ei der ersten Brut, falls sie es erlangen können, lassen aber gewöhnlich das der zweiten den Eltern zum Ausbrüten und holen sich dann das Junge, bevor es flügge wird, um es zu verspeisen oder für den kommenden Winter einzusalzen. Für längere Gefangenschaft nimmt man Lunde oder Alken überhaupt aus dem einfachen Grunde nicht aus, weil sie sich nicht halten, oder richtiger, weil man nicht imstande ist, ihnen das nötige Futter zu schaffen.

Unter den näheren Verwandten des Lundes finden sich manche ganz merkwürdige Gestalten. So trägt die stattliche Fratercula cirrhata *Pall.* (Lunda) jederseits an der Schläfe einen schmalen, lang herabfallenden Busch von zerschlissenen strohgelben Federn, die aber im Winterkleide fehlen. Das Auge ist weiß, der Schnabel orangerot, an der Wurzel olivengrünlich. Der Vogel lebt im nördlichen Stillen Ozean bis herab zu Japan und Kalifornien. Cerorhinca monocerata *Pall.*, die das gleiche Gebiet bewohnt, trägt auf dem Schnabelgrunde ein ansehnliches Horn. Bei Simorhynchus cristatellus *Pall.* erhebt sich auf der Stirn eine schmale Haube von dunkelbraunen, krausen, nach vorn gebogenen Federn, während vom Auge aus ein Strich fadenartiger weißer Federn über die Ohrgegend zieht, und der eigentümlich gekrümmte, mit einer besondern Hornplatte bis dicht an das Auge herantretende Schnabel fast wie ein Maulkorb erscheint. Auch diese Art bewohnt die Beringsee.

Dritte Unterordnung: **Flughühner (Pterocles).**

Die Unterordnung der Flughühner (Pterocles) umfaßt nur eine Familie. Ihre Angehörigen, die **Flug- oder Wüstenhühner (Pteroclidae),** erscheinen wegen ihrer langen Flügel und des langen Schwanzes schlank, sind aber in Wahrheit sehr gedrungen gebaute Vögel. Ihr Leib ist kurz, die Brust sehr gewölbt, der Hals mittellang, der Kopf klein und zierlich, der Schnabel klein und kurz, auf dem Firste leicht gebogen, am Unterkiefer vor der Spitze ein wenig verdickt, seitlich nur unbedeutend zusammengedrückt, so daß er rundlich erscheint; die vollkommen getrennten Nasenlöcher liegen an der Wurzel unter den Stirnfedern verborgen, werden durch eine Haut halb geschlossen und öffnen sich nach oben. Die Füße sind klein, d. h. ziemlich kurzläufig und sehr kurzzehig, alle Vorderzehen bis zum ersten Gelenke und weiter mit einer Haut verbunden oder, wie man auch zu sagen pflegt, miteinander verwachsen, und mit Häuten gesäumt; die Hinterzehe ist stummelhaft und hoch angesetzt, oder sie fehlt gänzlich; die Nägel sind kurz, leicht gebogen, stumpf und breit. Ein gut entwickelter Kropf und große Blinddärme sind vorhanden. Am Knochengerüst des Flügels ist der Unterarm der längste Abschnitt, das Flügelgefieder sehr lang, in ihm die

Schwungfedern von der ersten an gleichmäßig verkürzt, der aus 14—18 Federn gebildete Schwanz abgerundet, gewöhnlich aber keilförmig zugespitzt, und seine beiden Mittelfedern verlängern sich oft bedeutend über die seitlichen. Das Gefieder besteht aus ziemlich kurzen, breiten, abgerundeten, sehr harten Federn, die dem Leibe, obwohl sie ihn locker bekleiden, doch ein glattes Aussehen verleihen. Die Färbung entspricht genau der Färbung des Bodens, auf dem die Tiere leben, ähnelt im wesentlichen also der des Sandes, die Zeichnung ist gewöhnlich eine überaus zierliche und mannigfache. In der Regel unterscheiden sich die Geschlechter. Die Eier sind beiderseits fast gleich gerundet, doppelt gefleckt; zumeist bilden drei das Gelege. Die Jungen laufen wenige Stunden nach dem Ausschlüpfen und sind mit einem reizend gemusterten Dunenkleide bedeckt. Die ausgefiederten Jungen ähneln der Mutter, legen aber sehr bald das Alterskleid an.

Die Bildung des Dunengefieders macht es neben mancherlei anderen Zügen zweifellos, daß wir in den Flughühnern nahe Verwandte der Limicolae zu erblicken haben. Anderseits haben sie mit den Tauben sehr viel Gemeinsames: sie sind, wie Sadow sagt, „Steppentauben" und stehen jedenfalls den Ahnen der Taubenfamilie nicht fern. Ihre Ähnlichkeit mit den Hühnern beruht dagegen auf Äußerlichkeiten.

Die Flughühner, von denen nicht mehr als 17 Arten bekannt sind, leben nur in der Alten Welt, und zwar vorzugsweise in Afrika, obgleich man nicht sagen kann, daß dieser Erdteil auch den größten Formenreichtum besitze. Sie treten in Afrika deshalb besonders zahlreich auf, weil ihre Heimat die Wüste ist; sie finden sich aber auch in Asien und fehlen selbst unserem Europa nicht, obwohl sie sich hier bloß auf den Teil beschränken, der Afrika ähnelt. Jeder Erdteil, Europa ausgenommen, besitzt seine eignen Arten; nur einzelne Arten sind über ungeheure Länderstrecken verbreitet und kommen in allen drei Erdteilen als Standvögel vor, wandern auch zuweilen in Länder ein, in denen man sie früher nicht bemerkte. Zwar verweilen fast alle Arten jahraus jahrein an derselben Stelle oder mindestens in derselben Gegend; ihre außerordentliche Flugfertigkeit aber setzt sie in den Stand, ohne Beschwerde Tausende von Kilometern zu durcheilen, und gewisse, uns noch unbekannte Umstände veranlassen sie, manchmal weit über die Grenzen ihres Gebietes zu schweifen.

Wenige Vögel verstehen es so wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrsten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermütig rufende Sandlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich vor ihm, polternd und rauschend, die redselige, fast geschwätzige Schar dieser beweglichen Geschöpfe: echte, vollendete Wüstenkinder. Mehrere Arten wohnen, wenigstens hier und da, dicht nebeneinander, ohne sich jedoch miteinander zu vermischen; die Mitglieder einer Art leben in treuer Gemeinschaft und bilden oft ungeheure Flüge, die dann monatelang zusammenhalten, gesellig umherschweifen und täglich weite Strecken durchmessen, weil die arme Wüste selbst ihnen nur stellenweise Nahrung gewähren kann. Obgleich sie tagtäglich und mit größter Regelmäßigkeit zur Tränke fliegen müssen, scheint sie doch eine größere Entfernung der wasserspendenden Quellen von ihren Futterplätzen wenig zu kümmern: es ist ihnen ein Leichtes, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierflug zu unternehmen, der uns als Tagereise und mehr erscheinen mag. Deshalb ist es denn auch vorzugsweise die Zeit, in der sie ihren Durst stillen wollen, die sie vor das Auge des Jägers oder des Forschers bringt; denn wenn ihr zahlreicher Schwarm in dicht gedrängtem Haufen unter dem fast allen Arten gemeinsamen „Khadda khadda" dahinfliegt, muß auch das blödeste Auge oder das stumpfste Ohr sie bemerken.

Die Länge des Männchens beträgt, der langen Schwanzspieße halber, 37, die Breite 60, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 13 cm.

In wahrer Vollendung zeigt sich die Wüstenfarbe bei einer dritten Art der Gattung, dem Sandflughuhn, Pteroclidurus exustus *Temm.* Bei ihm ist die Gesamtfärbung ein schönes rötliches Isabell, das auf den Wangen, im Gesicht und auf den Flügeldecken in lebhafteres Gelb übergeht und auf dem Rücken einen grünlichen Schimmer zeigt. Diese Färbung wird durch ein schmales schwarzes Band, das an den Halsseiten beginnt und sich über die Oberbrust wegzieht, von der tief schokoladenbraunen Färbung der Unterbrust und des Bauches getrennt; die Befiederung der Fußwurzeln und der Unterschwanzdeckfedern ist wieder isabellfarbig; alle kleineren Flügeldeckfedern zeigen an ihrer Spitze einen schokoladenbraunen Bandfleck; die Schwungfedern sind schwarz, von der dritten an weiß an der Spitze und der Innenfahne, die beiden mittleren, sehr verlängerten und in feine Spitzen ausgezogenen Schwanzfedern isabellgelb, die seitlichen tiefbraun, blaßbraun gefleckt und gebändert. Die Iris ist dunkelbraun, ein breiter, nackter Hautring um das Auge zitrongelb, der Schnabel und die Fußzehen sind bleifarben. Die Länge beträgt 33, die Breite 60, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 14 cm. Das Weibchen ist auf der Oberseite auf isabellfarbenem Grunde dunkler gefleckt und gestrichelt; der Kopf, mit Ausnahme der Kehle und der Ohrgegend, der Nacken und der Hals sind gräulich-isabellgelb und durch dunkle Tropfenflecke gezeichnet; das Brustband ist nur angedeutet, der Bauch braun und schwarz gebändert; die mittleren Steuerfedern sind wenig über die übrigen verlängert.

Ganga und Khadda haben ungefähr gleiche Verbreitung; das Sandflughuhn gehört südlicheren Gegenden an. Unter den europäischen Ländern darf nur Spanien als die Heimat von Flughühnern betrachtet werden; denn wenn auch namentlich die Ganga in vielen anderen Ländern Südeuropas und selbst inmitten Deutschlands beobachtet worden ist, haben wir doch sie und jedes andere Flughuhn, das hier sich zeigte, immer nur als Irrlinge anzusehen, während die beiden genannten Arten unter die Charaktervögel Spaniens gezählt werden müssen und in gewissen Provinzen der Iberischen Halbinsel ebenso regelmäßig vorkommen wie andere oder dieselben Arten in Asien und in Afrika. Wie zu erwarten ist, erstreckt sich das Vaterland dieser Vögel über einen weiten Kreis der Alten Welt. Ganga und Khadda sind häufig in allen entsprechenden Gegenden Nordwestafrikas, östlich bis nach Tunis hin; die Ganga ist, laut Meade-Waldo, auf Fuerteventura (Kanaren) Standvogel. Sie sind aber auch über den größten Teil Asiens, namentlich über das ganze Steppengebiet, verbreitet und erscheinen, wenigstens im Winter, noch sehr regelmäßig in Indien. Hier, wie in Nordost- und Mittelafrika, kommen das dort brütende Sandhuhn und Verwandte dazu. Spießflughühner beobachtete Alfred Walter im März des Jahres 1887 mehrere Wochen hindurch am Amu Darja während des Zuges. „Damals zogen", so berichtet unser Gewährsmann, „vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt Banden von 8—60 und 80 Stück, dicht aufeinanderfolgend, in fester Richtung von Südwesten nach Nordosten über den Amu Darja. Offenbar müssen die Brutplätze am Fuße der bucharischen Gebirge liegen. Ein ungefährer Überschlag über die Zahl der eilig wandernden Vögel läßt sich gar nicht machen. Man wird nicht übertreiben, wenn man hier von vielen Hunderttausenden, ja von Millionen spricht."

Diese Art ist nach Radde an der Westküste des Kaspisees, da, wo diese den mehr oder weniger ausgeprägten Wüstencharakter besitzt, nicht häufig seßhaft, erscheint aber

bisweilen in ungeheueren Mengen. Viel häufiger ist das Spießflughuhn im Sommer in den transkaspischen Wüsten. In Lenkoran erschien es im Winter 1875 für kurze Zeit in gewaltiger Zahl, hielt sich aber immer nur auf trocknen Stellen, zumal auf den kleinen Dünen und am Strande, auf. Ebenso war es Ende März 1880. Die Tausende von Vögeln, die in kleineren und größeren Trupps im eiligsten Fluge Lenkoran passierten, hielten aufs schärfste die Richtung der Meeresküste ein. Was mit diesen ungeheueren Massen von Flughühnern wurde, konnte niemand angeben. Es ist aber wahrscheinlich, daß die scheuen Vögel, die gewiß in Kolonien brüten, sich zu diesem Geschäfte in die entlegensten und im Sommer menschenleeren Gegenden zwischen Araxes und Kura zurückzogen. In Spanien bewohnen die Flughühner Andalusien, Murcia, Valencia, beide Kastilien und Aragonien; doch überwiegt in einer Provinz immer mehr die eine Art die andere. Gleiches gilt für Afrika und, laut Jerdon, für Indien: die verschiedenen Arten leben neben-, nicht untereinander.

Alle Flughühner bewohnen nur Wüsten oder Steppengegenden; auf Feldern sieht man sie bloß dann, wenn die Früchte abgeerntet sind. Die mit trocknem, dürrem, afrikanischem Grase bedeckten Ebenen, meist verwüstete Felder, sind ihre Lieblingsplätze. In Spanien leben sie auf ganz ähnlichen Stellen: hier beherbergt sie hauptsächlich das sogenannte „Campo", das eben auch nicht viel mehr als Wüste ist. Waldige Gegenden meiden sie ängstlich; dagegen scheinen sie sich da, wo niederes Gestrüpp spärlich den Boden deckt, wie es in den afrikanischen Steppen der Fall ist, recht wohl zu befinden. Sie fürchten den geschlossenen Wald, weil ihr rascher, nicht aber gewandter Flug sie hier gefährdet, während sie da, wo Gesträuch und Bäume sehr vereinzelt stehen, überall den nötigen Spielraum für ihre Bewegungen finden. Unter allen Umständen wählen sie Stellen, deren Bodenfarbe der Färbung ihres Gefieders möglichst entspricht: das rötliche Grau der Ganga stimmt mit dem lehmigen Campo Spaniens oder der bunten Steppe Asiens, das lebhafte Gelb des Sandflughuhns mit dem fast goldfarbenen Sande der Wüste überein.

In ihrem Wesen und Betragen zeigen sich die Flughühner durchaus eigenartig. Ihr Gang ist leicht und schön, mehr hühner- als taubenartig, immerhin aber noch etwas trippelnd, nicht eigentlich rennend wie bei den Hühnern. Sie tragen sich im langsamen Gehen verhältnismäßig hoch aufgerichtet, halten die Fußwurzeln gerade und setzen nun ein Bein vor das andere, nicken aber nicht bei jedem Schritte mit dem Kopfe, wie Tauben zu tun pflegen. Der rauschende und stürmische Flug besteht aus einer Reihe gleichmäßiger, schnell sich folgender Flügelschläge und erinnert einigermaßen an den der Tauben, viel mehr aber an den der Regenpfeifer. Beim Aufstehen klettern sie sozusagen in fast senkrechter Richtung rasch empor, und erst nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, fliegen sie in gleicher Ebene, in eigentümlicher Weise seitlich sich wiegend, bald mit der einen, bald mit der andern Flügelspitze über die wagerechte Linie sich hebend und senkend, über den Boden dahin, gewöhnlich außer Schußweite, immer dicht gedrängt nebeneinander, also in geschlossenen Schwärmen, und unter lautem, ununterbrochenem Geschrei. In dem Schwarme selbst macht sich kaum ein Wechsel bemerkbar; ein Vordrängen der einen und Zurückbleiben anderer, die dann vielleicht wieder an die Spitze zu kommen suchen, wie es bei vielen anderen Vogelarten zu beobachten ist, findet nicht statt.

Flughühner können, wie Haacke beobachtete, ihren Kropf nach Taubenart aufblähen. Ihre Stimme ist so bezeichnend, daß sie mit anderen nicht verwechselt werden kann. Der arabische Name „Khadda" ist ein Klangbild des Geschreies, das sie im Fluge ausstoßen, während man, wenn sie am Boden umherlaufen und sich unterhalten, viel sanftere, leise

hervorgestoßene Laute vernimmt, die etwa durch die Silben „gluck“ oder „puck“ wiederzugeben sind. So sehr die Stimmlaute der verschiedenen Arten sich ähneln, so stellen sich doch bei scharfer Beobachtung gewisse Unterschiede heraus, die freilich mit artikulierten Silben nicht immer ausgedrückt werden können. Doch gilt das nicht für alle Arten. So vernimmt man von dem afrikanischen Streifenflughuhn, Pteroclis lichtensteini *Temm.*, anstatt des „Khadda khadda“ sehr wohlklingende Laute, die ich durch die Silben „külü klü klü ör“ wiedergegeben habe.

Über Sinne und Begabung läßt sich schwer ein Urteil fällen. Daß das Gesicht der Flughühner sehr scharf sein muß, erfährt jeder Jäger bald genug; daß ihr Gehör wohl entwickelt ist, erkennt man an der Aufmerksamkeit, die sie dem leisesten Geräusche und namentlich den von fernher tönenden Lockrufen ihrer Artgenossen widmen; wie es aber mit den übrigen Sinnen stehen mag, wage ich nicht zu sagen, hervorragend werden sie wahrscheinlich nicht sein.

Ihr tägliches Leben nimmt einen sehr regelmäßigen Verlauf. Mit Ausnahme der Mittags- und vielleicht der Mitternachtsstunden sind sie beständig in Tätigkeit, mindestens wach. Das Streifenflughuhn habe ich während des ganzen Tages in Bewegung gesehen und zu jeder Stunde der Nacht gehört; ich wurde nicht wenig überrascht, als ich seine höchst wohllautende Stimme noch in den späten Nachtstunden vernahm, als ich beim bleichen Schimmer des Mondes Trupps solcher Flughühner zu einer schwachen Quelle fliegen sah. Ob auch die übrigen Arten der Gattung so rege sind, oder ob der Mondschein nur das Streifenflughuhn nachts so lebhaft machte, muß ich dahingestellt sein lassen. Gemeinsam ist allen von mir beobachteten Arten folgendes: Noch ehe der Tag angebrochen ist, vernimmt man ihre Unterhaltungslaute, und sobald man Gegenstände unterscheiden kann, sieht man sie emsig zwischen den niedrigen Grasbüschen umherlaufen und Nahrung aufnehmen. Werden sie nicht gestört, so treiben sie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen 9 Uhr vormittags; dann fliegen sie, der Jahreszeit entsprechend etwas früher oder später, zur Tränke. Hier kommen im Verlaufe einer Stunde Tausende an; wenn die Gegend wasserarm ist, diese Tausende an einer kleinen Pfütze, wenn das Land von Flüssen durchschnitten wird, die einzelnen Trupps an allen passenden Stellen des Flußufers. Sie stürzen sich aus hoher Luft in schiefer Richtung in die Nähe der Tränke hinab, laufen rasch über den Boden weg, bis ans Wasser hinab, trinken in drei bis vier hastigen Zügen und erheben sich, entweder unmittelbar vom Wasserrande aus, oder nachdem sie zur Einfallstelle zurückgelaufen sind, unterwegs einige Quarzkörner aufgenommen, sich auch wohl noch ein wenig ausgeruht haben. Jeder Flug wendet sich derselben Gegend zu, von der er herkam, und wahrscheinlich kehrt jeder zu demselben Weidegebiete zurück. Erlegt man Flughühner bei der Tränke, so findet man, daß sie ihren Kropf bis zum Sträuben der ihn deckenden Federn mit Körnern angefüllt haben. Nachdem sie getrunken haben und in ihr Weidegebiet zurückgekehrt sind, tritt die mit der beginnenden Verdauung verbundene Ruhe ein, und jetzt sieht man die Kette, gruppenweise vereinzelt, in behaglicher Ruhe, entweder in selbstgescharrten, seichten Vertiefungen oder auch ohne weiteres auf dem Sande gelagert, gewöhnlich platt gedrückt auf dem Bauche liegend, oft aber auch auf der Seite, bald auf dieser, bald auf jener, wobei dann der eine Flügel ausgebreitet und den Strahlen der Sonne ausgesetzt wird. Während dieser Ruhepause schweigt die Unterhaltung; sie beginnt aber augenblicklich wieder, sobald sich etwas Verdächtiges zeigt. In den Nachmittagsstunden wird eine zweite Mahlzeit eingenommen, und zwischen 4 und 6 Uhr fliegen alle zum zweitenmal den Trinkplätzen zu. Auch diesmal

verweilt der Flug nur wenige Minuten an dem labungspendenden Orte und eilt nun unmittelbar dem Schlafplatze zu.

Nur da, wo die Flughühner verfolgt werden, sind sie scheu; in der eigentlichen Wüste, wo sie wenig mit Menschen in Berührung kommen, lassen sie den Reiter auf seinem Kamele bis auf wenige Schritte herankommen; selbst dem Fußgänger wird es nicht schwer, sich ihnen zu nähern, wenn er sie rechtzeitig entdeckt hat und die bei der Jagd überhaupt nötige Verstellung anwendet, d. h. tut, als ob er harmlos an ihnen vorübergehen wolle. Aber gerade das Entdecken hat seine Schwierigkeiten. Es gehört ein sehr scharfes Auge dazu. Ich habe mehr als hundertmal Wüstenhühner gejagt und erlegt, bin aber bei jeder Jagd von neuem in Erstaunen gesetzt worden über die Fertigkeit der Tiere, sich den Blicken zu entziehen. Hierbei leistet ihnen ihr Wüstengewand die besten Dienste: das Flughuhn braucht sich bloß auf dem Boden, dessen Färbung es in den feinsten Schattierungen auf seinem Gefieder trägt, niederzudrücken und sich ruhig zu verhalten, und es selbst ist gleichsam zu einem Teile des Bodens geworden, von dem man es nicht mehr zu unterscheiden vermag. Wer ein recht scharfes Auge besitzt und zu beobachten gelernt hat, sieht bei seiner Annäherung an eine auf der Erde ruhende Kette Flughühner zunächst mehrere alte Männchen, die mit hochaufgestrecktem Halse den Ankömmling betrachten, und gewahrt bei weiterem Herangehen, wie diese Wächter plötzlich unsichtbar werden und die ganze zahlreiche Kette unsichtbar machen, indem auch sie sich platt auf die Erde legen. Jeder vorüberziehende Raubvogel, jedes sich zeigende und gefährlich scheinende Lebewesen verwandelt in dieser Weise die Hunderte von Vögeln in Hunderte von Häufchen, die dem Sande so vollkommen ähneln, daß man immer und immer wieder überrascht wird, wenn plötzlich von einer Stelle, auf der man nur Sand zu bemerken glaubte, die vielen großen Vögel sich unter lautem Geräusch erheben.

Die Nahrung besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch fast nur aus Sämereien. Da, wo es in der Nähe der Wüste Felder gibt, haben sie, wenigstens zeitweilig, leichte Arbeit; in ganz Nordostafrika z. B. nähren sie sich monatelang nur von der Durra; in Spanien brandschatzen sie die Weizen-, Mais- und Wickenfelder; in Indien erscheinen sie auf den abgeernteten und trocken gewordenen Reisfeldern. In den Wüsten und Steppen selbst aber haben sie nur in den wenigen ährentragenden Gräsern ergiebige Nährpflanzen, und hier begreift man es oft wirklich nicht, wie sie es ermöglichen, tagtäglich die sehr weiten Kröpfe zu füllen. Ob sie Insekten aufnehmen, weiß ich nicht; ich habe, soviel ich mich entsinne, immer nur Körner in ihrem Magen gefunden. Gefangene fressen Ameisenpuppen recht gern.

In Südeuropa und Nordafrika brüten die Flughühner in den ersten Frühlingsmonaten, in Afrika zu Anfang der Regenzeit, die den nordischen Frühling vertritt, in Südindien, laut Jerdon, in den Monaten zwischen Dezember und Mai, in Mittelindien etwas später. Ich habe nur ein einziges Mal die Eier eines dieser Hühner erhalten, eigne Beobachtungen über die Fortpflanzung jedoch nicht anstellen können. Das Betragen gefangener Khaddas hat mich in der durch Beobachtung freilebender Verwandten gewonnenen Ansicht unterstützt, daß alle Flughühner in Monogamie leben. Man bemerkt stets ein Zusammenleben der Paare in der Wildnis und sieht an den gefangenen Hähnen, daß sie nur einer Henne sich widmen. Der Flughahn läuft nach Art der Tauben um das erkorene Weibchen herum und gibt seinen Gefühlen durch Sträuben der Federn und Lüften oder Wölben der Flügel sowie ein gelegentliches Breiten des Schwanzes Ausdruck. Auch in ihm regt sich, wenn die Liebe ihn begeistert, die Lust zum Streite. So friedliebend er sonst ist, so wenig er anderen Männchen lästig wird, so lebhaft verfolgt er in der Paarungszeit jeden andern Hahn, ja sogar jeden andern

Vogel, der sich seiner Geliebten nähert. Jede Lerche, die bisher mit ihm im besten Einverständnis lebte, wird jetzt, sobald sie in die Nähe kommt, durch ein ärgerliches „Drohd droh drah dräh" und durch die gleichzeitig eingenommene Fechterstellung (niedergebeugter Kopf, gewölbte Flügel) gewarnt und vertrieben. Auf einen andern Hahn stürmt der Eifersüchtige mit tiefgesenktem und vorgestrecktem Kopfe, erhobenem Schwanze, aber glatt anliegenden Flügeln und Federn raschen Laufes los, und er muß es wohl ernstlich meinen, weil man den Gegner so eilfertig das Weite suchen sieht.

Das Nest beschrieben mir die Araber als eine seichte Vertiefung im Sande ohne jegliche Unterlage. Irby bemerkt, daß die von ihm aufgefundenen Eier in einer gänzlich baumlosen Gegend auf dem bloßen Sande lagen und ein eigentliches Nest nicht vorhanden war; Adams hingegen behauptet wieder, daß das Sandflughuhn eine einfache Vertiefung in den Boden grabe und deren Rand durch einen Kreis von dürren Gräsern zu schützen suche; er fand im Juni mehrere alte Nester. Die Eier aller bis jetzt bekannten Arten ähneln sich in hohem Grade. Sie zeigen eine mit der Umgebung übereinstimmende Färbung, sind elliptisch, an beiden Enden fast gleichmäßig abgerundet, derbschalig und trotz des starken Kornes und der tiefen Poren glatt und glänzend; die Grundfärbung ist ein helles, reines oder ins Grünliche und Rötliche ziehendes Braungelb; die Schalenflecke wechseln in verschiedenen, von der Grundfarbe sich abhebenden Tönen, von hellerem zu dunklerem Violettgrau, die Zeichnungsflecke ebenso in Gelb- oder Rotbraun; beide sind ziemlich dicht über die ganze Fläche verteilt und größere, unregelmäßig gestaltete mit kleineren und sehr kleinen gemischt. Der Längsdurchmesser der Eier vom Ringelflughuhn beträgt etwa 47, vom Spießflughuhn 45,5, der Querdurchmesser jener 32,7, dieser 30,8 mm. Die Gelegezahl beträgt bei allen bis heute bekannten Arten 2 oder 3 Eier, niemals mehr.

Wenn das Gelege aus drei Eiern besteht, liegen zwei von ihnen in einer Linie und das dritte der Länge nach nebenan. Der Vogel soll, laut Tristram, während des Brütens auf einer Seite liegen und mit einem ausgebreiteten Flügel die Eier bedecken, daher einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Tristram hält diese Stellung wegen des hohen Brustbeinkammes für notwendig; ich meine, sie wird wohl nur eine zufällige gewesen sein, die der Vogel angenommen hat, um sich auszuruhen (s. S. 371 u.). Über das erste Jugendleben der Flughühner kenne ich nur die kurze Mitteilung, die Bartlett veröffentlicht hat, und auch sie bezieht sich bloß auf Küchlein, die von einer Khadda im Käfige erbrütet wurden: „Anfang August 1865 wurden zwei Eier in eine seichte Mulde im sandigen Boden des Vogelhauses gelegt, eifrig bebrütet und am 29. August glücklich ausgebracht. Die Jungen waren ziemlich, obschon nicht in demselben Grade bewegliche Geschöpfe wie junge Hühner, Fasanen oder Rebhühner, kräftig und munter, wuchsen auch zu beträchtlicher Größe heran, starben aber, noch bevor sie ihr Wachstum vollendet hatten." Eine diesen Worten beigegebene Abbildung macht uns mit dem ersten Dunenkleide bekannt. Es dürfte an Zierlichkeit kaum seinesgleichen haben. Ein dunkles Sandgelb ist die Grundfärbung der Oberseite, dunkle Mondflecke schattieren, weiße, dunkel gesäumte Streifen teilen sie in mehrere regelmäßig abgegrenzte Felder. Über den Kopf verlaufen ein Mittelstreifen und zwei Brauenstreifen; von dem breiteren Rückenstreifen zweigen sich zwei schmälere ab, wenden sich nach unten, sodann wieder nach vorn und umschließen so die vier Mittelfelder, während die beiden unteren Felder durch sie und die lichte Unterseite begrenzt werden. Auch die Flügel sind durch Bogenstreifen geziert. Inmitten der Felder sieht man noch einzelne kleine, runde, weiße Flecke. Die Unterseite ist einfarbig gelblichweiß.

Auch die Flughühner haben im Menschen den ärgsten Feind; gegen die meisten Raubtiere schützt sie ihr schneller Flug. Mir wurde gesagt, daß ihnen der Edelfalke und nachts der Wüstenfuchs gefährlich werden. Solange sie noch nicht scheu geworden sind, hält es nicht schwer, sie zu erbeuten, da sie den Menschen nahe herankommen lassen. Ich erinnere mich, mit einem einzigen Schusse 14 von ihnen erlegt zu haben. Sie vertragen aber einen sehr starken Schuß, und die nicht an den edelsten Teilen oder an den Flügeln verletzten erheben sich noch regelmäßig, fliegen weit weg und fallen dann erst tot zu Boden. Wo sie mehrfach Verfolgungen erfahren haben, muß man die Tränkstelle aufsuchen, anstehen und sie erwarten.

Noch ergiebiger als die Jagd mit dem Feuergewehre scheint der Fang zu sein. „Die Flughühner", sagt Bolle, „schreiten ihrer kurzen Beinchen halber nie freiwillig über größere Steine hinweg, sondern laufen am liebsten auf ebener Erde fort; macht man deshalb einen Gang zum Wasser, indem man Steine in zwei Reihen aufstellt, gerade breit genug, daß eine Ganga hindurchkommen kann, und legt Schlingen an diesem Laufe entlang, so erhält man viele lebendig."

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm. Gangas, die ich selber pflegte, haben Kälte von 25° ohne Unbequemlichkeit oder Nachteil ertragen. Viel eher schadet ihnen die Nässe. Gegen Regen sind sie sehr empfindlich, und man muß sie deshalb bei regnerischen Tagen im verdeckten Raume halten, weil sie es nicht fertigbringen, ihren Nachtkäfig zu finden und sich dort gegen Nässe zu schützen.

Zu hoher Berühmtheit gelangte neuerdings wieder ein Vertreter der Steppenhühner (Syrrhaptes *Ill.*). In der Gestalt ähneln die beiden bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser Gattung den übrigen Flughühnern sehr, unterscheiden sich aber durch wichtige Merkmale. Im Flügel ist die erste Schwungfeder die längste; ihre Eigentümlichkeit aber beruht darin, daß sie an der Spitze lang ausgezogen und hier sonderbar verschmälert ist, so daß dieser Teil eher einer Borste als einer Feder ähnelt. Die Fußwurzeln sind nicht bloß am Vorderteile befiedert, wie bei den Sandhühnern, sondern ringsum und bis zur Spitze der Zehen mit kurzen, zerschlissenen Federn dicht bedeckt; der Fuß selbst besteht nur aus drei Zehen, da die hintere gänzlich fehlt; die Vorderzehen sind sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden, so daß der Fuß, von unten gesehen, eine einzige Sohle bildet, die mit hornigen Warzen bekleidet ist und ihn so auf das vortrefflichste zum Laufen auf dem Sande oder Schnee und zum Graben daselbst geeignet macht; die Nägel sind breit und kräftig.

Das Faust- oder Steppenhuhn, Büldrück der Kirgisen, Sadscha der Russen, Sadschi der Chinesen, Nukturu, Njüpterjün und Bolduru der Mongolen, Syrrhaptes paradoxus *Pall.*, ist ohne die verlängerten Mittelschwanzfedern 39 cm lang und ohne die verlängerten Schwingenspitzen 60 cm breit; die Flügellänge beträgt 18, die Schwanzlänge 12, einschließlich der verlängerten Mittelfedern ungefähr 20 cm. Das Weibchen ist etwas kürzer und schmäler. Der Oberkopf, ein Streifen, der, vom Auge beginnend, nach den Halsseiten verläuft, diese und die Kropfgegend sind aschgrau, Kehle, Stirn und ein breiter Streifen über dem Auge lehmgelb, Brust und Brustseiten, die durch ein drei- oder vierfaches, aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band gegen den Kropf begrenzt werden, gräulich-isabellfarben; der Vorderbauch ist braunschwarz, der Hinterbauch wie die unteren Schwanzdeckfedern licht aschgrau, der Rücken auf lehmgelbem



Steppenhuhn.

Grunde mit dunkleren Querstreifen gebändert; die Schwungfedern sind aschgrau, die vordersten außen schwarz, die hinteren innen gräulich gesäumt, die Schulterfedern bräunlich, vorn gelblich und an der Spitze weiß gesäumt, die inneren Flügeldeckfedern sandbraun mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert, die die Läufe bekleidenden Federn falb weißlich. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch das Fehlen des Brustbandes, die lichtere, bräunliche Färbung des Unterbauches und das lichtere Gelb des Gesichtes sowie endlich durch das mehr gefleckte als gebänderte Gefieder der Oberseite, dessen Zeichnung auch an den Halsseiten sich fortsetzt. Die zweite Art von Tibet (Syrrhaptes tibetanus *Gould*) ist im ganzen etwas größer.

Pallas beschrieb das Steppenhuhn im Jahre 1770, teilt aber nichts über seine Lebensweise mit und bemerkt nur, daß es in den osttatarischen Steppen gefunden werde; Eversmann bestimmt das Wohngebiet genauer und gibt an, daß es nur die Steppe östlich vom Kaspischen Meere bis nach der Dsungarei bewohne, im Westen selten weiter nach Norden als bis zum 46. Breitengrade, im Osten dagegen viel weiter nördlich vorkomme, nämlich noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am obern Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens. Bogdanow berichtet, daß es am ganzen Ostufer des Kaspischen Meeres auftrete, besonders aber im Ust-jurt heimisch sei. Da ich selbst das merkwürdige Huhn in der Freiheit nur an einem einzigen Tage, und zwar in der südaltaischen Steppe, beobachten konnte, lasse ich zunächst Radde, dessen Schilderungen von Prschewalsky durchaus bestätigt werden, anstatt meiner reden, bemerke jedoch, daß ich seine Darstellung nicht im strengsten Sinne dem Wortlaute nach gebe, vielmehr das in zwei verschiednen Werken von ihm Gesagte in der mir geeignet scheinenden Weise zusammenzustellen versucht und nicht Hierhergehöriges weggelassen habe.

„Zur Zeit wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppen noch liegt, um die Mitte des März, zieht das Steppenhuhn aus Süden zum Tarai-nor und lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart. In gelinden Wintern trifft man es am Nordostrande der hohen Gobi an; es erscheint aber auch nach strengen Wintern schon so zeitig und brütet dann so früh, daß es auch in dieser Hinsicht ‚auffallend‘ ist. Seine Eier findet man bereits in den ersten Tagen des April und zu Ende des Mai zum zweiten Male. Nach vollbrachter zweiter Brut wechselt es wahrscheinlich oft den Aufenthaltsort, und während der Wintermonate schweift es bis zum Südrande der Gobi in die Vorberge der nördlichen Himalaja-Verflachungen. Schon am 10. März 1856, als die Kälte über Nacht noch bis 16° fiel und die Wärme um die Mittagszeit sich auf 2,5° belief, kam die erste kleine Schar Steppenhühner zum Tarai-nor. Sie fliegen in ganz geschlossenen Ketten, ähnlich den Regenpfeiferarten, halten sich im Frühjahre in kleinen Trupps, die aus bereits gepaarten Vögeln (vier bis sechs Paare) bestehen, zusammen, bilden aber im Herbste oft Flüge von mehreren hundert Stück. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, das Veranlassung zu der bei den Mongolen gebräuchlichen Benennung Njüpterjün gegeben hat. Die Paare bleiben auch während des Fluges zusammen.

„Im Frühling erscheinen die Steppenhühner sehr regelmäßig zu ganz bestimmter Zeit am süßen Wasser, um zu trinken. Sie ziehen dann aus allen Richtungen herbei und schreien, sobald sie das Ufer gewahr werden, worauf die bereits anwesenden antworten und jene sich diesen zugesellen. Am Rande des Wassers stehen sie in Reihen, meistens zu 10—12 beieinander. Ihre Ruhe hier währt aber nicht lange; sie ziehen dann wieder fort, um förmlich zu äsen, und zwar zu den weißen Stellen in der Steppe, auf denen Salz

ausgewittert ist, und zu den kleinen Höhen, die mit Gräsern bewachsen sind. Sie verschmähen nicht die jungen, saftreichen Sprosse der Salikornien und weiden diese förmlich ab, also in der Art, wie der Trappe es mit Gräsern tut. Im Frühling fand ich im Schlunde und Magen die Samen der Salsola. Im Sommer sonnen sie sich gern; auch hierbei traf ich gesonderte Paare, aber meistens mehrere von diesen beisammen. Wie die Hühner scharren sie sich dann flache Vertiefungen in die weißgrauen, salzdurchdrungenen, geringen Erhöhungen, die hier und da am Ufer des Tarai-nor weite Strecken bilden und die Salzpflanzen ernähren. Ich habe sie in dieser Ruhe einige Male lange beobachtet. Anfangs laufen sie noch emsig umher, gleichsam suchend; sind sie ganz satt, so beginnt ihre Ruhe, gewöhnlich gegen 11 Uhr, wenn es recht heiß wird. Dann scharren sie Vertiefungen und hocken sich hinein, suchen sich auch ganz wie die Haushühner recht gemächlich in den gelockerten Boden einzuwühlen, wobei sie den Körper seitwärts hin und her bewegen und das sonst so glatt anliegende Gefieder aufblähen. Wachen stellen sie dabei nicht aus. So sitzen sie ganz ruhig, und man kann sie kaum bemerken, da ihr gelbgraues, schwarz gesprenkeltes Gefieder dem Boden recht ähnlich ist. Ein Falke schießt im Pfeilfluge über die ruhenden dahin; sie raffen sich auf und entziehen sich bald unseren und des gierigen Räubers Blicken. Ihr Notruf weckt die nächsten Genossen; auch diese erheben sich und eilen davon, durch ihr Geschrei ganze Banden zur Flucht aufmunternd; denn alle, die den Angstruf vernehmen, folgen, auch wenn sie nicht derselben Bande angehören, dem Beispiele der aufgescheuchten. So erfüllt sich die Luft in kurzer Zeit mit unzähligen kleinen Scharen dieser eigentümlichen Vögel. Ihr Lärmen läßt sich von allen Seiten her vernehmen, und im Nu schießen die Vögel an uns vorüber, ehe wir zum Schusse kommen. Aber ebenso rasch, wie diese Ruhe gestört wurde, stellt sie sich wieder ein. Die Steppenhühner lassen sich nieder, laufen anfangs furchtsam über die weiße Salzstelle, bis sie sich abermals auf flache Erhöhungen legen und sich wie vorher verhalten. Ihr Flug ist schneidender und rascher als der der Tauben. Daß sie aber zugleich ausdauernde Laufvögel sind, bezweifle ich; denn ihre Bewegungen zu Fuß sind zwar rasch, aber nicht anhaltend." Das Steppenhuhn ist ein wahrer Sohlengänger. Es erhebt den Unterteil seines Leibes kaum 1 cm über den Boden, während das Flughuhn doch mindestens um das Dreifache höher steht, nur weil es seine Ständer sehr gerade hält.

Über den Flug der Steppenhühner bemerkt Gätke, der sie auf Helgoland zweimal, 1863 und 1888, beobachten konnte: „Die Geschwindigkeit des Fluges dieser Vögel ist eine ganz erstaunliche; wie hoch auch der Edelfalke in der Achtung der Helgoländer Jäger stehen möge, sie sind ohne Ausnahme der Überzeugung, daß er nicht imstande sein würde, ein Steppenhuhn zu überholen. Von reißendster Schnelle ist der Flug, wenn eine große Schar der Vögel die weite Meeresfläche fern vom Lande überfliegt; kaum in die Nähe des Bootes gelangt, verschwinden sie auch schon wieder am fernen Horizonte. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß Fälle vorgekommen sind, in denen sie die Nordsee zwischen Jütland und England zu wiederholten Malen an einem Tage überflogen haben."

„Das Nest", berichtet Radde weiter, „ist sehr kunstlos und den Flughuhnnestern wohl ganz ähnlich. Es brüten mehrere Paare gemeinschaftlich, doch nie viele. In den salzdurchdrungenen Gründen am Tarai-nor, meistens auf dessen jetzt seit Jahren trockengelegtem Boden selbst, wird es durch eine flach ausgeworfene Vertiefung von etwa 12 cm Durchmesser gebildet, deren Rand mit einigen Salsola-Sprossen und Gräsern umlegt wird, welch letztere jedoch auch bisweilen fehlen. Die Anzahl der Eier beträgt immer nur 3—4. Ihr Maß ist durchschnittlich 42×29 mm" (Eiertafel II, 10). Sie sind, gleich denen der Tauben,

elliptisch, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Die Grundfarbe ist ein grünliches Graugelb; die Zeichnung besteht aus licht graubraunen Unter- und dunkel graubraunen Oberflecken, die sich im ganzen gleichmäßig über die Oberfläche des Eies verbreiten, bei einzelnen jedoch um das eine Ende kranzartig stellen; zwischen den Flecken zeigen sich Kritzeln, Schmitzen und Punkte.

In ihrer Heimat brüten die Steppenhühner jährlich zweimal und zwar Anfang April und Ende Mai.

Unsere Kunde vom Leben des Steppenhuhns wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Raddeschen Werkes infolge eigentümlicher Umstände wesentlich bereichert. Bereits im Jahre 1860 war es durch Schlegel und Moore wissenschaftlich festgestellt worden, daß einzelne Steppenhühner sich in Mitteleuropa gezeigt hatten. Es waren solche auf den Dünen Hollands und in Großbritannien erlegt worden; ja man hatte, falls Collett recht unterrichtet ist, in Mitte August 1861 einen aus 14 oder 15 Stück bestehenden Flug bei Mandal in Norwegen beobachtet und ebenfalls mehrere geschossen. Diese vereinzelten Zuzügler, von denen übrigens die ersten schon in den Jahren 1858 und 1859 gesehen worden waren, hatte man als Irrgäste betrachtet und ihren wiederholten Besuchen keine größere Bedeutung beigelegt. Nicht einzelne versprengte Exemplare, sondern ein ganzes Heer unserer Vögel ließ sich, wie Swinhoe berichtet, im Herbste des Jahres 1861 in Nordchina auf der Ebene zwischen Peking und Tientsin nieder. Die Chinesen verfolgten die Fremdlinge, die ihnen unter dem Namen „Sadschi" oder Sandhühner wohl bekannt waren, auf das eifrigste und erzählten Swinhoe, daß sie häufig in Netzen gefangen und mit dem Luntengewehr erlegt würden. Nach einem reichlichen Schneefalle gestaltete sich der Fang so ergiebig, daß der Markt von Tientsin buchstäblich überfüllt war. Die Eingeborenen wußten übrigens, daß die Heimat der Steppenhühner die große Ebene der Tatarei hinter der berühmten Mauer ist.

Ich will es dahingestellt sein lassen, ob außer den wenigen Steppenhühnern, die bis zum Jahre 1863 in Europa beobachtet wurden, noch andere hier erschienen waren, halte dies jedoch für keineswegs unwahrscheinlich. In dem genannten Jahre erschien ein sehr bedeutender Schwarm in Europa und verbreitete sich über die meisten nördlichen Länder unsers Erdteiles. Auf welchem Wege diese Einwanderung erfolgt ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, und wenn im Südosten Europas ebenso auf die Fremdlinge geachtet worden wäre wie in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und in Großbritannien, würden wir wahrscheinlich den Weg auf das genaueste bestimmen können. Man hat den Zug der Steppenhühner beobachtet von Brody in Galizien bis Naran an der Westküste von Irland und von Biscarolle in Südfrankreich bis Thorshavn auf den Färöer; man hat erfahren, daß die Einwanderer in Sokolnitz (Mähren) am 6. Mai, in Tuchel (Westpreußen) am 14., in Polkwitz (Schlesien) am 17., in Wöhlau (Anhalt) am 20., auf Laaland an dem gleichen Tage, auf Helgoland und an den englischen Küsten (Northumberland) am 21., auf Borkum, in Staffordshire und an der Küste von Lancashire am 22., auf den Färöer in den letzten Tagen des Mai angekommen oder wenigstens wahrgenommen worden waren.

Altum wurde das Glück zuteil, die Fremdlinge während ihres Sommerlebens in Deutschland wiederholt zu beobachten und durch sachverständige Nachfrage noch mehr in Erfahrung zu bringen. Die Steppenhühner zeigten sich auf Borkum, dem Beobachtungsfelde des Genannten, am 21. Mai, und zwar in kleineren Abteilungen von 2—12 Stück. Vom 23. Juni bis zum 1. Juli wurden sie nicht gesehen, dann jedoch wieder in großen Schwärmen.

Altum und v. Droste sahen am 8. August vier von ihnen in reißender Geschwindigkeit mit leichten, raschen Flügelschlägen ihres Weges dahinziehen und hörten während des Fluges beständig wie „quick, quick, quick" klingende, der Stimme kleiner Regenpfeifer entfernt ähnliche Locktöne ausstoßen. Sie fielen auf einem offenen Watt ein und gesellten sich zu einem zahlreichen Schwarme andrer ihrer Art, die regungslos nebeneinander saßen und für Goldregenpfeifer hätten angesprochen werden können, wäre nicht die Haltung eine zu wagerechte gewesen. Näher als auf 200 Schritt ließ der Schwarm v. Droste nicht herankommen, obgleich dieser die gewöhnlichen Kunstgriffe beim Hinangehen an scheue Vögel nicht unterließ. Plötzlich erhoben sich die Vögel unter vernehmbarem Brausen und Ausstoßen ihrer Stimmlaute, die, einzeln gehört, wie „köckerick" zu klingen schienen, aber bei dieser Masse zu einem Gewirre zusammenschmolzen. Niedrig, einem Schwarm vom Felde heimkehrender Tauben ähnlich, strichen sie über die weite Sandfläche fort, bildeten einen breiten Zug, flogen mit reißender Schnelligkeit und beschrieben dabei sanfte, durch Aufsteigen und Senken gebildete Bogen.

Nachdem die Steppenhühner 5 Monate lang auf Borkum wie in ihrer Heimat gelebt hatten, verschwanden sie nach und nach gänzlich von der Insel. Am 1. Oktober wurden mit dem Fernrohr noch 54 Stück von ihnen gezählt, am 10. waren noch 8, am 12. noch 5, am 13. noch 2 beobachtet worden: sie waren die letzten. Vom 1. bis 15. Oktober hatte sich also der Flug allmählich entfernt. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden sie wiederum hier und da im Innern Deutschlands beobachtet: so, laut Altum, im Oldenburgischen und nach meinen eignen Beobachtungen in der Nähe von Hamburg. Sie waren darauf aber keineswegs vollständig verschwunden, wie Altum behauptete, sondern wurden noch im folgenden Jahre in Deutschland bemerkt: so im Juni 1864 in der Gegend von Plauen, und viel später noch, zu Ende Oktober desselben Jahres, bei Wreschen in Posen; sie haben sich ebenso in der Nähe Hamburgs ungefähr um die nämliche Zeit noch gezeigt, höchstwahrscheinlich also auch gebrütet, wie im Jahre 1863 in Jütland und auf mehreren dänischen Inseln. Über diese Vögel hat Reinhard berichtet. Die ersten Eier wurden kurz nach Ankunft der Vögel gefunden und genanntem Forscher am 6. Juni übersendet. Das Nest hatte 3 Eier enthalten. Nach Mitteilung eines Berichterstatters hatte der betreffende Jäger zwei Nester und sein Nachbar ein drittes gefunden; auf diesen Nestern waren dann die brütenden Vögel, erst die Hennen, dann die Hähne, gefangen worden. Zwei nahe beieinander stehende Nester hatten 3 und 2 Eier enthalten. Das erste Nest bestand aus einer kleinen, mit etwas trocknem Sandrohre ausgekleideten Vertiefung im Sande; das zweite war im Heidekraut angelegt und mit etwas verdorrtem Grase ausgefüttert. Im Verlaufe des Juni fand man noch mehrere Nester auf den Dünen; sie waren alle in gleicher Weise gebaut. Der obengenannte Jäger entdeckte noch Ende Juli ein Nest mit 3 Eiern, setzte Schlingen, kehrte nach einigen Stunden zurück und fand die Henne gefangen; der Hahn wurde in derselben Weise erbeutet. Diese Beobachtungen beweisen, daß das Steppenhuhn in Monogamie lebt, und daß der Hahn sich am Brüten beteiligt.

Man zog mit Gewehr und Netz, Schlingen und vergifteten Weizenkörnern gegen die harmlosen Fremdlinge zu Felde und verfolgte sie auf das rücksichtsloseste, solange man sie verfolgen konnte. Viele fanden auch durch eignes Verschulden ihren Tod; so wurden mehrere eingeliefert, die gegen Telegraphendrähte geflogen waren und sich dabei lebensgefährlich verletzt hatten. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß binnen zwei Jahren alle vertilgt wurden.

Seit jener großartigen Einwanderung vom Jahre 1863 haben die Steppenhühner ihr Verbreitungsgebiet überhaupt weiter nach Westen ausgedehnt und sich im Südosten Europas seßhaft gemacht. Der russische Forscher Karelin beobachtete, daß unser Vogel den Ural überschritt; Henke, ein verläßlicher Sammler, will gefunden haben, daß er inzwischen weiter nach Westen hin vorgerückt sei und nicht allein an der untern Wolga, sondern bereits am Don in der Steppe sowohl als auch in unmittelbarer Nähe der Getreidefelder kleinrussischer Niederlassungen sich festgesetzt habe, so daß er gegenwärtig als europäischer, und zwar keineswegs seltener Brutvogel bezeichnet werden muß.

Genau 25 Jahre nach jener ersten größeren Wanderung unserer Vögel nach dem westlichen Europa fand eine zweite, viel bedeutendere statt. Bereits im Jahre 1879 waren, wie V. v. Tschusi zu Schmidhoffen anführt, bei Hohenbrugg in Steiermark drei Steppenhühner erschienen, wovon eins geschossen wurde; im Sommer und im Dezember 1883 wurde, laut J. Rohweder, je ein Steppenhuhn in Schlesien bei Brieg und bei Breslau erlegt, und im Oktober und November 1887 wurden mehrere Flüge zu je 10—15 Stück bei Grodzisko-Debno in Galizien bemerkt und gejagt. Nach demselben Gewährsmann zeigten sich die ersten Vorboten der großen Einwanderung im Jahre 1888 schon Mitte März in der Bukowina und am 18. März bereits in Ungarn. Anfang April begannen in der Bukowina Flüge von 7—80 Stück zu erscheinen, und am 4. April wurde sogar in Böhmen, bei Königsaal, ein Flug von etwa 100 Stück gesehen; in der zweiten Hälfte des April erreichte dann der Zug durch die angeführten und die angrenzenden Gebiete seinen Höhepunkt und nach Mitte Mai sein Ende. Am 28. April 1888 wurden nach Rey zwei Exemplare bei Leipzig erbeutet.

Im Juli 1898 zeigten sich kleine Flüge bei Bruck an der Leitha in Niederösterreich und nicht weit davon bei Rohrau ein einzelnes. Mit diesem Einfall dürften die von Cordeaux im folgenden Jahre in England beobachteten Steppenhühner im Zusammenhange gestanden haben. Von Ende Januar bis gegen Ende März 1899 hielt sich ein Flug von etwa 30 Stück in dem weit ausgedehnten, einsamen und menschenarmen Flachlande des nördlichen Lincolnshire ebenda auf, wo schon 1888 ein Schwarm bemerkt worden war. Im März wurde ein weiterer Flug bei Flamborough Head in der Grafschaft York beobachtet. Es ist merkwürdig, daß, soviel wir wissen, in der Zeit vom Juli 1898 bis Januar 1899 und in allen zwischen der Leitha und der Ostküste Mittelenglands gelegnen Landgebieten kein einziges Sandhuhn verspürt wurde. Vorhanden gewesen sind sie sicherlich!

Von dem Zuge des Steppenhuhns nach dem Westen im Jahre 1908 berichtet ebenfalls V. v. Tschusi zu Schmidhoffen. Nach diesem Gewährsmann erfolgte, wie bei den großen Zügen der sechziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, auch 1908 eine Teilung: der nördliche Ast erstreckte sich, wie bisher stets, bis ans Meer, bzw. die Britischen Inseln, der südliche reichte, soweit bekannt geworden ist, in seinen letzten Ausläufern westlich nur bis Süditalien. Die letzte und größte Massenentfaltung nach dem Verlassen des russischen Bodens fand an den beiden Einbruchstellen nach dem Westen statt, in Galizien und Rumänien. Für diesen Zug fallen die ersten Daten für Rußland und Rumänien in die zweite Hälfte des April. Die letzte Beobachtung aus dem Westen wurde im Dezember aus England gemeldet. (Globus.)

Alle Anstrengungen, die Fremdlinge bei uns heimisch zu machen, haben sich, wie zu erwarten war und verschiedene Fachleute voraussagten, als erfolglos erwiesen. Die Einwanderer verschwanden aus den meisten Gebieten fast ebenso rasch, wie sie gekommen waren. In manchen Gegenden haben sich kleine Flüge und einzelne Nachzügler länger

aufgehalten, manchmal auch gebrütet, aber diese spärlichen Reste wurden immer seltener, und zu Ende des Jahres 1888 waren fast alle Spuren der Einwanderer verloren. Im Jahre 1889 sind nur hier und da gelegentlich noch einmal einige Stück gesehen worden. Diese Vogelvölkerwanderung scheint demnach, laut J. Rohweder, folgendermaßen verlaufen zu sein: „Tausende von Steppenhühnern brechen in mehr oder weniger geschlossenen Gemeinschaften aus ihrer Heimat auf nach Westen; kleinere Trupps zweigen sich von der Hauptreiserichtung ab, rechts bis nach Norwegen und links bis nach Mittelitalien; die Hauptmasse, immerhin durch Unfälle mancherlei Art vermindert, dringt bis an die Küste der Nordsee vor, wo ein kleiner Teil für kurze oder längere Zeit Rast hält; beim Übersetzen auf die weiter westwärts liegenden Inseln geht der größere Teil verloren, und der Rest, unaufhaltsam weiterziehend, findet sein Grab im Ozean."

Gefangene Steppenhühner haben verschiedenen Vogelkundigen Gelegenheit gegeben, Betragen und Wesen der Fausthühner eingehend zu beobachten. Unter den hierauf bezüglichen Mitteilungen gebe ich die von Holtz herrührenden wieder. Holtz erzählt, daß einem verwundeten Fausthuhn der kranke Teil des Flügels abgenommen, die Wunde gebrannt und hierauf dem Gefangenen eine Wohnstube zum Aufenthalte angewiesen wurde. Am dritten Tage nach der Gefangenschaft nahm er Weizenkörner zu sich, begann ohne Furcht im Zimmer umherzutrippeln, hockte sich an bestimmten Stellen nieder und wurde nunmehr bald heimisch und zutraulich.

Ich selbst habe im ganzen sieben Stück Steppenhühner, die einen kürzere, die anderen längere Zeit, gepflegt und die Freude gehabt, sie zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Sie haben sich bei einfacher Nahrung im Sommer wie im Winter recht wohl befunden, jahraus jahrein, im gleichen Fluggebauer ausgehalten, auch nur selten von der ihnen zustehenden Freiheit, sich in den bedeckten und teilweise durch Glas geschützten Hinterraum dieses Käfigs zu verfügen, Gebrauch gemacht. Bei Regenwetter zogen sie sich gern an eine geschützte Stelle zurück; hatte es aber längere Zeit nicht geregnet, so verweilten sie etwa eine halbe Stunde lang im unbedeckten Teile des Käfigs und ließen sich ihr Gefieder einnässen; dann erst trippelten sie ins Innere. Kälte behelligte sie nicht; sie haben den strengen Winter von 1863 zu 1864 ohne bemerkbare Beschwerde überstanden und sich auch in ziemlich tiefem Schnee noch mit großer Geschicklichkeit bewegt. Wenn es nicht gerade schneite, blieben sie immer draußen, drängten sich dann aber dicht zusammen; denn während sie im Sommer zwar truppweise, aber doch nicht unmittelbar nebeneinander zu schlafen pflegten, legten sie sich im Schnee so nebeneinander, daß alle fünf gleichsam nur eine Masse bildeten. Dabei lagen sie nicht in gleicher Richtung, sondern zwei oder drei mit den Köpfen nach dieser, die übrigen nach der andern Seite, so daß in der Tat kaum ein Zwischenraum blieb. Aus dieser Lage ließen sie sich nicht einmal durch Schneefall vertreiben, sondern lieber teilweise einschneien, manchmal bis auf die Köpfe.

Anfang Juni 1864 zeigten sich die sonst so friedlichen Hähne unruhig und begannen schließlich miteinander zu kämpfen. Sie nahmen dabei eine Stellung an, die von der ihrer Verwandten, der Flughühner, sehr verschieden war; denn sie erhoben sich mit dem Vorderteile ihres Leibes, sträubten alle Federn des Halses, der Brust und des Oberrückens, lüfteten die Flügel etwas, fuhren nun ziemlich heftig aufeinander los, wohlgezielte, aber, wie es schien, wenig schmerzende Schnabelhiebe austeilend. Der eine Hahn wurde regelmäßig in die Flucht geschlagen, und der andere begab sich dann siegesstolz zu einem der Weibchen, hinter und neben dem er eine Zeitlang umhertrippelte. Am 6. Juni wurde ein unzweifelhaft

von diesem Weibchen herrührendes Ei gefunden. Im Jahre 1865 zeigten sich die Steppenhühner schon im Mai paarungslustig, und dieselbe Henne, die im vorigen Jahre Hoffnungen wachgerufen hatte, legte diesmal am 14., 19. und 21. Mai ihre drei Eier. Ein Nest wurde nicht gebaut, nicht einmal eine Vertiefung gescharrt, und jedes Ei an einer andern Stelle abgelegt, obgleich ich angeordnet hatte, daß das erste unberührt blieb und das zweite zu diesem gebracht wurde. Weiter kümmert sich keins der Tiere um die Eier, ebensowenig um das zweite Gelege von drei Eiern, das dieselbe Henne gebracht hatte. Ein Brütversuch mit einer Haushenne konnte nicht gemacht werden.

Vierte Unterordnung: **Taubenvögel (Columbae).**

Die Unterordnung der Tauben ist eine wohl in sich abgeschlossene. Die zu ihr gehörigen Vögel sind mittelgroß, kleinköpfig, kurzhalsig, mit großen und meist harten Federn bekleidet. Der Schnabel ist stets kurz, bei der Mehrzahl auch schwach, höher als breit, am Rande eingezogen, zuweilen selbst klaffend, an seiner Wurzel weich, nur an der Spitze hornig, hier etwas nach oben gewölbt und zu einem sanften Haken gebogen, bei einzelnen kräftiger, dicker, härter, ausnahmsweise auch sehr gewölbt und sein Unterteil nahe der Spitze sogar gezahnt; die Nasenlöcher liegen ziemlich weit nach vorn, sind gewöhnlich schlitzförmig und werden oft von einer bauchigen, knorpeligen, mit der Wachshaut überkleideten Schuppe bedeckt. Der kurze Fuß ist vierzehig, sein Lauf selten höher als die Mittelzehe lang, die Zehen, von denen drei nach vorn gerichtet sind, während die hintere ebenso tief angesetzt ist wie jene, stehen jede für sich oder sind höchstens durch eine sehr kurze Spannhaut teilweise verbunden, die Krallen sind kurz, aber stark, meist auch wenig gebogen; die Bekleidung des Laufes wird vorn durch kurze Querschilde, hinten durch netzartige Schuppen gebildet. Der Flügel besteht aus harten Schwungfedern, von welchen elf am Handteile, 11—15 am Unterarme sitzen, und unter denen die zweite die anderen überragt. Der Schwanz wird in der Regel aus zwölf, ausnahmsweise aus 14—16 Federn zusammengesetzt, ist meist kurz und schwach gerundet, zuweilen aber auch lang und dann gewöhnlich seitlich verkürzt. Das derbe und feste Gefieder liegt ziemlich glatt an; die einzelnen Federn sind verhältnismäßig groß, breit abgerundet und unten dunig. Sanfte Farben sind vorherrschend, lebhafte, hell schimmernde aber keineswegs ausgeschlossen; namentlich der Hals und die Flügeldecken schillern oft in den prachtvollsten Metallfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich bei den meisten Arten wenig voneinander. Bezüglich der Größe läßt sich sagen, daß die größte der bisher bekannten lebenden Taubenarten einer kleinen Truthenne, die kleinste einer Lerche etwa gleichkommt.

Der innere Bau der Tauben zeigt in vielen Punkten Übereinstimmung mit dem der Flughühner, die ihre nächsten Verwandten sind, in zweiter Linie mit dem der Schlammläufer. Ganz eigenartig sind sie darin, daß bei ihnen die vom Brustbein zur Luftröhre ziehenden kleinen Muskelchen nicht links und rechts symmetrisch, sondern beide an der rechten Seite der Trachea angeheftet sind. Die Blinddärme sind rückgebildet. Am bemerkenswertesten ist der Kropf, der eine Beschaffenheit aufweist und außerdem eine physiologische Bedeutung hat, wie beide in der ganzen Reihe der Vögel nicht weiter vorkommen. Der Kropf der Tauben wurde früher für ganz besonders drüsenreich gehalten, und man glaubte, diese Drüsen schieden während der Brütezeit eine der Milch der Säugetiere ähnliche, Käsestoff und Milchzucker enthaltende Masse ab, mit der die Jungen gefüttert würden. Richtig davon

ist, daß ein besonderer Stoff im Kropf gebildet wird, der zur Ernährung der Nachkommen dient, aber er wird weder in Drüsen gebildet, noch hat er eine der Säugetiermilch ähnliche Beschaffenheit. Drüsen finden sich überhaupt im Taubenkropf nur sehr wenige, jedenfalls nicht mehr und nicht anders beschaffene und nichts anders leistende als z. B. bei den Krähen. Ihr Sekret ist schleimhaltig, erweicht die genossene Nahrung oberflächlich und macht die Speiseröhre schlüpfrig, steht aber zu der Brutpflege nicht in der geringsten Beziehung.

Die Tauben gehen gut und ausdauernd, wenn auch nicht gerade schnell, nicken aber bei jedem Schritt mit dem Kopfe. Einzelne Arten laufen hühnerartig und sehr rasch über den Boden dahin, andere zeigen sich auf ihm ungeschickt, um so gewandter dagegen im Gezweige der Bäume. Meist sind die besten Läufer unter ihnen die schlechtesten Flieger; die große Mehrzahl aber hat einen sehr schnellen und kraftvollen, rascher Wendungen fähigen, gewandten Flug, der mit laut pfeifendem Geräusche verbunden zu sein pflegt. Daß die Tauben aus freien Stücken zuweilen schwimmen, habe ich in Ägypten beobachtet; daß sie im Falle der höchsten Not sogar tauchen, haben Naumann und E. v. Homeyer erfahren. Die Stimme der verschiedenen Arten hat im allgemeinen viel Übereinstimmendes, ändert aber im einzelnen doch mannigfach ab. Die meisten Tauben „rucksen", d. h. stoßen abgebrochne, hohlklingende, tiefe Laute aus, in denen die Silbe „ruck" oder „rucks" vorherrschend ist; andere lassen sanft zitternde Töne vernehmen, sie „girren"; einzelne Arten heulen, andere lachen; einige geben höchst klangvolle, wohlgerundete, volltönige Laute zum besten, andere knurren abscheulich. Unter den Sinnen steht das Gesicht obenan, wie dies schon das verhältnismäßig große und oft sehr schön gefärbte Auge vermuten läßt; kaum minder ausgezeichnet ist das Gehör, über dessen Schärfe man leicht ein bestimmtes Urteil gewinnen kann. Verhältnismäßig gut entwickelt dürften auch Geschmack, Geruch und Gefühl sein.

Das Wesen der Tauben hat so viel Bestechendes, daß sie schon seit altersgrauer Zeit als Sinnbilder der Sanftmut und Unschuld betrachtet und sogar der Ehre gewürdigt worden sind, übersinnlichen Begriffen Gestalt zu verleihen. Dem unbefangenen Auge erscheint ihr Wesen in minder günstigem Lichte. Ihre Anmut wird gewiß niemand in Abrede stellen wollen, und auch an ihrer Zärtlichkeit gegen den Gatten kann sich ein gleichgestimmtes Gemüt erfreuen: die gerühmte eheliche Treue der Tauben ist jedoch keineswegs über jeden Zweifel erhaben, und von einer hingebenden Anhänglichkeit an die Kinder ist wenigstens bei vielen nichts zu bemerken. Manche, jedoch keineswegs alle Tauben lieben die Geselligkeit und halten sich paarweise zusammen; ob aber ein Paar wirklich zeitlebens verbunden bleibt, wie man gewöhnlich annimmt, ist sehr fraglich. Der Fortpflanzungstrieb ist zwar bei ihnen nicht so ausgeprägt wie bei den Hühnern, immerhin aber so heftig, daß die Tauben im Altertum der Aphrodite geweiht waren; und wenn wir das Gebaren der verliebten Tauben im günstigsten Sinne auffassen, so vergessen wir andere, in ihrer Zärtlichkeit noch viel anmutiger erscheinende Vögel. Wahrhaft abscheulich ist die Treulosigkeit vieler Tauben gegen ihre Brut: sie verlassen nicht bloß ihre Eier, sondern sogar die bereits ausgeschlüpften Jungen, wenn sie gestört und infolgedessen mißtrauisch wurden. Auch Neid und Mißgunst kann man ihnen nicht absprechen; ihre Habgier überwiegt jede Rücksicht auf ihre Genossen: sie decken gefundenes Futter mit den Flügeln zu, während die Hühner, wenn sie reichliche Nahrung entdecken, Genossen herbeirufen.

Ihre Nahrung entnehmen die Tauben fast ausschließlich dem Pflanzenreiche. Im Kropfe einzelner Arten hat man kleine Gehäusschnecken, Würmer und Raupen gefunden; auch weiß man, daß sie ihre eignen Läuse fressen, doch ist der Teil des Futters, den das

Tierreich ihnen liefert, stets sehr gering. Sämereien und Wurzelknollen der verschiedensten Art bilden das Futter der Mehrheit; die Angehörigen gewisser Familien oder Unterfamilien nähren sich von Beeren und Waldfrüchten. Viele Arten lieben salzhaltige Erde und erscheinen daher regelmäßig an Stellen, die solche enthalten, nach Snells Beobachtungen hauptsächlich während der Zeit, in der sie Junge haben. Die harte Körner genießenden Arten nehmen zur Beförderung der Verdauung kleine Quarzstückchen und andere harte Körper mit auf. Sie brauchen viel Wasser, weil dieses nicht bloß zum Löschen des Durstes, sondern auch zum Aufquellen der harten Körner dienen muß.

Soviel bis jetzt bekannt ist, brüten alle Tauben mehr als einmal im Jahre. Das Nest wird verschieden angelegt: im Gezweige der Bäume und Gebüsche, hoch und niedrig über dem Boden, in Felshöhlen und Baumlöchern, auf dicken Ästen oder Stammstrünken, selten auf dem flachen Boden. Es ist ein erbärmlicher Bau aus wenigen dürren Reisern, die locker und liederlich übereinander geschichtet werden und oft so lose aufliegen, daß man nicht begreift, wie das Nest Wind und Wetter widerstehen kann. Das Gelege bilden normalerweise, mit Ausnahme der Angehörigen der Familie der Dronten, der Frucht- und der Wandertauben, die bloß bei jeder Brut ein einziges Ei legen, 2 weiße, elliptische Eier. Nur einige Arten legen noch gelblichweiße, die Erdtauben (Geotrygon) und manche Melopila- und Peristera-Arten cremegelbe, die meisten Arten der Gattung Leptoptila rötlichweiße Eier. Am Brutgeschäft beteiligen sich beide Eltern, der Tauber aber keineswegs ohne Murren, weil ihm das Stillsitzen höchst unangenehm und verhaßt zu sein scheint. Die Taube brütet während des ganzen Tages, mit Ausnahme der Mittagsstunden, der Tauber während dieser. Nach einer Bebrütung von 14—20 Tagen entschlüpfen die Jungen: kleine, hilflose, blinde, mit haarigem Flaum sparsam bekleidete Geschöpfe, die im Neste bleiben, bis sie völlig flügge geworden sind. Sie werden anfangs mit dem Stoffe, den die Wandungen des Kropfes absondern, später mit aufgequellten, schließlich mit harten Sämereien gefüttert oder, richtiger, gestopft. Ihre Weiterentwickelung nach dem Ausfliegen beansprucht wenig Zeit; denn die meisten Arten sind bereits nach vollendetem ersten Lebensjahre fortpflanzungsfähig.

Die Tauben, von denen man etwa 550 Arten beschrieben hat, sind Weltbürger im weitesten Sinne des Wortes. Sie leben in allen Erdteilen und allen Gürteln, in der Höhe wie in der Tiefe, immer aber vorzugsweise im Walde, denn über die Baumgrenze dürften normalerweise keine weder in wage- noch senkrechter Richtung vorkommen. Die wenigen, die sich überhaupt auf pflanzenlosen Felsen ansiedeln, gehören zu den Ausnahmen.

Alle im Norden lebenden Arten sind Wandervögel, die im Süden wohnenden Strich- oder Standvögel. Diese leben höchstens in kleinen Gesellschaften, gewöhnlich aber paarweise; die übrigen vereinigen sich nur während der Wanderzeit zu starken Flügen, andere bilden jahraus jahrein zahlreiche Verbände, und gewisse Arten scharen sich zu Massen, die glaubhafter Schätzung nach alle unter Vögeln sonst üblichen Vereinigungen weit überbieten. Die Reisen werden selten weit ausgedehnt; unsere europäischen Arten z. B. ziehen höchstens bis Nordafrika hinüber, bleiben aber meistens schon in Südeuropa.

Die in Deutschland lebenden Tauben sind als nützliche Vögel zu bezeichnen. Snell hat sich durch sorgfältige und mühevolle Beobachtungen, hauptsächlich allerdings nur bei Haustauben, überzeugt, daß sie zwar auch Getreidekörner auflesen, im allgemeinen aber sich hauptsächlich von dem Samen verschiedener, der Landwirtschaft verderblicher Unkräuter ernähren und dadurch wesentlichen Nutzen bringen. Wir teilen die Unterordnung in zwei Familien, in die der echten Tauben und in die der ausgestorbenen Dronten.

Die Angehörigen der ersten Familie, die **echten Tauben (Columbidae)**, haben stets wohlentwickelte Gabelknochen und Flügel, einen gut ausgebildeten Schwanz und sind immer flugfähig, meist sogar ganz hervorragende Flieger. Die Nasenlöcher sind spaltförmig und liegen parallel zum Rande des Oberkiefers. Der Oberschnabel ist in der Regel nicht hakig. Wir unterscheiden mit Gadow die Unterfamilien der Inseltauben, Baumtauben, Mähnentauben, Krontauben und Zahntauben mit etwa 480 lebenden Arten.

*

In Ermangelung eines besondern deutschen Namens wollen wir die Unterfamilie der Treroninae Inseltauben nennen, und zwar deshalb, weil vier Fünftel von ihnen ausschließlich auf Inseln vorkommen und von diesen wieder zwei Drittel auf kleineren und sehr kleinen Inseln. In der Größe sind die einzelnen Arten sehr verschieden, und ihre Länge schwankt zwischen 13 cm (Ionotreron nana *Temm.*) und 56 cm (Hemiphaga novae-zealandiae *Gmel.*). Der Schnabel ist weichhäutig, stark geschwollen und weit gespalten; die Läufe sind kurz, dick und tief herab befiedert, die Zehen fleischig und mit starken krummen Krallen versehen. Das Gefieder ist weich und glanzlos, oft aber wunderschön gefärbt.

Die Fruchttauben (Carpophaga *Selby*) sind im allgemeinen verhältnismäßig große Tiere, kaum eine Art ist kleiner als unsere Feldflüchter. Ihr Schnabel ist ziemlich lang, dünn, am Grunde stark erweiterungsfähig und mit sehr kurzer Spitzenkuppe. Eine ganze Reihe von Arten hat oben auf dem Grunde des Oberschnabels eine fleischige Warze. Die Füße sind nur wenig befiedert, haben breite Sohlen und kräftige Krallen. Auch die Flügel sind kräftig und breit, und der Schwanz enthält 12—14 Steuerfedern. Das Gelege besteht aus nur einem Ei. Die Gattung enthält 24 Arten, die von Vorderindien und Ceylon im Westen bis zu der Marquesasgruppe im Osten verbreitet sind.

Die Fruchttauben kommen fast nie auf den Boden herab, sondern sie bleiben auf den Bäumen, von deren Früchten sie sich ernähren. Sie verschlucken die Früchte immer ganz, selbst wenn diese so groß wie frische Walnüsse oder gar fast wie Hühnereier sind. Heinroth meint, daß die Fruchttauben ihre Nahrung pflücken. Setzte er eine Carpophaga vanwycki *Cass.* neben sich und hielt ihr etwas Freßbares vor, so faßte sie von der Seite her das vorderste Glied eines seiner die Frucht haltenden Finger und versuchte, dieses abzubrechen, nahm aber nie unmittelbar den dargebotenen Bissen. Die Erweiterungsfähigkeit des Schlundes kommt bei solchen Fütterungen erst richtig zur Geltung: eine halbe Banane z. B. wird ohne Umstände angenommen und mühelos verschluckt, wobei besonders die Äste des Unterkiefers weit, wie bei einer schlingenden Schlange, auseinandertreten.

Es mag genügen, wenn wir von den Fruchttauben als Beispiel hier eine der am weitesten verbreiteten, häufigsten und am längsten bekannten Arten der Fruchttauben kurz schildern, die Erzfruchttaube, Carpophaga aenea *Linn.* Bei ihr sind Kopf, Nacken, Brust und Bauch grau und weinrot (auf der Brust kaum merklich) überhaucht; der Stirnsaum und das Kinn sind weißlich; die unteren Schwanzdeckfedern dunkel kastanienbraun, Rücken, Bürzel, obere Schwanzdeckfedern und Flügel bronzegrün, die Steuerfedern oben metallisch blaugrün, unten dunkelbraun, fast schwarz; die Iris ist rot, der Schnabel grau; die Umgebung der Nasenlöcher mattrot; die Ränder der Augenlider und Füße sind purpurrot. Die Gesamtlänge beträgt etwa 43, die Flügellänge 23, die Schwanzlänge 16,5 und die Laufhöhe 3 cm.

Diese Taubenart bewohnt ganz Indien vom westlichen Vorderindien und Ceylon bis Kochinchina und Hainan, die Adamanen und die Sunda-Inseln mit Lombok und Flores, die Philippinen und die Sulu-Inseln.

Die niedlichsten Täubchen gehören zur Gattung der Flaumfußtauben (Ptilopus *Swain.*) und ihren nächsten Verwandten. Im ganzen sind es kleine Formen, deren Gesamtlänge im Durchschnitt etwa 22 cm beträgt. Der Schnabel ist schlank, ziemlich dünn und kurz, am Grunde nicht besonders erweiterungsfähig. Die Läufe sind sehr kurz und stark befiedert, die Zehen verlängert. Bei vielen Arten ist die erste Schwungfeder nahe an der Spitze plötzlich pfriemenförmig verschmälert. Die Zahl der Steuerfedern beträgt 12, 14 oder 16. Die Farbe des Gefieders ist in der Hauptsache sanft maigrün, aber die Scheitelplatte, die Brust- und Kehlgegend usw. sind häufig mit hell purpurroten, violetten, dottergelben und weißen Zeichnungen geschmückt. Abgesehen von der Verteilung der verschiedenen Farben gleichen sich die meisten einzelnen Formen sehr. Die Flaumfußtauben sind von Malakka bis Australien und Polynesien verbreitet.

Gräffes Flaumfußtaube, Chrysoenas victor *Gould* (Ptilopus), ist eine 18 cm lange Art von den Fidschi-Inseln, bei der, was bei Tauben eine seltene Erscheinung ist, die Geschlechter in der Färbung sehr verschieden sind. Das Gefieder des Männchens hat eine lebhaft orangerote Farbe, der Kopf ist heller, die Kehle dunkler grünlichgelb; die Schwungfedern sind matt bräunlichgelb, mit lebhafter gelben Rändern, braunem Schaft, ziemlich hell gelbrotem Innenbarte; die erste Schwungfeder ist nach der Spitze zu nicht verschmälert, der Schwanz kurz und fast ganz unter den oberen Deckfedern versteckt, die Steuerfedern bräunlichorange, die seitlichen von diesen haben rein orangefarbene Außen- und Hinterränder; die Iris ist bräunlichgelb, Schnabel und Füße sind grün.

Beim Weibchen und beim jungen Männchen ist das Gefieder lebhaft grün, nur die inneren Barten der Schwungfedern und die unteren Schwanzdeckfedern sind mit einer orangefarbigen Zeichnung versehen.

Eine andere, prachtvolle Art aus der Verwandtschaft der Flaumfußtauben ist die Warzentaube, Alectroenas pulcherrima *Scop.* (Abb., S. 386), aus der Gattung Alectroenas *Gray*. Die Gestalt ist sehr gedrungen, der vordere Teil des Gesichts, einschließlich des Augenfeldes, nackt, die Nasengegend wie die Vorderwangen mit großen häutigen Auswüchsen und Warzen, die Stirn jederseits insbesondere durch einen in der Mitte seicht ausgehöhlten Lappen verziert, der Schnabel kurz, der Fuß klein und schwächlich, der Flügel mittellang, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz kurz und sanft abgerundet, das Gefieder auf dem Kopfe zu haarähnlichen Gebilden umgewandelt, am Halse verlängert, zugespitzt, gegabelt und streifig gelagert, im übrigen großfederig. Die haarigen Federn des Kopfes sind blutig kirschrot oder schmutzig karminrot, Hinterkopf und Nacken, Hals und Kopf bläulich aschgrau, obere Mantelgegend und Oberbrust perlgrau, alle übrigen Teile tief und dunkel purpurn-indigoblau gefärbt. Der Schnabel ist schmutzig orangegelb, der nackte Teil des Gesichtes leuchtend zinnoberrot, das Auge zitrongelb, der Fuß dunkelgrau. Die Länge beträgt 26, die Flügellänge 15, die Schwanzlänge 8 cm.

Die Warzentaube bewohnt, wie ihre Verwandten, die Gruppe der Seychellen, und zwar die Eilande Mahé, Silhouette, Praslin, Marianne und Felicité. Über ihre Lebensweise ist nichts bekannt. Von verwandten Arten wird berichtet, daß sie in Flügen von

6—8 Stück die Hochwälder beleben, sich von allerlei Früchten, besonders von denen der Dattelpalme, ernähren, zur Zeit der Reisernte zahlreich in den Pflanzungen erscheinen und sich hier bei reicher Nahrung bald feisten. Daß sie sich unschwer an die Gefangenschaft gewöhnen, beweist die oben beschriebene Art, von der ich ein Paar im Berliner Zoologischen Garten sah. Die Haltung dieser Vögel ist unschön und lässig; nur wenn ihre Aufmerksamkeit



Warzentaube, Alectroenas pulcherrima *Scop.* 2/5 natürlicher Größe.

erregt wird, strecken sie den Hals und nehmen dann eine gefälligere Stellung an. Der einzige Stimmlaut, den ich vernahm, war ein sehr tiefes und hohles Girren, währenddessen der Kopf nickend bewegt wurde. Das Paar hielt treu zusammen, zeigte sich jedoch, wie alle Fruchttauben, anderen Vögeln gegenüber unfreundlich und zänkisch.

Die Waalietaube, Vinago waalia *Gmel.* (Treron), Vertreterin der gleichnamigen Gattung (Vinago *Cuv.*), ist gedrungen gebaut, langflügelig und kurzschwänzig, ihr Schnabel kurz, kräftig, sein Oberteil hakig übergebogen, seine Wurzelgegend nackt, der Lauf verhältnismäßig kurz, größtenteils befiedert, der Fuß selbst sehr breitsohlig und kurzzehig, die Flügel

spitzig, in ihnen die zweite Schwinge die längste, der Schwanz gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist prachtvoll gefärbt, auf der Oberseite blaß olivengrün, auf der Unterseite hellgelb; Kopf, Hals und Brust sind aschgräulichgrün, die Schultern weinrötlich, die Flügeldecken schwärzlich, breit hellgelb gesäumt, die Schwungfedern schwärzlich, lichter gesäumt, die Steuerfedern aschgrau, unten von der Wurzel bis zur Mitte schwarz, von der Mitte bis zur Spitze silbergrau. Um den Augapfel zieht sich ein schmaler, königsblauer Ring; die übrige Iris ist purpurrot, ein nackter Ring ums Auge bläulich-graurot, der Schnabel an der Wurzel weiß, bläulich schimmernd, an der Spitze dagegen blaßrot, die Wachshaut schmutzig korallenrot, der Fuß dunkel orangegelb. Die Länge beträgt 31, die Breite 55, die Flügellänge 17, die Schwanzlänge 11 cm. Das gleichgefärbte Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe.

Die Waalietaube ist über ganz Mittelafrika, von der Küste des Indischen und Roten Meeres bis zu den westafrikanischen Inseln und vom 16. Grade nördl. Br. bis zum Sambesi verbreitet. Nach meinen Erfahrungen bevölkert sie in kleinen Familien die tieferen Gebirgstäler und die unmittelbar am Gebirge liegenden Niederungen der Samhara. In Abessinien fand sie Heuglin bis zu 3000 m Höhe, aber auch im südlichen Sennar, am Weißen Nil und in Kordofan. Hochbewipfelte Mimosen, die der Christusdorn schützend umsteht und ein Schlinggewächs mit seinen vierseitigen Ranken durchflicht, bilden in der Samhara ihren bevorzugten Aufenthalt, während in den Gebirgstälern die prachtvollen Tamarinden und Kigelien mit ihrem dichten Laube und endlich die schattigen Wipfel der gewaltigen Sykomoren noch geeignetere Wohnsitze bieten. Da, wo drei oder vier dieser Bäume zusammenstehen, wird man die Waalietaube schwerlich vermissen, ja einzelne Sykomoren werden zu Versammlungsorten am Morgen und Abend und zu schattigen Ruheplätzen in der Hitze des Mittags. Hier und da trifft man unsere Vögel auch paarweise, gewöhnlich aber schlagen sie sich zu Familien oder kleinen Flügen von 8—20 Stück zusammen; zahlreichere habe ich nicht gesehen. Im Fluge selbst halten sich die einzelnen Paare in trauter Gesellschaft. Dicht aneinander geschmiegt sitzen die zärtlichen Gatten, und der ruhige Beobachter kann gar nicht im Zweifel bleiben, welche zwei sich miteinander vereinigt haben. Die Waalietaube scheint in ihrer Zärtlichkeit die übrigen Verwandten noch zu überbieten.

Diese Taubenart hat große Ähnlichkeit mit Papageien. Schon die Färbung ihres Gefieders, das prächtige Grün und das lebendige Gelb, erinnern an diese. Dazu kommen aber noch das eigenartige Herumklettern in den Bäumen und die sonderbaren Stellungen, die sie annimmt. Selbst der kundige Jäger wird im Anfange nicht selten getäuscht: er glaubt wirklich, einen Papagei vor sich zu haben. Als besondere Eigentümlichkeit erwähne ich noch, daß sich die Waalietaube zuweilen fast wie ein schlafender Ziegenmelker platt auf die Äste niederlegt. Der Flug ist sehr rasch und reißend, doch sind die harten Flügelschläge von einem lauten pfeifenden Geräusch begleitet, das sich von dem Fluggeräusch jeder andern Taube unterscheidet. Die Stimme hat wenig Anmutiges, eher etwas Heulendes an sich. Girrende oder rucksende Laute habe ich nicht vernommen.

In dem Magen der erlegten Waalietauben fand ich Beeren der verschiedensten Art, und Eingeborene im Lande sagten mir, daß man diesen Tauben nur da begegne, wo es beerentragende Bäume und Sträucher gibt. Wie Heuglin richtig anführt, sind es hauptsächlich die herrlich belaubten, fruchtreichen wilden Feigenbäume, auf denen sie ihre Nahrung suchen. Auf solchen Bäumen siedeln sie sich sozusagen dauernd an und verraten ihre Anwesenheit durch die am Boden liegenden oder beständig herabfallenden Fruchtteile auch dann, wenn das dichte Laub sie dem Auge verbirgt. Vinago waalia legt 2 weiße Eier ohne jede Nestunterlage.

Die Jagd ist nur dann einfach und ergiebig, wenn man einen jener Lieblingsbäume aufgefunden hat und sich unter ihm anstellt. Der Vogel ist scheu oder wenigstens vorsichtig und läßt den Jäger nicht leicht ankommen.

Ob man alt gefangene Waalietauben an Ersatzfutter gewöhnen kann, vermag ich nicht zu verbürgen, bezweifle es jedoch nicht. Andere Papageitaubenarten, die ich pflegte, fraßen gekochten Reis und aufgequellte Rosinen, dauerten jedoch nie länger als einige Monate aus.

Eine andere Art der gleichen Gattung ist die in Ost- und Südafrika lebende Papageitaube, Vinago delalandei *Bp.* (Phalacrotreron). Ihre Länge beträgt etwa 30 cm; ihr Flügel ist 16—17,5, der Schwanz 10 cm lang. Das Gefieder von Kopf, Hals und Brust hat eine blaßblaugrüne Färbung mit einem Stich ins Bläuliche, der vom Hals durch ein aschblaues Nackenband getrennte Rücken, die Schulterfedern, die Oberschwanzdecken, die hinteren Schwingen und die Deckfedern sind gelbgrün; die mittleren Schwanzfedern sind grüngelb, die äußeren auf der Außenfahne ebenso, innen schieferschwarz, alle mit gelblichweißem Endteile; die Bauchmitte und die Hosen sind schwefelgelb; die Mittelteile der Steißfedern dunkel graugrün, die Seitensäume weiß; die kleineren Unterschwanzdecken an der Wurzel grün, am Ende weiß, die längeren rotbraun mit weißem Ende; die kleinen Flügeldecken rötlichviolett; die Schwingen und großen Flügeldecken sind schwarz mit blaßgelbem Außensaume; die Unterflügeldecken und die Unterseite der Schwingen sind grau. Das Auge ist hellblau bis weiß, der Schnabel grau, Wachshaut und Füße orange bis korallenrot.

Nach Ayres nährt sich diese Taube, wie Reichenow mitteilt, am Umsuli von Früchten, die von den Buren „Moople" genannt werden. Die Länge ihrer Eier, die nur wenig glänzen, beträgt 28,2, deren Breite 22 mm.

*

Zu der über die ganze Erde verbreiteten Unterfamilie der Baumtauben (Columbinae) gehört vor allem die große, fast 70 Arten umfassende Gattung der Tauben im engsten und ältesten Sinne (Columba *Linn.*), die sich von ihren näheren Verwandten besonders dadurch unterscheidet, daß der Lauf nur an seinem obersten Ende befiedert, die erste Handschwinge viel länger als die sechste ist und der Schwanz zwölf Federn enthält.

Unter den europäischen Arten ist unsere Ringeltaube, Holz-, Wald-, Wild-, Bloch- und Kohltaube, Columba palumbus *Linn.*, bei weitem die größte. Sie ist auf Kopf und Nacken sowie an der Kehle dunkel mohnblau, auf Oberrücken und Oberflügel dunkel graublau, auf Unterrücken und Steiß lichtblau, auf Kopf und Brust rötlichgrau, auf der übrigen Unterseite licht graublau und auf dem Unterbauche weiß; der untere Teil des Halses ist jederseits mit einem glänzendweißen Fleck geziert, und da diese bei den Alten zu einem weißen Halsring zu verschmelzen pflegen, sind sie wohl Ursache des Namens „Ringeltaube" gewesen, und schillert in metallischen Farben; die Schwungfedern sind schiefergrau, die Schwanzfedern schieferschwarz, durch eine hellere Querbinde gezeichnet, ein breiter Streifen am Flügelbuge und ein großer Fleck auf den Schwanzfedern weiß. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe, der junge Vogel durch mattere Färbung. Die Iris des Auges ist blaß schwefelgelb, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel rot, der Fuß bläulichrot. Die Länge beträgt 43, die Breite 75, die Flügellänge 23, die Schwanzlänge 17 cm.



Papageitaube.

Vom 65. Grad nördl. Br. ab verbreitet sich die Ringeltaube über ganz Europa und wird in Asien durch eine nahe verwandte, vielleicht sogar mit ihr zusammenfallende Art (Columba casiotis *Bp.*) vertreten. Gelegentlich ihrer Wanderungen streift sie nach Nordwestafrika hinüber; den Nordosten des Erdteils aber berührt sie nicht. Schon in Südeuropa tritt sie viel einzelner auf als in Deutschland, nach unseren Beobachtungen in Spanien jedoch an gewissen Orten in zahlreichen Gesellschaften.



Ringeltaube, Columba palumbus *Linn.* (links), und Hohltaube, Columba oenas *Linn.* (rechts). 1/3 natürlicher Größe.

Sie ist ein echter Baumvogel. In Deutschland begegnet man ihr in allen Waldungen, sie mögen groß oder klein sein und aus Nadel- oder aus Laubholz bestehen, im Gebirge wie in der Ebene, nahe bei Dörfern wie fern von den menschlichen Wohnungen; doch scheint es, als ob sie den Nadelwald vorzöge, möglicherweise aus dem einzigen Grunde, weil Tannen-, Fichten- und Kiefernsamen mit ihre liebste Nahrung sind. Ausnahmsweise siedelt sie sich auch inmitten der Dörfer oder selbst volkreicher Städte auf einzelnen Bäumen an. Im Norden ihres Verbreitungskreises ist sie Zugvogel, der sehr regelmäßig wegzieht und wieder erscheint, schon im südlichen Deutschland und noch mehr in Spanien und Italien aber

Standvogel. Die in Skandinavien lebenden Ringeltauben überwintern zum nicht geringen Teile bereits in Südengland und Irland, die von uns wegwandernden ziehen höchstens bis Südeuropa und verbringen den Winter auch in solchen Gegenden, in denen zuweilen recht rauhes und unfreundliches Wetter wochenlang herrschen kann: wir haben sie und die Hohltaube in sehr zahlreichen Scharen während der Wintermonate bei Madrid und in der Sierra Nevada beobachtet, gleichzeitig aber auch erfahren, daß in dem genannten Gebirge gerade diese Art im Sommer und Winter ziemlich gleich häufig sein soll. In Mitteldeutschland trifft sie bereits im März, ausnahmsweise sogar schon im Februar ein und verweilt hier bis Mitte oder Ende Oktober. Sie tritt aber nicht alle Jahre in gleicher Anzahl in ihren einzelnen Wohngebieten auf, sondern läßt sich von zufälligen Umständen bestimmen: wenn der Fichtensamen gut geriet, ist sie im Schwarzwald sehr häufig, wenn das Gegenteil stattfindet, verläßt sie die Nadelhölzer und wendet sich mehr den Laubhölzern zu.

Nach den Beobachtungen meines Vaters ist die Ringeltaube ein äußerst rascher, flüchtiger und scheuer Vogel. Sie geht geschickt, aber nicht sehr schnell, trägt dabei den Leib bald wagerecht, bald aufgerichtet und sitzt entweder auf dem Wipfel oder tief in den Zweigen höherer Bäume verborgen. Sie hat gewisse Lieblingsbäume, auf denen man sie fast alle Morgen antrifft, entweder solche, die weit über die anderen hinausragen, oder solche, die dürre Wipfel haben. Ihr Flug ist schön, schnell, geschickt, verursacht beim Auffliegen ein klatschendes Geräusch und dann ein Pfeifen in der Luft. Schon in weiter Entfernung kann man die fliegende Ringeltaube nicht nur an der Größe, sondern auch an dem langen Schwanze und den weißen Flecken auf den Flügeln erkennen.

Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Nestes zu. Früh vor Tagesanbruch sind sie schon munter, und das Männchen begibt sich auf seinen Lieblingsbaum. Hier fängt es in der Dämmerung an zu rucksen, was fast wie „ruckkuckkuck“ und „kukuku“ oder „rukuku kuku“ klingt. Es sitzt dabei fest auf einem Aste, bläst den Hals auf und bewegt ihn. Jedes Rucksen wird drei- bis viermal nacheinander wiederholt und folgt, je hitziger der Tauber ist, desto schneller aufeinander. Die in der Nähe befindlichen Tauber werden dadurch herbeigelockt, setzen sich auf benachbarte Bäume und alle rucksen nun miteinander um die Wette. Kommt das Weibchen auf das Rucksen herbei, so setzt es sich nahe bei dem Männchen nieder, und dieses ruckst nun nicht mehr, sondern gibt nur von Zeit zu Zeit einen Ton von sich, der wie „puh“ oder „hu“ klingt und inniges Behagen ausdrückt. Das Rucksen ist am stärksten an windstillen, warmen Morgen; doch hört man es auch bei Regen und spätem Schnee, und zwar vom April bis in den August, aber am häufigsten, wenn das Paar zu einer neuen Brut Anstalt macht. Um 7, 8 oder 9 Uhr morgens (die Zeit ist verschieden) verstummt der Tauber und fliegt mit dem Weibchen, wenn dieses weder Eier noch kleine Jungen hat, nach Futter aus, begibt sich auch auf die Salzlecke. Um 10 Uhr beginnt das Rucksen wieder, aber schwächer und weniger anhaltend, so daß man es von einem Tauber oft nur wenigemal hört. Nach 11 Uhr geht die Ringeltaube zur Tränke und ruht nun in den Mittagsstunden, in einem dichten Baume versteckt. Um 2 oder 3 Uhr fliegt sie wieder nach Futter aus, fängt um 5 oder 6 Uhr, zuweilen früher, zuweilen später, zu rucksen an und begibt sich dann, wenn sie ihren Durst noch gestillt hat, zur Ruhe.

Das Frühjahr und den Sommer über sieht man die Ringeltaube gewöhnlich paarweise, selten in kleinen und noch seltener in großen Gesellschaften. Bei der Paarung, zu der das Rucksen das Vorspiel ist, zeigt sich der Tauber äußerst unruhig. Er bleibt dann nicht auf einer Stelle, sondern fliegt aus freien Stücken auf, steigt in schiefer Richtung in

die Höhe, schlägt die Flügelspitzen so heftig zusammen, daß man es auf weithin klatschen hört, senkt sich hierauf schwebend nieder und treibt dieses Spiel oft lange Zeit. Die Täubin folgt ihm zuweilen, erwartet ihn aber gewöhnlich ruhig; denn er kehrt meist, nachdem er einen großen Kreis im Fliegen beschrieben, zu seinem Lieblingsaufenthalte zurück. Die Begattung selbst geschieht entweder auf den Bäumen, indem sich die Täubin auf einen Ast kauert, oder auf dem Neste. Beide Gatten tragen, nachdem der Platz zum Neste ausgewählt ist, die Stoffe herbei, aber das Weibchen verarbeitet sie. Das Nest steht bald hoch, bald tief. Man trifft es auf Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Erlen und Linden an, und zwar in einer Höhe von 3—30 m, doch gewöhnlich niedrig auf Stangenholz in hohen Dickichten, am Stamme starker Bäume und versteckt. Es besteht aus dürren Fichten-, Kiefern-, Tannen- und Buchenreisern oder aus den Zweigen einer dieser Baumarten, ist aber locker und schlecht gebaut; dabei ist es platt, nur da, wo die Eier liegen, vertieft und hält 30—40 cm im Durchmesser. Die 2 länglichen, auf beiden Seiten gleich zugerundeten, 39 mm langen, 29 mm dicken, dünn- und rauhschaligen, glänzend weißen Eier findet man von der letzten Hälfte des April bis zur letzten Hälfte des Juli. Sie werden von beiden Gatten ausgebrütet; das Männchen sitzt von 9 oder 10 Uhr vormittags bis 3 oder 4 Uhr nachmittags darauf.

Merkwürdig ist die geringe Anhänglichkeit der Ringeltaube an ihre Eier. Jagt man die brütende Ringeltaube einmal vom Neste, dann kann man die Eier nur gleich mitnehmen; denn sie verläßt sie gewiß. Sind aber beide Gatten in der Nähe des fast oder wirklich vollendeten Nestes und werden aufgejagt, dann verlassen sie es gewöhnlich nicht. Die Jungen werden, bis ihre Federn hervorgebrochen sind, von den Alten abwechselnd und unaufhörlich, später, bis zum Ausfliegen, am Tage bei regnerischer oder kalter Witterung und in der Nacht stets vom Weibchen erwärmt. Beim Füttern, das früh um 7 oder 8 und abends um 4 oder 5 Uhr geschieht, geben die Jungen einen eigenen, knurrenden Ton des Wohlbehagens von sich. Sie werden nach dem Ausfliegen nur kurze Zeit von den Alten gefüttert und geführt, weil sie bald ihr Futter suchen und sich vor Gefahren in acht nehmen lernen. Jedes der Eltern hat gewöhnlich ein Junges bei sich und leitet es auf dem Felde zum Fressen an.

Lieblingsnahrung der Ringeltaube ist der Same der Nadelholzarten; mit ihm findet man im Sommer oft den ganzen Kropf angefüllt. Sie liest ihn nicht nur von der Erde auf, sondern holt ihn auch zwischen den klaffenden Deckelchen der Zapfen hervor. Außerdem frißt sie Getreidearten und Grassämereien, ausnahmsweise auch Schnecken und Regenwürmer, und im Spätsommer Heidelbeeren. Nach Bechstein findet sie im Laubwalde ein beliebtes Nahrungsmittel an Eicheln und Bucheckern. Nach Mann brechen die Ringeltauben Gewölle aus in Gestalt etwa 2,5 cm langer, gestreckt-eirunder Ballen, die aus den Spelzen von Gerste, den Schalen von Bucheckern, Teilchen von Gras und Klee und aus Steinchen bestehen. Blagg sagt, die Gewöllebildung und das Ausbrechen erfolge nur nach dem Genusse bestimmter, mit harten, unverdaulichen Schalen bedeckter Körner und Baumfrüchte.

Der Schaden, den die Ringeltaube verursacht, betrifft in Waldgegenden zwar auch das Getreide, viel bedeutender aber ist der, den sie den Fichtenansaaten tut, denn diese leert sie vollkommen, wann und wo sie sie findet. Gleichwohl ist sie gewiß ein Vogel, der im Walde nicht fehlen darf, weil er zu dessen Belebung wesentlich beiträgt. Glücklicherweise ist es nicht gerade leicht, eine Holztaube zu berücken. Die in den Städten nistenden und wenige Meter über den Häuptern der Spaziergänger ungescheut ihr Wesen treibenden Ringeltauben sind seltene Ausnahmen von der Regel. Im allgemeinen ist die Ringeltaube vorsichtig und traut keinem Menschen, auch dem nicht, der harmlos zu sein scheint. Habicht und Wanderfalke

oder die großen Verwandten des letzteren fangen alte, Wildkatze, Baummarder und Eichhorn, vielleicht auch der weibliche Sperber und nachts der Uhu bedrohen junge Vögel.

Gefangene Ringeltauben werden ziemlich zahm und halten viele Jahre im Käfige aus. Es hält nicht schwer, sie an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da gemischte Sämereien ihren Ansprüchen vollständig genügen. Zur Fortpflanzung im Käfig schreiten sie aber nur ausnahmsweise. Mit anderen Taubenvögeln der verschiedensten Art vertragen sie sich gut, machen nie Gebrauch vom Rechte des Stärkeren und lassen sich von kleinen Schwächlingen oft merkwürdig viel gefallen, ohne sich ihrer zu erwehren.

Die zweitgrößte Wildtaube Europas ist die auf Madeira beschränkte Silberhalstaube, Columba trocaz *Heinek.*, die bis auf ein wenig deutliches, nur durch die Federränder gebildetes, silbernes Halsband und die etwas hervortretende dunkle Schwanzendbinde ein fast einfarbiges, vorherrschend dunkel graublaues Federkleid trägt.

Die drittgrößte ist unsere Hohltaube, Loch-, Block- und Blautaube, Columba oenas *Linn.* (Abb., S. 389). Sie ist auf Kopf und Hals, Oberflügel, Unterrücken und Bürzel mohnblau, auf dem Oberrücken tief graublau, in der Kropfgegend weinrot, auf der übrigen Unterseite matt mohnblau; die Schwungfedern und die Enden der Steuerfedern sind schieferblau; über den Flügel zieht sich eine unvollkommene dunkle Binde hin; der Nacken schillert in der für die Tauben bezeichnenden Weise. Die Iris ist tiefbraun, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel dunkel fleischrot, weiß bestäubt, der Fuß matt dunkelrot. Die Farben im Gefieder der Jungen sind unrein. Die Länge beträgt 32, die Breite 67, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 13 cm.

Ungefähr dieselben Länder, in denen die Ringeltaube vorkommt, beherbergen auch die Hohltaube, doch ist diese seltener als jene, weil sie nicht überall leben kann, vielmehr an alte Bäume mit passenden Höhlungen gebunden ist. Sie wohnt in Waldungen aller Art, nicht selten auch auf Feldbäumen, wenn diese eine Höhlung für ihr Nest haben, zuweilen auf Bäumen in unmittelbarer Nähe der Dörfer, nimmt aber in Mitteldeutschland von Jahr zu Jahr ab. Am häufigsten habe ich sie in den zumeist aus Weiden bestehenden Auenwäldern der untern Donau gesehen. In Mitteldeutschland erscheint sie einzeln im März; in die Winterherberge reist sie in Flügen um die Mitte des Oktober ab. Auch sie überwintert schon im südlichen Europa, und höchst selten streifen kleine Flüge bis nach Nordwestafrika hinüber.

Sie ist weniger rasch und stürmisch als die Ringeltaube, aber behender in ihren Bewegungen, geht geschickter und trägt den Leib gewöhnlich etwas mehr aufgerichtet, fliegt gewandt, im Anfang mit klatschendem Getöse, sodann mit hohem und hellem Pfeifen und vor dem Niedersetzen, das sanft schwebend geschieht, ohne jegliches Geräusch. Durch ihre Stimme, d. h. ihr Rucksen, unterscheidet sie sich wesentlich von der Ringel- und Feldtaube: sie ruckst einfach „hu hu hu“. Sie bläst dabei ihren Hals ebenfalls auf und bewegt ihn, sitzt aber wie die Ringeltaube fest auf dem Aste. Man hört vom April bis September oft einzelne Hohltauben rucksen; doch antwortet zuweilen ein Männchen dem andern, und da, wo viele hohle Bäume in geringer Entfernung voneinander stehen, wetteifern mehrere Tauben miteinander. Das Rucksen vernimmt man nicht nur in den Morgen-, Vormittags- und Abendstunden, wie bei der Ringeltaube, sondern zu jeder Zeit, während welcher der Tauber sich in der Nähe der brütenden Täubin oder seiner Jungen befindet. Vor der Paarung ist natürlich das Rucksen am stärksten. Die Nahrung besteht in Körnern aller Art.



Felsentaube.

Die Hohltaube fliegt früh von 8—9 Uhr und nachmittags von 3—4 Uhr auf Äcker und Wiesen nach Futter aus und geht zwischen 11 und 12 Uhr mittags und abends zur Tränke.

Das Hohltaubenpaar ist ein Bild treuer Gattenliebe. Sofort nach der Ankunft im Frühjahr erwählt sich das Paar eine passende Nisthöhlung, und schon Anfang April findet man in ihr das erste Gelege, 2 weiße Eier von 36 mm Länge und 27 mm Dicke. Beide Eltern brüten mit Hingebung. Sie sitzen nicht nur sehr fest auf den Eiern, so fest, daß man die brütende Taube zuweilen ergreifen kann, sondern suchen selbst mit Gefahr ihres Lebens das Nest wieder auf. Man kann nach der Täubin schießen, ohne daß sie ihre Eier verläßt. Wird das Paar nicht gestört, so macht es drei Bruten im Jahr, niemals aber zwei nacheinander in demselben Neste, sondern jede in einer andern Baumhöhlung.

Alle Feinde, welche die Ringeltaube bedrohen, werden auch der Hohltaube gefährlich; manches Nest mag noch vom Baummarder und Hermelin ausgenommen werden, obschon man ein friedliches Zusammenleben der Hohltaube mit argen Räubern, wie man es kaum für möglich halten möchte, beobachtet hat. In der Nähe meines Heimatsortes wurde eine Eiche gefällt, in der in einem untern Loche vier junge Baummarder und in einer hoch oben befindlichen Höhlung zwei junge Hohltauben saßen. Diese merkwürdige Nachbarschaft dürfte nicht leicht wieder vorkommen.

Die Hohltaube wird leichter zahm als die Ringeltaube, mischt sich zuweilen freiwillig unter die Feldtauben und soll sich sogar mit ihnen paaren. Bestimmte Beobachtungen hierüber liegen meines Wissens nicht vor; aber das Betragen der beiden Verwandten gegeneinander läßt vermuten, daß die Angabe nicht unrichtig ist. Auch von mir gepflegte Hohltauben lebten in großer Freundschaft mit Feldtauben, und mehr als einmal habe ich gesehen, daß ein Feldtauber eine Hohltaube treten wollte.

Die für den Menschen wichtigste aller Taubenarten ist die Felsen-, Stein-, Grotten- oder Ufertaube, Columba livia *Linn.*, die Stammart unserer Haustaube. Sie ist auf der Oberseite hell aschblau, auf der Unterseite mohnblau, der Kopf hell schieferblau, der Hals bis zur Brust dunkel schieferfarben, oben hell blaugrün, unten purpurfarben schillernd, der Unterrücken weiß; über den Flügel ziehen sich zwei schwarze Binden; die Schwingen sind aschgrau, die Steuerfedern dunkel mohnblau, am Ende schwarz, die äußersten auf der Außenseite weiß. Die Iris ist schwefelgelb, der Schnabel schwarz, an der Wurzel lichtblau, der Fuß dunkel blaurot. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen kaum durch die Färbung, ist aber etwas schwächer; die Jungen sind dunkler als die Alten. Die Länge beträgt 34, die Breite 60, die Flügellänge 21, die Schwanzlänge 11 cm.

Das Verbreitungsgebiet der Felsentaube, die in mehreren bestimmt sich abhebenden Unterarten auftritt, beschränkt sich in Europa auf einige nordische Inseln und die Küsten des Mittelmeergebietes, umfaßt aber außerdem fast ganz Nordafrika, Palästina, Syrien, Kleinasien und Persien sowie einzelne Teile des Himalaja. In Deutschland hat man sie meines Wissens noch nicht brütend gefunden, wohl aber ist mir ein Fall bekannt, daß sie am Südabhange des Riesengebirges, in der Nähe von Johannisbad, genistet hat. Sehr zahlreich ist sie, laut Hart, in der Grafschaft Donegal in Irland, regelmäßig bewohnt sie verschiedene Gegenden längs der Westküste von Schottland, besonders die Hebriden, Orkney- und Shetlandinseln, die Färöer und das kleine Felseneiland Rennesö bei Stavanger, an der Westküste Norwegens, ferner fast alle geeigneten Felsenwände um das Mittelmeer, in Griechenland, ganz Italien, Frankreich, Südspanien. Auf den Färöer ist sie, laut Graba, gemein.

In der Umgegend von Triest lebt die Taube geeigneten Ortes überall, auf dem Karste namentlich in unterirdischen, trichterartigen Höhlen (Dolinen), oft tief unter der Oberfläche, in Istrien, Dalmatien, Italien, Griechenland und Kleinasien sowie auf allen griechischen Inseln in Felsenriffen hart am Meere wie auf den höchsten Gebirgen. Auf den Kanarischen Inseln tritt sie, laut Bolle, nicht nur längs der Küsten, sondern auch im Innern der Inseln, wo diese nicht bewaldet sind, in Menge auf, wurde selbst noch in einem Höhengürtel von 2—3000 m über dem Meere angetroffen: Berthelot fand sie auf Lanzarote in dem noch frischen Krater, trotz des Schwefelgeruches und der großen Hitze, die darin herrschten. Auch dort brüten oder schlafen sie am liebsten in Höhlen, und auf Lanzarote macht man sich ein sonderbares Jagdvergnügen daraus, im Dunkeln mit Fackeln in ihre Grotten einzudringen, den Eingang zu verstopfen und dann mit Stangen auf sie loszuschlagen. Sie bewohnt auch Madeira und die Azoren, stammt aber hier vielleicht von verwilderten Haustauben ab. In Ägypten sah ich sie an Felswänden, namentlich in der Nähe der Stromschnellen, in sehr großer Menge, einzelne Flüge aber auch inmitten der Wüste, wo man sich fragen mußte, wie die arme Erde imstande sei, ihnen genügende Nahrung zu bieten. Weiter im Innern ist sie viel seltener; an günstigen Stellen aber vermißt man sie nicht, und eine Felsenmasse mit steilen Wänden beherbergt sie gewiß. In Indien gehört sie zu den gemeinsten und häufigsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, womöglich in der Nähe von Wasser und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler. Hier, wie in Ägypten, lebt sie auch in einem halbwilden Zustand und bewohnt alle alten ruhigen Gebäude, Stadtmauern, Pagoden, Felsentempel und ähnliche Baulichkeiten, oder bezieht die Türme, die ihr zuliebe errichtet werden. In Oberägypten gibt es viele Ortschaften, die mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Nur das untere Stockwerk des pyramidenartigen, platt gedeckten Hauses bewohnt der Bauer, das obere, gewöhnlich weiß getünchte und sonstwie verzierte gehört den Tauben an, und außerdem errichtet man noch hohe, kuppelförmige Türme einzig und allein dieser Vögel wegen. Nach Walton lebt sie auch in und um Peking als halbes Haustier in Menge. St. John bemerkt aber, daß die Felsentauben, die man in der Nachbarschaft indischer Städte anträfe, wahrscheinlich alle verwilderte Haustauben wären. Sicher von verwilderten Haustauben abstammend findet sie sich auf Ascension, der Norfolkinsel, Juan Fernandez und vielleicht am Hudson in Nordamerika.

Im Süden sind die Felsentauben Standvögel; im Norden zwingt sie der Winter zum Wandern. Sie versammeln sich vor dem Abzuge in zahlreiche Schwärme und scheinen während ihres Aufenthaltes in der Fremde diese Vereine nicht zu lösen. Es ist mir wahrscheinlich, daß derartige Wanderscharen oft von uns bemerkt, aber nicht erkannt, sondern als gewöhnliche Feldflüchter angesehen werden. Sie ziehen erst dann die Aufmerksamkeit auf sich, wenn man sie, wie zuweilen geschieht, sich mit Krähen und Dohlen vereinigen oder auf Bäumen niederlassen sieht, was sie immer noch öfter als Feldflüchter zu tun pflegen. Im Jahre 1818 erschien ein Schwarm von etwa 1000 Paaren Ende Dezember in der Gegend von Kreuzburg, der allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Diese Tauben hielten sich in Gesellschaft der Saatkrähen und Dohlen, saßen am Tage mit den Haustauben in friedlicher Gemeinschaft auf den Dächern, zogen aber gegen Abend in die Nadelwälder und übernachteten hier auf Bäumen. Sie blieben bis Mitte Januar in jener Gegend und verschwanden nach und nach, ohne daß man erfuhr, wie.

Das Betragen der Felsentaube weicht von dem unserer Haustaube wenig ab. Sie ist gewandter, namentlich behender im Fluge als unsere Feldflüchter und in der Regel sehr

menschenscheu; in allem übrigen gewährt uns das Betragen der Nachkommen ein getreues Lebensbild der Stammeltern. Die Felsentaube geht gut, fliegt vortrefflich, mit pfeifendem Geräusch, durchmißt ungefähr 100 km in der Stunde, klatscht vor dem Auffliegen und schwebt vor dem Niedersitzen, steigt gern hoch empor und kreist oft längere Zeit in dicht geschlossenen Schwärmen. Die Bäume meidet sie gern, macht aber hiervon gelegentliche Ausnahmen. Beim Nahrungsuchen läuft sie stundenlang auf dem Boden herum, beim Trinken watet sie zuweilen ein wenig in das Wasser hinein; die ägyptischen aber setzen sich, wenn sie trinken wollen, mitten auf den Strom, lassen sich von den Wellen tragen und erheben sich, wenn sie ihren Durst gestillt haben.

Sinne und Begabung der Felsentaube sind wohlentwickelt. Sie ist friedfertig und verträglich, richtiger vielleicht gleichgültig gegen andere Tiere und lebt unter sich so ziemlich in Frieden. Die Paarungszeit erregt freilich auch sie, und dann kann es vorkommen, daß zwei Tauber sich streiten, doch beendet das Gefühl für Geselligkeit, das ihnen in hohem Maße eigen ist, derartige Zwistigkeiten immer in sehr kurzer Zeit. Auch Futterneid macht sich bemerklich: eine Taube, die reichlich Nahrung findet, breitet die Flügel aus, um nicht das Gefundene mit anderen teilen zu müssen.

Die Stimme besteht aus dumpfen, heulenden und rollenden Tönen, die ungefähr wie „marukuh murkukuh marhukukuh" klingen. Die einzelnen Ausrufe werden mit Bücklingen, Drehungen und Kopfnicken begleitet und folgen sich um so schneller, je eifriger das Männchen ist. Manchmal stoßen die Tauber Laute aus, die man durch die Silben „huhu" oder „huhua" bezeichnen kann: sie bekunden ein Verlangen des Männchens nach dem Weibchen oder sind Klagen über zu lange Abwesenheit des einen Gatten.

Alle Arten unsers Getreides und außerdem die Sämereien von Raps und Rübsen, Linsen, Erbsen, Lein usw., vor allem andern aber die Körner der als unausrottbares Unkraut gefürchteten Vogelwicke, bilden die Nahrung der Felsen- und Haustauben. Man hat sie als schädliche Tiere betrachtet, weil sie ziemlich viel Nahrung bedürfen und uns fühlbare Verluste zufügen können; bedenkt man aber, daß sie Getreide nur während der Zeit der Aussaat fressen, wird man weniger streng urteilen, zumal, wenn man noch berücksichtigt, daß sie den Schaden, den sie verursachen, durch Aufzehren von Unkrautsamen so ziemlich wieder ausgleichen. Auch sie fliegen regelmäßig zu gewissen Zeiten nach Nahrung aus, gewöhnlich früh und vormittags und nachmittags noch einmal, wenn sie ein besonders ergiebiges Feld erspäht haben, oft ziemlich weit.

Man nimmt an, daß die Felsentaube mindestens zweimal jährlich niste, und weiß mit Bestimmtheit, daß der Feldflüchter im Laufe des Sommers mindestens drei Bruten macht. Mit Beginn des Frühlings ruckst der Tauber sehr eifrig, zeigt sich anderen gegenüber zänkisch und erkämpft sich, nicht immer ohne Mühe, sein Weibchen, dem er die größte Zärtlichkeit bekundet. „Ein einmal verbundenes Paar", sagt Naumann, „trennt sich im Leben nicht wieder und ist auch außer der Fortpflanzung immer beisammen. Sobald der Tauber einen Ort für das Nest erwählt hat, setzt er sich da fest und heult, den Kopf auf den Boden niedergelegt, bis die Täubin kommt. Diese läuft gewöhnlich mit ausgebreitetem und aufstreichendem Schwanze auf ihn zu, beginnt mit ihm zu tändeln und krabbelt ihn ganz behutsam zwischen den Kopffedern. Der Tauber reibt dagegen seinen Kopf des öfteren auf seinen Rückenfedern. Beide fangen an, sich zu schnäbeln, wobei sie sehr zärtlich tun, und nunmehr erst erfolgt die Begattung. Wenn sie vollzogen ist, schreiten sie mit stolzem Anstande einher, fliegen auch wohl, mit den Flügeln klatschend und in der Luft spielend, ein wenig in die Höhe und

ordnen und putzen nun stillschweigend ihr Gefieder wieder. So wie die Täubin alle dem Betreten vorhergegangenen Bewegungen zärtlich erwidert, so geschieht es nicht selten, daß sie, nachdem sie betreten worden ist, auch den Tauber betritt. Nach einigen Tagen, an denen die Begattung öfters vollzogen wurde, treibt der Tauber seine Gattin vor sich her zum Nistplatze, wo der Bau beginnen soll, fliegt nach Baustoffen aus, trägt sie im Schnabel herbei, und die Täubin baut damit das Nest. Dieses ist ein flacher, in der Mitte wenig vertiefter, ohne alle Kunst zusammengelegter Haufe trockner Reiser, Pflanzenstengel, Stroh und dürrer Halme. Bis zum Legen des ersten Eies vergehen nun noch mehrere Tage, während welcher das Weibchen öfters vom Männchen betreten und endlich zum Neste getrieben wird."

Die 2 Eier haben längliche Gestalt und sind glattschalig, glänzend und rein weiß. Beide Geschlechter brüten, die Täubin von 3 Uhr nachmittags bis 10 Uhr vormittags ununterbrochen, der Tauber nur in den wenigen Stunden, die dazwischen liegen. Trotzdem wird ihm die Zeit viel zu lang; denn schon nach 1 Uhr pflegt er ärgerlich zu heulen, in der Absicht, die Taube, die ihre wenigen Erholungsstunden doch sehr nötig hat, herbeizurufen. Nachts schläft er in unmittelbarer Nähe des Nestes, immer bereit, die Gattin nach Kräften zu beschützen und duldet nicht einmal, daß eine andere Taube sich nähert. Nach 16—18 Tagen sind die Eier gezeitigt, und die äußerst unbehilflichen, blinden Jungen schlüpfen in einem Zwischenraume von 24—36 Stunden nacheinander aus. In der ersten Zeit werden sie von beiden Eltern mit dem Brei gefüttert, der sich im Kropfe bildet; später erhalten sie erweichte, endlich härtere Sämereien nebst Steinchen und Lehmstücken. Sie sind nach vier Wochen erwachsen, schwärmen mit den Alten aus, machen sich in wenigen Tagen selbständig, und die Eltern schreiten nun zur zweiten Brut.

Im Anschluß an die Felsentaube sind jene Tauben zu besprechen, die mit dem Menschen in innigster Gemeinschaft leben und diesem zum größten Teil ihre Existenz verdanken, die Haustauben, deren einzige wilde Stammart keine andere als eben die Felsentaube ist.

Wenn auch einzelne der Rassen und Varietäten unserer Haustauben — Dürigen, dessen Ausführungen wir uns im wesentlichen anschließen, gibt allein 124 Hauptrassen an — durch ihren Körperbau und ihre Färbung weit verschieden voneinander erscheinen, wie z. B. Kröpfer und Möwchen oder Bagdetten und Huhntauben, so findet man doch beim Überblicken der ganzen Reihe viele Übergänge, welche die scharfen Gegensätze mildern. Es ist bekannt, daß Charles Darwin den Rassen der Haustauben, ihren Unterschieden und ihrem Ursprung ein besonderes Kapitel in seiner „Entstehung der Arten" gewidmet hat, und daß er persönlich in umfassendster Weise gerade alle Haustaubenrassen, die er kaufen oder sich sonstwie verschaffen konnte, studierte und sie als ein hervorragendes Beispiel für die durch die künstliche Zuchtwahl des Menschen bewirkte Umwandlung der Arten benutzte. Schon damals blühten in England die auch heute noch dort und nun auch bei uns in Deutschland vorhandenen Vereine für Geflügelzucht und besonders die Taubenklubs, in denen nicht nur die bestehenden Rassen möglichst rein weitergezüchtet, sondern auch ständig verbessert werden; unter der „Verbesserung" einer Rasse verstehen aber die Züchter die Steigerung und schärfere Ausprägung der ihr eigentümlichen Merkmale. Aus den Erfahrungen, die er und die Züchter bei der Taubenzucht machten, bewies Darwin unzweifelhaft, daß alle unsere Haustaubenrassen sich auf die zwei bis drei geographischen Varietäten der Felsentaube zurückführen lassen.

Es sind folgende Tatsachen, die jene Abstammung wohl zweifellos dartun: Unsere



1. Felsentaube (wilde Stammart der Haustauben). — 2. Koburger Lerche. — 3. Straßer. — 4. Luchstaube. — 5.
8. Mittelschnäbeliger Berliner Tümmler (kupferiger). — 9. Kurzschnäbeliger Tümmler. — 10. Perückentaube. — 11
15. Karrier. — 16. Deutscher Indianer. — 17. Römertaube. — 1

uben.



entaube. — 6a. Sächsische Trommeltaube. — 6b. Deutsche Trommeltaube. — 7. Langschnäbeliger Elstertümmler. —
tolisches Möwchen (Möwchentaube). — 12. Pfauentaube. — 13. Englischer Kröpfer. — 14. Nürnberger Bagdette. —
alteser. — 19. Antwerpener Brieftaube. — 20. Schaubrieftaube.

Haustaubenrassen stimmen im Wesen und der Lebensweise völlig mit der Felsentaube überein; sie nisten nie auf Bäumen, sondern möglichst im Dunkeln in und an Gebäuden und Mauerwerk. Wilde Felsentauben, die jung aus dem Neste genommen werden, betragen sich genau wie Feldflüchter, befreunden sich mit den Menschen, bekunden allerdings niemals jene hingebende Untertänigkeit, die Haustauben an den Tag zu legen pflegen. Die Stimmen der meisten unserer Haustauben gleichen sowohl einander als der der Felsentaube. Auch ihre Färbung weist oft direkt auf jene Stammform; vor allem herrscht die blaue Farbe vor mit schwarzen Binden über Flügeln und Schwanzfedern. Ferner zeigt sich bei allen Haustauben nach einer kurzen oder langen Reihe von Generationen die Neigung, in die Färbung der Felsentaube zurückzuschlagen. Darwin kreuzte rein weiße Pfauentauben mit schwarzen Berbertauben und erhielt schwarze, braune und gefleckte Blendlinge. Aus der Kreuzung eines solchen mit einem Bastard zwischen anderen, nicht blauen Taubenrassen ohne Binden ging eine schieferblaue Felsentaube mit Flügel- und Schwanzbinden hervor. Die Bastarde der einzelnen Taubenrassen sind untereinander ebenso fruchtbar wie mit der Felsentaube selbst, während die Blendlinge zweier wirklich verschiedenen Tierarten in der Regel unfruchtbar sind. Endlich finden sich keine anderen vermeintlich wild lebenden Stammarten neben der Felsentaube, und es ist nicht anzunehmen, daß diese alle ausgestorben seien, während die Felsentaube in so weiter Verbreitung allein übrigblieb.

Bei der Lebensweise der Felsentaube ist es nicht überraschend, daß diese sich an die Ansiedelungen des Menschen anschloß und bald von ihm als Haustier gezähmt wurde. Suchte sie ihrerseits die Nischen und sonstigen ungestörten, dunkeln Nistorte an den Bauten des Menschen auf, so mag dieser bald aus Gefallen an ihren anmutigen Bewegungen, mehr wohl aber noch wegen der Zartheit ihres Fleisches dazu gekommen sein, diese Tiere an sich zu gewöhnen und mehr oder minder planmäßig zu züchten.

Die älteste Mitteilung über Tauben stammt aus der vierten ägyptischen Dynastie, wo sie etwa 3000 v. Chr. auf dem Speiseverzeichnis eines der Pharaonen vorkommen. Bei den mittelasiatischen Völkern waren sie seit den urältesten Zeiten heimisch. Da die Tauben besonders an den Tempelbauten sich ansiedelten, „so betrachtete man sie als Gäste der Götter, als reine, heilige Vögel, und ließ sie völlig gewähren". Auf diese Weise entstand ein richtiger „Taubendienst", der sich „infolge der Eroberungszüge und des Handelsverkehrs aus Mittel- nach Vorderasien, aus Assyrien, dessen sagenhafter Königin Semiramis die Taube geheiligt war, nach Syrien, Phönizien, Palästina, Cypern verpflanzte. Auf Cypern flogen die Tauben der paphischen Göttin im Tempel aus und ein". Im Alten Testament werden an verschiedenen Stellen Tauben erwähnt; aus dem Neuen Testament ist bekannt, daß die Juden oft solche zum Opferaltar brachten. Aus Syrien, wo diese Vögel überall gehegt wurden, kamen sie zahm zu Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. nach Griechenland; „die ersten weißen Tauben wurden 478 v. Chr. dort gesehen". Bereits ein halbes Jahrhundert später war die Taube in Athen und den übrigen Teilen Griechenlands ein verbreitetes Haustier, das, wie im Morgenlande, auch schon zu Botschaften verwendet wurde. Bemerkenswert ist, daß schon Aristoteles von den Haustauben sagt, anfangs wären sie einfarbig und dunkel gewesen, erst allmählich seien sie verschiedenfarbig geworden. „Nach Italien (Rom) gelangten weiße zahme Tauben wahrscheinlich von Sizilien, wo ganze Scharen von ihnen am Tempel der Aphrodite auf dem Berge Eryx wohnten." Zur Zeit des römischen Schriftstellers Varro (116—28 v. Chr.) gab es bereits in Italien außer halbgezähmten Felsentauben zahme, meist weiße, und eine Mischlingsrasse zwischen beiden, die man in Taubenhäusern, oft bis zu 5000 Stück, hielt.

Auch bei der Belagerung von Mutina (Modena), 44 v. Chr., benutzte man Tauben als Sendboten. Plinius berichtet, daß man für zahme Tauben enorme Preise zahlte. „Ja, es ist dahin gekommen, daß man ihnen Stammbaum und Rasse nachweist.“ — Mit der Ausdehnung des Römischen Reiches verbreiteten sich die Haustauben dann auch nach den übrigen Ländern von Europa.

Im Orient war unterdessen die Taubenzucht in gleicher Weise mehr und mehr eine Liebhaberei, ein Sport geworden. „Zur Zeit Mohammeds, um 600 n. Chr., wurden in Arabien und an anderen Orten viele Tauben gehalten. Bald nach dem Jahre 1000 richteten die Kalifen von Bagdad und die Sultane von Ägypten regelmäßige Taubenposten ein, die auch in den Kreuzzügen eine Rolle spielten und bis gegen 1300, bzw. 1500 bestanden.“ Auch heute noch sind die Mohammedaner Asiens und Afrikas eifrige und verständnisvolle Taubenzüchter. Der Großmogul Akbar von Ostindien (1600 n. Chr.) war ein großer Taubenliebhaber, und sein Wesir Abul Fazil berichtet in seiner Hofchronik, daß nie weniger als 20000 dieser Vögel am Hofe gehalten wurden. Zugleich beschreibt er 17 Rassen und Varietäten und betont, „daß die Beherrscher von Iran und Turan (Persien usw.) dem Herrscher sehr seltene Arten sandten, und daß die Kaufleute ihm auch ausgezeichnete Sammlungen brachten“. Er fährt dann fort: „Seine Majestät haben durch Kreuzung der Rassen, eine Methode, die bisher nie geübt wurde, diese erstaunlich verbessert.“

Daß die Chinesen sich bis heute noch nicht mit Farben- oder Rassentaubenzucht befaßt haben, mag wohl dem auch noch in bezug auf vieles andere eigentümlichen Charakter dieses Volkes zuzuschreiben sein.

Im mittleren und westlichen Europa hielt man Tauben, die wohl schon durch die Kreuzzüge, vor allem aber durch den Handel der Holländer hierher gelangten. Seit dem 16. Jahrhundert verbreitete sich dann die Taubenzucht über Deutschland, Frankreich, England von den Niederlanden aus wie auch von Osten her. In der Neuzeit endlich führte man direkt Rassen aus Asien oder Nordafrika und den Mittelmeerländern ein. „Neben der reinen Liebhaberei, welche die Tauben entweder nur auf Farbe und Zeichnung oder auf besondere Figur und Gefiederform oder auf Flugeigenschaften oder auf Stimme (Trommel) züchtet, kommt auch eine praktische oder wirtschaftliche Richtung, welche die Tauben der Botendienste (Brieftauben) oder der großen und vielen fleischigen Jungen wegen hält und züchtet, zur Geltung.“

Die Merkmale, durch die sich viele unserer Haustauben von der Felsentaube unterscheiden, sind im allgemeinen: G r ö ß e und G e st a l t des Körpers sowie Form und Farbe des Gefieders. Dürigen sagt: „Die Länge der Tauben, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende im ausgestreckten Zustande gerechnet, schwankt zwischen 26 oder 27 cm (Ägyptische Möwchen) und 55 cm (Römer), beträgt aber bei den meisten Rassen durchschnittlich soviel wie beim Feldflüchter, 33—36 cm.“ Der Gestalt nach gleichen zwar viele unserer Haustauben der Felsentaube, doch weicht eine ganze Anzahl von ihnen nicht unerheblich davon ab. Wenn z. B. bei einem englischen Kröpfer die ganze Figur, abgesehen von dem Kropf, gleichsam ins Graziös-Schlanke umgebildet ist, so erscheint ein Tümmler oder ein Möwchen als das andere Extrem, indem bei ihm alle Teile möglichst verkürzt und gedrungen, wenn auch nicht unelegant und unproportioniert sind. Wieder einen andern Anblick gewähren die langhalsigen Carriers oder Bagdetten, und wer zum erstenmal eine Huhntaube, etwa eine Malteser, zu Gesicht bekommt, wird es kaum glauben wollen, daß dieses merkwürdige Geschöpf so nahe mit jener schlichten Stammart verwandt sein soll. Auch die Länge, Stärke und Form

des Schnabels sind Gegenstand der Züchtung, ebenso wie seine Farbe, die mit der der Krallen übereinstimmt und sich nach der des Gefieders richten soll. Bei manchen Taubenrassen, vor allem bei den danach benannten Warzentauben, sind die Nasenwarzen besonders stark entwickelt. Die Größe und Oberflächenbeschaffenheit des das Auge umgebenden nackten Lidrandes, des Augenringes, wechselt je nach den Rassen ebenso wie seine Farbe und diejenige der Augen selbst. Das Äußere des Vogels wird nicht unerheblich beeinflußt durch die Höhe und die Befiederung seiner Beine. Dagegen spielt deren Farbe, meist Rot, keine Rolle bei der Unterscheidung der Rassen.

Die starke Abänderungsfähigkeit der Befiederung hat sowohl in der Form der Federn einzelner Körperteile, als auch besonders in ihrer Färbung zu den auffallendsten Abweichungen geführt. Statt der breitfahnigen, glattanliegenden Federn finden wir häufig solche mit gebogenem oder gedrehtem Schaft und zerschlissener Fahne. Lange Hals- und Nackenfedern bilden Mähnen, andere sind zu Perücken, Kapuzen, Hauben angeordnet. Das Sedersträußchen, das manche Tauben über der Schnabelwurzel an der Stirn tragen, heißt Nelke oder Schnippe und wendet sich gewöhnlich nach vorn. Auf dem Kopfe anderer Tauben dagegen finden wir einen flachen, nach allen Seiten herabhängenden Federstrauß. Eine besondere Zier besitzen die Mövchentauben in ihrer von der Kehle bis auf die Brust herabziehenden, auf der Brustmitte mit einer Rosette endenden Krause, dem Jabot. Die Unterschenkel vieler Tauben sind an der Außenseite bis zur Ferse mit langen steifen Federn bekleidet, welche die sogenannten Hosen bilden, während andere, ebenfalls lange Federn an der Außenseite des Laufes und der Vorderzehen Latschen heißen. Kurze weiche Federn, die nur den Lauf bekleiden, sind die Strümpfe.

Zahllos sind die Variationen, die durch die Zusammenstellung verschiedener Färbungen und Zeichnungen des Federkleides gezüchtet worden sind. Aber immer sind es fünf Farben, nämlich Blau, Schwarz, Rot, Gelb und Weiß, durch deren Abstufung, Mischung usw. die mannigfaltigsten Resultate erzielt werden. Die Hauptfarbe ist das Blau, das wir ja schon in verschiedenen Schattierungen als das Grundkolorit der Felsentaube kennen gelernt haben. Dürigen schreibt darüber: „Es drängt sich in andere Farben, speziell in Rot und Gelb, ein und macht diese fahl und mißfarbig, es ist bei der Züchtung schwarzer, weißer, brauner und mehrfarbig gezeichneter Tauben selbst nach Generationen plötzlich wieder da; es kommt nicht nur allenthalben als das eigentliche Tauben- oder Mohnblau vor, sondern erfreut den Taubenfreund auch durch eine ganze Reihe verschiedener, oft ungemein zarter und duftiger Abstufungen und Schattierungen, indem es von Mohnblau durch Hellblau, Silber- oder Eis- oder Milchblau, Perlgrau und Mehlfahl und Silberweiß ins reinste Weiß und anderseits durch Dunkelaschblau, Schieferblau, Mausgrau und Schieferschwarz zum eigentlichen tiefen Schwarz, ferner durch Beimischung andern Tones durch Purpurblau, Violett, Purpurbraun, Schokoladenbraun, Hellbraun in Rot übergeht, während dieses durch verschiedene Stufen in Gelb und dieses wiederum durch Hellgelb, Gelbfahl, Isabell in Silberfahl, Rahm- und Silberweiß und Reinweiß übergeht." Es kommen die erwähnten fünf Grundfarben alle einzeln und in ihren Abstufungen als Farbe des gesamten Gefieders der demnach einfarbig erscheinenden Tauben vor, doch stimmen bei den einfarbig blauen Tauben gewöhnlich die einzelnen Gefiederabschnitte nicht im Tone überein.

Die Zeichnung, die schon bei der Felsentaube in Gestalt der beiden schwarzen Flügelbinden und der Schwanzbinde vorhanden ist, weicht in der verschiedensten Weise von jenem Stammtypus ab. Entweder schwinden die Flügelbinden ganz, oder ihr Schwarz

dehnt sich über die Flügeldeckfedern aus und bildet auf ihnen rundliche oder eckige Tupfen, oder es geht in Rot oder Weiß über. Das Weiß, das die Felsentaube auf dem Unterrücken und den Unterdeckfedern der Flügel hat, kann sich hier bei den Haustaubenrassen bis auf die entferntesten Körperteile erstrecken, wie ja gerade rein weiße Tauben ziemlich häufig sind. Die Zeichnung tritt beinahe in allen denkbaren Kombinationen auf, bald haben wir es mit größeren farbigen Flecken an den verschiedensten Teilen des Körpers zu tun, bald mit kleineren Flecken, die das Tier gesprenkelt oder getigert erscheinen lassen.

Neben der Gestalt und Zeichnung sind noch einige andere Eigenschaften Gegenstand der Züchtung geworden, so die Stimme bei den Trommeltauben, die Art des Fluges bei den Flugtauben und die allen Tauben in einem gewissen Grade zukommende Heimatsliebe, ferner die Lernfähigkeit und Ausdauer im Flug bei den Brieftauben.

Die Geschlechter der Haustauben unterscheiden sich im allgemeinen äußerlich so wenig, daß sich selbst erfahrene Züchter zuweilen täuschen können. Der Tauber hat meist einen stärkeren Körperbau und ist besonders auf dem Taubenboden leichter an seinem Gebaren zu erkennen, indem er der Täubin nachläuft und dabei anhaltend ruckst.

Die Haustauben erreichen ein verhältnismäßig hohes Alter. Zur Zucht taugen manche von ihnen bis zum zwölften Jahre, und man hat einzelne Exemplare von ihnen 30 Jahre lang lebend gehalten.

Die Felsen- und die Haustauben haben die gleichen Feinde, die Haustauben selbstverständlich mehr als die wild lebenden, weil diese ihre Feinde nicht nur besser kennen, sondern ihnen auch leichter entrinnen. In Mitteleuropa sind Marder, Wanderfalken und Habichte die schlimmsten Verfolger der Tauben, im Süden Verwandte dieser Räuber. Der Fluchtinstinkt der Tauben vor Raubvögeln nimmt zuweilen sonderbare Formen an. So sahen Naumann und E. v. Homeyer Feldflüchter, vom Wanderfalken verfolgt, sich in einen Teich, selbst in die See stürzen, sie sollen dabei sogar untergetaucht und an einer ganz andern, weit entfernten Stelle wieder aufgetaucht und weitergeflogen sein. Daß sich Haustauben oft in das Innere der Häuser flüchten und dabei Fensterscheiben zerbrechen, ist bekannt.

Wir gehen nun dazu über, die einzelnen Rassen der Haustauben etwas näher in Augenschein zu nehmen. Es wurde schon erwähnt, daß Dürigen 124 Rassen und Schläge unterscheidet; er stellt sie in folgende 10 Gruppen zusammen: Feld- und Farbentauben, Trommeltauben, Flugtauben oder Tümmler, Perücken- und Mähnentauben, Möwchen, Pfauentauben, Kropftauben, Orientalische oder Warzentauben, Riesentauben und Huhntauben.

Die Feld- und Farbentauben. „Zu dieser Gruppe zählen diejenigen Tauben, welche in Größe, Gestalt, Kopf- und Körperbau und zum Teil auch in der Färbung der wilden Fels- oder Feldtaube gleichen oder ihr wenigstens sehr nahe stehen. Ihre Auszeichnung besteht lediglich in den mannigfaltigen Färbungen.“ Dürigen teilt die Gruppe in vier Unterabteilungen, nämlich: einfarbige und geschuppte, farbige mit weißer Zeichnung, weiße mit farbiger Zeichnung und Gimpel. Diesen schließen sich noch einige aus dem Auslande zu uns gebrachte Rassen an. „Die Feldtauben suchen, ohne Einmischung seitens des Menschen, in wärmeren Strichen das ganze Jahr hindurch auf dem Felde ihr Futter, und bei uns schlagen sie sich auch, solange es geht, durch; fast alle anderen Tauben lassen sich in Volieren oder Schlägen (Böden) ohne Ausflug halten und züchten, die Feldtauben gedeihen nur dann recht, wenn sie frei ausfliegen können und sich wenigstens zum Teil unabhängig fühlen.“ Erst seit neuerer Zeit wird der einstmals gerade bei uns in Deutschland so sehr

gepflegten Farbentaubenzucht wieder etwas mehr Interesse entgegengebracht, nachdem sie eine Zeitlang sehr zurückgegangen war.

Die Ausgangsrasse dieser Gruppe bilden die blauen plattfüßigen Feldtauben, gewöhnlich schlechtweg Feldflüchter genannt, und deren Schläge. Diese Taube gleicht vollkommen der wilden Felsentaube und führt auch in vielen Gegenden ein völlig verwildertes Leben, indem sie in Mauerlöchern, Speichern, Dachgesimsen und dergleichen nistet und sich vom Menschen ganz fortgewöhnt hat. Daß sie sich dabei auch mit andersfarbigen Feldtauben und sogar mit Rassetauben vermischt, kann nicht wundernehmen. Wirklich rein gezüchtete blaue Feldtauben sind deshalb heute gar nicht mehr allzu häufig.

Von den Farbentauben sind die einfarbigen schon ein Erzeugnis fortgeschrittener Züchtung. Außer ihrem Hauptmerkzeichen, der Färbung in einer der oben angegebenen fünf Taubenfarben, haben sie vor allem schwarze Augen statt der gelben der Stammart, daneben noch Latschen an den Füßen und eine Nelke an der Schnabelwurzel. Zu den geschuppten Farbentauben sind die Eistauben, Porzellantauben, Lerchen (Taf. „Haustauben", 2) und Mehllichten zu rechnen. Unter den farbigen Tauben mit weißer Zeichnung fallen auf: die Starhalstauben mit einem schwarzweiß gesprenkelten, melierten Halbmond auf der Oberbrust, die Weißschwänze oder Bläschen mit weißem Schwanz, der auf der Unterseite einen farbigen Keil aufweist, und mit einem erbsengroßen weißen Stirnfleck, der Schnippe oder Bläße, ferner Pfaffentauben mit weißer Kopfplatte, Mäuser mit ganz weißem Kopf, Weißbrüster, Mönchtauben und Verkehrtflügel, letztere mit weißen Flügeln und farbigen Schulterdecken. Zu den weißen Tauben mit farbiger Zeichnung gehören die Mondtauben, Brüster, Latztauben, Farbenköpfe, Schnippen, Straßer (Taf. „Haustauben", 3), Storchtauben, Flügeltauben, Schwalben und Schildtauben. Die Gimpeltauben verdanken ihren Namen ihrer Färbung und Zeichnung, die etwa der eines Dompfaffen entspricht. — An diese Feld- und Farbentauben schließen sich noch an: die Locken- oder Strupptaube (Taf. „Haustauben", 5) mit gekräuselten und gelockten Flügeldecken, die Seidentaube mit seiden- oder haarartig zerschlissenem Gefieder, die aus Westgalizien stammende Luchstaube (Taf. „Haustauben", 4) mit einer an den Luchs erinnernden Tüpfelung und Schuppung der Flügel, die Libanons, aus Kleinasien und dem Libanongebiet, und die Lahoretaube aus Indien.

Die Trommeltauben. Während sich die Trommeltauben in Gestalt und Körperbau im allgemeinen nicht wesentlich von den Feld- und Farbentauben unterscheiden, zeichnen sie sich vor jenen durch ein Merkmal besonders aus, das ihnen auch ihren Namen geschaffen hat, nämlich durch ihre eigenartige Stimme. „Man bezeichnet die Stimme mit Trommeln, und es gibt wohl keinen bezeichnenderen Ausdruck für diese ununterbrochen fortrollenden Laute, die in ihrer Gesamtheit an das Getön einer etwas entfernt von uns bearbeiteten Trommel erinnern. — Je länger ein Täuber im Trommeln fortfährt und je öfter er es tagsüber wiederholt, desto wertvoller ist er; einige (fünf und mehr) Minuten muß das Rollen dauern. Dabei sei gleich bemerkt, daß es auch, namentlich unter den Altenburgern, Täubinnen gibt, welche dem Täuber nicht nachstehen. Ein guter Täuber soll nicht rucksen (wie andere Tauben), sondern, mag er aus Freude oder Erregung bei der Taube oder aus Ärger, Eifersucht bei Streitigkeiten seine Stimme erheben, gleich anfangen zu trommeln; allenfalls geht dem Wirbel ein kurzer Ansatz auf ‚ou' vorauf. Er trommelt im Sitzen und Stehen, Gehen und Anhüpfen, beim Tändeln und Treiben, Zanken und Streiten, selbst beim Putzen und Fressen."

Die hervorragendsten Leistungen mit der Stimme vollbringt die Altenburger oder

Sächsische Trommeltaube (Taf. „Haustauben", 6a). Während sie in ihrer ganzen äußern Erscheinung der blauen Feldtaube nahesteht, sind die Deutschen (Taf. „Haustauben", 6b) oder Russischen Trommeltauben größer, federreicher und niedriger gestellt. Ein schöner Vogel, aber mit weniger guter Stimme, ist die große Bucharische Trommeltaube mit reich entwickeltem, lockerem Gefieder. Am auffallendsten ist bei ihr die Nelke am Schnabel ausgebildet. Diese erhebt sich in Rosettenform auf dem Scheitel, wobei sich die Federn in einem Wirbel ausbreiten, so daß sie den Schnabel und seitlich die Augen bedecken und dort an die Haube stoßen, die, von langen Federn gebildet, ziemlich tief im Nacken sitzt und den Hinterkopf wie die Rosette einrahmt.

Die Flugtauben oder Tümmler (Taf. „Haustauben", 7—9). Diese aus Indien stammenden Tauben sind schon seit Tausenden von Jahren mit besonderer Sorgfalt gepflegt worden und bilden darum die an Rassen und Schlägen reichste Gruppe dieser Vögel überhaupt. Ihre Besonderheit liegt in der Art ihres Fluges. „Die Eigenart des Fluges der Tümmler, soweit diese nicht reine Ziertauben, wie ‚Altstamm und Almond', geworden sind, zeigt sich nämlich entweder in hohem und anhaltendem, elegantem Fliegen (Hochflieger- oder Jagetauben, Trupp- und Soloflieger), oder aber in einem Purzeln, d. h. einem Purzelbaumschlagen, respektive rückwärtigem Überschlagen beim Kreisen, Auf- und Absteigen (Purzler, Werfer, Kepler). Alle Flugarten bedürfen einer Dressur, und jede Tümmlerrasse geht bei Vernachlässigung der Übung in der Kunstfertigkeit zurück und führt schließlich aus eignem Antrieb gar keine Produktionen mehr aus. Wie und wann die Eigentümlichkeit des Purzelns entstanden, ob dieselbe als ein Zeichen des ‚Übermuts' der Tauben anzusehen, ob dieselbe auf einen Muskelkrampf oder auf eine Reizbarkeit des Nervensystems zurückzuführen ist, muß dahingestellt bleiben; sie ist eine sich vererbende Eigenschaft geworden, die aber nur betätigt wird, wenn die betreffenden Tauben vollkommen gesund, kräftig und eingeflogen, d. h. an den Schlag und dessen Umgebungen gewöhnt sind. — Bei der zweiten Gruppe, den Hochfliegern oder Jagetauben, erstreckt sich der Flug auf hohes und anhaltendes, elegantes Fliegen und Kreisen. Die Hochflieger müssen sofort nach dem Verlassen, beziehungsweise Öffnen des Schlages, ohne sich erst aufs Dach zu setzen, in weiten Spiralen zu bedeutender Höhe sich hinaufschrauben und dann oft stundenlang in jenen unmeßbaren Regionen des Luftmeeres, dem Auge oft nur als Punkte noch erkennbar, ihre gewandten, sicheren, eleganten Kreise ziehen und Schwenkungen ausführen. Die meisten Hochflieger sind Truppflieger (am berühmtesten die Danziger, Berliner und Wiener, die Braunschweiger, Holländer, Stralsunder, Dänen, Hamburger, Krakauer, Prager und Pester), welche, in Trupps (Stichen, Fluchten, Schwärmen) aufgelassen, ‚gejagt' oder ‚gestochen' werden und während des Fluges stets Stich halten, d. h. im geschlossenen Trupp steigen, kreisen und schwenken müssen, ohne daß sich einzelne Tauben vom Schwarm ablösen oder gar fallen. Diejenigen Hoch- und Dauerflieger, welche nicht in Trupps, sondern von Anfang an für sich ihre Flugkünste zeigen, nennt man Soloflieger; zu ihnen gehörten nur die Hannoveraner, Celler und Bremer Rasse."

Dürigen teilt die Gruppe der Flugtauben ein in Langschnäbelige Tümmler, Mittelschnäbel und Kurzschnäbel, und unterscheidet bei jeder dieser Abteilungen wieder glattfüßige und rauh-(feder-)füßige. In bezug auf die Färbung und Zeichnung ähneln viele dieser Tiere den Feld- und Farbentauben, indem es Einfarbige, Gescheckte, Gesprenkelte, ferner solche mit weißer Zeichnung und Farbige gibt. Sie sind aber sofort als Flugtauben zu erkennen an ihrem hellen, weiß- oder hellgrauen Perlauge mit rotem, graurotem oder grauweißem Hautrand sowie an ihrem hellen Schnabel. Zudem ist die ganze Figur in Anbetracht

ihrer Flugleistungen eine elegantere. Unter den Hochfliegern haben wohl die Danziger und Wiener die größte Ausdauer, indem sie 5—6 Stunden und mehr ununterbrochen in der Luft bleiben und dort oft in bedeutender Höhe, nach Berechnungen bis 4400 m hoch, kreisen.

Derselbe Autor stellt zu dieser Gruppe noch zwei Taubenrassen, die zwar im Bau etwas abweichen, sich aber ebenfalls durch einen ganz eigentümlichen Flug auszeichnen. Der Slenker, der besonders in den Niederlanden gezüchtet wird, vollführt so kräftige Flügelschläge, daß sich die Schwingen unter dem Körper berühren, und treibt sich mit ihnen hoch in die Lüfte, wo er dann anmutige Schlangenlinien beschreibt und oft lautlos in der Gestalt eines umgekehrten Dreiecks dahinschwebt. Die andere dieser Tauben, der ebenfalls aus den Niederlanden stammende Ringschläger, hat seinen Namen davon, daß der Täuber besonders beim Treiben der Täubin „im Kreise rechts und links über ihr herumfliegt und bei jeder kurzen Wendung die Flügel laut klatschend zusammenschlägt", weshalb man diesen Vogel auch Klatschtaube nennt.

Die Perücken- und Mähnentauben. Zu dieser Gruppe werden nur zwei Taubenrassen gezählt, die Perückentaube, mit einem „gemönchten" und einem einfarbigen Schlag, und der Schmalkaldener Mohrenkopf.

Die Perücken-, Schleier- oder Kapuzinertaube (Taf. „Haustauben", 10) hat einen schlanken, möglichst kleinen Körper mit langem Hals, und als Hauptmerkmal eine gescheitelte Perücke von dichten, langen, in der Hauptsache von unten nach oben gerichteten Federn. Ihre kurzen Füße sind nackt. Des prächtigen Äußeren und der graziösen Haltung wegen wird die Perückentaube vielfach gezüchtet, zumal sie außer für ihre eigne Nachkommenschaft auch für fremde Junge als sogenannte Amme sorgt.

Obwohl die Zucht des Schmalkaldener Mohrenkopfes oder der Mähnentaube weit schwieriger ist, erfreut sich diese Taube doch wegen ihres schönen Aussehens einer großen Beliebtheit. Sie ist etwas kräftiger als die andere Rasse dieser Gruppe und hat niedrigere Füße mit starken Hosen und langen Latschen. Kopf und Schwanz sind schwarz gefärbt, alles übrige rein weiß. Die Mähne dieser Taube, die der Perücke der vorigen entspricht, aber nicht gescheitelt ist, entspringt lediglich am Genick und Hinterhals und zeichnet sich durch besonders weiche, lockere Federn aus.

Die Möwchen (Taf. „Haustauben", 11). Eine gemeinsame Eigentümlichkeit der Möwchen, Krausen- oder Kreuztauben ist ihre Kleinheit gegenüber anderen Taubenrassen. Ein glattes Gefieder bedeckt ihren kurzen und gedrungenen Körper; der kurze und dicke, in einem schönen Bogen nach abwärts gerichtete Schnabel trägt kräftige Nasenwarzen. Das Kennzeichen der Möwchen ist die vom Kinn bis zur Brustmitte herablaufende Kehlwamme und die Brustkrause, das Jabot. Die Kehlwamme wird durch eine dünne Hautfalte gebildet, die den Schnabel noch kürzer erscheinen läßt, als er ohnehin schon ist, während das Jabot durch weiche, lockerfahnige, gebogene oder aufgeworfene Vorderhals- und Oberbrustfedern zustande kommt und auf der Brust mit einem Wirbel endigt. Die Heimat der Möwchen ist wohl das innere Asien, von wo sie über Vorderasien und Nordafrika zu uns gelangten. Dürigen unterscheidet zwei Untergruppen, je nachdem die Tiere glatte oder befiederte Füße haben, und zählt acht Rassen. Das reizende Ägyptische Möwchen ist die kleinste und zierlichste aller Haustauben; es soll von der Schwanzspitze bis zur Schnabelspitze höchstens 26—28 cm messen.

Die Pfauentauben (Taf. „Haustauben", 12). Dürigen stellt an das Äußere dieser allenthalben beliebten, aus Ostindien stammenden Ziertauben folgende Anforderungen:

„Die Größe der Taube sei so gering als möglich, die Gestalt kurz zusammengeschoben, an die Japanischen Bantams erinnernd, mit ganz eigenartiger Stellung und Haltung: in der Ruhe allerdings lässig erscheinend, den Schwanz niedergelegt, im Affekt aber, in der Erregung „trägt" die Taube prächtig: der Schwanz mit seinen Deckfedern senkrecht aufgerichtet, der lange, beständig zitternde Schlangen- oder Schwanenhals in einem schönen Bogen so weit rückwärts gewendet, daß der Hinterkopf an den Schwanz oder über die Schwanzwurzel zu liegen kommt, während die Schnabelspitze wiederum an die Federn der hoch emporgehobenen und vorgestreckten (und durch eine dabei sich bildende Längsrinne gespalten erscheinenden) Brust heranreichen soll, die gesenkten Schwingen unter dem Schwanz liegend und die in ihrem Schwerpunkt verrückte, beziehungsweise fast auf dem Steiß sitzende Taube stützend; im Gehen auf die Zehenspitzen erhoben." Der zu einem senkrechten Rad aufgerichtete Schwanzfächer ist die größte Zierde der Pfauentaube. Er wird gebildet von 24—36 langen und breiten Federn und hat durch seine starke Entwickelung zu einer Verkümmerung der Bürzeldrüse beigetragen, während die Zahl der Schwanzwirbel um einen oder zwei vermehrt ist. Der Färbung nach gibt es einfarbig Weiße, Rote, Gelbe und Farbige in zahlreichen Varietäten.

Die Kropftauben. Diese in Deutschland seit alter Zeit zu den beliebtesten Rassen zählenden Tauben verdanken ihren Namen der ungewöhnlichen Ausdehnung ihres Kropfes. Vor allem die Täuber, in geringerem Grade aber auch die Täubinnen, pflegen den Kropf durch Einblasen von Luft kugelförmig anschwellen zu lassen und ihn längere Zeit hindurch in diesem Zustande zu erhalten. Der Kopf, der Schnabel und die Augen gleichen denen der Feldtauben, dagegen unterscheiden sich die einzelnen Rassen und Schläge außer durch ihre Färbung und Zeichnung durch die Länge ihrer Beine und ihre Körpergröße überhaupt, so daß Dürigen sie in vier Untergruppen einordnet: in kurzbeinige Großkröpfer, hochbeinige Großkröpfer, hochbeinige Zwergkröpfer und kurzbeinige Zwergkröpfer. Zu den Großkröpfern gehört unter andern der deutsche Kröpfer mit kurzen und nackten Beinen, der etwas plump erscheint gegen den ebenfalls hierher zu rechnenden schlanken, hoch aufgerichteten englischen Kröpfer, dessen aufgeblasener Kropf eine vollständige Kugel bildet (Taf. „Haustauben", 13). Diese schöne Taube hat lange befiederte Beine und hält die langen schmalen, dicht auf den Schwanz gelegten Flügel fest geschlossen. Ihre Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze beträgt 46—50 cm, die Flügelspannung etwa 50 cm. Es gibt einfarbig Weiße und sogenannte „Geherzte", bei denen sich ein weißer Halbmond, das Herz, quer über den Kropf legt. Der französische Kröpfer ähnelt dem englischen, etwas weniger schlank sind der holländische und der pommersche Kröpfer. Unter den Zwergkröpfern fällt der Amsterdamer Ballonkröpfer durch seine kurze und niedrige Gestalt auf, die durch die Gewohnheit, den Hals mit dem großen kugeligen Kropf nicht nur auf dem Boden, sondern auch im Fluge ganz hintenüber gelegt zu tragen, noch eigenartiger erscheint.

Die Orientalischen oder Warzentauben. Die zu dieser Gruppe gehörigen Tauben besitzen eine stark aufgetriebne, mit Wülsten oder Warzen umgebne Nasenhaut und breite, ebensolche Augenringe, einen starken, kegelförmigen Schnabel, einen glatten, breiten Kopf, unbefiederte Füße und sind meist einfarbig. Hierher sind zu rechnen die Indianer (Taf. „Haustauben", 16) und Türken, ferner die Bagdetten (Taf. „Haustauben", 14) mit sehr langem Schnabel und schlankem, gebognem Halse, ebenso die Karriers (Taf. „Haustauben", 15), Dragoner, Seglertauben und andere. Die wichtigste Rolle aber unter den Warzentauben spielen die Brieftauben.

Die Brieftauben-Zucht steht heute bei uns und auch in andern Ländern

in hoher Blüte. Überall gibt es Brieftaubenvereine, die sich in Deutschland zu einem großen Verband zusammengetan haben. Es wurde bereits erwähnt, daß schon in frühester Zeit die Menschen den Heimats- und Orientierungssinn der Tauben zu benutzen verstanden, um durch die zu ihrem gewohnten Aufenthaltsorte zurückkehrenden Vögel Botschaften von auswärts dorthin gelangen zu lassen. Diese im Altertum besonders im Orient und von den Kalifen von Bagdad sowie den Sultanen von Ägypten gepflegte Verwendung der Tauben gelangte auch nach Europa, geriet aber im Mittelalter etwas in Vergessenheit. Erst im 18. und 19. Jahrhundert begann man wieder, den Brieftauben mehr Interesse zuzuwenden, und da waren es besonders die großen Bankhäuser, die sich vor der Einführung des elektrischen Telegraphen der geflügelten Boten bedienten, um sich so die Nachrichten über das Steigen oder Fallen der Kurswerte am schnellsten übermitteln zu lassen. Im Jahre 1849 verkürzte das Reutersche Telegraphenbureau in London die Zeit, welche die Beförderung einer Depesche zwischen Berlin und Brüssel in Anspruch nahm, durch die Einrichtung eines regelmäßigen Taubenverkehrs zwischen Aachen und Brüssel, wo noch kein Telegraph existierte, um acht Stunden.

Ganz besonders wuchs das Interesse am Botentaubenwesen infolge der durch Tauben glücklich durchgeführten Beförderung von Nachrichten nach dem sonst gänzlich durch die belagernden deutschen Heere von der Außenwelt abgeschlossenen Paris im Kriege 1870/71. Während aus der belagerten französischen Hauptstadt Personen und Briefe sowie Depeschen durch Luftballons befördert wurden, erhielten die Pariser Kunde von den Vorgängen in der übrigen Welt und von ihren außerhalb befindlichen Angehörigen einzig und allein durch Brieftauben, die vornehmlich von Tours und Poitiers, wo man alle Nachrichten sammelte, abgelassen wurden, nachdem sie zum größten Teil von Ballons aus der Stadt mitgenommen worden waren. Da der Inhalt der Depeschen durch Photographie mikroskopisch klein auf dünne, äußerst leichte Häutchen übertragen wurde, von denen jede Taube bis zu 18 Exemplare mitnehmen konnte, so vermochte eine einzige Botentaube mehrere Tausende von Depeschen zu befördern. Von den etwa 300 Tauben, die während der Belagerung nach Paris entsandt wurden, und denen die Deutschen eifrig nachstellten, gelangten nur einige 70 an ihren Bestimmungsort, brachten aber doch 115000 verschiedene Depeschen mit. Dieser Erfolg gab den Anlaß zur ständigen Einführung von Brieftauben für militärische Zwecke in allen Kulturländern. So hat sich bei uns in Deutschland die Heeresverwaltung mit dem Verbande deutscher Brieftauben-Liebhabervereine in Verbindung gesetzt, und dieser verpflichtete sich, der Armee im Kriegsfall eine Anzahl für bestimmte Orte ausgebildete Tauben zur Verfügung zu stellen. Daneben aber hat man auch von rein militärischer Seite selbst die Zucht von Botentauben unternommen, die besonders auf den Flug von der Umgebung der Festungen nach diesen oder zwischen diesen und den Forts und Sperrforts eingeübt werden. Auch für den Schutz unserer Meeresküsten verspricht man sich trotz des elektrischen Telegraphen und der Funkspruchstationen viel von dem dort eingerichteten Brieftaubendienst. Schließlich sei hier noch erwähnt, daß heute auch die bemannten Ballons, die man zu wissenschaftlichen oder militärischen Zwecken steigen läßt, oft einige Brieftauben mit sich führen, um entweder schon unterwegs oder kurz vor der Landung Nachricht von sich geben zu können. — Es ist bekannt, daß die Depeschen den Tieren in kleine, äußerst leichte Hülsen eingeschlossen unter eine Schwanzfeder gebunden werden. Neuerdings benutzt man auch Kapseln aus Gummi und befestigt sie durch einen Gummiring am Bein der Taube.

Eine weitere, erst in neuester Zeit mit Erfolg versuchte Verwendung der Brieftauben

besteht darin, daß man von den Tieren Photographien einzelner Abschnitte der von ihnen überflogenen Gegenden herstellen läßt. Es sind kleine, äußerst leichte photographische Apparate konstruiert worden, die den Tauben an einem Bande um den Hals so befestigt werden, daß beim Fluge die Objektivöffnung nach unten sieht. Ein Uhrwerk löst dann nach einer vorher regulierten Zeitspanne den Verschluß aus, ein Vorgang, der sich in bestimmten Zeiträumen nach entsprechendem automatischen Filmwechsel wiederholt, so daß auf diese Weise eine Serie von Landschaftsbildern aus der „Vogelschau" entsteht.

Als Brieftauben wurden zunächst vornehmlich zwei Rassen gezüchtet, die Antwerpener Brieftaube (Langschnabel) und die Lütticher Kurzbectaube (Kurzschnabel), man benutzt aber heutzutage meistens die zahlreichen Misch- und Übergangsformen zwischen beiden. Die Antwerpener Brieftaube (Taf. „Haustauben", 19), hervorgegangen aus der Kreuzung von Bagdetten, namentlich Karriers, mit Tümmlern, ist ein ziemlich großer, eleganter Vogel, dessen einzelne Körperteile ihn durch ihre Schlankheit wohl unterscheiden von den Angehörigen der andern Rasse. Der Schnabel dieser Taube ist lang und gerade. Kleiner und gedrungener ist die Lütticher Kurzbectaube; sie ähnelt mehr den Möwchen, aus deren Kreuzung mit Tümmlern sie entstand. Ihr Schnabel ist kurz und stark; auf seiner Unterseite ist hin und wieder noch ein Rest der Kehlwamme des Möwchens zu finden. Mehr zu Ausstellungszwecken wurde die Schaubrieftaube gezüchtet (Taf. „Haustauben", 20). Durch entsprechende Kreuzungen hat man nun für die Zwecke des Botenflugs ganz besonders geeignete Tauben erzielt. Man fordert eine schnittige Figur, bei der alles Sehne und Nerv ist, wie man zu sagen pflegt; die Brust muß breit und leicht gewölbt sein, der Hals kräftig und mittellang, die Flügel stark und fest geschlossen, ebenso der Schwanz, die Füße unbefiedert. Das Gefieder soll kurz und eng anliegend sein und stumpfe, harte Farben aufweisen. Dem ganzen Körperbau nach muß die Brieftaube befähigt sein, nicht nur äußerst schnell und gewandt und ausdauernd zu fliegen, sondern auch den Unbilden der Witterung, dem Wind usw., einen genügenden Widerstand zu leisten. Während die Antwerpener Taube schneller fliegt, aber empfindlicher gegen schlechtes Wetter ist, läßt sich die Lütticher durch solche Hindernisse nicht so leicht beeinflussen; durch richtige Kreuzungen hat man die Vorteile beider möglichst zu vereinen gesucht. Viel wichtiger als diese physischen Merkmale sind natürlich diejenigen Eigenschaften des Nervensystems und der Sinnesorgane, auf denen die wundervolle Fähigkeit der Brieftauben beruht, den Heimweg zu finden, — eine Gabe, die schon den wilden Tauben in gewissem Grade zukommt, durch zielbewußte Züchtung aber gesteigert worden ist und bei den edelsten Rassen ganz erstaunlich hohe Grade erreicht: vermögen doch Brieftauben aus einer Entfernung von 800 km und mehr in ihre Heimat zurückzukehren.

Welche Art von Sinnesreizen die Vögel dabei leitet, ist noch keineswegs klar durchschaut. Sehr verbreitet ist die Meinung, daß die Brieftanbe, mit gutem Ortsgedächtnis und äußerst scharfen Augen begabt, ihren Heimatsschlag auf weite Entfernungen erblickt und erkennt, und, wo es sich um größere Distanzen handelt, daß sie durch charakteristische Punkte der dazwischen gelegenen Landschaft, die sie sich eingeprägt hat, geleitet wird. Hierfür spricht in der Tat die bekannte Erfahrung, daß die jungen Brieftauben von den Züchtern etappenweise auf größere Entfernungen eingeübt werden müssen: erst fliegen sie in Sicht des Taubenschlages auf, dann in gleicher Richtung ein paar Kilometer weiter, hierauf aus 20, 30, 50, 100, 200 und 300 km Entfernung. Allein Thauziès hat in jüngster Zeit unwiderlegbar nachgewiesen, daß die Erinnerung an optische Landschaftsbilder nicht die Quelle der Heimkehrfähigkeit der Brieftauben ist. Wohl müssen die jungen Tauben in der Regel

etappenweise eingeübt werden; aber was sie dabei kennen lernen, ist die Kunst des Distanzfliegens an sich, nicht das Bild der Landschaft. Denn läßt man Tauben, die in der Richtung von Nord nach Süd aus 500 km Entfernung heimzukehren gelernt haben, in der gleichen Entfernung südlich von ihrem Schlage in völlig fremder, nie besuchter Gegend frei, so sind sie bei gutem Wetter in 8—9 Stunden bestimmt daheim. Auch sind Fälle bekannt, wo Brieftauben ohne jede Übung nach ihrer Heimat zurückgefunden haben. Ein Herr Dufolier brachte zwei Tauber, die bis dahin ohne irgendwelche Dressur umhergeflogen waren, von Paris nach dem in gerader Linie 400 km entfernten Bonrecueil in Périgord, wo sie, eingesperrt in einem großen Taubenhause, sich paarten und Junge erzielten. In dem Glauben, daß die Tauber nunmehr durch Anhänglichkeit an ihre Familie sicher zurückgehalten würden, ließ Herr Dufolier sie frei. Aber beide entflogen, der eine am Morgen des gleichen Tages, der andere am Abend, nach Paris. Übrigens bemerkt Thauziès, daß die Brieftauben sich auf der Reise niemals höher als 300 m über den Boden erheben; gleichfalls ein Zeichen, daß Fernsicht als Orientierungsmittel nicht in Frage kommt. — Ebenso falsch ist die andere Hypothese, nach der die Brieftauben während des Transportes zum Abflugsort sich alle Biegungen und Knickungen des zurückgelegten Weges und die Länge der Teilstrecken merken und so über die Richtung, in der der heimische Schlag gelegen ist, jederzeit informiert sein sollen. Denn während des Transportes auf größere Entfernungen, besonders in der Nacht, schlafen die Tauben und können, wie Thauziès mit Recht bemerkt, die Einzelheiten ihres Weges nicht registrieren. Selbst eine Taube, die man in chloroformiertem Zustande 100 km weit in eine ihr unbekannte Gegend gebracht hatte, fand sich ohne die geringste Schwierigkeit heim. — Nach Thauziès hat gegenwärtig nur die eine Erklärung Wahrscheinlichkeit, daß die Brieftauben auf eine uns noch nicht näher begreifliche Weise durch magnetische Ströme, Kraftlinien oder ähnliches orientiert werden. Gerade darum sind sie auf eine gewisse Nähe des Erdbodens angewiesen. Auch hängt es damit zusammen, daß die Leistungsfähigkeit der Tauben in hohem Maße vom Wetter beeinflußt wird: nur bei ruhiger Luft und klarem Himmel entfalten sie ihre ganze Kunst, während sie bei trübem oder windigem Wetter Mühe haben, die Richtung zu finden, bei Regen oder Gewitter aber überhaupt nicht zum Abflug zu bewegen sind.

Die Geschwindigkeit des Reisefluges einer guten Brieftaube beträgt im Durchschnitt 1 km in der Minute, doch wird bei günstigem Wind auch die doppelte Entfernung zurückgelegt. Um die Tauben sicher an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen, darf die Entfernung nicht über 300 km betragen. Es sind aber schon Tauben, allerdings mit großen Verlusten, über 1000 km geflogen.

Daß die Vorliebe der Tauben für ihren Heimatsort direkt benutzt wird, um der Bevölkerung eine Unterhaltung zu bieten, geht aus folgender Schilderung Schiltbergers hervor.

Unter den zu Valencia gehaltenen Tauben zeichnen sich besonders die sogenannten Razatauben durch ihre Anhänglichkeit an ihre Heimat aus: Sie kehren nicht nur aus einer Entfernung von 10—12 Leguas (zu 6,5 km), sondern sogar nach 2 oder 3 Jahren immer wieder nach Hause zurück. Da sich indessen diese Eigenschaft nicht bei allen mit gleicher Stärke und gleicher Dauer äußert, so veranstaltet man „Taubenproben" und Taubenwetten, die mit allgemeinem enthusiastischen Interesse verfolgt werden. Zu diesem Zwecke geben zwei Eigentümer eine gleiche Anzahl junger, 28 Tage alter Tauben her. Diese werden in einen dritten Taubenschlag getan, wo man sie mit hinlänglichem Futter versieht und 4—5 Tage völlig in Ruhe läßt. Kaum sind sie aber ein wenig eingewöhnt, so jagt man sie täglich auf einige Stunden zum Schlage heraus und setzt diese Übung bis zum 15. Tage fort.

Jetzt werden sie eine Legua weit in einem Bauer transportiert, um an dem bestimmten Orte plötzlich losgelassen zu werden. Die Wette gewonnen hat natürlich der Besitzer, von dem die meisten Tauben wieder zurückgekommen sind; würde indessen die Anzahl gleich befunden, so werden die vorigen Übungen auf einige Tage erneuert und Anstalten zu einer zweiten Probe gemacht. Fällt auch diese noch nicht entscheidend aus, so werden Übungen und Proben zum dritten, vierten und fünften Male, doch in immer größeren Entfernungen, oft bis zu 12 Leguas, wiederholt.

Eine zweite Art dieser Taubenproben wird mit ganzen Flügen und in den Städten selbst gemacht. Zu diesem Ende jagen zwei Nachbarn ihre sämtlichen Tauben zum Schlage heraus, so daß eine Vermischung unvermeidlich ist. Um indessen die Unordnung noch größer zu machen, fangen beide Parteien mit Hilfe der übrigen Nachbarn ein abscheuliches Klatschen, Klappern, Schreien und Schießen an, wodurch ein Flug zwischen den andern getrieben und fast jedes Paar voneinander getrennt werden muß. Plötzlich tritt nun der Augenblick der Probe und der Entscheidung von tausend Wetten ein. In der Minute nämlich, wo die Vermischung und Verwirrung der beiden Teile aufs höchste gestiegen ist, lockt auf einmal jeder Besitzer den seinigen mit dem gewöhnlichen Signale in den Schlag zurück. Die ganze durcheinander wirbelnde Taubenwolke teilt sich nun zunächst in einzelne Haufen, nachher in zwei große Flüge, wovon ein jeder seine Heimat zu erreichen sucht.

Dürigen fügt der Gruppe der Orientalischen Tauben anhangsweise noch eine etwas abweichende Taubenrasse, die Eichbühler Taube, hinzu. Sie zeichnet sich durch einen langen, flachen Kopf aus, hat einen starken, stumpfen, geraden Schnabel und große vorstehende, dunkelbraune Augen, die von einem schmalen silbergrauen Ring umgeben sind. Das derbe Gefieder des an Größe etwa einer kleineren Brieftaube gleichkommenden Vogels ist stets blau.

Die Riesentauben. Diese schwerfälligen, größten aller Haustauben werden besonders in Frankreich gezüchtet. Ihr Körper ist lang, ähnelt aber dem der Feldtauben. Vom Schnabel bis zur Schwanzspitze maß Dürigen bei einem Täuber 55,5 cm, als Flügelspannung 105 cm, und das Gewicht eines guten Täubers beträgt nach diesem Autor, kropfleer, 1—1,25 kg, das einer Täubin etwa 200 g weniger. Das nur lose am Körper liegende Gefieder läßt die Taube noch umfangreicher erscheinen, als sie so schon ist; es ist meist einfarbig, manchmal auch gesprenkelt. Die Gruppe umfaßt zwei Rassen, die Römer (Taf. „Haustauben", 17) mit glattem Kopf und die Montaubantauben mit Haube und gewöhnlich weißem Gefieder.

Die Huhntauben. In diese letzte Haustaubengruppe gehören Tauben, die sich durch ihre huhnartige Gestalt auffällig von allen anderen unterscheiden. Die Urheimat dieser Vögel ist das südliche Asien, von wo sie nach Europa, und zwar zunächst nach den Mittelmeerländern, gelangten. Die ziemlich großen Tiere haben einen verhältnismäßig kurzen, aber breiten Rumpf, einen langen, gebognen Hals, kurze, kräftige Flügel, hohe, starke und nackte Beine und tragen den kurzen Schwanz nach Hühnerart aufrecht. Von einzelnen Rassen dieser guten Fleisch- und Zuchttauben sind zu nennen: die Malteser (Taf. „Haustauben", 18), Hühnerschecken, Florentiner Tauben und Modeneser.

Zu der Unterfamilie der Baumtauben gehört ferner die hochberühmte amerikanische Wandertaube, Ectopistes migratorius *Linn.*, die einzige Vertreterin der Gattung der Schweiftauben (Ectopistes *Swains.*). Sie ist kräftig gebaut, hat langen Hals und kleinen Kopf, ihr Schnabel ist mittellang, ziemlich dünn, gerade, der Lauf kurz, aber



Wandertaube.

kräftig, kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel, der Flügel lang, zugespitzt, in ihm die zweite Schwinge die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz länger als die Flügel und mit Ausnahme seiner beiden etwas verkürzten Mittelfedern abgestuft. Die allgemeine Färbung ist schieferblau, die der Unterseite rötlichgrau; die Halsseiten schillern purpurviolett, der Bauch und die Afterdecken sind weiß, die Schwingen schwärzlich, weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern schwarz, die seitlichen lichtgrau, an der Wurzel der Innenfahne mit einem braunroten und einem schwarzen Fleck gezeichnet. Die Iris ist glänzend rot, der Schnabel schwarz, der Fuß blutrot. Bei dem etwas kleineren Weibchen herrscht Aschgraubraun, auf dem Rücken und Bürzel Weißlichgrau vor; die mittleren Schwanzdeckfedern sind rotbraun. Die Länge beträgt beim Männchen 42, beim Weibchen 39, die Breite 65 und 60, die Flügel- und Schwanzlänge je 21 cm.

Von der Hudsonbai an bis zum Golf von Mexiko und von den Felsengebirgen an bis zur östlichen Küste fand sich bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Wandertaube, die sich auch einige Male nach England verflogen haben soll, in allen Staaten Nordamerikas, aber keineswegs überall in gleicher Menge. In den östlicheren Staaten trat sie früher in größeren Massen auf, und dorther stammen auch die von den glaubwürdigsten Beobachtern der damaligen Zeit ausgehenden Erzählungen über sie, die im Auge manches Europäers ins Reich der Fabel zu gehören scheinen, weil er vernehmen muß, daß in Nordamerika die Züge wilder Tauben die Sonne verfinsterten, meilengroße Wälder mit ihrem scharfen Kot verdarben, daß starke Äste unter ihrer Last niederbrachen, daß sie einer zahlreichen Menschenmenge, großen Schweineherden und einer Unzahl von Raubtieren wochenlang Nahrung boten und gleichzeitig in Wald und Feld wirklich furchtbaren Schaden tun konnten.

Wie Audubon sagt, bewegt sich die Wandertaube mit außerordentlicher Schnelligkeit und treibt sich mittels rasch wiederholter Flügelschläge durch die Luft. Sie fliegt oft im Kreise umher, mit beiden im Winkel erhobenen Flügeln sich in der Schwebe erhaltend, bis sie sich niederläßt. Dann schlägt sie die Vorderenden der Schwingen aneinander und verursacht dadurch ein bis auf 30 oder 40 m vernehmbares Geräusch. Bevor sie sich setzt, bricht sie die Kraft des Fluges durch wiederholte Flügelschläge, um einen Zweig ruhig erfassen oder mit den Füßen auf dem Boden landen zu können.

Die Wanderungen dieser Vögel geschehen ausschließlich der Nahrung halber, nicht um der Winterstrenge nördlicher Breiten zu entrinnen oder um einen passenden Platz zum Brüten zu suchen. Ihre außerordentliche Flugkraft setzt sie in den Stand, im Fliegen Erstaunliches zu leisten. Dies ist erprobt worden durch viele in Amerika wohlbekannte Tatsachen. Man tötete in der Umgebung New Yorks Wandertauben, deren Kropf mit Reis gefüllt war, den sie doch nur in den Feldern Georgias und Carolinas verzehrt haben konnten. Da ihre Verdauung so rasch vor sich geht, daß das eingenommene Futter in 12 Stunden völlig zersetzt ist, mußte man schließen, daß sie zwischen 300 und 400 (englische) Meilen binnen 6 Stunden oder 1 Meile in 1 Minute zurückgelegt hatten. Hiernach könnten sie bei gleicher Geschwindigkeit in weniger als drei Tagen nach Europa gelangen. Diese Flugkraft wird unterstützt durch große Sinnesschärfe, die sie befähigt, bei ihren raschen Flügen das Land unter sich abzusuchen und ihr Futter mit Leichtigkeit zu entdecken. Über eine unfruchtbare Gegend streichen sie in hoher Luft dahin, während sie da, wo die Gegend waldig und nahrungversprechend war, sich oft herniedersenken.

„Im Herbste 1813", berichtet Audubon, „als ich einige Meilen unter Hardensburgh am Ohio über die dürren Ebenen reiste, bemerkte ich einen Zug Wandertauben, der von

Nordosten nach Südwesten eilte. Da mir ihre Anzahl größer erschien, als ich sie jemals vorher gesehen hatte, kam mich die Lust an, die Züge, die innerhalb einer Stunde im Bereiche meines Auges vorüberflogen, zu zählen. Ich stieg deshalb ab, setzte mich auf eine Erhöhung und machte mit einem Bleistifte für jeden vorübergehenden Zug einen Tupfen aufs Papier. In kurzer Zeit fand ich, daß das Unternehmen nicht auszuführen war: denn die Vögel erschienen in unzählbarer Menge. Ich erhob mich also, zählte die Tupfen und fand, daß ich in 21 Minuten deren 163 gemacht hatte. Ich setzte meinen Weg fort; aber die Massen vermehrten sich immer stärker. Die Luft war buchstäblich mit Tauben erfüllt und die Nachmittagssonne durch sie verdunkelt wie bei einer Finsternis. Der Unrat fiel in Massen wie Schneeflocken herab, und das Geräusch der Flügelschläge übte eine einschläfernde Wirkung auf meine Sinne. Während ich in Youngs Wirtschaft am Zusammenflusse des Salt River mit dem Ohio auf mein Mittagessen wartete, sah ich noch unermeßliche Legionen vorüberziehen, in einer Breite, die sich vom Ohio bis zu den in der Ferne sichtbaren Waldungen erstreckte. Nicht eine einzige dieser Tauben ließ sich nieder; aber in der ganzen Umgegend gab es auch keine Nuß oder Eichel. Demgemäß flogen sie so hoch, daß verschiedene Versuche, sie mit meiner vortrefflichen Büchse zu erreichen, vergeblich waren: die Schüsse störten sie nicht einmal. Unmöglich ist es, die Schönheit ihrer Luftschwenkungen zu beschreiben, wenn ein Falke versuchte, eine aus dem Haufen zu schlagen. Mit einem Male stürzten sie sich dann unter Donnergeräusch, in eine feste Masse zusammengepackt, wie ein lebendiger Strom hernieder, drängten dicht geschlossen in welligen und scharfwinkligen Linien vorwärts, fielen bis zum Boden herab und strichen über ihm in unvergleichlicher Schnelle dahin, stiegen dann senkrecht empor, einer mächtigen Säule vergleichbar, und entwickelten sich, nachdem sie die Höhe wieder erreicht, zu einer Linie, gleich den Gewinden einer ungeheuern, riesigen Schlange.

„Es war höchst anziehend, zu sehen, daß ein Schwarm nach dem andern genau dieselben Schwenkungen ausführte wie der vorhergehende. Wenn z. B. ein Raubvogel an einer gewissen Stelle unter einen solchen Zug gestoßen hatte, beschrieb der folgende an derselben Stelle die gleichen Winkelzüge, Krümmungen und Wellenlinien, die der angegriffene Zug in seinem Bestreben, der gefürchteten Klaue des Räubers zu entrinnen, durchflogen hatte.

„Vielleicht ist es nicht unnütz, eine Schätzung aufzustellen von der Anzahl der Tauben, die ein solcher Schwarm enthält, und von der Menge der Nahrung, die er vertilgt. Nimmt man an, daß der Zug eine Meile breit ist (was durchaus nicht übertrieben genannt werden darf), und daß er bei der angegebenen Schnelligkeit ununterbrochen drei Stunden währt, so erhält man ein Parallelogramm von 180 englischen Geviertmeilen. Rechnet man nun nur zwei Tauben auf den Geviertmeter, so ergibt sich, daß der Zug aus 1115136000 Stück Wandertauben besteht. Da nun jede Taube täglich ein halbes Pint an Nahrung bedarf, braucht der ganze Zug eine Menge von 8712000 Bushels täglich.“ Wilson stellt eine ähnliche Rechnung auf und gelangt zu dem Ergebnisse, daß ein Schwarm über zwei Milliarden Tauben enthält und täglich 17424000 Bushels Körnerfutter bedarf.

„Sobald die Tauben Nahrung entdecken“, erzählt Audubon weiter, „beginnen sie zu kreisen, um das Land zu untersuchen. Während ihrer Schwenkungen gewährt die dichte Masse einen prachtvollen Anblick. Je nachdem sie ihre Richtung wechseln und die obere oder untere Seite dem Beobachter zukehren, erscheinen sie bald blau, bald purpurn. So ziehen sie niedrig über den Wäldern dahin, verschwinden zeitweilig im Laubwerk, erheben sich wieder und streichen in höheren Schichten fort. Endlich lassen sie sich nieder; aber im nächsten Augenblicke erheben sie sich, plötzlich erschreckt, unter donnerähnlichem Dröhnen

und vergewissern sich fliegend über die vermeintliche Gefahr. Der Hunger bringt sie jedoch bald wieder auf den Boden herab. Sobald sie gefußt haben, sieht man sie emsig die welken Blätter durchstöbern, um nach der herumliegenden Eichelmast zu suchen. Unabläßig erheben sich einzelne Züge, streichen über die Hauptmasse dahin und lassen sich wieder nieder; dies geschieht aber in so rascher Folge, daß der ganze Zug beständig zu fliegen scheint.

„Betrachten wir nun einen der Schlafplätze, meinetwegen den an dem Grünen Fluß in Kentucky, den ich wiederholt besucht habe! Er befand sich in einem hochbestandenen Walde, der nur wenig Unterwuchs hatte. Ich ritt 40 Meilen in ihm dahin und fand, da ich ihn an verschiedenen Stellen kreuzte, daß er mehr als drei Meilen breit war. Als ich ihn das erstemal besuchte, war er ungefähr seit 14 Tagen von Wandertauben als Schlafplatz benutzt worden. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam ich an. Wenige Tauben waren zu sehen; aber viele Leute mit Pferden und Wagen, Gewehren und Schießvorrat hatten sich rings an den Rändern aufgestellt. Zwei Landwirte hatten über 300 Schweine mehr als 100 Meilen weit hergetrieben, in der Absicht, sie mit Taubenfleisch zu mästen. Überall sah man Leute beschäftigt, Tauben einzusalzen, und allerorten lagen Haufen von erlegten Vögeln. Der herabgefallene Mist bedeckte den Boden mehrere Zentimeter hoch in der ganzen Ausdehnung des Schlafplatzes so dicht wie Schnee. Viele Bäume, deren Stämme etwa 60 cm im Durchmesser hatten, waren niedrig über dem Boden abgebrochen, und die Äste der größten und stärksten herabgestürzt, als ob ein Wirbelsturm im Walde gewütet hätte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Anzahl der Vögel, die hier gehaust hatten, eine über alle Begriffe große gewesen sein mußte. Als der Zeitpunkt des Eintreffens der Tauben herannahte, bereiteten sich deren Feinde fast ängstlich auf ihren Empfang vor. Viele erschienen mit eisernen Töpfen, die Schwefel enthielten, andere mit Kienfackeln, wieder andere mit Pfählen, die übrigen mit Gewehren. Die Sonne war unseren Blicken entschwunden, und noch nicht eine einzige Taube war erschienen; aber alles stand bereit, und aller Augen schauten auf zum klaren Himmel, der zwischen den hohen Bäumen hindurchschimmerte. Plötzlich vernahm man den allgemeinen Schrei: ‚Sie kommen‘. Und sie kamen, obgleich noch entfernt, so doch mit einem Dröhnen, das an einen durch das Takelwerk brausenden Schneesturm erinnerte. Als sie wirklich da waren, und der Zug über mir wegging, verspürte ich einen heftigen Luftzug. Tausende von Tauben wurden rasch von den Männern mit den Pfählen zu Boden geschlagen, aber ununterbrochen stürzten andere herbei. Jetzt wurden die Feuer entzündet, und ein großartiges, ebenso wundervolles wie entsetzliches Schauspiel bot sich den Blicken. Die Tauben, die zu Tausenden ankamen, ließen sich allerorten nieder, bis um die Äste und Zweige der Bäume sich feste Massen gebildet hatten. Hier und da brachen die Äste unter ihrer Last, stürzten krachend nieder und vernichteten Hunderte der darunter sitzenden Vögel, ganze Klumpen von ihnen zu Boden reißend. Es war ein Auftritt der Verwirrung und des Aufruhrs. Ich fand es gänzlich unnütz, zu sprechen oder auch den mir zunächst Stehenden zuzuschreien. Bemerkte man doch selbst das Abfeuern der Gewehre meist nur an dem Aufblitzen des Pulvers!

„Niemand durfte wagen, sich auf den Schauplatz der Verheerung zu begeben. Die Schweine waren in einen Pferch gebracht worden; denn ihr Geschäft, die Toten und Verwundeten aufzulesen, sollte erst am nächsten Morgen beginnen. Schon war es Mitternacht, und noch fortwährend kamen die Tauben, noch immer zeigte sich keine Abnahme. Der Aufruhr währte die ganze Nacht hindurch fort. Ich war begierig, zu erfahren, auf wie weit hin man den Lärm vernehmen könne, und sandte deshalb einen Mann ab, dies zu erforschen,

Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß er drei Meilen vom Orte noch alles deutlich gehört habe. Erst gegen Tagesanbruch legte sich das Geräusch einigermaßen. Lange bevor man einen Gegenstand unterscheiden konnte, begannen die Tauben bereits wegzuziehen, und zwar in einer ganz andern Richtung, als sie gekommen waren. Bei Sonnenaufgang waren alle verschwunden, die noch fliegen konnten. Nun vernahm man die Stimme der Wölfe, der Füchse, der Luchse, des Kuguars, der Bären, Waschbären und Beuteltiere, die unten umherschnüffelten, während Adler und eine Menge von Geiern sich einfanden, um mit ihnen die Beute zu teilen. Jetzt begannen auch die Urheber der Niederlagen die toten, sterbenden und verstümmelten Tauben aufzulesen. Sie wurden auf Haufen geworfen, bis jeder so viele hatte, wie er wünschte; dann ließ man die Schweine los, um den Rest zu vertilgen."

Genau dieselbe Schlächterei fand auf den Brutplätzen der Wandertaube statt. „Das Brutgeschäft der Wandertaube", erzählt Audubon ferner, „und die Plätze, die zu diesem Zwecke gewählt werden, sind der Beachtung wert. Die Fortpflanzung hängt nicht gerade von der Jahreszeit ab; aber der gewählte Platz ist immer ein solcher, der leicht zu erlangende Nahrung im Überflusse enthält und in genügender Nähe vom Wasser liegt. Waldbäume von großer Höhe tragen die Nester. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Jungen regelmäßig ein Pärchen sind. Die Alten füttern ihre Sprosse, bis diese sich selbst ernähren können; dann verlassen sie die Eltern und bilden bis zu ihrer Reife gesonderte Schwärme. Nach 6 Monaten sind sie fortpflanzungsfähig."

Wilson schildert den Brutplatz ausführlicher. „Wenn die brütenden Wandertauben einen Wald länger im Besitze gehabt haben, bietet er einen überraschenden Anblick dar. Der Boden ist mit Mist bedeckt, alles weiche Gras und Buschholz zerstört. Massen von Ästen liegen unten wirr durcheinander, und die Bäume selbst sind in einer Strecke von mehr als tausend Acker so völlig kahl, als ob sie mit der Axt behandelt worden wären. Die Spuren einer solchen Verwüstung bleiben jahrelang sichtbar, und man stößt auf viele Stellen, wo in mehreren nachfolgenden Jahren keine Pflanze zum Vorschein kommt. Die Indianer betrachten solchen Brutplatz als eine wichtige Quelle für ihren Wohlstand und Lebensunterhalt. Sobald die Jungen völlig ausgewachsen sind, erscheinen die Bewohner der umliegenden Gegenden mit Wagen, Betten und Kochgerätschaften, viele vom größten Teile ihrer Familie begleitet, und bringen mehrere Tage auf dem Brutplatze zu. Augenzeugen erzählten mir, das Geräusch und Gekreisch in den Wäldern sei so arg gewesen, daß die Pferde scheu geworden wären und keiner dem andern, ohne ihm ins Ohr zu schreien, sich hätte verständlich machen können. Der Boden war bedeckt mit zerbrochenen Ästen, herabgestürzten Eiern und Jungen, von denen Herden von Schweinen sich mästeten. Habichte, Falken und Adler kreisten scharenweise in hoher Luft und holten sich nach Belieben junge Tauben aus den Nestern; das Auge sah nichts als eine ununterbrochene, sich tummelnde, drängende, durcheinanderflatternde Taubenmasse; das Rauschen der Fittiche glich dem Rollen des Donners. Dazwischen vernahm man das Prasseln der stürzenden Bäume; denn die Holzschläger beschäftigten sich jetzt damit, die am dichtesten mit Nestern bedeckten umzuhauen."

Diese Schilderungen gehören der Vergangenheit an. Gegen Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts fing die Wandertaube an, sich spärlicher zu zeigen, und 1870 war sie sehr selten geworden. Man hat sich über die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung vielfach die Köpfe zerbrochen. Die Verfolgungen seitens des Menschen können das plötzliche Verschwinden so ungeheurer Massen nicht veranlaßt haben. Man dachte an den Ausbruch einer epidemischen Krankheit. Nach Tremaine Ward war man ganz allgemein der

Ansicht, die nach dem Norden zurückwandernden Scharen seien auf ihrer Reise über den Golf von Mexiko durch schwere Unwetter vernichtet worden, um so mehr, als Schiffskapitäne erzählten, sie hätten auf ihren Fahrten um die kritische Zeit gewaltige Mengen von Tauben beobachtet, die durch ungünstige Gegenwinde und Kälte so erschöpft gewesen wären, daß sie unfehlbar hätten zugrunde gehen müssen. Man hat wohl auch vermutet, die Vögel hätten, durch irgendeinen unbekannten Vorgang veranlaßt, Ziel und Richtung ihrer Reise verändert und sich nach irgendwelchen Gegenden des nördlichen Südamerika verzogen. Dem sei nun, wie ihm wolle, Tatsache ist es jedenfalls, daß die Wandertauben seit Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts angefangen haben, sich wieder zu zeigen. Howe berichtet, im September 1891 habe man eine einzelne bei Chicago beobachtet, am 8. April 1894 etwa 15 Stück bei Liverpool im Staate Indiana und Ende Mai desselben Jahres gegen 20 im Staate Michigan. Nach Goult erschien um ebendiese Zeit in Minnesota ein Flug von mehr als 500 Köpfen, von denen auch etliche Pärchen brüteten. Im Jahre 1896 zeigte sich bei Constableville in Lewis County im Staate New York eine Schar von ungefähr 300 Stück, die westwärts wanderte, und im Frühling desselben Jahres nisteten mehrere Pärchen in Michigan. Fugleberg erzählt, man habe Mitte August 1897 am Westufer des Winnebagosees (Wisconsin) innerhalb einer halben Stunde sieben Flüge beobachtet, von denen sechs aus 35—80 Stück bestanden, nachdem man etwa vier Wochen vorher 75—100 Wandertauben in Nebraska gesehen hatte. Unter solchen Umständen steht zu vermuten, daß sich die Vögel nach und nach wieder in Nordamerika einfinden werden, vermutlich aber nie wieder in solchen Mengen wie die, von denen Wilson und Audubon berichten.

In der Gefangenschaft hält die Wandertaube bei geeigneter Pflege jahrelang aus, pflanzt sich auch ohne Umstände fort, ist jedoch gegenwärtig in unseren Tiergärten sehr selten.

Die Turteltauben (Turtur *Selby*), die eine artenreiche, sehr einheitliche Gattung bilden, sind ziemlich klein, schlank gebaut, kleinköpfig, langflügelig und langschwänzig, ihre Füße verhältnismäßig lang, mindestens zum Gehen auf dem Boden geeignet. Das Gefieder hat im allgemeinen eine rötliche Färbung; ein Nackenband, das bei den meisten Arten vorkommt, ist entweder schwarz oder perlfleckig schwarz und weiß.

Unsre Gemeine Turteltaube oder Turtel, Turtur turtur *Linn.* (communis, auritus; Abb., S. 414, und Taf. „Regenpfeifervögel IV“, 1), das Urbild der Gattung, kennzeichnet sich durch schlanke Gestalt, geraden, vor der Spitze der beiden Kinnladen eingezogenen und etwas erhöhten Schnabel, lange und schwachzehige Füße, lange Flügel, in denen die zweite und dritte Schwungfeder die längsten sind, und länglichen, deutlich abgerundeten Schwanz. Die Federn der Oberseite sind rostbraungrau, braun gerandet, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt, Scheitel und Hinterhals gräulich-himmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarben gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinrot, die übrigen Unterteile bläulich-rotgrau, nach und nach in Grauweiß übergehend, die Handschwungfedern schwarzgrau, die Armschwungfedern aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostrot gekantet. Die Iris ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichrot, der Schnabel schwarz, der Fuß karminrot. Die Länge beträgt 30, die Breite 52, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 12 cm.

Die Turteltaube ist über einen großen Teil Europas und Asiens verbreitet und durchwandert im Laufe des Winters weite Strecken in südlicher Richtung. In Mitteldeutschland

findet sie sich stellenweise und hier und da nicht selten; aber schon im Norden Deutschlands fehlt sie in vielen Gegenden ganz, und in Skandinavien kommt sie nur noch in den südlichsten Provinzen vor, obwohl sich einzelne bis nach Lappland verflogen haben. Um so häufiger tritt sie in Südeuropa, Nordwestasien und Nordwestafrika auf, während sie den Nordosten Afrikas nur auf ihrer Winterreise berührt. In Spanien begegnet man ihr in



Turteltaube, *Turtur turtur Linn.* $^1/_3$ natürlicher Größe.

manchen Gegenden sehr häufig, in anderen selten und in einzelnen gar nicht; in Griechenland kommt sie zahlreich vor; in Südrußland, Kleinasien und Palästina ist sie stellenweise, in Persien allerorten gemein. Die Kanarischen Inseln bewohnt sie in Menge. Auf den dürren griechischen Ebenen begegnet man ihr in ähnlicher Anzahl; doch ist die Menge der Bruttauben in keinen Vergleich zu stellen mit den ungeheueren Scharen, die auf ihrem Durchzuge dort die Felder bedecken.

In Deutschland trifft sie im Anfange des April ein, verweilt bis zum August auf ihrem Brutplatze, streicht dann umher und verläßt uns im September wieder. Das Wesen

a



b



c



1. Gemeine Turteltaube, Turtur turtur *Linn.*
a u. b 1 und 2 Tage altes Junges, c balzender Täuberich. $^1/_4$ nat. Gr.
S. 413. — O. Heinroth-Berlin phot.



2. Gewöhnliche Krontaube, Goura coronata *Linn.*
$^1/_8$ nat. Gr., s. S. 428. — W. P. Dando, F. Z. S.-London phot.



3. Schädelabguß von Didus ineptus *Linn.*
Gipsabguß im Britischen Museum von dem Original im Oxforder Universitätsmuseum.
$^{1}/_{2}$ nat. Gr., s. S. 431. — Herb. G. Herring-London phot.



4. Getrackneter Fuß von Didus ineptus *Linn.*, im Britischen Museum.
$^{1}/_{2}$ nat. Gr., s. S. 431. — Herb. G. Herring-London phot.

der Turteltaube ist anmutend, obgleich man nicht verkennen darf, daß sie über Gebühr gerühmt worden ist. Ihre zierlichen Bewegungen, ihr Anstand und das sanfte Girren bestechen den Beobachter, und wenn dieser vollends von der Zärtlichkeit Zeuge wird, mit der das Männchen sein Weibchen behandelt, glaubt er berechtigt zu sein, diesen Vogel als den liebenswürdigsten von allen zu bezeichnen. Das ist nicht richtig; denn auch die Turteltaube hat ihre schwachen Seiten, und ihre Zärtlichkeit ist nicht größer als bei vielen andern Vögeln, ihre Treue vielleicht geringer. Sie geht gut und trägt sich schmuck und schön, fliegt vortrefflich, ungemein schnell, leicht und gewandt, auch ziemlich geräuschlos und führt mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit alle möglichen Schwenkungen aus. Von einem Raubvogel verfolgt, schießt sie in einer unbegreiflichen Weise zwischen den dichtesten Baumzweigen hindurch, ohne durch sie behindert zu werden, während der fluggeübte Räuber dadurch regelmäßig so belästigt wird, daß er von ihr ablassen muß.

Die sehr sanfte und angenehme Stimme wird durch den deutschen und noch mehr den lateinischen Namen der Taube wiedergegeben. Das Girren ist, strenggenommen, ein hohes, eintöniges Knurren, das wie „tur tur“ klingt und oft wiederholt wird; aber dieses „Tur tur“ ist so klangvoll, daß es jedermann erfreut. Der girrende Tauber auf der Spitze eines Nadelbaums, einer Birke oder im Süden auf der eines beliebigen Busches, auch wohl auf einem dürren Wipfel oder dem vorstehenden Aste eines höheren Baumes, bläst den Hals auf und senkt Kopf und Schnabel etwas nach unten. Steht man ihm sehr nahe, so hört man, daß zwischen das Girren ein leises Klappen eingeschoben wird, das eine Folge des raschen Einatmens sein mag. Ist ein Gebiet reich an diesen Tauben, so wetteifern die Männchen miteinander im Girren, und dann beleben sie allerdings den Wald in höchst ansprechender Weise. Während der eigentlichen Paarungszeit steigt das Männchen nach dem Girren in schiefer Richtung nach oben, klatscht dabei mit den Flügeln, senkt sich langsam hernieder und kehrt meist zu demselben Orte zurück; hierauf beginnt das Girren von neuem, anhaltender als je. Solange die Brutzeit dauert, halten beide Gatten eines Paares treu zusammen, und wenn einer von ihnen zugrunde geht, gebärdet sich der andere noch lange Zeit hindurch so, als sei er von dem Verlust schmerzlich bewegt.

Sämereien der verschiedensten Pflanzen, besonders Fichten-, Kiefern-, Tannen-, Birken-, Erlen-, Mohn- und im Herbste Wolfsmilchsamen, bilden die Nahrung der Turteltaube; nebenbei werden auch kleine Schnecken mit aufgenommen. Den Feldern nützt sie durch Aufzehren der Unkrautsamen; doch dürfte der Schaden, den sie durch Aufnehmen von Hanf, Lein, Hirse, Raps oder Rübsen, Erbsen, Linsen und Wicken verursacht, größer sein als ihr Nutzen. Eine Stunde vor Mittag und gegen Abend fliegt sie zur Tränke, und zwar, da sie gutes Quellwasser bevorzugt, oft kilometerweit.

Das Fortpflanzungsgeschäft beginnt bald nach der Ankunft im April, spätestens im Mai, und währt bis zum August; denn auch die Turteltaube brütet unter günstigen Umständen mehrmals im Jahre. Das Nest, ein erbärmlicher Bau, wird von beiden Gatten gemeinschaftlich in geringer Höhe auf Laub- oder Nadelbäumen errichtet, ohne jede Kunst aus dürren Reisern, Heidekraut, Würzelchen zusammengefügt, ist platt, da, wo die Eier liegen, etwas vertieft, im ganzen aber so liederlich gearbeitet, daß man die beiden Eier und die brütende Taube von unten deutlich erkennen kann. Doch schützt es sein Standort so ziemlich gegen die verheerenden Wirkungen des Sturmes, der es, stünde es freier, unzweifelhaft herunterwerfen würde. Im südlichen Portugal fand Rey diese Taube auf einem nackten Felsvorsprung brütend. Die 2 Eier, deren Längsdurchmesser 29 und deren Querdurchmesser

23 mm beträgt, werden wechselweise bebrütet und nur im äußersten Falle, die Jungen selbst bei drohender Lebensgefahr nicht verlassen. Ihre Ernährung geschieht in derselben Weise wie bei anderen Tauben. Sie lassen sich ohne jegliche Mühe großziehen und werden, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, bald sehr zahm.

Die Fluggewandtheit und Schnelligkeit sichern die Turteltaube vor vielen Feinden. Sie entgeht den meisten unserer Raubvögel, und nur die Brut hat von dem gesamten Raubgesindel manches zu leiden.

In Ostasien ersetzt unsere Turtel die zuweilen Osteuropa besuchende, ihr sehr ähnliche, jedoch merklich größere und dunklere Meenataube, Turtur orientalis *Lath.* (rupicola, meena), die sich außerdem durch ihren bräunlich aschfarbenen, von der aschblaugrauen Stirn abstechenden Hinterkopf und die licht bläulichgrauen Unterbauch- und Unterschwanzdeckfedern unterscheidet; in ganz Ostafrika und Westasien, von Syrien an bis Mittelindien vertritt die Turteltaube die auch in Europa, und zwar in der Türkei, heimische, Griechenland nicht selten besuchende Palmtaube oder Gimrië der Araber, Stigmatopelia cambayensis *Gmel.* (Turtur senegalensis), die mit 26 cm Länge erheblich kleiner, licht weinrot, bräunlich überflogen, in der Steißgegend weiß, auf dem Mantel holzbraun, gelblichbraun gesäumt, auf Unterrücken und Bürzel in der Mitte düsterbraun, an den Seiten bläulichgrau gefärbt ist, und deren ziemlich breites, aber wenig abstechendes, Kehle und Halsseiten umgebendes Halsband auf zimtrotem Grunde eine Zeichnung von breiten schwarzen Längs- oder Schaftstrichen aufweist.

Nächst der Turteltaube wird, abgesehen von der Felsentaube, keine andere Art der Ordnung häufiger zahm gehalten als die ihr nahe verwandte Lachtaube, Streptopelia risoria *Linn.* (Turtur). Sie ist isabellgelb, auf dem Rücken dunkler, auf dem Kopfe, der Kehle und dem Bauche lichter, auf den Schwingen schwärzlich, ein Genickband schwarz, die Iris lichtrot, der Schnabel schwarz, der Fuß karminrot. Die Länge beträgt 31, die Breite 52, die Flügellänge 17, die Schwanzlänge 13 cm.

Das Vaterland der Lachtaube sind Nordostafrika und Indien; in den Steppenwaldungen habe ich sie häufig, zuweilen in unschätzbarer Menge, beobachtet. Nach meinen Erfahrungen bewohnt die Lachtaube mit Vorliebe dürre, wüstenartige Steppengegenden. Sie ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Innern Afrikas zur gemeinsten Art der ganzen Ordnung. Bei einem Ritte durch die Samhara, am Südwestgestade des Roten Meeres, oder durch irgendeine Steppe des Innern tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von jedem Busche herab. Zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich ungeheueren Massen. Man kann Züge beobachten, die, wenn auch nicht stundenlang, so doch viele Minuten hintereinander in dichtem Gewimmel dahinfliegen oder, wenn sie sich niederlassen, buchstäblich mehrere Geviertkilometer bedecken. Während des übrigen Jahres sieht man die Lachtaube paarweise oder in kleinen Familien. In der Samhara bemerkte ich auf jedem Busche zwei bis drei Paare, und wenn das eine Paar aufflog und sich einem andern Busche zuwandte, fand es diesen sicherlich schon besetzt. Dem Kropfe der von mir erlegten entnahm ich die verschiedensten Sämereien.

Die Stimme ähnelt dem Girren der Turteltaube, wird aber regelmäßig von Lauten begleitet, die man mit Gelächter verglichen hat, weil sie wie „hi hi hi hi“ klingen. Aber

diesen Lauten fehlt das Helle, Offene des Lachens; sie klingen eher dumpf, hohl und keineswegs fröhlich, deshalb aber doch nicht unangenehm.

In Nordostafrika beginnt die Fortpflanzung kurz vor Eintritt der ersten Regen und endet mit den letzten. Das Betragen der verliebten Lachtauben unterscheidet sich wenig von dem anderer Arten. Der Tauber krümmt den Rücken und sträubt dessen Gefieder,



Lachtaube, Streptopelia risoria *Linn.*, und Zwergtaube, Chalcopelia afra *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

bückt sich tief, richtet sich darauf wieder plötzlich auf, ruckst, „lacht", springt von einem Beine auf das andere oder mit beiden gleichzeitig vom Ast empor, bläst die Kehle auf usw., und die Taube bemüht sich, ihm möglichst gefällig zu sein. Das Nest ist ein ebenso liederlicher Bau wie bei den verwandten Arten. Die Eier werden nur bei äußerster Gefahr verlassen, die ausgeschlüpften Jungen zärtlich behandelt.

Die Lachtaube gewöhnt sich bald an einen engen Käfig und pflanzt sich hier noch leichter fort als die Turteltaube, paart sich auch mit letzterer und erzeugt mit ihr Blendlinge, die mit einer der Stammarten, vielleicht auch unter sich, wieder fruchtbar sind. Wie in der Freiheit tragen sie, laut König-Warthausen, auch im Zimmer die Eierschalen möglichst

weit vom Neste weg. Das Männchen löst das Weibchen morgens 10 Uhr und nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr auf einige Zeit im Brüten ab.

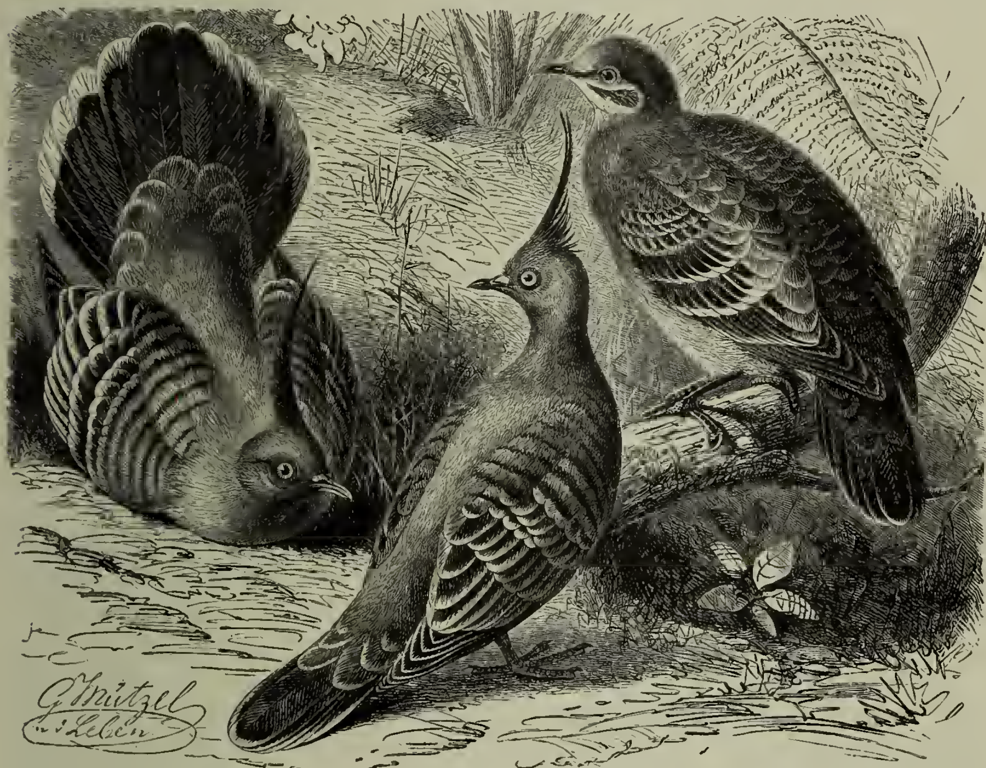
Fürer beobachtete an seinen Gefangenen, daß die Taube das erste Ei abends zwischen 6 und 7 Uhr legt, am folgenden Tage ruht, am dritten nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr das zweite Ei legt und dann mit dem Brüten beginnt. Zuweilen brütet der Tauber mit der Taube zugleich. Die Jungen kommen 14 Tage nach dem Legen aus. Sie sind mit wenigen weißlichen Dunen bekleidet; schon am dritten Tage aber brechen die ersten Kiele hervor und öffnen sich die Augen. Nach acht Tagen erhalten die Jungen bereits harte Sämereien, am 16. oder 18. Tage sind sie flügge, nach vier Wochen fressen sie allein; in der 7. oder 8. Woche beginnt die Mauser. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, werden sie sehr zahm, gewöhnen sich auch leicht, aus und ein zu fliegen. In dem schönen Garten des Lustschlosses Miramar bei Triest leben ihrer viele ebenso frei wie unsere Feldflüchter. Bei guter Pflege dauern sie sogar im engen Käfige 15—20 Jahre aus.

Die vorwiegend in Australien lebende Gruppe der Spiegeltauben enthält Formen, die in der Regel größer als Haustauben, meist auch kräftig gebaut sind, obgleich einzelne Arten ihres langen Schwanzes wegen schlank erscheinen; der Schnabel ist stark, der Fuß kräftig, kurzläufig, aber langzehig, der Flügel in der Regel lang und spitzig, das Gefieder bunt und oft durch blau- oder grünmetallisch schillernde Flecke auf den Flügeln sehr reizvoll geschmückt.

Die Schopftaube, Ocyphaps lophotes *Temm.*, kennzeichnet sich durch verhältnismäßig schlanken Leibesbau, kurzen, an der Spitze stark gebogenen Schnabel, niedrige Füße, deren Mittelzehe dem Laufe an Länge gleicht, ziemlich lange, spitzige Flügel, unter deren Schwungfedern die zweite und dritte die längsten sind, 14federigen, langen Schwanz mit keilförmiger Spitze, deren Ränder stufenförmig abgesetzt sind, und lange, spitzige Haube, die durch die verlängerten Hinterhauptfedern gebildet wird. Kopf, Gesicht und Unterseite sind grau, die Hinterhauptfedern schwarz, die der Oberseite licht olivenbraun, welche Färbung an den Halsseiten in Nelkenrot übergeht, die großen Flügeldeckfedern glänzend bronzegrün, weiß gesäumt, die Schwungfedern braun, schmal bräunlichweiß gekantet und zum Teil auch an der Spitze weiß, die mittleren Steuerfedern erdbraun, die übrigen dunkelbraun, an der Außenfahne grün glänzend, an der Spitze weiß. Die Iris des Auges ist gelborange, der nackte, rundliche Augenrand nelkenrot, der Schnabel an der Wurzel dunkel ölbraun, an der Spitze schwarz, der Fuß nelkenrot. Die Länge beträgt 35, die Flügel- und die Schwanzlänge je 15 cm.

Nordost- und Südaustralien sind die Heimat der Schopftaube. Laut Gould tritt sie in den Ebenen des Wellingtontales oder in der Nachbarschaft des Murrumbidgee häufig auf. Sie scheint Sumpfgegenden zu bevorzugen, so daß ihr Vorkommen als ein sicheres Zeichen für ein wasserreiches Gelände angesehen wird. Am Murrayfluß ist sie ziemlich häufig; in Menge aber belebt sie die Ebene hinter der Moretonbai und die Ufer des Namoi. In namhafter Anzahl sitzen sie oft dicht aneinander, und alle fliegen gleichzeitig hinab zum Wasser, so gedrängt, daß Dutzende von ihnen mit einem einzigen Schusse erlegt werden können. Ihr Flug zeichnet sich durch seine reißende Schnelligkeit vor dem aller anderen Arten aus. Nach einem Anfluge, der aus mehreren schnellen Flügelschlägen besteht, schwingen sie sich anscheinend ohne weitere Anstrengung empor. Beim Abfliegen von einem Aste heben sie den Schwanz, ziehen den Kopf ein und fliegen dann weg.

Die schöne Taube kommt jetzt oft nach Europa, und gegenwärtig ziert sie die Gesellschaftskäfige aller unserer Tiergärten. Sie hält hier bei der einfachsten Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch regelmäßig fort. Nach Haacke verträgt sie anhaltende strenge Winter mit Leichtigkeit; im Frankfurter Tiergarten wurde um die Mitte des langen und kalten Winters von 1890 auf 1891 in einem offenen, dem Winde und Wetter ausgesetzten Nest ein Junges erbrütet und aufgezogen. Mit anderen Tauben lebt sie im tiefsten Frieden, gegen kleinere Vögel zeigt sie sich gleichgültig. Liebhabern ausländischer Tiere darf sie warm empfohlen werden.



Schopftaube, Ocyphaps lophotes *Temm.*, und Erzflügeltaube, Phaps chalcoptera *Lath.* 1/4 natürlicher Größe.

Eine zweite Art dieser Gruppe, die Erzflügeltaube, Phaps chalcoptera *Lath.*, ist auf der Oberseite braun, auf dem Hinterkopfe dunkelbraun, auf der Unterseite weinrot, nach dem Bauche zu gräulich; der Vorderkopf, ein Streifen unter dem Auge und an der Kehle sind gelblichweiß, die Halsseiten grau, die Flügeldeckfedern mit länglichen, kupfererzfarbenen, schillernden, zwei oder drei Armschwingen mit glänzenden grünen Flecken geziert, die Mittelschwanzdeckfedern braun, die übrigen tiefgrau. Die Iris ist dunkel rötlichbraun, der Schnabel schwärzlichgrau, der Fuß karminrot. Dem Weibchen fehlt das lichte Stirnband; seine Färbung spielt mehr in das Graue, und die Spiegelflecke sind kleiner. Die Länge beträgt 34, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 13 cm.

Diese ebenfalls australische Taubenart fiel bereits den ersten Sammlern in die Hände. Wie es scheint, ist sie über den ganzen Erdteil verbreitet, kommt aber in gewissen Gegenden nur als Zugvogel vor. Dürre, mit Gestrüpp oder Heide bestandene Flächen bilden ihre

Lieblingsplätze. „Wenn sie zuerst ankommt“, sagt der „alte Buschmann“, „findet man sie zwischen den Farnen und Honigsträuchern, und zwar ebensooft unter den Bäumen wie zwischen ihren Zweigen; wenn die Jahreszeit vorrückt, wendet sie sich der Heide zu und hält sich hier namentlich während der Nacht und am Morgen auf; wenn die Disteln treiben, wird fast jeder Busch zum Wohnsitze von einer, und wenn die Samen des Wattlebaumes reif sind, begegnet man ihr gewiß an dessen Fuß.“ Gould nennt sie einen plumpen, schwerfälligen Vogel, sagt aber, daß ihre bedeutende Flugkraft sie in kürzester Zeit über weite Strecken hinwegführe. „Vor Sonnenaufgang sieht man sie im schnellsten Flug ihren Weg über die Ebenen nach den Schluchten und Tränkplätzen verfolgen. Kennt man ihre Sitten, so kann man immer durch sie erfahren, ob man dem Wasser nahe ist, und dieses läßt sich, wenn auch die Gegend dürr scheint, doch erkunden, da die Tauben von allen Seiten her der Tränke zufliegen. Ihr tiefes und lautes Rucksen, das wie fernes Blöken von Kühen klingt, vernimmt man während der Nacht und am Morgen. Die Brutzeit fällt in unsere Herbst- oder die australischen Frühlingsmonate.“ Die erste Brut findet man im August, verspätete, laut Versicherung des „alten Buschmannes“, noch zu Anfang Februar. Das Nest steht gewöhnlich auf wagerechten Zweigen eines Gummibaumes oder einer Angophora, nahe am Boden, womöglich in der Nähe von Wasser. Es unterscheidet sich von anderen Taubennestern nicht wesentlich, und auch die Eier stimmen mit denen verwandter Arten von gleicher Größe überein. Beide Geschlechter brüten abwechselnd. Um das Ende des Januar sammeln sich die Jungen in zahlreiche Schwärme, die dann die beliebten Örtlichkeiten gemeinsam durchstreifen.

Als sich Gould während der langen Trockenheit des Winters von 1839 zu 1840 in Brezi befand, hatte er Gelegenheit, die Erzflügeltauben zu beobachten. Nach Versicherung der Eingeborenen gab es meilenweit keinen andern Tränkplatz als einen im Felsen ausgehöhlten und durch den Regen vor mehreren Monaten gefüllten Tümpel in unmittelbarer Nähe seines Zeltes. Zu dieser Tränke kamen alle Vögel der Nachbarschaft. Die Erzflügeltauben trafen fast niemals während des Tages, sondern erst nach Sonnenuntergang ein, und zwar einzeln oder paarweise. Die angekommenen begaben sich nicht unmittelbar an die Wasserränder, sondern blieben nach dem Herabfliegen eine Zeitlang ruhig auf dem Boden, schlichen dann bedächtig näher, stillten ihren Durst und flogen nun ihrem Schlafplatze wieder zu. Von einer verwandten Art (Phaps elegans *Temm. et Knip.*) bemerkt Hall, sie sei auf einem kleinen, mit etwa meterhohen Büschen bewachsenen Inselchen an der Westküste Australiens, der „Taubeninsel“, unsäglich häufig, und die Vögel säßen auch dort dicht gedrängt nebeneinander. Alle Reisende, die aus eigner Erfahrung sprechen, rühmen das vortreffliche Fleisch dieser Tauben. Nach der Brutzeit finden große Jagden statt, und zuweilen sind die Jäger so vom Glücke begünstigt, daß einer im Laufe des Tages 20—30 Paar erlegt.

Auch die Erzflügeltaube ist gegenwärtig keine seltene Erscheinung in unseren Tiergärten.

In Mittelafrika lebt ein sehr niedlicher Vertreter der Gattung der Stahlflecktauben (Chalcopelia *Bonap.*), die Zwergtaube, Chalcopelia afra *Linn.* (Peristera; Abb., S. 417). Sie kennzeichnet sich hauptsächlich durch kurzen, abgerundeten Schwanz, hochläufigen Fuß und eigentümlich metallische Färbung der Oberarmschwungfedern. Das Zwergtäubchen ist auf der Oberseite erdbraun mit olivenfarbenem Schimmer, auf dem Oberkopfe aschgrau, auf Stirn und Kehle weißlich, auf dem Bürzel schwarz, auf der Unterseite rötlichgrau, nach dem Bauche zu weißlich; die Schwingen sind schwarzbraun, am Grunde und an der Innenfahne zimtrot, die letzten Armschwingen, die Schulterfedern

und deren Decken in der Wurzelhälfte der Außenfahne glänzend stahlblau oder dunkel metallischgrün, mehrere, größtenteils verdeckte Flecke bildend, die mittleren vier Schwanzfedern erdbraun wie der Rücken gefärbt und vor der Spitze mit breitem, schwarzem Endbande, die drei äußeren Paare aschgrau mit breiter schwarzer Endbinde und graubraunem Spitzensaume geziert. Die Iris ist rot, der Schnabel schwärzlich, der Fuß gelbrot. Die Länge beträgt 20, die Flügellänge 10, die Schwanzlänge 8 cm.

Die Zwergtaube, die in zwei Unterarten auftritt, ist über das ganze äquatoriale Afrika verbreitet, nach Süden hin bis Natal, nach Norden hin bis zum 16. Grade und steigt im Hochgebirge bis zu 2500 m Höhe empor. In den Uferwaldungen am Blauen Nil ist sie eine alltägliche Erscheinung, und auch in den reich bewachsenen Tälern der Samhara oder des abessinischen Gebirges kommt sie an geeigneten Stellen überall vor; aber man hört sie viel öfter, als man sie sieht. Paarweise bewohnt sie die dicht verschlungenen niederen Gebüsche; in den Wipfeln der höheren Bäume bemerkt man sie nie. Man darf sagen, daß ihr ganzes Leben im Schatten jener Dickichte verfließt; denn sie verläßt sie nur auf Minuten, wenn sie der Durst zu einem Wässerchen treibt. Da, wo sie häufig ist, hört man aus jedem Busche hervor ihr eigentümliches und unverkennbares flötendes Rucksen. Dieselben Beobachtungen machte die Güßfeldtsche Loango-Expedition in Westafrika.

Die Zwergtaube ist ein überaus friedlicher, harmloser Vogel, der in seiner reichen Buschwelt still sein Wesen treibt; sie lebt streng paarweise, tritt aber an besonders günstigen Orten in namhafter Menge auf. Hier wohnt in jedem größeren Busche ein Pärchen, und der eine Busch, der nur 20 Geviertmeter Land bedeckt, scheint ihr vollständig zu genügen. Äußerst selten kommt sie unter ihm hervor, um ins Freie zu laufen; sobald wie möglich verkriecht sie sich wieder im Dunkel eines andern ebenso dicht verschlungenen Gebüsches. Ihre Heimat ist so reich an allerlei Sämereien, zumal an Samenkörnern der Schlingpflanzen, welche die Wohnsitze erst recht dicht und heimlich machen, daß unsere Taube größere Wanderungen nicht anzutreten braucht, und da sie sich regelmäßig in der Nähe des Wassers ansiedelt, so kann sie so recht nach Herzenswunsch ein behagliches Stilleben führen.

Im Sudan beginnt die Fortpflanzung mit den ersten Regengüssen, in Abessinien scheint sie in den unserm Frühling entsprechenden Monaten stattzufinden; wenigstens vernahm ich um diese Zeit sehr oft ihre bezeichnende Stimme. Diese erinnert nur noch entfernt an das Rucksen der Taube und hat mit den Tönen, die der Toknashornvogel zum besten gibt, weit mehr Ähnlichkeit. Der Ruf besteht nämlich nur aus der Silbe „du“; dieser eine Laut wird aber 10—15mal nacheinander wiederholt, anfangs langsam, gegen den Schluß hin mit einer mehr und mehr sich steigernden Schnelligkeit. Aber ein ganz besonderer Wohllaut kennzeichnet ihn, so daß man schwerlich in Versuchung kommt, ihn mit dem ähnlich klingenden des Hornvogels zu verwechseln. Andere Laute habe ich nie vernommen, nach der Paarungszeit überhaupt keinen mehr. Das Männchen ist äußerst zärtlich gegen seine Gattin, umgeht sie mit zierlichem Kopfnicken, schnäbelt sie, umhalst sie und fliegt dann auf einen etwas über dem Boden stehenden Ast, von dem es seinen Jubelruf erschallen läßt. Das Nest wird entweder im dichtesten Gebüsch hart über dem Boden oder auf abgebrochenen Stämmen, auch wohl in Baumhöhlungen mit weitem Eingang errichtet. Es ähnelt dem anderer Tauben, ist aber, wenn es frei steht, doch etwas schmucker und besser gebaut, während nur wenige Reiser die Unterlage für die gelblichweißen Eier bilden, wenn es in Höhlungen angelegt wurde. Am 14. Januar fanden wir in einem solchen Nest ein kleines weißes, rötlich durchschimmerndes Ei.

Gefangene Zwergtauben gelangen von Westafrika aus häufig in unsere Käfige, halten sich bei einfachem Futter gut, obwohl sie oft, meist indem sie eine schwarze Färbung annehmen, ihre Schönheit verlieren, und schreiten auch nicht allzuselten im Gebauer zur Fortpflanzung.

Eine der eigentümlichsten Arten aus der Gruppe der Erdtauben, so genannt, weil sich, wenn auch nicht ihr ganzes Leben, so doch ein großer Teil desselben, vor allem die Nahrungssuche auf dem Boden abzuspielen pflegt, ist die Rebhuhntaube, Starnoenas cyanocephala *Linn.* (Geotrygon). Sie ist gedrungen gebaut, der Schnabel kräftig, hoch und breit, an der Kuppe gewölbt, der Fuß einem Hühnerfuß sehr ähnlich, lang und dickläufig, mit kurzen, fleischigen Zehen, die große, stark gebogne Krallen tragen; die Flügel sind kurz, die Handschwungfedern schmal, säbelförmig gebogen und zugespitzt, unter ihnen die dritte und vierte die längsten, die Armschwungfedern stumpf, obgleich nicht sehr breit; der aus zwölf Federn zusammengesetzte Schwanz ist mäßig lang und zugerundet, das Gefieder reichlich und etwas derb, ein zügelartiger Streifen nackt, aber mit kleinen, eiförmigen Warzen bedeckt. Die allgemeine Färbung, ein schönes Schokoladebraun, geht auf der Unterseite in Rotbraun über und erscheint auf der Brust weinrot überflogen; der Oberkopf und einige schuppenartige Halsfedern seitlich unter der Kehle sind schieferblau, das Gesicht, der Nacken und die Kehle schwarz, der Zügel und ein Band, das den Gurgelfleck umschließt, rein weiß, die Flügel dunkelbraun, vorn rotbraun gesäumt, unten aschgrau schimmernd; die Mittelschwanzdeckfedern schokoladebraun, die seitlichen schwarzbraun. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel korallenrot an der Wurzel, graublau an der Spitze, der Fuß blaß rötlichweiß, auf den Schildern der Fußwurzel schön karminrot, auf den Zehen dunkel bläulichrot, auf der Haut an der Einlenkung der Zehen himmelblau. Beim jungen Vogel sind die blauen Scheitelfedern schwärzlich gerandet, die der Halsseiten, die oberen Flügel- und die unteren Schwanzdeckfedern ockerfarben gesäumt, der Schnabel und die Haut an seiner Wurzel dunkelbraun, die Schilder des Laufes braunrot, die der Zehen türkisblau. Die Länge beträgt 31, die Flügelbreite 44, die Flügel- und Schwanzlänge je 13 cm.

Der Mittelpunkt des Verbreitungsgebietes dieses prachtvollen Vogels ist die Insel Cuba; von hier aus verbreitet er sich nordwärts bis Florida, südwärts bis Venezuela, scheint aber weiter im Süden nicht mehr vorzukommen. Auf Jamaica lebt er ebenfalls; den übrigen Antillen aber scheint er zu fehlen. Audubon traf im Mai mehrere von ihnen in Florida an, sah auch ein paar jung aufgezogene, wahrscheinlich aus dem Neste genommene, konnte jedoch über das Freileben nichts feststellen; erst Ricord und nach ihm Gundlach berichten ausführlicher über die schöne, bereits den älteren Vogelkundigen wohlbekannte Art.

Nach Ricord lebt die Rebhuhntaube sehr zurückgezogen in den Urwäldern Cubas. Es ist äußerst schwierig, sie zu beobachten, sei es, weil die fortschreitende Urbarmachung des Waldes sie vertreibt, sei es, weil ihr zu jeder Zeit eifrig nachgestellt wird, da die Kreolen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den sehr wohlschmeckenden Vogel zu erlegen. Um ihn zu jagen, muß man frühzeitig zur Stelle sein; denn mit Sonnenaufgang pflegt er sich in der Richtung nach Osten auf die höchsten Zweige der größten Bäume zu setzen, um die ersten Strahlen der Sonne zu empfangen, denn der Nachttau, der auf den Antillen sehr stark ist, durchnäßt wie Regen sein Gefieder. Etwas später begegnet man der Rebhuhntaube in den niedrigen Dickichten der Wälder auf den am dichtesten belaubten Zweigen, die sie aufsucht, um der Hitze des Tages zu entgehen, am häufigsten in der Nähe von Flüssen, an denen sie ihren Durst stillen kann. Dann ist sie weniger scheu als am Morgen, vielleicht, weil sie,

gedeckt durch die Blätter, sich einigermaßen sicher fühlt. Besonders häufig trifft man sie zu gewissen Zeiten auf Feldern an, die mit Zuckererbsen bestellt sind.

Nach dem Berichte von Gundlach ist diese Art ein echter Standvogel der Insel Cuba und in den großen Waldungen, besonders mit steinigem Boden, nicht selten, wird aber weder im Felde noch in den Savannen angetroffen. Sie geht, den Hals eingezogen, den Schwanz aufgerichtet, mit langsamen Schritten und sucht auf dem Boden Sämereien, Beeren und bisweilen kleine Schnecken, scharrt auch in den trocknen, auf der Erde liegenden Blättern. Wenn sie gesättigt ist, setzt sie sich auf einen wagerechten, blätterlosen Ast oder auf Schmarotzerpflanzen, um auszuruhen. Von Zeit zu Zeit läßt sie ihren Lockton hören,



Rebhuhntaube, Starnoenas cyanocephala *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

der aus zwei dumpfen Lauten „hu—up“ besteht, unter denen das „Hu“ gedehnt, das „Up“ dagegen sehr kurz ist. Außerdem vernimmt man ein leises Murmeln. Der Ruf täuscht über die Entfernung, in der sie sich befindet, so daß man sie bald näher, bald wiederum ferner vermutet. Ihr Flug beginnt mit einem Geräusch, wie man es beim Aufstehen des Rebhuhns vernimmt, und dies ist der Grund, weshalb sie den sonst sehr unpassenden Namen Rebhuhntaube erhielt.

Im April und Mai findet man das einfach aus einigen Reisern erbaute Nest oben auf gewissen Schmarotzerpflanzen im schattigen, nicht mit Unterwuchs bestandenen Hochwalde und in ihm 2 cremegelbe Eier von 35 mm Längs- und 25 mm Querdurchmesser.

Das weiße, vortreffliche Fleisch dieser Taube darf bei großen Gelagen auf der Tafel der Cubaner nicht fehlen. Sie wird daher eifrig verfolgt, von Jahr zu Jahr seltener und sehr hoch bezahlt. Um sie zu fangen, bedienen sich die Landleute eines Lockvogels oder in Ermangelung dessen einer Lockpfeife, die sie aus einer Baumfrucht herzustellen wissen.

Rebhuhntauben, die ich in Gefangenschaft sah oder selbst hielt, saßen mit aufgeblähtem Gefieder oft lange Zeit still auf einer Stelle, bewegten sich nur auf dem Boden, beschmutzten sich fortwährend und schienen der Reinigung ihres Gefieders durchaus nicht mit demselben Eifer obzuliegen wie andere Tauben. Einen Stimmlaut habe ich, soviel ich mich entsinne, niemals von einer meiner gefangenen Rebhuhntauben vernommen. Mit unserem Klima schienen sie sich nicht aussöhnen zu können: jeder kältere Sommertag stimmte sie unbehaglich, jeder Regenguß machte sie beinahe krank. Gleichwohl sollen auch sie sich in dem einen oder andern Tiergarten Europas fortgepflanzt haben.

Mehr durch auffällige Färbung als durch Gestalt und Wesen zeichnet sich die Dolchstichtaube, Phlogoenas luzonica *Scop.* (Geotrygon, cruentata), aus. Ihre Merkmale liegen in dem schwachen, auf dem Firste eingesattelten, vor der Spitze sanft aufgeworfenen, mit ziemlich großem Haken herabgebogenen Schnabel, den sehr langen Läufen und verhältnismäßig kurzen Zehen der Füßen, dem mäßig langen, im Fittichteile aber spitzen Flügel, unter dessen Schwingen die dritte die längste ist, und dem verhältnismäßig langen, deutlich abgerundeten Schwanze. Stirn und Scheitel sind licht aschgrau, nach hinten dunkel werdend, Hinterkopf und Nacken violett, Hinterhals, Mantel, Unterrücken und Bürzel bleigrau, alle Federn breit kupferrot gerandet, unter einfallendem Lichte rötlichviolett, unter durchgehendem Lichte hingegen prachtvoll smaragdgrün schillernd, die kleinen Oberflügeldeckfedern bis gegen die Wurzel, die großen Oberflügeldecken, die letzten Hand- und Schulterfedern an der Spitze aschgrau, an der Wurzel aber dunkel erdbraun, schwach violett überflogen, wodurch zwei gleichbreite, hellgrau eingefaßte Querbinden über die Flügel entstehen, Kinn und Kehle rein weiß, die übrigen Unterteile, mit Ausnahme eines Kropfschildes und der grauen Kropfseiten, zart rötlichgrau überflogen. Dieser Kropfschild, das bezeichnendste Merkmal der Taube, dem sie auch ihren Namen verdankt, ist, obgleich er gewöhnlich länger erscheint, etwa doppelt so lang wie breit, in der Mitte lebhaft, von hier aus nach den Seiten hin abnehmend und sich lichtend hell blutrot gefärbt. Die Schwungfedern sind dunkel erdbraun, außen schmal hellbraun, innen breit rotbraun gesäumt, die Steuerfedern aschgrau, durch ein breites, schwarzes Querband vor der Spitze geziert. Die Iris ist rotbraun, der Schnabel bräunlichschwarz, der Fuß schmutzig bläulichrot. Die Länge beträgt 26, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 9 cm.

Von dem Freileben der auf den Philippinen heimischen Dolchstichtaube wissen wir, daß sie in den Waldungen lebt und sich viel auf dem Boden bewegt. Hier wird sie von den Eingeborenen, die sie gern zahm halten, sehr häufig in Schlingen gefangen. Dank der Liebhaberei der Manilesen gerade für diese Art, bringt aber sicherlich jedes von den Philippinen nach Europa segelnde Schiff ein oder mehrere Paare lebender Dolchstichtauben nach Europa, und diese zählen daher in allen reichhaltigeren Tiergärten, wenn auch nicht zu den ständigen, so doch zu den oft gesehenen Erscheinungen. Auch ich habe sie wiederholt gepflegt und beobachtet. Was ich durch eigne Wahrnehmungen und Mitteilungen eines sehr befähigten, aufmerksamen Wärters des Berliner Zoologischen Gartens erfahren habe, ist kurz zusammengestellt Folgendes: Die Dolchstichtaube erweist sich in Haltung und Bewegung, Wesen und Gebaren als echte Erdtaube. Da sie ihre Flügel etwas vom Leibe ab und das Gefieder lässig zu tragen pflegt, macht sie den Eindruck eines sehr gedrungen gebauten Vogels. Sie geht leicht und mit großen Schritten, fliegt aber auch rasch und auffallend gewandt, obschon anscheinend mit etwas Anstrengung. Bei ruhigem Gange pflegt der blutrote Fleck auf der



Dolchstichtaube.

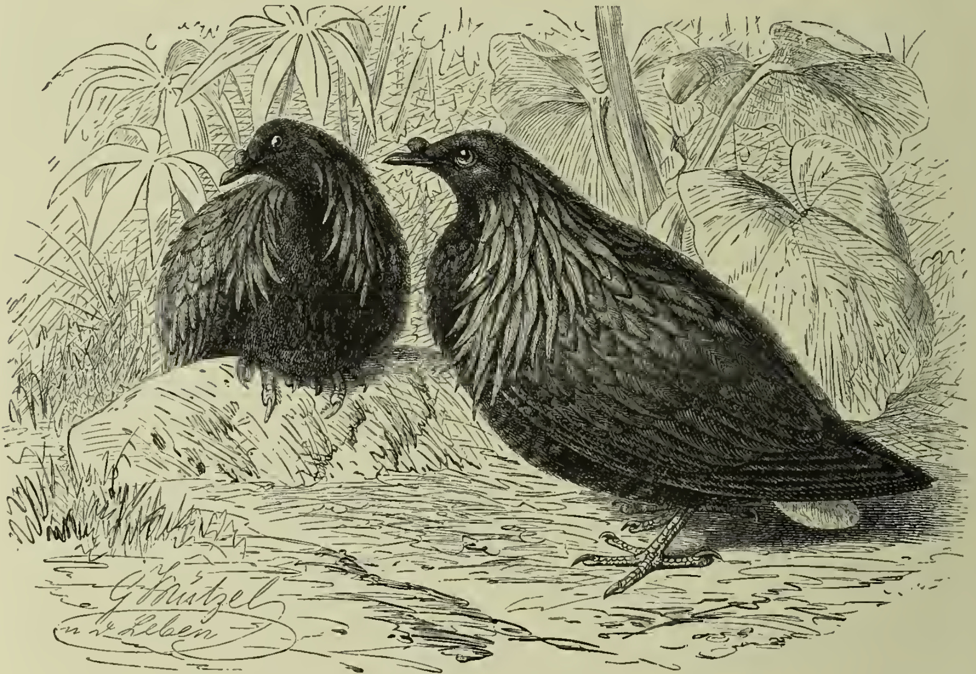
Brust verschmälert zu sein; bei der geringsten Erregung aber wird er so weit ausgebreitet, daß er ein fast eiförmiges Feld bildet. Ihre Nahrung sucht sie ausschließlich auf dem Boden und wirft dabei nach Art ihrer Verwandten dort liegende Gegenstände, Blätter und dergleichen, auseinander. Außer der Brutzeit verhält sie sich still und gibt von der Lebhaftigkeit ihres Wesens nur dann Kunde, wenn irgendeine andere Taube oder ein ihr sonstwie unerwünschter Vogel in ihre Nähe gebracht wird; solche, wie alle Käfiggenossen überhaupt, treibt sie zänkisch in die Flucht. Ganz anders gebärdet sie sich während der Brutzeit. Jetzt vernimmt man fortwährend ihre halb girrende, halb rucksende, den Silben „turrrrru" etwa vergleichbare Stimme und sieht sie vom Morgen bis zum Abend fast ununterbrochen in Tätigkeit. Zärtlich der Täubin sich nahend, beugt der Tauber den Kopf tief hinab, stützt den Schwanz auf, bläht den Hals auf und stößt nun sein schallendes „Turrrrru" hervor. Zeigt sich ein anderer Tauber, besonders einer derselben Art, so beginnt er sofort mit ihm zu kämpfen und bedient sich dabei vorzugsweise seiner Flügel, mit denen er so kräftige Schläge auszuteilen versteht, daß die Federn des Gegners stieben, rennt auch wohl, mit vorgehaltenem Schnabel stoßend, auf den Nebenbuhler los und ruht und rastet nicht, bis er als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen oder besiegt worden ist.

So unfreundlich er sich einem Nebenbuhler gegenüber gebärdet, so zärtlich benimmt er sich gegen die erkorene Täubin. Girrend oder rucksend und schmeichelnd kurz abgebrochen „tu tu tu" lockend, umgeht er diese, treibt sie nach einer gewissen Stelle hin, tritt sie schließlich und erntet nunmehr den Lohn seiner Zärtlichkeit insofern, als die begattete Täubin unmittelbar nach der Paarung in gleicher Weise um ihn herumläuft, wie er früher um sie. Zur Niststelle wählt sich das Paar stets einen Busch oder dürres Gezweige seines Gebauers. Die Täubin entscheidet sich für die betreffende Stelle; der Tauber aber treibt sie sodann beständig lockend dieser zu und beginnt Baustoffe herbeizutragen, die von ihr verbaut werden. Hierbei springt er ihr nicht selten auf den Rücken und reicht ihr von oben herab die aufgelesenen Zweiglein oder Halme; sie ihrerseits aber breitet, sobald er naht, die Flügel ein wenig, um ihm einen festeren Standort zu bieten, und nimmt ihm die Reiser aus dem Schnabel, um sie an geeigneter Stelle anzubringen. Das Nest wird in der Regel fester und sauberer erbaut als das anderer Tauben. Biegsame Reiser bilden den Unterbau, Halme und Gräser die innere Auskleidung der wirklich vorhandenen, sogar ziemlich tiefen und mit einem mäßig hohen und breiten Rande umgebenen Nestmulde. Nachdem die Täubin ihre beiden gelblichweißen Eier gelegt hat, brütet sie sehr eifrig, während der Tauber seinerseits in unmittelbarer Nähe des Nestes, nicht selten auf dem Rande selbst zu sitzen pflegt, wohl auch dann und wann der Gattin Nahrung zuträgt und ihr diese in den Schnabel würgt. Am Brutgeschäfte selbst beteiligt er sich ebenfalls, immer aber nur sehr wenig; denn die Täubin kehrt, wenn sie von ihm abgelöst wurde, sofort, nachdem sie sich gesättigt, wiederum zu dem Neste zurück. Je länger die Brutzeit währt, um so ungeduldiger zeigt sich der Tauber, und dies mag einer der Hauptgründe sein, daß die Eier nicht immer gezeitigt werden und die Jungen noch seltener aufkommen.

*

Die Unterfamilie der Mähnentauben (Caloenadinae) enthält nur eine Gattung (Caloenas *Gray*) mit drei Arten, darunter eine der prachtvollsten aller Tauben, die Mähnen- oder Kragentaube, Caloenas nicobarica *Linn.* (Abb., S. 426). Sie ist sehr gedrungen gebaut, ihr Schnabel, der vor der Stirn eine weiche, kugelige, beim

Weibchen kleinere Warze zeigt, stark und ziemlich lang, der Fuß hühnerfußartig, kräftig, hochläufig und kurzzehig, der Flügel außerordentlich entwickelt, sehr lang und breit, in der Ruhe bis über das Schwanzende hinausreichend, in ihm die dritte und vierte Schwinge über alle anderen verlängert, der aus zwölf breiten Federn bestehende Schwanz schwach abgerundet, das Gefieder reich und die schmalen Federn der Halsgegend so verlängert, daß hier eine tief herabfallende Mähne entsteht. Kopf, Hals, Unterseite und Schwingen sind schwarzgrün, die Federn der Unterseite kornblumenblau gesäumt, die längsten Halsfedern des Kragens, der Rücken, der Bürzel und die Flügeldeckfedern grasgrün, metallisch schimmernd, die kürzern der Mähne goldglänzend, die Schwanzfedern rein weiß. Die Iris ist licht rotbraun, nach



Mähnentaube, Caloenas nicobarica *Linn.* 1/4 natürlicher Größe.

Hume dunkelbraun, der Schnabel lederschwarz, der Fuß rötlich purpurfarben, die Krallen chromgelb. Der junge Vogel hat minder glänzendes Gefieder und schwarze Schwanzfedern. Die Länge beträgt 36, die Breite 75, die Flügellänge 25, die Schwanzlänge 7 cm.

Von den Nikobaren an bis zu den kleinen im Geelvinkbusen gelegenen Inseln an der Nordostküste Neuguineas und bis zu den Philippinen hat man die Mähnentaube auf allen Inseln gefunden, vorzugsweise aber auf kleinen, unbewohnten Eilanden, gleichviel, ob sie in der Nähe größerer Landmassen oder vereinzelt im Meere liegen. So erzählten auch die Eingeborenen an der Küste von Nordborneo Whitehead, die Mähnentaube brüte in Mengen auf den kleinen Inseln weit draußen in See. Sie gehört zu den Arten, die fast nur auf dem Boden leben, ihr Flug erscheint schwerfällig, und sie macht, aufgescheucht, einen bedeutenden Lärm beim Abfliegen. Sie ist aber imstande, fliegend viele Hunderte von Kilometern zurückzulegen, ohne zu ermüden. Ein gewisser Duivenboden erzählte Wallace, daß er eine dieser Tauben einer kleinen, 100 Seemeilen von Neuguinea und jedem andern Eilande

entfernten Koralleninsel zufliegen, jedoch, noch ehe sie das Ufer erreichen konnte, erschöpft ins Wasser stürzen sah und sie rettete.

Das Hauptquartier der Mähnentaube ist die menschenleere, fast unzugängliche Insel Batti Malve in der Nikobarengruppe, die auch von den Eingeborenen der benachbarten Inseln fast niemals besucht wird. Hier trieben sich, als Hume die Insel betrat, die Vögel zu Tausenden herum und flogen am frühen Morgen scharenweise seewärts, vermutlich auf benachbarte Eilande nach Futter. Davison beobachtete hier die Mähnentaube in der Fortpflanzungszeit manchmal einzeln, manchmal in Paaren und auch in Flügen von 6—12 Stück. „Ich fand sie stets auf dem Boden; scheuchte man sie auf, so flogen sie ein Stück weit weg, jedenfalls mindestens außer Schußweite, und bäumten auf höhere, manchmal auch auf tiefere, aber immer auf wagerechte Äste auf, die ich sie oft habe entlang gehen sehen. Auf Batti Malve hatte ich die beste Gelegenheit, diese Vögel zu beobachten. Ich war in einen Teil der Dschungeln gegangen, wo sie durch unsere Ankunft noch nicht gestört waren, und setzte mich an den Fuß eines großen Baumes. Nachdem ich hier eine Weile gesessen hatte, flogen einige jener Tauben von den nächsten Bäumen herbei und ließen sich in meiner Nähe auf den Boden nieder. Bald gesellten sich andere zu ihnen, bis ihrer mindestens dreißig, alte und junge, um mich herum waren, während ich mich ruhig verhielt, ja in Wahrheit kaum zu atmen wagte. Ihr Gang war echt taubenhaft, ab und zu machte einmal eine halt, warf das Laub beiseite und stieß den Schnabel in den Boden. Sie bewegten sich nicht in regelmäßiger Weise, sondern liefen die Kreuz und die Quer. Wenn sich ein Paar begegnete, so schnäbelten sie einander ein- oder zweimal, bevor sie sich wieder trennten. Ich sah keine einzige rennen, sie behielten ihren stetigen, aber lebhaften Schritt während der ganzen Zeit. Gelegentlich sprang ein Junges mit ausgebreiteten Flügeln auf eine Nachbarin zu, blieb vor ihr mit offenem Schnabel stehen und schlug mit den Flügeln, bis die andere sie wegbiß oder sich selbst zurückzog, aber nie sah ich, daß eine alte ein Junges gefüttert hätte. Es waren recht schweigsame Vögel, und der einzige Ton, den ich von ihnen hörte, war eine Art dumpfen, aus der Brust kommenden Quakens, wie es wohl auch die Haustauben hören lassen, wenn man sie in die Hand nimmt.

„Die Mähnentaube baut ein gewöhnliches Taubennest und immer auf Bäumen. Auf Batti Malve, wo wir die Vögel zu Tausenden fanden, trug fast jeder größere, gut belaubte Baum mehrere Nester, auf einem zählte ich dreizehn. Da wir die Insel ziemlich spät im Jahre besuchten, enthielten die noch benutzten Nester Junge, aber Hunderte waren bereits verlassen. Es gelang mir bloß, 2 Eier zu finden, von denen das eine angebrütet war, das andere ein fast reifes Junges enthielt. Kein Nest barg mehr als ein Junges oder ein Ei. Manche von mir untersuchten Nester enthielten Junge, die nur einen Tag oder zwei Tage alt, noch vollkommen nackt, auch ohne Dunen waren und geschlossene Augen hatten. Aus anderen Nestern flogen sie heraus, als wir zu ihnen hinaufkletterten. Ein Nest war nur 10, die übrigen aber zwischen 20 und 30 Fuß über dem Boden."

„Die Magen aller, die ich auf Katchal, einer andern Nikobareninsel, schoß, enthielten Kerne, die denen der Pflaumen recht ähnlich sahen, aber die der auf Batti Malve erlegten weiße Körner so groß wie die Köpfe großer Stecknadeln." Der Muskelmagen ist sehr kräftig und birgt nur ein einziges Steinchen, meist ein weißes Quarzkorn von der Größe einer reifen Erbse.

An der Westküste der Nikobareninseln Nancowry und Camorta werden die Mähnentauben mit Pferdehaarschlingen gefangen, wobei wilde Früchte als Köder dienen. Die Vögel

werden in Camorta zu 6 Mark das Paar verkauft, und nicht wenige der gefangenen finden ihren Weg nach Kalkutta. Die Bewohner der Nikobaren nennen diese Taube „Lo-ung".

Im Londoner Tiergarten haben sich mehrere Paare von Mähnentauben wiederholt fortgepflanzt und die Jungen glücklich großgezogen.

*

Die größten aller gegenwärtig lebenden Tauben sind die Krontauben (Goura *Steph.*; Megapelia), die die vorletzte Unterfamilie (Gourinae) bilden. Sie kennzeichnen sich durch bedeutende Größe und etwas plumpen Bau, fast kopflangen, beinahe gleichmäßig dünnen, nur vor der Spitze ein wenig, und zwar ziemlich gleichmäßig oben wie unten verdickten Schnabel, sehr hochläufige, aber verhältnismäßig kurzzehige, auf dem Laufe mit großen Pflasterschuppen bekleidete Füße, mittellange, stumpfe Flügel, unter deren Schwungfedern die vierte bis siebente die Spitze bilden, sehr langen und breiten, sanft abgerundeten, von 16 Federn gebildeten Schwanz und großfederiges, weitstrahliges Gefieder, besonders den prachtvollen Kopfschmuck, der aus einer fächerartigen, aufrichtbaren Haube von zerschlissenen Federn besteht.

Die Gattung umfaßt acht auf Neuguinea und den benachbarten Eilanden heimische Arten, von denen zwei nicht allzu selten in unsere Käfige gelangen.

Die Gewöhnliche Krontaube, Goura coronata *Linn.* (Taf. „Regenpfeifervögel IV", 2 bei S. 414), erreicht eine Länge von 75 cm; die Flügellänge beträgt 38, die Schwanzlänge 26 cm. Das Gefieder ist vorherrschend licht schieferblau, auf Unterrücken, Flügel und Schwanz etwas dunkler, der Zügel schwarz, der Mantel, einschließlich der Schultern, schmutzig braunrot gefärbt; die größten Flügeldeckfedern sind in der Mitte weiß, wodurch eine Längsbinde entsteht, an der Wurzel schwarz, an der Spitze braunrot, die Schwanzfedern am Ende mit einer breiten, licht schiefergrauen Binde geziert. Die Iris ist scharlachrot, der Schnabel düster horngrau, der Fuß rot, weißlich überpudert.

Bei der etwas größeren Fächertaube, Goura victoria *Fraser*, herrscht ebenfalls Schieferblau vor; die Unterseite aber ist kastanienrotbraun, die Flügelbinde blaugrau und die breite Schwanzendbinde weißgrau; auch sind die Federn der Kopfhaube nicht einfach zerschlissen, sondern am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke haben. Die Iris ist zinnoberrot, der Fuß fleischfarbig.

„Die Krontaube", sagt v. Rosenberg, „lebt in Menge an der Küste von Neuguinea sowie auf den Inseln Waigiu, Salawati und Misul. In ihrer Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, streicht in kleinen Trupps im Walde umher und hält sich gern auf dem Boden." Wallace hat sie auf Neuguinea oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen; denn sie bringt den größten Teil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn sie aufgescheucht wird, auf einen der unteren Zweige des nächsten Baumes, den sie auch zum Schlafen wählt. Das Nest besteht nach Rosenberg aus lose zusammengefügten Zweigen. Sie wird ziemlich häufig lebendig nach Amboina, Banda, Java und von da nach Europa gebracht, was zu der falschen Annahme geführt hat, daß sie auch auf diesen Inseln zu Hause sei. Die Fächertaube scheint seltener zu sein und bewohnt südlichere Gegenden Neuguineas. Der Tauber gibt, wie Heinroth berichtet, abends ein sehr eigentümliches Tonstück zum besten. Es ist sehr laut und klingt fast genau wie die Musik, die die Papuas mit ihren großen Holztrommeln machen. Es wird im Spondeentakt vorgetragen.



Fächertaube.

Auch gegenwärtig noch sieht man lebende Krontauben am häufigsten in den holländischen Tiergärten. Sie halten sich bei einfacher Nahrung recht gut, überstehen in geschützten Räumen den Winter leicht und schreiten ziemlich regelmäßig zur Fortpflanzung.

*

Die Zahntaube, die von Jardine für eine den Großfußhühnern verwandte Vogelform gehalten wurde, Didunculus strigirostris *Jard.*, ist die einzige Vertreterin einer besondern Unterfamilie (Didunculinae). Sie hat eine etwas plumpe Gestalt, der Leib



Zahntaube, Didunculus strigirostris *Jard.* 1/3 natürlicher Größe.

ist kräftig, der Kopf groß, der Schnabel viel höher als breit, sein Oberteil vom Grunde an aufwärts, im übrigen Verlaufe gleichmäßig stark abwärts gebogen und zu einem scharfen Haken gekrümmt, an der Schneide ohne Zahn oder Ausbuchtung, sein Unterteil nach untenhin ebenfalls ausgebogen, vorn aber schief abgestutzt und hier so eingeschnitten, daß jederseits drei Zähne entstehen, seine Schneide seicht nach unten ausgeschweift, der Fuß ein echter Taubenfuß, kräftig, der Lauf stark, länger als die Mittelzehe und bis zur Ferse nackt, freizehig und mit starken, flach ausgebogenen, unten ausgehöhlten Nägeln bewehrt. Der Flügel ist abgerundet und kurz; von den Schwingen ist die dritte die längste, ihr folgen die vierte, die zweite, die fünfte, erste und sechste Schwinge mit immer abnehmender Länge. Das Oberarmgefieder ist so lang, daß es fast den Handfedern gleichkommt, der aus 14 Federn gebildete Schwanz mittellang und ein wenig abgerundet. Kopf, Hals und Unterteile sind glänzend stahlgrün, Mantel, Unterrücken und Bürzel, Oberflügeldecken und Schwanzfedern

schön braunrot, die Flügel dunkel bleigrau. Der junge Vogel ist ähnlich gefärbt, jede Feder des Kleingefieders aber mit mondförmigen, oberseits schwarzen und rotbraunen, unterseits schwarzen und blaß gelbbraunen Querbändern gezeichnet. Die Iris ist dunkel rötlichbraun, der nackte Augenring und der Zügelstreifen lebhaft orangerot, der Schnabel orangerot, gegen die Spitze hin lichtgelb, der Fuß lebhaftrot, die Krallen gelblichweiß. Die Länge beträgt 33, die Breite 63, die Flügellänge 18, die Schwanzlänge 8 cm.

Die erste Zahntaube wurde von Lady Harvey in einer Versteigerung australischer Gegenstände erstanden, deshalb für eine Bewohnerin Australiens gehalten und von Gould in seinem Werke über die Vögel dieses Erdteiles abgebildet und beschrieben. Später lernten wir durch Peale, Walpole, Bennett, Stair, Ramsay und Gräffe Vaterland, Lebensweise und Wesen des Vogels kennen; endlich wurde er sogar lebend nach Europa gebracht.

Soviel bis jetzt bekannt ist, lebt die Zahntaube ausschließlich auf den beiden zu den Samoa-Inseln gehörigen Eilanden Upolu und Sawaii und auch hier nur an gewissen, beschränkten Örtlichkeiten. Sie bewohnt waldige Berggegenden in einer gewissen Entfernung von der Küste. Nach Angabe Walpoles war sie früher auf der Insel Upolu sehr häufig und lieferte diesem Reisenden einen Hauptteil seiner Nahrung. Gewöhnlich sah man sie paarweise, zuweilen aber auch in Flügen bis zu neun Stück, in jeder Beziehung nach Art anderer Tauben lebend, wie diese fliegend, gehend, girrend und brütend. Gegenwärtig ist sie auf Upolu selten geworden, und zwar weniger deshalb, weil die Eingeborenen inzwischen das Feuergewehr zu benutzen gelernt haben, als infolge der Liebhaberei der Samoaner für Katzen, die teilweise verwilderten und nun Verheerungen unter den bisher von keinem Raubtiere bedrohten Vögeln anrichteten. Auch in die Berge, wohin die Taube sich zurückgezogen hat, folgten die Katzen ihr nach. Die Eingeborenen nannten sie „Manumea" (roter Vogel) und schätzten sie ihres vortrefflichen Fleisches halber so hoch, daß sie alljährlich einen längeren Jagdzug nach den Bergen unternahmen, einzig und allein in der Absicht, Manumeas zu fangen. Stair sagt, sie fräße hauptsächlich eine Art von Zwiebeln, aber laut Gräffe lebt sie vorzüglich auf großen, eschenartigen Bäumen, Mauke genannt, deren Früchte, lederartige, fleischige, im Innern dreikantige, rote Samen enthaltende Kapseln, ihre bevorzugte Nahrung bilden. Auf diesen hohen, dichtbelaubten Bäumen verrät nun zwar ihr Ruf ihre Anwesenheit; es ist aber fast nur dem Auge der Eingeborenen möglich, sie im Gezweige aufzufinden und herabzuschießen. Der Flug ähnelt dem anderer Tauben, geschieht jedoch mit so lautem Geräusch, daß man es weithin hört, wenn sie sich erhebt, und die Eingeborenen ein Sprichwort haben: er lärmt wie ein Manumea. Walpole bemerkt, daß sie sich höchstens von einem Walde zum andern wende und sehr selten ihren Flug bis zu einer der benachbarten Insel ausdehne. Sehr merkwürdig ist eine neuerdings eingetretene Änderung ihrer Instinkte. Nach Lucas brüteten die Vögel früher auf oder nur wenig über dem Boden; daher wurden die verwilderten Katzen ihnen und ihren Nachkommen so gefährlich, daß ihre Art dem Aussterben nahe gebracht worden war. Darauf verlegten sie ihre Niststätten wie auch ihre gewöhnlichen Ruheplätze auf die Bäume und haben seitdem wieder an Zahl zugenommen. Auch sollen sie jetzt unter behördlichem Schutz stehen. Die weißen Eier messen 45×32 mm. Die Jungen sind, laut Walpole, so hilflos wie die anderer Tauben, scheinen auch nur langsam heranzuwachsen und ebenso sich zu entwickeln; denn sie erhalten erst im zweiten Lebensjahre das Kleid ihrer Eltern, möglicherweise erst im dritten ihre volle Ausbildung.

Verhältnismäßig spät hatten Naturforscher Gelegenheit, gefangene Zahntauben zu beobachten. Im Jahre 1863 besaß der britische Konsul Williams auf Samoa eine lebende

Zahntaube, bei der infolge ihrer Jugend die Zahnung ihres Kiefers noch nicht entwickelt war. Die Eingeborenen schienen auf das höchste überrascht zu sein von der lebhaften Teilnahme, die diesem Vogel allseitig geschenkt wurde, und noch mehr von den hohen Preisen, die man ihnen bot. Der Manumea kam im Juni 1863 nach Sydney und wurde zwei Tage später von Bennett besichtigt. „Zuerst", sagt dieser, „schien er scheu und wild zu sein, später wurde er zahmer, und ich konnte ihn beobachten, ohne daß er Furcht zeigte, während er anfangs seine Angst durch gelegentliches Ausstoßen einiger rasch wiederholten Laute bekundete. Er befand sich in einem Bauer, der mehr einer Kiste als einem Käfig ähnelte und nur vorn Gitterstäbe hatte. Hier rannte er auf dem Boden umher oder saß auf den niedrigen Springhölzern oder verbarg sich in einem der Winkel, wie er besonders gern zu tun pflegte. Wenn er aufgestört wurde, lief er furchtsam im Käfig umher, und zwar mit großer Schnelligkeit, den Körper vorgestreckt und den Kopf niedergedrückt, fast nach Art der Hühner. Die Behauptung, daß er niemals Wasser trinke, erwies sich als falsch. Er sieht sehr dumm aus und hat außer seinem unförmlichen Schnabel nichts, was ihn besonders anziehend macht. Der einzige Laut, den er ausstößt, ist ein rasches ‚Ku ku ku'. Er frißt gekochten Reis, Yams und Kartoffeln."

Ein zweiter und älterer Vogel, den Bennett beobachtete, war sehr zahm und verschlang ohne Scheu vor den Augen des Forschers gekochte Yams in großen Stücken. Verschiedene Sämereien zermalmte er in derselben Weise, wie es Papageien tun, wenn sie fressen, Brot verzehrte er auch, und zwar indem er es unter seine Füße nahm und mit dem Schnabel zerkleinerte. Seitdem gelangten lebende Zahntauben wiederholt nach England und zu uns.

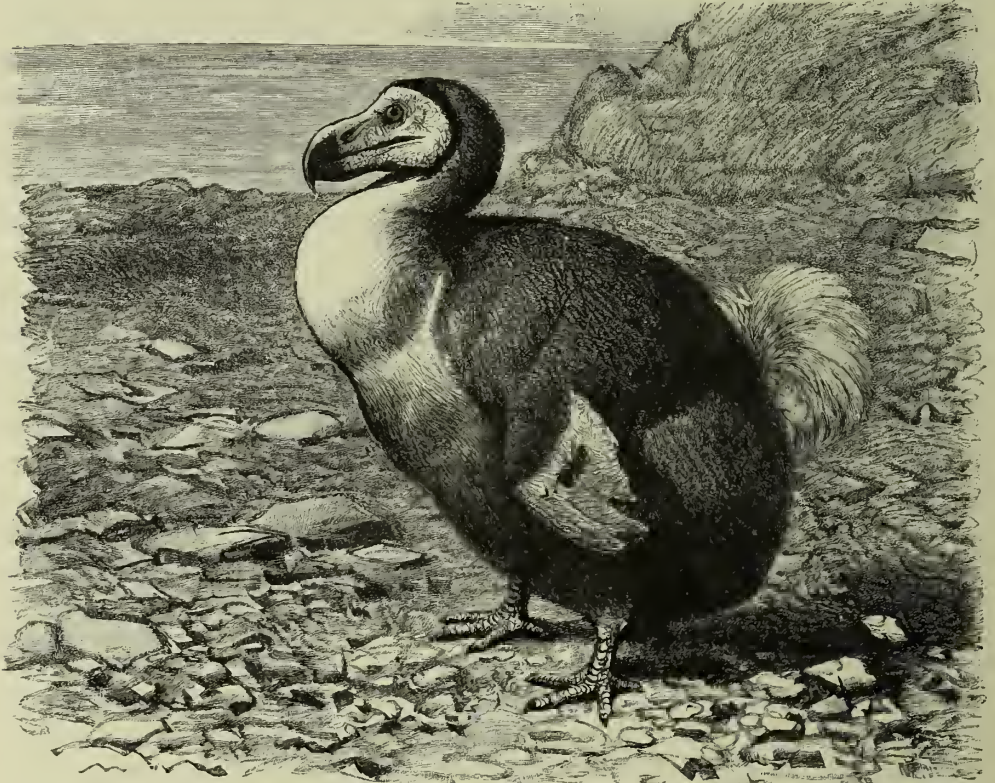
*

Die zweite Familie der Taubenvögel ist die der in historischer Zeit ausgestorbenen **Dronten (Dididae).** Sie umfaßt zwei Gattungen und drei Arten. Ihre Flügel und ihr Schwanz waren aus weichen Federn gebildet und wie ihr Gabelbein verkümmert, und die Vögel waren nicht imstande zu fliegen, erreichten aber eine verhältnismäßig bedeutende Größe. Sie hatten einen über kopflangen, starken, hakig gebogenen, glattrandigen Schnabel, dessen zwei hinteren Drittel von einer nackten, weichen Haut bekleidet waren, während das vorderste mit einer starken Hornscheide bedeckt war. Im hinteren, weichen Abschnitte lagen vorn die schrägen Nasenlöcher. Die Läufe waren stark, kurz, unregelmäßig getäfelt. Die zweite und vierte Zehe waren von gleicher Länge, die erste oder hinterste Zehe war lang und stark. Die Vögel waren Bodenbrüter, legten bei jeder Brut nur ein Ei, lebten auf den Inseln Mauritius, Réunion und Rodriguez, östlich von Madagaskar, und sind im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts ausgerottet worden.

Bei der Gattung Didus *Linn.* ist der Schnabel länger als der Kopf und sehr stark hakig gekrümmt, die Stirngegend aufgetrieben.

Der Dodo von Mauritius, Didus ineptus *Linn.* (Abb., S. 432 u. Taf. „Regenpfeifervögel IV", 3 u. 4 bei S. 415), war nach der von Edwards nach einem Bilde entworfenen Beschreibung etwa 75 cm hoch. Sein Gewicht betrug ungefähr 25 kg nach Sir Herbert. Über das Äußere dieses merkwürdigen Vogels sind wir ziemlich genau orientiert, teils durch Bilder, auf denen der Dodo dargestellt ist, teils durch erhalten gebliebene Beschreibungen von Leuten, die das Tier noch lebend gesehen haben. Vor allem fiel jedem Beschauer die plumpe Gestalt des Vogels auf, der mit den kleinen, unvollkommenen Flügeln

seinen großen, schweren Körper nicht vom Boden zu heben imstande war. Der etwa 23 cm lange Schnabel war in der vordern Hälfte schwärzlich, in der hintern hell aschfarbig, laut Crusius gelblich, und am Unterschnabel befand sich zwischen beiden Teilen ein bläulicher Fleck jederseits. Der Oberschnabel war vorn in einem gewaltigen Haken nach unten gekrümmt. Nach Admiral Pieter Willem Verhoeven biß der Vogel, wenn man ihn unvorsichtig anfaßte, „gewaltig hart". Die Nasenlöcher lagen in der Mitte des Schnabels. Die kleinen, wie Diamanten glänzenden Augen standen weit nach vorn und hatten eine



Dodo von Mauritius, Didus ineptus *Linn.* 1/10 natürlicher Größe.

gelblichweiße Iris. Die starken, gelben Beine trugen scharfe Krallen. Die weichen, dunenartigen Federn des Rumpfes waren, wie Couche bemerkt, gekräuselt. Auf dem Hinterkopfe bildete das Federkleid eine Art Kapuze von schwärzlicher Farbe, aus der die vollkommen nackte vordere Hälfte des Kopfes, nur von einem weißlichen Hauch wie von zartem, durchsichtigem Schleier bedeckt, hervorragte. An den Beinen reichten die Federn bis zu den Fersen. Von den gelblichen Schwungfedern waren die ersten vier nach hinten gerichtet; die gleichfalls gelblichweißen Schwanzfedern standen ungewöhnlich hoch aufgerichtet und verhältnismäßig weit vorn. Die Farbe des Federkleides im allgemeinen war aschfarbig, auf dem Rücken dunkler, unten heller, an der Brust beinahe weiß, an den Schenkeln schwärzlich.

Hervorgehoben wird die starke Verdauungskraft des Dodo, dessen Magen sogar Steine und Eisen angreifen konnte. Anderseits soll sich im Magen ein einzelner großer, laut Crusius aber nur 2,3 cm langer Stein befunden haben, nach Couche nur bei den Jungen, was jedoch

unwahrscheinlich ist. Es wird berichtet, der Dodo habe sich als Nest einen Haufen Kräuticht zusammengescharrt und bei jeder Brut nur 1 Ei gelegt.

Ein Dodo, den Sir Hamon Lestrange im Jahre 1638 in einer Straßenbude zu London ausgestellt sah, war nach diesem Gewährsmann etwas größer als der größte Truthahn, namentlich stärker und dicker, auch hielt er sich mehr aufrecht. Auf der Unterseite war er wie ein junger Fasanhahn, auf dem Rücken dunkler gefärbt. Der Balg dieses Vogels kam ausgestopft in das Museum eines Privatmannes, John Tradescant, das auch nach dessen Tode noch unter seinem Namen weiterbestanden zu haben scheint; Füße und Kopf befinden sich noch gegenwärtig im Museum zu Oxford, wohin sie gerettet wurden, nachdem das ganze Präparat 1775, als zu sehr beschädigt, nach Beschluß der darüber bestellten Aufsichtsräte schon weggeworfen werden sollte. Von anderen Resten des Dodo sind uns erhalten: ein Fuß, ein vollständiges Gerippe und verschiedene einzelne Knochen im Britischen Museum in London, ein Brustbein in Paris, ein Schnabel in Kopenhagen und ein Schädel in Prag.

Im Jahre 1681 sollen noch Dodos auf Mauritius gelebt haben, aber 1693 fand Leguat, der hier mehrere Monate wohnte, keine mehr, und Morel stellte fest, daß 1778 sich nicht nur kein Mensch mehr des Vogels erinnerte, sondern daß überhaupt jede Spur einer auf ihn Bezug habenden Überlieferung verschwunden war. In der Dresdener Bildergalerie hängen zwei Abbildungen einer Dronte aus dem Jahr 1666.

Der Dodo von Bourbon, Didus borbonicus *Bp. et Strickl.*, nach der Insel Bourbon, jetzt Réunion, benannt, auf der er lebte, war in seiner allgemeinen Erscheinung dem von Mauritius ähnlich, hatte aber ein weißliches, gelblich überlaufenes Gefieder und schwarze Spitzen an den Schwung- und Steuerfedern. Von den Schwungfedern waren die vier ersten nicht wie bei der vorigen Art nach hinten, sondern schräg nach unten und vorn gerichtet. Nach Carré (1668) glich er in der Gestalt einigermaßen einem Truthahn, hatte aber höhere Läufe. Castleton (1613) und Bontekoe (1618) schildern den Vogel als sehr fett; Bontekoe sagt, er sei so fett gewesen, daß er kaum habe laufen können, und wenn er gezwungenerweise hätte rennen müssen, so habe sein Bauch auf der Erde geschleppt. Näheres über diese Art ist nicht bekannt, namentlich auch nicht über die Zeit ihrer Ausrottung.

Die dritte Art jener flugunfähigen Tauben bewohnte die Insel Rodriguez und gehörte zu einer andern Gattung (Pezophaps *Strickl.*), die sich von der Gattung Dronte darin unterschied, daß der Schnabel nicht länger als der Kopf, in sehr geringem Grade hakig und mehr strauß- oder kasuarartig war. Die Stirngegend war flach, die Flügel hatten, wenn sie auch nicht zum Fluge geschickt machten, so doch eine bessere Entwickelung als bei den Dronten, an den Handknochen des Männchens fand sich eine große, knopfförmige Anschwellung, der Hals und die Läufe waren im Verhältnis länger als bei den Dronten und die Geschlechter auch äußerlich verschieden, namentlich war das Männchen bedeutend größer als das Weibchen. Es ist nur eine Art bekannt, der Solitair oder Einsiedler, Pezophaps solitarius *Gmel.*, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben ist.

Wir verdanken Leguat einen aus dem Jahre 1691 stammenden, ziemlich gründlichen Bericht über diesen Vogel, dem wir das Folgende entnehmen. Er heißt Solitair, weil man ihn selten in Gesellschaft, sondern, wenn er auch häufig ist, meist allein findet. Das Männchen ist grau und braun, hat Füße wie ein Truthahn und ebenso einen ähnlichen Schnabel, nur etwas stärker gekrümmt. Der Schwanz ist ganz verkümmert, die hintere Körpergegend abschüssig wie die Kruppe eines Pferdes. Der Solitair trägt sich aufrechter als ein Truthahn,

auch ist sein gerader Hals verhältnismäßig länger als bei diesem. Das Auge ist schwarz und lebhaft, auf dem Scheitel erhebt sich weder Kamm noch Federhaube. Der Vogel kann seine Flügel zum Fluge nicht verwenden, braucht sie aber zum Kampfe, wobei ihm wahrscheinlich die Knochenauftreibung an der Hand sehr zustatten kommt; durch Schlagen mit den Flügeln fordert er einen Gegner heraus. Diese Bewegung ist mit einem schwachen Geräusch, das man etwa 20 Schritt weit hört, verbunden. Auch dreht sich der Solitair gelegentlich (vermutlich in der Brunstzeit) innerhalb von 4—5 Minuten wohl 25—30mal in einer Richtung um sich selber. Das Männchen wiegt bis 45 Pfund. Vom März bis zum September sind die Vögel sehr fett und besonders die Jungen außerordentlich wohlschmeckend. Die Weibchen sind sehr schön, und es gibt braune und isabellenfarbige unter ihnen. Über dem Schnabel haben sie eine dunkelbraune Querbinde. In ihrem ganzen Gefieder liegt eine Feder wie die andere, denn sie halten sehr darauf, sie mit dem Schnabel zu ordnen und zu reinigen.

Wenn ein Pärchen sein Nest bauen will, so sucht es sich einen ebenen Platz und trägt Palmblätter zu einem $1^1/_2$ Fuß hohen Haufen zusammen, auf den das Weibchen sein einziges Ei legt, das bedeutend größer als ein Gänseei ist. Männchen und Weibchen brüten abwechselnd, und das Junge erscheint nach sieben (?) Wochen, ist aber erst nach Monaten imstande, für sich selber zu sorgen.

Die Alten leiden keinen andern Vogel in der Nähe des Nestes bis auf 200 m im Umkreis, auch keinen von ihrer eignen Art. Etwas ist aber hierbei merkwürdig: kein Männchen verjagt nämlich ein fremdes Weibchen, sobald es vielmehr ein solches gewahr wird, ruft es durch Klappen mit den Flügeln seine Gefährtin, die den Eindringling verscheucht, und ebenso ruft das Weibchen fremden Männchen gegenüber den eignen Gemahl herbei. „Das haben wir", sagt Leguat, „mehr als einmal beobachtet, und ich kann versichern, daß es wahr ist."

Ihre Nahrung besteht aus den Früchten von Palmbäumen. In den Magen beider Geschlechter findet sich ein fester, harter, hühnereigroßer, brauner Stein, der zum Messerschärfen geeigneter ist als irgendein anderer.

Im Britischen Museum werden zwei vollständige Skelette und zahlreiche Einzelknochen des Solitairs aufbewahrt.

Zwölfte Ordnung:

Kuckucksvögel (Cuculiformes).

Zur Ordnung der Kuckucksvögel (Cuculiformes) gehören kleinere oder wenigstens nicht sehr große Vögel, die sich hauptsächlich in Wäldern aufhalten und meistens eine kletternde Lebensweise führen. Dementsprechend sind die Füße Klettersüße: entweder sind die zwei mittelsten der vier Zehen nach vorn und die beiden äußeren nach hinten gerichtet (Kuckucke und Papageien), oder eine äußere Zehe ist Wendezehe (Pisangfresser). Das meist glatt anliegende Gefieder ist oft schön gefärbt, bei den Papageien wird sogar reiche Pracht entfaltet. Die Zahl der Handschwingen beträgt zehn, der Schnabel ist einfach, bei den Papageien jedoch an der Wurzel mit Wachshaut überzogen, die Nasenlöcher sind durchgängig. Die Kuckucksvögel nähren sich von Pflanzenstoffen, Früchten oder Insekten und deren Jugendstadien. Die Jungen sind Nesthocker.

Wir teilen die Ordnung, die mit den Schopfhühnern und durch diese mit den Hühnern verwandt und über die ganze Erde verbreitet ist, in zwei Unterordnungen, die der Kuckucke (Cuculi) und die der Papageien (Psittaci).

Erste Unterordnung: **Kuckucke (Cuculi).**

Die Kuckucke im weitesten Sinne sind innerhalb ihrer Ordnung durch die geringe Zahl von zehn oder gar nur acht Schwanzfedern und das Vorhandensein der fünften Armschwinge charakterisiert. Man unterscheidet zwei Familien, die echten Kuckucke und die Pisangfresser.

Die Angehörigen der Familie der **echten Kuckucke (Cuculidae)** haben einen mittellangen, meist ziemlich schlanken Schnabel. Sein Spalt ist tief und reicht oft bis unter das Auge. Der Fuß ist ein echter Klettersuß, die Zahl der Halswirbel beträgt 14, Blinddärme sind wohlentwickelt. Die Nahrung besteht aus Insekten, Mäusen usw., selten aus Früchten. In bezug auf Eier, Nestbau und Brutpflege herrschen mancherlei auffallende Besonderheiten.

Die Familie der echten Kuckucke umfaßt etwa 200 Arten und kann auf anatomische Merkmale hin in drei Unterfamilien zerlegt werden: die eigentlichen Kuckucke (Cuculinae), die Buschkuckucke (Phoenicophainae) und die Sporenkuckucke (Centropodinae).

*

Die eigentlichen Kuckucke (Cuculinae) kennzeichnen sich dadurch, daß in ihren Schwingen Teile der Luftröhre und der Bronchien enthalten sind. Auch ist bei ihnen die Federflur der Brust an jeder Seite einfach, nicht gegabelt.

Alle gehören dem Walde an und entfernen sich bloß zeitweilig aus der Nähe der Bäume. Die nordischen Arten wandern, die südlicheren streichen höchstens in ihrer Heimat auf und nieder. Sie sind unruhige, stürmische, flüchtige und scheue Vögel, die Geselligkeit mit ihresgleichen meiden, sich überhaupt nicht gern mit anderen Vögeln zu schaffen machen. Rasch durchfliegen sie ein ziemlich großes Gebiet, durchsuchen die Bäume, fliegen auch wohl bis zum Boden hinab, ohne sich jedoch hier niederzulassen, und streifen so, fliegend, fressend und schreiend, in ihrem Gebiet hin und her. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Insekten und besonders aus deren Larven, vor allem aber aus haarigen Raupen, die von den übrigen Vögeln verschmäht werden. Die Haare dieser Raupen bohren sich bei manchen Arten bei der Verdauung so fest in die den Magen auskleidende Schwiele oder Hornhaut ein, daß sie wie behaart aussieht. Den größeren Arten der Familie sagt man nach, daß sie kleine Wirbeltiere, Lurche z. B., nicht verschmähen, und alle gelten, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als Nesträuber, die die Eier aus den Nestern anderer Vögel nicht bloß wegnehmen, um für die ihrigen Platz zu machen, sondern auch verzehren.

Unser Gemeiner Kuckuck oder Gauch, Cuculus canorus *Linn.*, vertritt die über die ganze Alte Welt und Australien verbreitete, elf Arten enthaltende Gattung der Gauche (Cuculus *Linn.*) und kennzeichnet sich durch schlanken Leib, kleinen, schwachen, sanft gebogenen Schnabel, lange, spitzige Flügel, sehr langen, gerundeten Schwanz, kurze, teilweise befiederte Füße und ziemlich weiches, düsterfarbiges Gefieder. Das Männchen ist auf der Oberseite aschgraublau oder dunkel aschgrau, auf der Unterseite grauweiß, schwärzlich in die Quere gewellt; Kehle, Wangen, Gurgel und Halsseiten bis zur Brust herab sind rein aschgrau, die Flügel bleischwarz, die Steuerfedern schwarz, weiß gefleckt. Die Iris ist hochgelb, der Schnabel schwarz, gelblich an der Wurzel, der Fuß gelb. Das alte Weibchen ähnelt dem Männchen, hat aber am Hinterhalse und an den Seiten des Unterhalses wenig bemerkbare rötliche Binden. Die jungen Vögel sind oben und unten quer gewellt, junge Weibchen auf der Oberseite zuweilen, in südlicheren Gegenden oft, auf rostbraunem Grunde mit stark hervortretenden Querbinden gezeichnet. Die Länge beträgt 37, die Breite 64, die Flügellänge 19, die Schwanzlänge 17 cm. Das Weibchen ist um 2—3 cm kürzer und schmäler.

In Europa, Asien und Afrika gibt es wenige Länder oder Gegenden, in denen der Kuckuck nicht beobachtet worden ist. Als Brutvogel bewohnt er den Norden der Alten Welt, von China und den Amurländern an bis zur Küste von Portugal und vom Nordkap an bis Syrien, Palästina, Algerien und zu den innerasiatischen Steppen und Gebirgen, ebenso auch Persien. Von hier wandert er nach Süden; von Sibirien aus durch China und ganz Indien bis auf die Sunda-Inseln, nach Ceylon und Australien, von Europa aus bis nach Südafrika. In allen Ländern des Ostsudan, die ich durchreiste, habe ich auch den Kuckuck gesehen. Verwundern darf es nicht, daß ein so gewandter Flieger wie der Kuckuck ebenso große Strecken durchreist wie andere weit minder flugbegabte Zugvögel. Nach meinen und allen übrigen Beobachtungen wandert er schnell, läßt sich wenigstens im Norden Afrikas oder in Syrien wie in Südeuropa nicht erheblich früher vernehmen als in Deutschland, und verzögert aus leicht begreiflichen Gründen erst weiter gegen den Norden hin seine Reise. In Mitteldeutschland erscheint er in der Regel Mitte April: „Am 18. kommt er, am 19. muß er kommen", heißt es im Volksmunde. Ausnahmsweise trifft er auch schon früher, unter Umständen sogar schon im Anfange des Monats ein, gleichviel, ob die Witterung günstig ist oder nicht.



Kuckuck.

(Kuckucksvögel 1.)



2. Kuckuck, Cuculus canorus *Linn.*
$^1/_5$ nat. Gr., s. S. 436. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.



3. Pisangfresser, Musophaga rossae *Gould.*
$^1/_5$ nat. Gr., s. S. 476. — W. S. Berridge, F. Z. S.-London phot.

In Deutschland ist der Kuckuck allgemein verbreitet, in Südeuropa weit seltener als bei uns, aber doch noch als Brutvogel. Nach Norden hin wird er häufiger: in Skandinavien gehört er zu den gemeinsten Vögeln des Landes; wenigstens erinnere ich mich nicht, irgendwo so viele Kuckucke gesehen zu haben wie in Norwegen und in Lappland. Im Gebirge steigt er bis zur Schneegrenze auf: in unseren Alpen bewohnt er allsommerlich noch Hochtäler von 1500 m Höhe und fliegt, wie Baldamus auf Grund seiner Beobachtungen annimmt, noch 600—700 m höher empor; im Altai vernahm ich seinen Ruf ebenfalls noch über der Baumgrenze und zweifle nicht, daß er auch hier die höchsten Matten zwischen 1800 und 2300 m besucht.

Obwohl Baumvogel, ist er doch nicht an den Wald gebunden, ebensowenig wie sich sein Aufenthalt nach der Art des Baumbestandes richtet. Minder häufig als in baumbestandenen oder mindestens bebuschten Gegenden kommt er auf kahlen Strecken vor, fehlt diesen jedoch keineswegs ganz, baumlosen Inseln, wie Sylt und Borkum, zuweilen ebensowenig wie den Steppen in Südsibirien, dem nur hier und da Baumwuchs tragenden hohen Tafellande des östlichen Persien oder unseren Hochalpen über der Holzgrenze. Nach meinen in drei Erdteilen und mit besonderer Vorliebe für den Gauch gesammelten Beobachtungen stellt er als erste Bedingung an seinen Aufenthaltsort, daß er reich an kleinen Vögeln, den Zieheltern seiner Jungen, sei. Findet er diese Bedingung erfüllt, so begnügt er sich mit sehr wenigen Bäumen, mit niedrigen Sträuchern, Gestrüpp und Röhricht, und wenn selbst das letztere fehlt, fußt er auf einer Erdscholle und erhebt von hier aus seine Stimme. Stets wird man finden, daß die Anzahl der Kuckucke in gleichem Verhältnis mit der Anzahl der Pflegeeltern wächst und um so mehr zunimmt, je häufiger irgendeine Art der letzteren in einem bestimmten Umkreis brütet. Daher liebt der Kuckuck gemischte Waldungen mehr als solche, in denen eine Baumart vorherrscht; daher findet er sich häufiger als irgendwo in der Nähe von Brüchen, Sümpfen oder überhaupt in wasserreichen Niederungen.

Jedes Kuckucksmännchen wählt sich ein Gebiet von ziemlich großem Umfang und verteidigt es hartnäckig gegen einen etwaigen Nebenbuhler. Wird ein Kuckuck verdrängt, so siedelt er sich dicht neben dem Eroberer an und ficht mit diesem dann fast tagtäglich einen Strauß aus. Daß ein gewisser Vogel zu demselben Orte zurückkehrt, hat Naumann durch Beobachtungen festgestellt: er kannte einen Kuckuck, der sich durch seine auffallende Stimme vor den übrigen auszeichnete, und erfuhr, daß dieser während 32 Jahren in jedem Frühling in demselben Gebiete sich seßhaft machte. Genau dasselbe gilt nach Ad. Walters Feststellung auch für das Weibchen, wie eigentümlich gefärbte, von anderen abweichende Eier, die man jedes Jahr in demselben Gebiet und bei derselben Vogelart wiederfindet, fast außer Zweifel stellen. Das Gebiet, in dem das Weibchen sein erstes Ei untergebracht hat, wird ihm zur engern Heimat. Das Männchen durchschweift seinen Standort ohne Unterlaß und erscheint mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf bestimmten Bäumen tagtäglich mehrere Male. Nicht ebenso verhält es sich mit dem Weibchen, wie ich ebenfalls nach eigner Beobachtung mit aller Bestimmtheit behaupten darf.

Mäßig angeschlagen, dürften auf jedes Weibchen mindestens doppelt so viele Männchen kommen. Während nun diese ein immerhin umgrenztes Gebiet behaupten und sich in der angegebenen Weise umhertreiben, achtet das Weibchen derartige Grenzen nicht, sondern schweift im Laufe des ganzen Sommers, oder wenigstens solange seine Legezeit währt, regellos durch verschiedene Gebiete der Männchen, bindet sich an keins von diesen, gibt sich vielmehr allen hin, die ihm genehm sind, läßt sich nicht suchen, sondern zieht seinerseits auf Liebesabenteuer aus, und kümmert sich, nachdem seine Wünsche Befriedigung fanden, nicht

mehr um den Liebhaber, den es eben begünstigt hatte. Ein an einer abgeschossenen Schwanzfeder kenntliches Weibchen, das ich in der Nähe von Berlin beobachtete, besuchte, soweit ich ergründen konnte, die Gebiete von nicht weniger als fünf Männchen, wird seine Streifzüge jedoch wahrscheinlich noch weiter ausgedehnt haben.

Unter den bekannteren Angehörigen dieser Unterfamilie ist unser Kuckuck der flüchtigste, unruhigste und lebhafteste. Er ist in Bewegung vom Morgen bis zum Abend, in Skandinavien sogar während des größten Teiles der Nacht. Es machte einen eigentümlichen Eindruck auf mich, bei meinen nächtlichen Jagden den Kuckucksruf noch nach 11 Uhr abends und schon vor 1 Uhr morgens zu vernehmen. Holtz versichert, ihn auf der Insel Gotland noch um Mitternacht abwechselnd mit der Eule gehört zu haben, und es mag wohl auch möglich sein, daß er selbst um diese Zeit nicht ruht: ich habe jedoch während meiner wiederholten Reisen im hohen Norden immer gefunden, daß er in der eigentlichen Mitternachtsstunde, von $11^1/_2$—$12^1/_2$ Uhr etwa, schweigt, also sich wohl dem Schlafe hingibt. Während seiner Streifereien frißt er beständig; denn er ist ebenso gefräßig wie bewegungs- und schreilustig. Mit leichtem und zierlichem Fluge, der dem eines Falken ähnelt, ihn an Schnelligkeit jedoch nicht erreicht, nicht einmal mit dem einer Turteltaube zu wetteifern vermag, kommt er angeflogen, läßt sich auf einem Aste nieder und sieht sich nach Nahrung um. Hat er eine Beute erspäht, so eilt er mit ein paar geschickten Schwenkungen zu ihr hin, nimmt sie auf und kehrt auf denselben Ast zurück, oder fliegt auf einen andern Baum und wiederholt hier dasselbe Spiel. In Skandinavien sitzt er besonders gern auf den Geländern, die die Wege von den Feldern abgrenzen, treibt sich überhaupt viel mehr in der Nähe der Ortschaften umher als bei uns.

Übrigens ist der Kuckuck nur im Fliegen geschickt, in allem übrigen täppisch. Im Klettern vermag er nichts zu leisten, ist aber auch im Gehen ein Stümper ohnegleichen, überhaupt nur hüpfend imstande, sich auf flachem Boden zu bewegen. Gewandter zeigt er sich im Gezweige, obschon er auch hier einen einmal gewählten Sitz nur ungern und dann meist fliegend verläßt. Der Ruf lautet fast „kuckuck“, und seine erste Silbe wird schärfer ausgestoßen als die zweite; wir vernehmen ein deutliches K oder G, ebenso wie das zweite gedehntere U zu Anfang und zu Ende durch einen G- oder K-Laut vervollständigt zu werden scheint. Wer wie ich jeden schreienden Kuckuck durch Nachahmung seiner Stimme herbeiruft, weiß freilich, daß auf den Ruf „Kuckuck“ kein einziger kommt. Naumann sagt, daß man den Kuckucksruf auf der Flöte durch die Töne fis und d der mittlern Oktave täuschend nachahmen kann; ich habe die beiden Töne mir vorspielen lassen und muß zugestehen, daß sie dem Rufe ähneln, finde jedoch, daß die Klangfarbe der Flöte eine ganz andere ist als die des Kuckucksrufes und bezweifle sehr, daß ein Kuckuck durch sie herbeigelockt werden würde oder könnte. Mit Bestimmtheit darf ich behaupten, daß der Ruf auf dem Klavier sich nicht wiedergeben läßt und ebensowenig durch unsere Kuckucksuhren richtig ausgedrückt wird, so zweckentsprechend es auch erscheint, zwei verschiedene Pfeifen dazu zu verwenden.

Im Anfang seines Aufenthaltes im deutschen Vaterlande ruft der Kuckuck selten eifrig; das wahre Feuer lodert erst dann auf, wenn er bereits einmal die Freuden der Liebe gekostet hat. Während seiner Begattungszeit, die freilich kaum länger währt, als er schreit, ruft er nicht allein nach dem Aufbäumen, sondern auch während des Fluges, in den Morgen- und Abendstunden wie unmittelbar vor oder nach Regen am eifrigsten, aber auch sonst zu allen Stunden des Tages, und bestimmt läßt er sich hören, wenn er durch Nachahmung seiner Stimme hierzu angereizt wird. Während er ruft, senkt er die etwas ausgebreiteten Flügel und hebt dafür den Schwanz ein wenig über die wagerechte Linie empor, bläst die Kehle

auf, stößt sein „Gu-guh“ aus und wendet sich nun, während er es bis zu 60 und mehr Malen nacheinander hören läßt, auf dem Aste hin und her, dreht sich in der Regel auch mehrmals um und schreit so seinen Ruf und Namen in alle Richtungen der Windrose hinaus. Wird er durch einen Nebenbuhler besonders erregt, so verdoppelt er den ersten, höheren Ton, und der ganze Ruf lautet dann nach gewöhnlicher Schreibweise „guguguh“. Wird er während des Schreiens durch kleine Vögel geneckt, stößt namentlich einer von diesen auf ihn, während er sich blähend auf einem Aste sitzt, so bricht er im Schreien plötzlich ab und unterdrückt regelmäßig die letzte Silbe. Kommt ein Weibchen in Sicht, so wiederholt er den dreisilbigen Ruf zweimal oder auch viermal und fügt ihm dann fast immer heisere Laute bei, die man durch die Silben „quawawa“ und „haghaghaghag“ übertragen hat, in Wirklichkeit aber weder wiederzugeben noch auch nachzuahmen vermag. Wird ihm das Necken des Kleingeflügels zu arg, und hilft das Beißen nicht mehr dagegen, so vernimmt man endlich noch ein heiseres, ungefähr wie „färrr“ klingendes Zischen, das er namentlich im Fluge ausstößt. Vorherrschend bleibt immer das „Gu-guh“. Es folgt bei längerem Schreien binnen fünf Sekunden viermal, selten aber öfter als 20—30mal unmittelbar nacheinander; denn in jedem längern Satze treten kurze Pausen ein, die 1—$1^1/_2$ Sekunde länger währen, als der gewöhnliche Zeitraum zwischen dem Verklingen des einen und dem Anheben des andern Rufes beträgt.

So brutfaul der Vogel, so verliebt ist er. Obgleich er stets bald Entgegenkommen findet, scheint ihn die Liebe doch geradezu von Sinnen zu bringen. Er ist buchstäblich toll, solange die Paarungszeit währt, schreit unablässig so, daß die Stimme überschnappt, durchjagt unaufhörlich sein Gebiet und vermutet überall einen Nebenbuhler, den hassenswertesten aller Gegner.

Die Antwort des Weibchens auf den Ruf eines Kuckucks besteht aus den äußerst rasch aufeinander folgenden Lauten „jikikickick“, die unserem Ohre auch wohl wie „quickwickwick“ klingen, einem harten Triller ähneln und durch ein nur in der Nähe hörbares, sehr leises Knarren eingeleitet werden. Der Ruf ist verlockend, verheißend, im voraus gewährend, seine Wirkung auf das Männchen eine geradezu zauberische. Augenblicklich verläßt es seinen Sitz, ruft „guguh guguguh guguguh“, verdoppelt auch wohl diesen Ausdruck höchster Erregung, fügt ihm das „Quawawawa“ hinzu und jagt hinter dem Weibchen her. Dieses wiederholt die Einladung, der verliebte Gauch antwortet wiederum, alle in Hörweite schreienden Männchen fliegen ebenfalls herbei, und eine tolle Jagd beginnt. Nicht allzuselten folgen zwei, drei, selbst vier Männchen einem Weibchen nach, das die Bewerber durch nochmaliges Kichern anfeuert und schließlich in Liebesraserei versetzt. Alle Beteiligte vergessen des solchen Hochzeitszug neckend begleitenden Kleingeflügels, die Männchen selbst des sonst üblichen Zweikampfes, oder nur hier und da einmal, gleichsam beiläufig, um nur ja keine Zeit zu verlieren, stößt ein Männchen auf den verhaßten Nebenbuhler. Das Weibchen ist nicht minder erregt als sein Gefolge, der eifrigste Liebhaber ihm auch sicherlich der willkommenste, sein scheinbares Sprödetun nichts anderes als das Bestreben, noch mehr anzufeuern. Willig und widerstandslos gibt es sich jedem Männchen hin; Schranken der Ehe kennt es eben nicht.

Die Begattung wird in der Regel auf einem dürren Baumwipfel oder einem sonstigen geeigneten freien und erhabenen Platze, in den Steppen Turkestans selbst auf ebenem Boden vollzogen, niemals ohne viel Lärmen, verdoppeltes Rufen und Kichern.

Erscheint das Weibchen spät abends auf dem Schlafplatze eines Männchens, so versetzt es, da es wohl nie versäumt, sich zu melden, den Gauch auch jetzt noch in Liebesrausch.

Für heute aber verbleibt es beiderseitig beim Wünschen und Begehren. Weder der Kuckuck noch das Weibchen verlassen nach Beginn der Dämmerung den gewählten Ruhesitz, ebensowenig als sie morgens vor eingetretener Helle umherfliegen. Auf geschehene Meldung der Buhlin antwortet er in üblicher Weise, sie wiederum in der ihrigen, und so währt das Rufen und Kichern fort, bis der Ziegenmelker zu spinnen beginnt, manchmal noch länger. Dann endlich wird es still: beide haben sich wohl verständigt — für morgen.

Daß die Brutpflege des Kuckucks in einem sehr merkwürdigen „Brutparasitismus" besteht, ist allbekannt; doch konnten manche Einzelheiten erst in jüngster Zeit, besonders durch das Verdienst von Eugène Rey, richtig verstanden werden. Der Kuckuck übergibt seine Eier einer großen Anzahl verschiedenartiger Singvögel, viel seltener Angehörigen anderer Vogelfamilien, zum Ausbrüten. Abgesehen von asiatischen Zieheltern sind Kuckuckseier gefunden in den Nestern des Gimpels, Edel- und Bergfinken, Hänflings, Leinzeisigs, Grünlings, Sperlings, der Grau-, Gold-, Rohr- und Weidenammer, des Flüevogels, der Hauben-, Heide- und Feldlerche, der Elster, des Hähers, Dorndrehers und Rotkopfwürgers, der Nachtigall, des Blau- und Rotkehlchens, des Haus- und Gartenrotschwanzes, des Braunkehlchens, des Wiesen-, Gemeinen, Ohren- und Gilbsteinschmätzers sowie des Steinrötels, der Singdrossel und Amsel, der Sperber-, Garten-, Dorn-, Zaun- und Mönchsgrasmücke, des Wald-, Fitis-, Berg- und Weidenlaubvogels, des Gartensängers, der Rohrdrossel, des Teich-, Sumpf-, Ufer-, Seggen-, Fluß- und Heuschreckenschilfsängers, des Zaunkönigs, des Wasser-, Felsen-, Rotkehl-, Wiesen-, Baum-, Brach- und Sporenpiepers, der Bach-, Gebirgs- und Schafstelze, des feuer- und safranköpfigen Goldhähnchens, des Baumläufers und Fliegenfängers, der Finkmeise, Turtel- und Ringeltaube, ja sogar des Lappentauchers. Darunter werden die Nester verschiedener Vogelarten nur im äußersten Notfalle, möglicherweise auch aus Versehen benutzt. Neuerdings hat Rey im ganzen nicht weniger als 162 Arten als Pflegeeltern unseres Kuckucks nachgewiesen. Einen Grund für diesen Brutparasitismus hat man noch nicht sicher angeben können. Naumann weist darauf hin, daß vielleicht die langsame Entwickelung der Eier im Eierstock mit dafür verantwortlich zu machen wäre.

Die Eier des Kuckucks (Eiertafel II, 3—6) sind im Verhältnis zur Größe des Vogels außerordentlich klein, kaum größer als die des Haussperlings, in der Form wenig verschieden, ungleichpolig, so daß ihr größter Querdurchmesser näher dem sanft zugerundeten dicken Ende liegt, wogegen das spitze schnell abfällt, haben eine feste, ziemlich glänzende Schale, deren Poren von einem unbewaffneten Auge nicht wahrgenommen werden können, in frischem Zustande meist eine mehr oder weniger lebhafte gelbgrüne Grundfärbung, violettgraue oder mattgrünliche Unterflecke und braune, scharf begrenzte Pünktchen, sind aber bald größer, bald kleiner, überhaupt veränderlich gestaltet und so verschiedenartig gefärbt und gezeichnet wie bei keinem andern Vogel, dessen Brutgeschäft man kennt. Nach Reys Beobachtungen haben die Eier jedes Weibchens einen bestimmten individuellen Charakter. Jedes Weibchen legt nur ein Ei in dasselbe Nest, und zwar in der Regel bloß dann, wenn sich bereits Eier des Pflegers darin befinden. Wahrscheinlich legt ein und dasselbe Weibchen auch bloß in die Nester einer bestimmten Art, und zwar derjenigen, in der es selbst erbrütet wurde, und höchstens im Notfalle in die anderer Vögel. Diese Tatsache hat zuerst Baldamus festgestellt.

Noch bevor das Ei legereif geworden ist, fliegt das Weibchen aus, um Nester zu suchen. Es trifft die Auswahl entweder während des Fliegens, oder indem es in den Büschen umherklettert, oder endlich, indem es den Vogel, dem es die Ehre der Pflegelternschaft zugedacht hat, beim Nestbau beobachtet. Im Gegensatze zu seiner sonstigen Scheu kommt

der Gauch bei dieser Gelegenheit sehr oft in unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen, ja selbst in das Innere der Gebäude, z. B. in Schuppen und Scheuern.

Die Zeit des Legens ist nicht bestimmt. In den meisten Fällen mag sie allerdings in die Vormittagsstunden fallen; doch liegen auch sichere Beobachtungen vor, daß Kuckucksweibchen erst des Nachmittags und gegen Abend ihre Eier ablegten. Erlaubt es der Standort oder die Bauart des Nestes, so setzt sich das legende Weibchen darauf, andernfalls legt es sein Ei auf die Erde, nimmt es in den Schnabel und trägt es so zum Neste.

Gegen Ende Juni, abends 6 Uhr, befand sich Baldamus in der Nähe von Halle am linken Ufer der Saale, als er, durch eine alte Kopfweide gedeckt, vom rechten Ufer her, dicht über dem Wasser dahinfliegend, einen Kuckuck nach dem dort steileren Lehmufer streichen und hier sich niederlassen sah. Baldamus merkte genau die Stelle, schlich sich hinter dem Ufergebüsch heran, beugte sich vorsichtig über und sah nun den Kuckuck mit gesträubtem Gefieder und geschlossenen Augen offenbar in schweren Wehen dicht vor ihm auf einem Neste sitzen. Nach einigen Minuten glättete sich das Gefieder, der Vogel öffnete seine Augen, erblickte unmittelbar über sich ein Paar andere, erhob sich, strich nach dem jenseitigen Ufer zurück und verschwand im Ufergebüsch. In dem fertiggebauten Bachstelzennest aber lag das noch ganz warme, durchsichtige, dem der Nesteigentümer täuschend ähnliche Kuckucksei. Nach kurzem Überlegen, ob das Ei zu behalten oder die äußerst günstige Gelegenheit zu weiteren Beobachtungen wahrzunehmen sei, siegte die letzte Erwägung. Baldamus legte das schöne Ei ins Nest zurück, verbarg sich so, daß er es im Auge behielt und sah zu seiner Freude schon nach wenigen Minuten den Kuckuck zurückkehren, das Ei mit dem Schnabel aus dem Neste nehmen und auf das rechte Ufer hinübertragen.

Nicht minder beweisend für die Sorge der Kuckucksmütter um ihre Nachkommenschaft ist nachstehende Tatsache. Im Jahre 1867 befand sich Baldamus schon Ende Mai im Oberengadin, um neue Beobachtungen zu sammeln. Am 6. Juni sagte ihm ein Forstaufseher in Silvaplana, er habe in einem Piepernest einen eben ausgeschlüpften Kuckuck gefunden; Baldamus begab sich nach der bezeichneten Stelle, suchte vergeblich und ging nunmehr in eine nahestehende Hütte. Bald darauf aber flog, von einer tiefer stehenden Wettertanne kommend, ein Kuckuck herbei und ließ sich auf der bezeichneten Grasstelle nieder. Mit Hilfe seines Fernglases sah unser Forscher nunmehr sehr deutlich, wie der Kuckuck sich mit dem Kopfe wiederholt niederbeugte und sehr eifrig zu schaffen machte. Dann flog er wiederum nach der Wettertanne hinab zu einem Männchen, das dort inzwischen unablässig gerufen hatte. Als Baldamus zu dem nunmehr verratenen Neste ging, fand er einen höchstens 24 Stunden alten Kuckuck darin, drei Eier des Alpenpiepers aber unverletzt in der Nähe des Nestes und ein viertes darunter im Grase liegen.

Nach solchen, jeden Zweifel ausschließenden Beobachtungen läßt sich die beregte Fürsorge der Kuckucksmütter kaum noch bestreiten. Ob sie in allen Fällen geübt wird, ist eine andere Frage. So spricht es nicht für unbedingte Fürsorge des Vogels, daß er sein Ei in Nester legt, die gar nicht zum Brüten bestimmt oder bereits verlassen worden sind. Fast alle mit Aufmerksamkeit beobachtenden Vogelkundigen haben Kuckuckseier in verlassenen oder unfertigen Nestern gefunden, so außer Liebe unter andern auch Päßler in einem Neste des Steinschmätzers, so Walter in den ganz unbrauchbaren, nur zum Schlafen bestimmten Nestern, die sich der Zaunkönig außer seinen Brutnestern errichtet, ebenso Rey in vielen Fällen.

Solange der Kuckuck schreit, währt auch seine Fortpflanzungszeit, die nicht allein nach der in dem Jahre herrschenden Witterung, sondern auch nach Lage des Ortes verschieden ist.

So beginnt das Fortpflanzungsgeschäft beispielsweise im Norden oder im Hochgebirge später, dauert dafür aber auch länger als im Süden oder in der Ebene. Die Zeit richtet sich, wie das ganze Leben des Vogels nach dem Brutgeschäft der kleinen Vögel. Mit einiger Überraschung vernahm ich auf der Höhe des Riesengebirges noch Ende Juli den Kuckucksruf, der doch 600 oder 800 m tiefer schon längst verklungen war. Aber oben auf der kahlen, nur mit Knieholz bedeckten Höhe beschäftigten sich die Wasserpieper noch mit ihrer zweiten Brut, und dies war Grund und Ursache genug für den Kuckuck, sich der Höhe zuzuwenden, die er in den Monaten vorher zwar nicht gänzlich gemieden, aber doch weit seltener besucht hatte als jetzt. Aus dieser Beobachtung wage ich zu folgern, daß der Kuckuck erforderlichenfalls während seiner Legezeit wandert, um neue, für ihn noch brauchbare Nester aufzusuchen.

Früher nahm man allgemein an, daß der Kuckuck jährlich nur 4—6 Eier in Zwischenräumen von etwa 8 Tagen lege. Man suchte und fand scheinbar auch dafür Erklärungen und ließ die unbewiesene Behauptung als Tatsache fortbestehen. Im Jahre 1892 wies aber Rey durch zahlreiche Beobachtungen im Freien und durch anatomische Untersuchungen mit Sicherheit nach, daß der Kuckuck je einen Tag um den andern ein Ei und im ganzen jährlich mindestens 20—22 lege. Da die Eier des Kuckucks vielfachen Gefahren ausgesetzt sind, so muß dies durch eine große Zahl der Eier ausgeglichen werden, wenn die Art nicht zugrunde gehen soll.

Alle Vogelpärchen, denen die zweifelhafte Ehre zugedacht wird, Kuckucke großzuziehen, kennen den Gauch sehr wohl, kein einziger von ihnen verwechselt ihn mit dem Sperber. Sie erscheinen, unzweifelhaft herbeigezogen durch den ihnen wohlbekannten Ruf, und stoßen fliegend auf den Sitzenden herab, halten sich sogar, wie sie wohl Eulen, niemals aber Falken gegenüber tun, mit schwirrenden Flügelschlägen oder rüttelnd neben ihm in der Luft und führen so ihre Angriffe aus. Der Kuckuck verteidigt sich, indem er unter Ausstoßung des erwähnten heiseren, wie „särr" klingenden Lautes nach ihnen beißt; seine Abwehr hat aber selten den gewünschten Erfolg. Denn immer von neuem stoßen die kleinen Vögel auf den unwillkommenen Gesellen hinab, und zuletzt zwingen sie ihn doch, seinen Standort zu verlassen, worauf dann die Jagd erst recht beginnt. Nähert sich der Kuckuck aber einem Neste, so bekunden dessen Besitzer durch Geschrei und Gebärden, die von niemand mißverstanden werden können, wie besorgt sie um ihre gefährdete Brut sind. Die Kuckucke lieben es auch gar nicht, in Gegenwart der künftigen Pflegeltern ihre Eier in deren Nester zu legen. Sie kommen an wie Diebe in der Nacht, verrichten ihr Geschäft und fliegen eilig davon, sobald es vollendet ist. Auffallend bleibt es, daß dieselben Vögel, denen jede Störung ihres Nestes verhaßt ist, und die infolge einer solchen, z. B. von seiten des Menschen, aufhören zu brüten, das Kuckucksei *nicht* aus dem Neste werfen, sondern im Brüten fortfahren.

Der junge Kuckuck entschlüpft dem Ei in einem äußerst hilflosen Zustand, „macht sich aber", wie Naumann sagt, „an dem unförmlich dicken Kopfe mit den großen Augäpfeln sehr kenntlich. Er wächst anfangs schnell, und wenn erst Stoppeln aus der schwärzlichen Haut hervorkeimen, sieht er in der Tat häßlich aus. Mir wurde einigemal erzählt, daß man im zufälligen Vorübergehen und bei flüchtigem Ansehen geglaubt habe, es säße eine Kröte im Neste." Ein junger Kuckuck, den Päßler fand, war drei Tage später noch einmal so groß und mit blauschwarzen Kielen und Stoppeln bedeckt, aber noch blind. Am elften Tage füllte er das ganze Nest aus, ja Kopf und Hals sowie der Steiß ragten über den Rand hinweg. Die Augen waren geöffnet. Er zeigte braune Flügeldeckfedern, blauschwarze Kiele mit ebenso gefärbten kurzen Federchen; am Bauche war er ganz kahl. Am 16. Tage war

er ausgeflogen. Die Entwickelung verläuft, wie leicht erklärlich, nicht bei allen Kuckucken in derselben Weise. Der eine sitzt längere, der andere kürzere Zeit im Neste.

Von der Tatsache, daß der Gauch seine Stiefgeschwister absichtlich oder doch wirklich aus dem Neste wirft, hat sich Friderich durch zweckentsprechende Versuche überzeugen können. Der erste Fall betraf einen fast nackten jungen Kuckuck, der höchstens drei Tage alt war. Ihm gesellte der Beobachter, weil jener bereits allein im Neste saß, acht Tage alte Kanarienvögel zu. Der junge Kobold ruhte fortan nicht eher, als bis er einen durch heftiges Umdrehen und Unterschieben des Kopfes auf seinen Rücken gebracht hatte, richtete sich dann schnell und kräftig hoch auf, bewegte sich rückwärts und warf damit den eingelegten jungen Kanarienvogel hinaus. Genau ebenso verfuhr er mit den anderen. Anstatt junger Vögel nahm Friderich auch zusammengeknitterte Papierballen, legte sie in das Nest und konnte beobachten, wie diese ebenfalls über dessen Rand geschleudert wurden. Spätere Versuche mit etwas älteren Kuckucken ergaben immer dasselbe. Walter wiederholte und vervollständigte Friderichs Versuche. Er legte ein Ei in das Zaunkönigsnest, in dem ein junger Kuckuck saß: es wurde jedoch zu seiner Verwunderung ebensowenig hinausgeworfen wie Papierkugeln, die er später beifügte. Als der Kuckuck sieben Tage alt war, brachte Walter einen mehrere Tage jüngeren, noch nackten Neuntöter zu ihm. „Sogleich kehrte sich der Kuckuck, der bisher den Kopf nach dem Neste gerichtet hatte, um, schob seinen hintern Teil unter den des Würgers und warf ihn sicher und geschickt zum Loche hinaus." Wiederholte Versuche ergaben, daß die ins Nest gelegten Eier unbeachtet blieben, junge Vögel dagegen mit derselben Rücksichtslosigkeit hinausgeworfen wurden. Dagegen sagt freilich Rey: „Ich habe niemals bei den Versuchen, die ich in dieser Beziehung anstellte, den Eindruck erhalten, als ob das Herauswerfen der kleinen Nestvögel etwas vom Kuckuck Beabsichtigtes wäre. Vielmehr sah ich des öfteren, daß die jungen Stiefgeschwister, wenn sie hungrig den fütternden Alten sich entgegenarbeiteten, von dem ebenfalls, und noch ungestümer, nach Nahrung drängenden jungen Kuckuck unwillkürlich gehoben und schließlich über Bord geworfen wurden."

Der den kleinen Vögeln innewohnende Trieb, für die in ihrem Nest befindlichen Jungen zu sorgen, zeigt sich bei Auffütterung des Kuckucks im hellsten Lichte. Mit rührendem Eifer tragen sie dem gefräßigen Unholde, der an Stelle der vernichteten eignen Brut verblieb, Nahrung in Hülle und Fülle zu, bringen ihm Insekten und Würmer und plagen sich vom Morgen bis zum Abend, ohne ihm den Mund stopfen und sein ewig heiseres „Zis zisis" zum Verstummen bringen zu können. Auch nach dem Ausfliegen folgen sie ihm noch tagelang; denn er achtet ihrer Führung nicht, sondern fliegt nach seinem Belieben umher, und die treuen Pfleger gehen ihm nach. Zuweilen kommt es vor, daß er nicht imstande ist, sich durch die enge Öffnung einer Baumhöhle zu drängen; dann verweilen seine Pflegeltern ihm zu Gefallen selbst bis in den Spätherbst und füttern ihn ununterbrochen. Man hat Bachstelzenweibchen beobachtet, die noch ihre Pfleglinge fütterten, als schon alle Artgenossen die Wanderung nach dem Süden angetreten hatten.

In frühester Jugend dem Neste entnommene Kuckucke werden sehr bald zahm, ältere wehren sich zunächst aus Angst gegen den ihnen nahenden Menschen, erheben die Flügel wie Raubvögel und schnappen auch wohl mit dem Schnabel nach der Nahrung spendenden Hand. Ich darf behaupten, daß die von mir gehaltenen Kuckucke nicht im geringsten boshaft waren; ja, ich muß hier ausdrücklich wiederholen, daß ich auch von der Unverträglichkeit anderen Vögeln gegenüber, von der Naumann spricht, nichts beobachten konnte. Meine gefangenen Kuckucke lebten mit Papageien, Kernbeißern, Kardinälen, Alpen- und Kalanderlerchen,

Wiedehopfen, verschiedenen Sängern, Helmvögeln, Flaumfußtauben usw. zusammen, waren auch eine Zeitlang in demselben Käfig mit kleinen westafrikanischen Finken, haben aber, soweit wir erfahren konnten, nicht einen einzigen von ihnen behelligt. Selbst alt eingefangene Kuckucke werden zuweilen sehr rasch zahm. Ein Weibchen, das Dehne fing, kam schon am dritten Tage seinem Pfleger entgegen, wenn dieser ihm Nahrung reichte. Bemerkenswert ist, daß der gefangene Kuckuck im Käfig selten schreit. Von allen, die ich pflegte, und es waren derer eine keineswegs unbeträchtliche Anzahl, ließ nicht ein einziger einen Laut vernehmen; dagegen bemerkt Brucklacher, daß sein zahmer Kuckuck, freilich immer nur einmal, also nicht wiederholt nacheinander, den bezeichnenden Ruf habe erschallen lassen. Einen deutlichen Ruf stieß aber nach Haacke ein im Frankfurter Tiergarten gepflegter Kuckuck sehr fleißig aus.

Der erwachsene Kuckuck hat wenig Feinde. Zu leiden hat er von den Neckereien des Kleingeflügels, und nicht allein von jenen Arten, denen er regelmäßig seine Brut anvertraut, sondern auch von anderen. In erster Reihe machen sich die mutigen Bachstelzen mit ihm zu schaffen. Alle drei bei uns einheimischen Arten verfolgen ihn in der angegebenen Weise, sowie er sich sehen läßt. Außer ihnen habe ich den Pirol, unsere Würger, den großen Fliegenfänger, Laubsänger, die Bastardnachtigall und endlich Grasmücken auf ihn stoßen sehen.

Insekten aller Art und nur ausnahmsweise Beeren bilden die Nahrung des Vogels; er vertilgt, wie schon betont wurde, auch gegen andere Feinde gewappnete, z. B. mit Gifthaaren ausgestattete Raupen. Glatte und mittelgroße Raupen zieht er, nach Liebes und Reys Beobachtungen, den behaarten und großen allerdings vor; bei seiner unersättlichen Freßlust kommt er aber selten dazu, sehr wählerisch zu sein. „Er verzehrt daher", wie Liebe sagt, „langhaariges Ungeziefer in der Regel ohne Zaudern, verwendet aber auf die jedesmalige Zubereitung des Bissens viel Mühe und Zeit. Wie verschiedene andere Insektenfresser, läßt er die Raupen unter fortwährendem Beißen sehr geschickt vorwärts und rückwärts quer durch den Schnabel laufen, um den Bissen bequemer schlucken zu können. Größere Raupen schleudert er in so eigentümlicher Art, daß man die Bewegung dabei auf den ersten Blick hin steif und unbeholfen nennen möchte. Diese Art ist aber durchaus zweckmäßig. Er streckt den Kopf wagerecht weit vor, faßt die Raupe am Ende und schlägt sie nicht etwa gegen den Boden oder den Ast, auf dem er sitzt, sondern führt Lufthiebe mit ihr, indem er mit dem Schnabel eine Linie beschreibt, die genau der entspricht, welche die Hand beim Rechts- und Linksklatschen mit der Peitsche beschreibt. Damit bezweckt er nicht allein vollständige Streckung und Tötung der Raupe, sondern auch Beseitigung des wässerigen Inhalts. Bei dem gefangenen Kuckuck verleidet einem diese Vornahme das allzu nahe Beobachten; denn der Vogel schleudert einem die Flüssigkeit auf Gesicht und Kleidung. Sich selbst aber beschmutzt er damit nicht im geringsten, da er den Kopf zu geschickt hält und bewegt. Wohl 10—15mal läßt er die Raupe durch den Schnabel gleiten und schlägt mit ihr solche Lufthiebe, bevor er sie verschlingt." Trotz dieser zeitraubenden Zubereitung frißt er verhältnismäßig viel und wird dadurch sehr nützlich. Daß es gerade unter den behaarten Raupen abscheuliche Waldverderber gibt, ist bekannt genug. Ihnen gegenüber leistet der verschrieene Gauch Großes, anderen insektenfressenden Vögeln Unerreichbares. Wer im Sommer in einem vom Raupenfraß heimgesuchten Walde verständig beobachtet, wird immer finden, daß Kuckucke von nah und fern herbeieilen, um an so reich gedeckter Tafel ihrer kaum zu stillenden Freßlust Genüge zu leisten. Wenn die Raupenpest einmal ausgebrochen ist, vermögen freilich auch die Kuckucke ihr nicht mehr zu steuern; sie aber einzudämmen, zu mindern, vielleicht gar nicht zum Ausbruche gelangen zu lassen, das vermögen sie wohl.

Die schönsten aller Kuckucke bewohnen die Tropenländer Afrikas, Asiens und Australiens. Der Name Goldkuckucke (Chrysococcyx *Boie*) ist für ihre Schönheit noch nicht bezeichnend genug, denn ihr Gefieder schimmert in so prachtvollen Farben, wie sie keine Metallverbindung hervorbringen kann. Diese Farbenpracht ist eins ihrer wesentlichsten, vielleicht das wesentlichste aller Kennzeichen. Sie sind sehr klein, gestreckt gebaut, langflügelig und langschwänzig. Der Schnabel ist mittellang, ziemlich schwach und im ganzen wie bei unserem Kuckuck gebildet, der Fuß kurzläufig und langzehig, der Flügel ziemlich spitz, die dritte Schwungfeder die längste, der Schwanz mehr als mittellang, seitlich etwas abgerundet, das Gefieder knapp, aber großfederig.

Der Goldkuckuck oder Didrik, Chrysococcyx cupreus *Bodd.* (Abb., S. 446), ist auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme einiger lichter Stellen, glänzend goldgrün, kupferig schillernd; doch zeigen viele von den Federn auch einen bläulichen Schimmer an ihren Rändern, und einzelne einen oder zwei derartige Flecke. Längs der Scheitelmitte, vor und hinter dem Auge verläuft ein weißer Streifen; ein anderer, goldgrün gesäumter, geht vom Mundwinkel aus. Die ganze Unterseite ist lichtbräunlich oder gelblichweiß, aber die Farbe hier so zart, daß sie sich bloß unmittelbar nach der Mauser in voller Schönheit zeigt, durch das Sonnenlicht jedoch auch beim lebenden Vogel bald in Weiß ausgebleicht wird. Die Seiten-, die Schwanz- und Unterflügeldeckfedern sind grünlich, die ersten Hand- und die Armschwingen sowie die äußeren Steuerfedern auf dunkelgrünem Grunde weiß gebändert. Die Iris ist lebhaft gelbbraun, während der Paarungszeit beim Männchen koschenillerot, das Augenlid korallenrot, der Schnabel dunkelblau, der Fuß licht graublau. Nach Neumann sind die Füße grauschwarz und ebenso der Schnabel, der nur am Grunde gelblich ist. Die Länge beträgt 19,5, die Breite 33, die Flügellänge 11, die Schwanzlänge 8,5 cm. Das Weibchen ist ein wenig kleiner und minder schön, unterscheidet sich auch leicht durch seine gefleckte Unterseite. Das Jugendkleid ist dem der alten Vögel sehr ähnlich, die Unterseite hat aber einen gelben Anflug, Brust und Kehle sind metallgrün, dicht geschuppt, die Federn der Oberseite rostgelb gerandet und die Schwingen rostgelb gefleckt.

Über das Leben des Goldkuckucks hat zuerst Levaillant einiges berichtet. „Ich fand den Didrik", sagt er, „im größten Teile Südafrikas, vom Elefantenflusse an bis zum Lande der kleinen Namaken, und zwar so häufig, daß ich Tausende von ihnen hätte erlegen können. Aus meinem Tagebuche ersehe ich, daß ich und mein braver Klaas 210 Männchen, 113 Weibchen und 103 Junge erlegt haben." In Mittelafrika, wo der Vogel von Rüppell, Heuglin, Antinori und mir beobachtet wurde, ist er nicht entfernt so gemein. Soviel ich mich erinnere, traf ich ihn immer nur im Urwalde an. In meinen Maßtafeln ist ausdrücklich bemerkt, daß er sich in den höchsten und dichtesten Bäumen der Wälder aufhält. Heuglin beobachtete ihn am Weißen und Blauen Nil und in Abessinien, zuweilen in kleinen Gesellschaften, in Abessinien nicht selten auch in unmittelbarer Nähe menschlicher Wohnungen oder in der Nachbarschaft von Viehgehegen. Nach Angabe desselben Beobachters erscheint er in Abessinien mit Anfang der Regenzeit und verläßt seine Standorte mit den flüggen Jungen im September oder Oktober wieder; laut Antinori trifft er im Bogoslande um die Mitte des Juni ein, und zwar immer in Gesellschaft seines Weibchens. Seinen Standort wählt er im Gebirge auf waldigen und sonnigen Gehängen zwischen 300 und 2000 m über dem Meere. Ihn zu entdecken hält nicht schwer; denn das Männchen macht sich bald bemerklich, sei es durch sein Geschrei, oder sei es durch seine Streitlust mit anderen seiner Art. Der

Lockton ist ein lautes, flötendes Pfeifen, das Levaillant, Ivy und die südafrikanischen Buren durch „dididididrik" ausdrücken, Heuglin durch „huidhuidhuidi", Fischer durch „tü tue tü". Didrik ist unser deutsches Dietrich auf Holländisch. Das Weibchen soll bloß einen leisen Ton, wie „wikwik" klingend, vernehmen lassen und mit ihm auch dem verliebten Männchen antworten oder es herbeirufen. Während der Zeit der Liebe sind die Männchen fast ebenso eifersüchtig und streitlustig wie unser Gauch. „Läßt ein Männchen irgendwo seine weitschallende Stimme hören", sagt v. Heuglin, „so antwortet gleich ein zweites aus der



Goldkuckuck, Chrysococcyx cupreus *Bodd.* 3/5 natürlicher Größe.

Nachbarschaft, und nicht selten sieht man ihrer zwei oder drei sich unter heftigem Geschrei tüchtig balgen." Die Paarungslust erhöht die Regsamkeit des Vogels überhaupt in jeder Weise. So bemerkt Fischer, daß der Goldkuckuck sich erst um Mitte April sehr bemerklich machte, vorher aber einsam und still umhertrieb. Nach der angegebenen Zeit dagegen sah man ihn paarweise fast überall. Wie alle seine Verwandten, ist er ein sehr gewandter Flieger und sein Flug dadurch ausgezeichnet, daß er tiefe Bogenlinien beschreibt: einzelne Beobachter vergleichen den Flug deshalb nicht mit Unrecht mit dem der Bachstelze.

In den Magen der von Fischer untersuchten Stücke fanden sich ziemlich große haarige Raupen vor, woraus also hervorgeht, daß der Kuckuck auch in dieser Beziehung dem europäischen Verwandten gleicht.

Der Goldkuckuck schiebt seine Eier, wie alle seine Gattungsgenossen, kleineren Vogelarten,



Straußkuckuck.

nämlich Finken und Nektariniiden, zum Ausbrüten unter. Alles, was früher über sein Selbstbrüten behauptet wurde, hat sich als Irrtum erwiesen. Die Eier sind fast gleichhälftig, etwa 21×14 mm groß, beinahe glanzlos, fein gekörnelt und einfarbig mattgrün, manche Exemplare aber auch weiß.

Die Gattung der Häherkuckucke (Coccystes *Glog.*) kennzeichnet sich durch gestreckten Leib, fast kopflangen, an der Wurzel dicken und merklich breiten, an den Seiten stark zusammengedrückten, gebogenen Schnabel, starke und verhältnismäßig lange Füße, die vorn bis unter das Fersengelenk herab befiedert, hinten aber ganz von Federn entblößt sind, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, mehr als körperlangen, keilförmigen, schmalfederigen Schwanz, dessen äußerste Federn etwa halb so lang wie die mittelsten sind, und glatt anliegendes, auf dem Kopfe aber zu einer Haube aufgerichtetes Gefieder, das beiden Geschlechtern gemeinsam, nach dem Alter jedoch etwas verschieden ist. Die Gattung umfaßt neun Arten, von denen eine Afrika, das westliche Asien und das östliche und südliche Europa, sechs Afrika allein, eine Indien und eine sowohl Indien wie Afrika bewohnen.

Der Straußkuckuck, wie wir ihn nennen wollen, Coccystes glandarius *Linn.*, ist auf dem Kopfe aschgrau, auf dem Rücken graubraun, auf der Unterseite gräulichweiß; Kehle, Seitenhals und Vorderbrust sind rötlich fahlgelb; die Flügeldeckfedern und die Armschwingen enden mit großen, breiten, dreieckigen, weißen Flecken. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel purpurhornfarben, unten lichter, der Fuß graugrünlich. Die Länge beträgt ungefähr 41, die Flügellänge 22, die Schwanzlänge 22,4 cm; der Schnabel mißt 3 cm, der Lauf 3,3 cm.

Als das eigentliche Vaterland des Straußkuckucks ist Afrika anzusehen. In Ägypten und Nubien ist er stellenweise häufig, ebenso in Westafrika, in dem benachbarten Arabien und Palästina wenigstens nicht selten, in Persien in einzelnen Jahren überaus zahlreich, in anderen auffallend spärlich vertreten, in Algerien findet er sich ebenfalls. In Spanien, Portugal, auf Cypern und in Kleinasien ist er Brutvogel und besucht von hier aus das übrige Südeuropa dann und wann. Wahrscheinlich wird er in ganz Südeuropa an geeigneten Stellen fast alljährlich bemerkt; wenigstens erschien er nach meinen Erfahrungen während der Zugzeit regelmäßig bei Alexandrien, wo man ihn sonst nicht antrifft. Nach Deutschland verfliegt er sich wohl sehr selten; doch sind wenigstens zwei Fälle bekannt, daß er hier erlegt wurde. Seine Winterreise dehnt er bis in den östlichen Sudan aus, wo ich ihn wiederholt erlegt habe. Übrigens wandern unzweifelhaft nur die in Europa ansässigen so weit nach Süden hinab; denn die in Ägypten wohnenden verlassen ihr Vaterland in den unserem Winter entsprechenden Monaten nicht.

In Ägypten bevorzugt der Straußkuckuck kleine Mimosenhaine, wie sie sich hier und da im Niltale finden. Ein Wäldchen, das man in einer Viertelstunde umgeht, kann unter Umständen acht bis zehn Stück beherbergen, während man sonst viele Kilometer durchreist und durchjagt, ohne einen einzigen zu bemerken. In Palästina, wo der Straußkuckuck vielleicht ebenso häufig vorkommt wie in Ägypten, bewohnt er, laut Tristram, dünn bestandene Waldungen, besonders Eichengehölze, erscheint in ihnen nicht vor Ausgang Februar und verläßt sie mit Bestimmtheit um die Mitte des Herbstes wieder. Ähnliche Örtlichkeiten sind es auch, die ihm in Spanien Herberge geben, wogegen er im Innern Nordostafrikas, nach Heuglin namentlich am Gazellenflusse, weite, grasreiche Ebenen und Weidelandschaften,

die mit lichtem, niedrigem Gebüsch bestanden sind, zu bewohnen pflegt. In Niederguinea treibt er sich nach den Beobachtungen der Mitglieder der Güßfeldtschen Loango-Expedition in den Gehölzen und Buschwäldchen der Savanne herum, und zwar wurde er vorzugsweise gesehen, wenn er schnellen und gewandten Fluges gleich einem Falken zwischen den Baumwipfeln hinstrich. Die Wüste und höhere Gebirge meidet der Straußkuckuck aus leicht erklärlichen Gründen, und auch in der baumlosen Steppe fühlt er sich nicht heimisch. Im Gegensatze zu unserem Kuckuck begegnet man ihm selten einzeln. Ob die Paarungszeit auf sein geselliges Verhalten irgendwelchen Einfluß ausübt, vermag ich nicht zu sagen; ich kann bloß angeben, daß wir gerade während der Brutzeit die Straußkuckucke in Gesellschaft, jedoch nicht auch in Frieden zusammen antrafen.

In seinem Wesen und Betragen hat der Straußkuckuck mit seinem deutschen Verwandten wenig gemein. Der Flug ähnelt zwar dem unsers Kuckucks einigermaßen; im übrigen unterscheidet sich der Vogel wesentlich von ihm. Auch er ist flüchtig, läßt sich jedoch, wie bemerkt, an ein viel kleineres Gebiet fesseln; auch er ist unstet, kehrt aber doch viel öfter zu denselben Plätzen zurück als jener; auch er ist eifersüchtig, allein doch nicht entfernt in demselben Grade wie unser blind wütender Gauch, der sich, wie wir sahen, von dieser Leidenschaft so vollständig beherrschen läßt, daß er sich wie sinnlos gebärdet.

Der Flug des Straußkuckucks ist pfeilgeschwind und ungemein geschickt; denn der Vogel eilt mit der Gewandtheit des Sperbers durch das geschlossenste Dickicht, ohne einen Augenblick anzuhalten. Gewöhnlich fliegt er nicht gerade weit, sondern immer nur von einem Baume zum andern; nur wenn zwei Männchen sich jagen, durchmessen sie größere Strecken. Zum Boden herab kommt er wohl äußerst selten; ich wenigstens habe ihn nie hier gesehen, aber beobachtet, daß er fliegend von unten Kerbtiere aufnahm. Er fliegt, wenn er aufgescheucht wurde, einem Baume zu, dringt in das Innere der Krone und wartet hier die Ankunft des Verfolgers ab. Merkt er Gefahr, so stiehlt er sich unbemerkt zwischen den Zweigen hindurch, verläßt den Baum von der entgegengesetzten Seite und wendet sich einem andern zu. Die von der unsers Kuckucks durchaus verschiedene Stimme ist ein lachendes, elsterartiges Geschrei, das Allen durch „kiau kiau“ wiederzugeben versucht. Der Warnungsruf, den ich übrigens nicht vernommen habe, soll wie „kerk kerk“ klingen. Der gewöhnliche Laut wird regelmäßig so oft nacheinander und so laut ausgestoßen, daß er auf weithin vernommen und mit keinem andern Vogelschrei verwechselt werden kann.

Im Magen der von uns erlegten fanden wir Kerbtiere aller Art, auch Raupen, Allen und seine Begleiter dagegen vorzugsweise Heuschrecken. Heuglin bezeichnet Schmetterlinge, Raupen, Spinnen, Heuschrecken und Käfer als die gewöhnliche Beute des Vogels und bemerkt, daß ebenso, wie bei unserem Kuckuck, die Innenseite seines Magens nicht selten dicht mit Raupenhaaren besetzt sei. Guy Marshall, der den Vogel im September und Anfang Oktober im Maschonaland beobachtete, fand, daß er unter anderen Insekten auch haarige Raupen fraß, deren Brennhaare er teilweise dadurch entfernte, daß er die Tiere quer durch seinen Schnabel zog.

Zu der Frage, ob der Straußkuckuck selbst niste oder seine Eier anderen Vögeln zur Pflege übergebe, gewannen wir am 5. März 1850 den ersten Anhaltspunkt für fernere Forschungen. Wir erlegten in einem Mimosenwäldchen bei Siut sieben Straußkuckucke und unter ihnen ein Weibchen, das ein reifes Ei im Legschlauche trug. Dieses war leider durch den Schuß zertrümmert worden, und so konnten wir bloß Splitter untersuchen; aber auch diese waren hinreichend, um zu erkennen, daß das Ei von dem unsers Kuckucks sehr verschieden

sein müsse. Das Wichtigste war, einstweilen die Brutzeit des Vogels zu wissen, da diese in Afrika nicht an bestimmte Monate gebunden ist. Trotzdem verstrichen noch zwei Jahre, ehe es mir gelang, über das Fortpflanzungsgeschäft ins reine zu kommen.

Am 2. März 1852 verfolgte ich in einem Garten bei Theben in Oberägypten längere Zeit einen Straußkuckuck. Er neckte mich in beliebter Weise und zog mich wohl eine halbe Stunde lang hinter sich her. Zuletzt sah ich ihn in ein großes Nest schlüpfen, das auf einem nicht besonders hohen Baume stand. Nach mehr als einer Viertelstunde flog er wieder von dem Neste ab und entfernte sich sofort aus der Umgebung. Ich erstieg den Baum und fand, daß das Nest der Nebelkrähe angehörte, im ganzen sechs Eier enthielt, darunter aber eins, das erst vor wenigen Minuten zertrümmert worden war. Unter diesen Eiern unterschied ich auf den ersten Blick zwei kleinere, den Kräheneiern an Größe und Farbe zwar nahestehende, aber doch mit ihnen nie zu verwechselnde Eier eines andern Vogels. Sie wurden ausgehoben, der Barke zugetragen und dort mit den sorgfältig aufbewahrten Trümmern des ersten Kuckuckseies verglichen. Zu meiner großen Freude fand ich, daß sie mit ihm vollkommen übereinstimmten. In der Größe glichen sie ungefähr den Elstereiern, in der Form aber anderen Kuckuckseiern. Abweichend von den Eiern unsers Kuckucks sind die Eier des Straußkuckucks nur geringen Abweichungen unterworfen, was jedenfalls seinen Grund darin hat, daß der Kreis der Pflegeltern, die hier in Frage kommen, ein viel kleinerer ist. Ihre matte meergrüne Grundfarbe ist mit bräunlichen und grauvioletten Punkten und Flecken gezeichnet, die meist die Oberfläche gleichmäßig bedecken, manchmal sich aber auch kranzartig am stumpfen Ende häufen. Die Form ist kurz-oval und ihre Größe durchschnittlich 31×23 mm. Auch darin unterscheiden sich diese beiden Arten wesentlich voneinander, daß der Straußkuckuck oft vier bis acht seiner Eier in dasselbe Nest legt, während es unser Kuckuck stets mit einem genug sein läßt.

Aus Allens Beobachtungen geht hervor, daß auch die jungen Straußkuckucke, wenn nicht ausnahmslos, so doch meist ihren Stiefgeschwistern in der Entwickelung vorauseilen. In einem von ihm gefundenen Krähenneste waren sie schon ziemlich befiedert, die jungen Nebelkrähen aber noch vollständig nackt, und so scheint es, daß die Eier des Straußkuckucks früher gezeitigt werden als die Kräheneier; denn Allens Annahme, daß der weibliche Kuckuck stets ein Krähennest mit unvollständigem Gelege auswähle, ist meinen Beobachtungen zufolge wenigstens nicht immer richtig. „Es scheint", schließt Allen, „daß vom Straußkuckuck nur die in Mimosenhainen stehenden Krähennester erwählt werden; denn wir fanden niemals ein Kuckucksei in solchen Nestern, die auf einzelnen Bäumen standen." Tristram beobachtete, wie er später mitteilt, auch in Palästina dasselbe Verhalten des Straußkuckucks wie in Ägypten. „In diesen Gegenden", sagt er, „trafen wir die Krähe brütend an, und zwar ebensowohl auf vereinzelten Bäumen wie auf Felsen und in alten Ruinen, und hier begegneten wir auch dem Straußkuckuck, der Eier in die Nester jener legt. Wir erhielten mehrere von ihnen. Eines dieser untergeschobenen Kinder würde, wie ich fürchten muß, ein trauriges Dasein geführt haben; denn die Kräheneier waren fast zum Ausschlüpfen reif, während das Kuckucksei sich erst leicht bebrütet zeigte. Ich war erfreut, hier um die Ruinen von Rabath Ammon eine neue Bestätigung zu den Beobachtungen Brehms, Cochranes und Allens zu erhalten, die in Ägypten diese Eier ebenfalls ausschließlich in den Nestern der Nebelkrähe fanden, während Lord Lilford in Spanien im Gegenteile sie den Nestern der Elster entnahm, und auch die von uns in Algerien erbeuteten unabänderlich in den Nestern der dort lebenden Maurenelster gefunden wurden." Wenn ich vorstehendem

nun noch hinzufüge, daß Lilford in Spanien ein Ei des Straußkuckucks im Neste eines Kolkraben und E. Rey in Portugal vier Eier in ebenso vielen Nestern der Blauelster fand, St.-John endlich nach seinen in Persien gesammelten Beobachtungen die Elster als die natürliche Pflegemutter bezeichnet, habe ich nicht allein alle bis jetzt bekannten Pflegeeltern des Vogels aufgezählt, sondern auch noch weitere Belege für die Tatsache beigebracht, daß dieser Schmarotzer seine Brut nach den bisherigen Beobachtungen ausschließlich verschiedenen Rabenvögeln anvertraut, nicht aber selbst brütet.

Durch Allen erfahren wir, daß sich junge Straußkuckucke ohne Mühe in der Gefangenschaft erhalten lassen. Eines der von ihm ausgehobenen Jungen ging ohne Umstände ans Futter, nahm große Mengen Fleisch zu sich, schrie beständig heißhungrig nach mehr Nahrung und befand sich hierbei so wohl, daß es England lebend erreichte.

Der Riesen- oder Fratzenkuckuck, Scythrops novae-hollandiae *Lath.*, der die einzige Art seiner Gattung (Scythrops *Lath.*) bildet, ist als ein Mittelglied zwischen Kuckucken und Pfeffersressern angesehen worden. Der Schnabel, der ihm diese Ehre verschafft hat, ist mehr als kopflang, groß, dick und stark, an der Wurzel ziemlich hoch und breit, seitlich zusammengedrückt, auf dem Firste stark und an der Spitze hakig herabgebogen, woran der Unterschnabel teilnimmt. Je nach dem Alter des Vogels zeigen sich im Oberschnabel mehr oder weniger Längsfurchen, die gegen den Kieferrand hin in schwache, zahnartige Einkerbungen auslaufen. Die Füße sind stark und kurzläufig, ihre Zehen kräftig, jedoch nicht besonders lang. Der Flügel, in dem die dritte Schwinge die längste ist, erreicht ungefähr die Mitte des verhältnismäßig kurzen, abgerundeten Schwanzes, der, wie gewöhnlich, aus zehn Federn gebildet wird. Das Gefieder ist ziemlich reich, in der Färbung dem unsers Kuckucks nicht ganz unähnlich. Zügel und Augengegend sind nackt. Der Fratzenkuckuck ist auf Kopf und Hals schön aschgrau, auf der Oberseite, Flügel und Schwanz inbegriffen, graubraun, jede Feder des Mantels, der Schultern, des Bürzels und der oberen Schwanzdecken breit umberbraun gerandet, auf der Unterseite hell aschgrau, auf Bauch, Schenkeln und unteren Schwanzdecken gräulichweiß, dunkel in die Quere gebändert. Die Schwingen zeigen am Ende eine breite schwarzbraune Binde, die Schwanzfedern, deren Innenfahnen auf rostfarbenem, gelblichweißem Grunde mit sieben schwarzen Binden gezeichnet sind, ein ebensolches Band vor dem breiten, weißen Schwanzende. Die Iris ist braun, der nackte Augenkreis scharlachrot, der Schnabel gelblich hornfarben, der Fuß olivenbraun. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe. Die Länge beträgt 65, die Flügellänge 34, die Schwanzlänge 26 cm.

Der Riesenkuckuck bewohnt Australien, Neuguinea und die Molukken. Gould begegnete ihm in Neusüdwales, wo er ein Zugvogel ist, der im Oktober erscheint und im Januar wieder wegzieht. Nach Latham sieht man ihn gewöhnlich früh und abends, zuweilen in kleinen Trupps von sieben bis acht Stück, öfters aber paarweise. Im Sitzen nimmt er sich prächtig aus, weil er den langen Schwanz oft fächerartig ausbreitet; im Fluge erinnert er nicht selten täuschend an einen großen Falken. Der erste Riesenkuckuck, den Bennett im Botanischen Garten zu Sydney schoß, wurde von ihm zuerst als ein Falke angesehen. Gleich einem solchen kreiste er in hoher Luft umher, unterbrach diese Bewegung zuweilen, um zu rütteln, ließ sich dann langsam herab, setzte seinen Flug dicht über den Spitzen der hohen Gummibäume und Kasuarinen fort, schwenkte sich auch rund um diese Bäume, bald volle Kreise beschreibend, bald von einem Zweige zum andern ziehend und dort anhaltend, um nach

Heuschrecken und anderen großen Kerbtieren zu spähen, stieß endlich wiederholt auf diese herab und nahm sie von den Blättern oder selbst von den Stämmen der Bäume weg, gelegentlich laut und kreischend aufschreiend und mit ausgebreiteten Schwingen vor den äußersten Spitzen rüttelnd, alles ganz wie Falken zu tun pflegen. Erst nachdem er die verschiedensten Übungen dieser Art ausgeführt und sich seine Morgenmahlzeit gesichert hatte, ließ er sich auf einem sehr hohen Zweige nieder, von dem er herabgeschossen wurde.



Riesenkuckuck, Scythrops novae-hollandiae *Lath.* 1/4 natürlicher Größe.

Elsey sagt, der Vogel stoße mitunter 5 Minuten lang sein klägliches Geschrei aus. Der Magen des von Bennett erwähnten Vogels enthielt Goldkäfer und große Heuschrecken in Menge. In den Magen anderer Fratzenkuckucke wurden neben Kerbtieren auch Früchte und Samen, besonders solche vom roten Gummi- und Pfefferminzbaume, gefunden.

Ein Ei, das Hurst im Eileiter des Riesenkuckucks fand, war auf trübweißem Grunde mit blassen, verwaschenen Flecken und Punkten von hell gelbbrauner Farbe und hell purpurbraunen Unterflecken, die mehrfach zusammenfließen, gezeichnet. Neuerdings ist bekannt geworden, daß auch der Fratzenkuckuck Brutparasitismus treibt, und zwar beim Flötenvogel.

Einige echte Kuckucke der Neuen Welt hat man Regen- oder Fersenkuckucke (Coccyzus *Vieill.*, Coccygus) genannt. Ihre Kennzeichen liegen in dem verhältnismäßig kräftigen Leibe, den mehr oder weniger kurzen Flügeln, dem oft sehr langen, aus zehn Federn gebildeten Schwanze, dem ziemlich kräftigen Schnabel mit ovalen Nasenlöchern und den verhältnismäßig hochläufigen Füßen. Das Gefieder zeichnet sich durch außerordentliche Weichheit aus. Das Weibchen pflegt größer als das Männchen zu sein, ähnelt diesem jedoch in der Färbung. Auch die Jungen unterscheiden sich kaum von den Alten.

Die Fersenkuckucke sind in 13 Arten über die Wendekreisländer Amerikas verbreitet, besonders aber im Süden des Erdteils zu Hause. Sie haben mit den Kuckucken des Ostens in ihrem Wesen manche Ähnlichkeit, halten sich in den Wäldern oder Baumpflanzungen auf, sind scheu, der Einsamkeit zugetan, leben meist in den dichtesten Teilen der Gebüsche, schlüpfen hier geschickt durch das Gezweig und kommen gelegentlich auch wohl auf den Boden herab. Ihre Nahrung besteht in Kerbtieren und Früchten, vorzugsweise aber in den haarigen Raupen gewisser Schmetterlinge. Nebenbei plündern sie die Nester kleinerer Vögel, schlucken wenigstens deren Eier hinab und können hierdurch lästig werden. Dafür vernichten sie wiederum keine Bruten durch das Unterschieben ihrer Eier. Denn sie brüten im Gegensatz zu ihren altweltlichen Verwandten selbst, bauen eigne Nester und sollen musterhafte Eltern sein.

Beim Gelbschnabel- oder Regenkuckuck, Coccyzus americanus *Linn.*, ist das Gefieder der Oberseite, einschließlich der Flügeldeck- und beiden mittelsten Schwanzfedern, licht graubraun mit schwachem Erzschimmer, ein verwaschener Ohrstreifen dunkler, die ganze Unterseite einschließlich der Halsseiten milchweiß, zart gräulich überflogen; die dritte bis siebente Schwinge sind in der Wurzelhälfte zimtrötlich, die übrigen außen und an der Spitze braun wie der Rücken, die Schwanzfedern mit Ausnahme der mittelsten schwarz, weiß an der Spitze, die äußersten auch weiß an der Außenfahne. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel oben bräunlichschwarz, der Unterschnabel gelb, der Fuß blaugrau. Die Länge beträgt 33, die Breite 42, die Flügellänge 15, die Schwanzlänge 17,5 cm.

„Ein Fremder", sagt Wilson, „der die Vereinigten Staaten besucht und im Mai und Juni durch unsere Wälder geht, vernimmt zuweilen tiefe Kehllaute, die den Silben ‚kau kau' ungefähr ähneln, langsam beginnen, aber schneller werden und so rasch endigen, daß die Laute ineinander zu laufen scheinen. Diese Töne kann er oft hören, ohne daß er den Vogel bemerkt, von dem sie herrühren; denn dieser ist scheu und einsam und sucht sich stets die dichtesten Gebüsche zu seinem Wohnsitz aus. Dies ist der Gelbschnäbelige oder Regenkuckuck, ein Sommervogel der Vereinigten Staaten, der um die Mitte oder, weiter nach Norden hin, zu Ende des April, auch wohl erst Anfang Mai einzutreffen pflegt und bis Mitte September im Lande verweilt, dann aber, und zwar zu großen Scharen vereinigt, nach Mittelamerika zieht, um dort zu überwintern." Der Vogel ist über sämtliche Vereinigte Staaten, von Kanada bis Florida, und von der Atlantischen Küste bis zu der des Stillen Ozeans verbreitet, kommt ebenso, und zwar zum Teil als Brutvogel im südwestlichen Texas und auf allen Hauptinseln Westindiens vor. Newton fand ihn brütend auf St.-Croix, Gosse auf Jamaica, Gundlach wie Lembeye auf Cuba, Salvin in Mittelamerika. In den südlichen Teilen seines Wohnkreises ist unser Kuckuck wohl nur Strichvogel; im Norden gehört er unter die regelmäßigen Zugvögel. Die Flüge, die gelegentlich beim Ziehen gebildet werden, verbreiten sich weithin, ohne eigentlichen Zusammenhang zu haben, obgleich ein Vogel der Gesellschaft dem andern folgt. Werden die Wanderscharen durch Stürme heimgesucht,

so geschieht es wohl auch, daß sie auf kleineren Inseln im Antillenmeere Zuflucht suchen und dann massenhaft auftreten.

Bald nach seiner Ankunft im Frühjahr vernimmt man den Regenkuckuck überall in Nordamerika, und wenn man seine Gewohnheiten kennt, hält es auch nicht schwer, ihn zu beobachten, da er nirgends selten, an geeigneten Örtlichkeiten sogar häufig ist. Die meisten Paare siedeln sich allerdings im Walde an, sehr viele aber nehmen auch in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, z. B. in Baumgärten, Herberge, und das Männchen verrät sich hier



Gelbschnabelkuckuck, Coccyzus americanus *Linn.* 2/5 natürlicher Größe.

bald durch sein aus der Kehle kommendes „Kau kau" oder „Kuk", schreit auch an warmen Tagen, wie Nuttall bemerkt, stundenlang ununterbrochen und selbst noch während der Nacht. Coues vergleicht das Geschrei mit dem der Höhleneule und versichert, daß man unter Umständen leicht getäuscht werden und in dem einen Schreier den andern vermuten kann. Nach Coopers Beobachtungen ähnelt der Ruf auch dem Stimmlaute einer Kröte.

Der Regenkuckuck ist ein Schlüpfer, kein Läufer. Im Gezweig der Bäume bewegt er sich mit meisenartiger Gewandtheit, zum Boden kommt er selten herab, und wenn er hier wirklich einmal umherhüpft, geschieht es in einer ungemein täppischen Weise. Der Flug ist schnell und geräuschlos, wird jedoch selten weit ausgedehnt, vielmehr beim ersten geeigneten Baume unterbrochen, da sich der Vogel im Innern dichtwipfeliger Baumkronen

am sichersten zu fühlen scheint. Wenn er seinen Weg durch die Zweige nimmt, läßt er, laut Audubon, bald die Ober-, bald die Unterseite sehen.

Die Nahrung besteht aus Kerbtieren, namentlich Schmetterlingen, Heuschrecken, haarigen Schmetterlingsraupen und dergleichen und Früchten, und im Herbste aus verschiedenen Beeren. Wohl nicht mit Unrecht steht auch er in dem Verdacht, die Nester kleinerer Vögel auszuplündern.

Coues bezeichnet diesen Kuckuck als einen scheuen und unzutulichen Vogel, der am liebsten hochstämmige Waldungen bewohnt, jedoch auch in große, baumreiche Parke, selbst in solche inmitten der Städte hereinkommt, in der Regel aber sich immer in den Zweigen versteckt hält. Nur wenn er einem fliegenden Kerbtier durch die Luft nachfolgt, macht er sich sehr bemerklich; denn das metallische Olivengrau der Oberseite schimmert dann in der Sonne und sticht lebhaft von der schneeigen Unterseite ab. In der Regel hört man ihn viel öfter, als man ihn zu sehen bekommt, und auch wenn er sich von einem Baume auf den andern begibt, geschieht dies in versteckter Weise. Beim Schreien sitzt er bewegungslos wie eine Bildsäule lange Zeit auf einer Stelle, und ebenso ruhig verhält er sich, wenn er einen verdächtigen Gegenstand entdeckt hat. Mit seinen Plünderungen der Vogelnester hat er sich bei der gesamten kleinen gefiederten Welt höchst verhaßt gemacht und wird, sobald er sich zeigt, eifrig und heftig verfolgt.

Das Fortpflanzungsgeschäft bietet insofern etwas Merkwürdiges dar, als das Weibchen die Eier, die es legt, sofort bebrütet, und demzufolge die Jungen nicht gleichzeitig ausschlüpfen. Das Nest besteht aus wenigen trocknen Zweigen und Gras, ist sehr einfach, flach, dem der Felsentaube ähnlich und ebenso auf wagerechten Zweigen befestigt, oft in Manneshöhe. Die 3 Eier sind länglich und von lebhaft blaugrüner Färbung, die aber durch einen weißen Kalküberzug mehr oder weniger verschleiert ist.

Nach Nuttalls ziemlich eingehenden Beobachtungen verläßt der Regenkuckuck in der Regel seine Eier, wenn sie berührt werden, bevor er mit dem Brüten begonnen hat, legt dagegen die wärmste Zärtlichkeit gegen seine Jungen an den Tag und erscheint in so großer Nähe eines das Nest beunruhigenden Menschen, daß man ihn fast mit der Hand ergreifen kann. Wie bei vielen anderen Vögeln auch, läßt sich bei solchen Gelegenheiten eins oder das andere der Eltern zum Boden herabfallen, flattert, taumelt, spiegelt Lahmheit vor und gebraucht sonst die Künste der Verstellung, um den Eindringling vom Neste abzulocken, gibt dabei auch klägliche Kehllaute zu hören, die man sonst nicht von ihm vernimmt. Während das Weibchen brütet, verweilt das Männchen in seiner Nähe, hält treue Wacht und warnt die Gattin vor jedem sich nahenden Feinde. Nach dem Ausschlüpfen der Jungen vereinigen sich beide in aufopfernder Weise, um die gefräßige Brut großzuziehen.

In Amerika wird der Regenkuckuck selten verfolgt, und dies erklärt die geringe Scheu, die er an den Tag legt. Übrigens merkt er bald, ob man ihm wohl will oder nicht: Erfahrung witzigt auch ihn. Nach Audubon soll er dem Edelfalken oft zur Beute fallen.

Auf Jamaica vertritt der Eidechsenkuckuck, dort Regenvogel genannt, Saurothera vetula *Linn.*, die Unterfamilie. Der Schnabel ist länger als der Kopf, fast vollkommen gerade, dünn, seitlich zusammengedrückt, an der Spitze hakig übergebogen; die Läufe sind kurz und schlank, die Zehen lang und schmächtig, in dem mäßig langen Flügel die vierte, fünfte und sechste Schwinge die längsten; der mehr als mittellange, seitlich stark abgestufte Schwanz wird aus zehn gerundeten Federn gebildet. Das Gefieder des

Oberkopfes und Nackens ist schön umberbraun, das der übrigen Oberteile bräunlich aschgrau, das der Unterseite, mit Ausnahme der weißen, zart gräulich verwaschenen Kehle und der bräunlichen Halsseiten, schön zimt- oder rostgelb. Die Schwungfedern sind dunkel kastanienbraun, an der Spitze olivenbraun wie die beiden mittelsten Schwanzfedern, letztere jedoch durch ihren Erzglanz und das sehr breite weiße Ende ausgezeichnet. Die Iris ist nußbraun, der Augenring scharlachrot, der Schnabel schwärzlich, der Fuß bläulichschwarz. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Die Länge beträgt 40, die Breite 36, die Flügellänge 12, die Schwanzlänge 17 cm.

„Ein oder zwei Tage nach meiner Ankunft auf Jamaica", erzählt Gosse, „unternahm ich in Gesellschaft eines kleinen Knaben einen Ausflug nach einem Hügelchen, das teilweise mit fast undurchdringlichem Dickicht bestanden war. Als wir doch eindrangen, bemerkte ich wenige Schritte vor uns einen sonderbaren Vogel, der uns scheinbar mit der größten Teilnahme beobachtete. Mein kleiner Freund belehrte mich, daß es der Regenvogel sei, der jedoch auch seiner albernen Neugier halber ‚närrischer Thomas' genannt werde. Ohne weitere Worte zu verlieren, ergriff der Bube einen Stein und schleuderte ihn mit so großer Sicherheit nach dem wißbegierigen Vogel, daß dieser zu Boden stürzte und ich somit die erste Frucht meines Sammeleifers erlangte.

„Seitdem habe ich den ‚närrischen Thomas' oft gesehen, aber immer in derselben Weise von Zweig zu Zweig hüpfend oder mit Leichtigkeit an den dünnen Schößlingen emporklimmend, den ihm sich nahenden Menschen anstarrend und aufgescheucht bloß ein paar Schritt weiter fliegend und wiederum vor sich hinglotzend. Man begegnet ihm überall, aber nur im Niederwalde. Im Einklang zu seinen kurzen, hohlen Flügeln, die an die der Hühner erinnern, sieht man den Eidechsenkuckuck selten fliegen, außer von einem Baume zum andern. Häufiger bewegt er sich schlüpfend und kletternd durch das Gezweig. Wenn er fliegt, gleitet er in einer fast geraden Linie ohne Flügelschlag dahin. Oft sieht man ihn in sonderbarer Stellung auf einem Zweige sitzen, den Kopf tiefer als die Füße niedergesenkt und den Schwanz fast senkrecht herabhängend. Im Sitzen läßt er dann und wann auch ein lautes Gegacker vernehmen, dessen Klang nicht abändert, aber verschieden rasch, mit deutlich geöffnetem Schnabel ausgestoßen wird und den aufs schnellste ausgesprochenen Silben ‚tiki tiki tiki' ähnelt. Zuweilen vernimmt man diesen Laut auch während eines seiner kurzen Flüge. Nicht selten bemerkt man den Vogel auf dem Boden, wo er sich sprungweise bewegt, den Kopf niedergesenkt, den Schwanz etwas erhoben."

Die Nahrung besteht nicht bloß aus Insekten verschiedener Art, sondern auch aus mancherlei Wirbeltieren, namentlich aus Mäusen, Eidechsen und dergleichen. Robinson zog aus dem Magen eines von ihm getöteten eine 20 cm lange Saumfingereidechse heraus, die so aufgerollt war, daß der Kopf des Kriechtieres in der Mitte lag. Der Vogel soll zuerst den Kopf der Eidechse zerquetschen und sodann, ihn voran, das ganze Tier verschlingen. Die Eier des Eidechsenkuckucks sind wie die aller selbstbrütenden Kuckucke — denn auch er gehört zu ihnen — weiß oder bläulich und immer ungefleckt.

Gefangene, die Hill besaß, lebten mehrere Wochen und fraßen Kerbtiere und Fleischstückchen. Unmittelbar nach dem Fange schrieen sie ärgerlich, waren wütend und versuchten mit weit geöffnetem Schnabel zu beißen. Ganz außerordentlich soll, nach Gosse, die Lebenszähigkeit dieser Vögel sein: verwundete, die unser Forscher erhielt, konnten von ihm kaum getötet werden.

*

Zur Unterfamilie der Buschkuckucke (Phoenicophainae) rechnet man diejenigen Formen, bei denen der untere Kehlkopf, wie bei der vorigen Gruppe, zugleich von Luftröhre und Bronchien gebildet wird, die Brustflur aber jederseits gegabelt ist.

Diese Vögel bewohnen Ostindien nebst Ceylon, die Sundainseln und Philippinen sowie das tropische Afrika nebst Madagaskar. Über die Lebensweise sind wir noch keineswegs in allen Punkten genügend unterrichtet. Die meisten der hierhergehörigen Vögel führen fern von den menschlichen Wohnungen in den dichtesten Wäldern ein einsames Leben, fressen Früchte und Kerbtiere und brüten wahrscheinlich selbst.

Über eine indische Art, den Kokil oder Ban-Kokil der Bengalen, Rhopodytes tristis *Less.* (Phoenicophaeus, Zanclostomus), berichtet Jerdon. Ein sehr zusammengedrückter, oben und unten gebogener Schnabel, mittellange, kurzzehige, mit scharfen Klauen bewehrte Füße, kurze, gerundete Flügel, in denen die vierte, fünfte und sechste Schwinge unter sich fast gleichlang und die längsten sind, und ein sehr langer, abgestufter Schwanz sind die Kennzeichen der Gattung. Der Kokil ist auf der Oberseite dunkel graugrün, auf dem Kopfe und Hinterhalse mehr gräulich, auf Schwingen und Schwanz schimmernd grün, jede Steuerfeder weiß an der Spitze; Kinn und Kehle sind hell aschgrau, schwarz gestrichelt, Vorderhals und Brust blaßgrau, Unterbrust und die Gegend um die nackte Augenstelle weiß; letztere wird oberseits durch eine schmale, schwarz und weiß punktierte Längslinie gesäumt; der Zügelstreifen endlich hat schwarze Färbung. Die Iris ist dunkelbraun, die nackte Stelle um das Auge dunkel scharlachrot, der Schnabel schön apfelgrün, der Fuß grünlich-schieferblau. Die Länge beträgt 60, die Flügellänge 17,5, die Schwanzlänge 42 cm.

„Dieser hübsche Vogel", sagt Jerdon, „findet sich in Bengalen, Mittelindien, den warmen Tälern des Himalaja, aber auch in Assam, Burma und auf Malakka, wo er sehr häufig ist. Ich habe ihn gewöhnlich vereinzelt gesehen, während er in den Wäldern umherstreifte und Gespenstschrecken, Grashüpfern, Grillen und ähnlichen Kerbtieren nachjagte. In Sikkim begegnet man ihm nur in den warmen Tälern, in einer ungefähren Höhe von 1000 m über dem Meere. Zwei länglichrunde, rein weiße Eier wurden mir einmal gebracht; das Nest aber, das eine große Masse von Zweigen und Wurzeln sein soll, habe ich nicht gesehen. Ein drittes, ähnliches Ei entnahm ich dem Legschlauche eines Weibchens, das ich geschossen hatte." Die 2 Eier des Geleges sind trüb weiß, kurz-oval und messen 34×26 mm. Blyth bemerkt, daß der Vogel seine Gegenwart oft durch seine Stimme, ein eintöniges, vielfach wiederholtes „Tschuk", verrate.

Die Eilande Ozeaniens und Südasien beherbergen eine kleine Gattung von Buschkuckucken, die man Guckel (Eudynamis *Vig. et Horsf.*) genannt hat. Ihre Kennzeichen sind dicker, kräftiger, auf dem Firste sehr gebogener, starkhakiger Schnabel, dessen Unterkiefer fast gerade ist, starke Füße, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, langer, abgerundeter Schwanz und ziemlich weiches, sehr übereinstimmend gefärbtes Gefieder. Das kleinere Männchen ist gewöhnlich schwarz, das Weibchen mehr oder weniger schwarz und weiß gefleckt.

Die bekannteste Art ist der Koel oder in holländischer Schreibweise Kuil der Hindus, Kokil der Bengalen, Koha der Singhalesen, Tuhu und Tschuli der Javanen, Kusil anderer Malaien, Eudynamis honorata *Linn.* (Abb., S. 458). Das

Männchen ist glänzend grünlichschwarz, das Weibchen glänzend dunkelgrün, auf der Oberseite sind beide weiß gefleckt, auf den Schwingen und dem Schwanze weiß gebändert, unten weiß mit schwarzen Flecken, die in der Halsgegend länglich, in der Brustgegend herzförmig sind. Die Iris des Auges ist scharlachrot, der Schnabel blaßgrünlich, der Fuß schieferblau. Die Länge des Männchens beträgt 41, die des Weibchens 46, die Breite des ersteren 60, des letzteren 63, die Flügellänge 19 und 21 cm, die Schwanzlänge ebensoviel.



Kokil, Rhopodytes tristis *Less.*
$1/4$ natürlicher Größe.

„Dieser wohlbekannte Vogel“, bemerkt Jerdon, „findet sich in ganz Indien, von Ceylon bis Burma, und außerdem auf den malaiischen Inseln und den Philippinen. Er bewohnt Gärten, Haine, Alleen und lichte Waldungen, frißt fast ausschließlich Früchte verschiedener Arten, namentlich Feigen, Bananen und dergleichen, und hält sich, obgleich er nicht gesellig ist, doch zuweilen in kleinen Trupps zusammen.“

Eingehender berichtet Blyth. Obwohl der Koel im allgemeinen die Gewohnheiten der Kuckucke hat und diesen auch darin ähnelt, daß er von einem Baume zum andern zu fliegen pflegt, ist er doch nicht besonders scheu und gestattet in der Regel die Annäherung eines Menschen, indem er sich dabei, namentlich wenn er gerade frißt, still hält, um ein Entdecktwerden zu vermeiden. Stellt man sich unter einem fruchtbeladenen Baume seines Wohngebietes auf, so kann man ihrer so viele erlegen, daß man kaum Zeit hat, das Gewehr wieder zu laden. Je nachdem diese oder jene Frucht in Reife kommt, hält er sich mehr auf Bäumen der einen oder andern Art auf. Sonst ernährt er sich von verschiedenen Beeren, die unzerstückt verschlungen, und deren große Körner dann ausgewürgt werden. Beim Fressen sieht man oft mehrere Koels nahe beisammen; doch halten sie keine Gemeinschaft miteinander, jeder geht vielmehr unabhängig seinen Weg. Alle diese Gewohnheiten des Vogels ändern sich, wenn die Paarungszeit herannaht. Jetzt wird der Koel zu einem fast unerträglichen Schreier, dessen laute Rufe man beinahe ohne Unterbrechung vernimmt. Die verschiedenen Landesnamen sind, wie zu erwarten, ein

Klangbild dieses Rufes, der nach Kuckucksart ausgestoßen wird und, in einer gewissen Entfernung vernommen, das Ohr zunächst angenehm berührt, infolge seiner unendlichen Wiederholungen zu allen Stunden des Tages und der Nacht zuletzt aber doch Europäer leicht ermüdet. Anders denken die Eingeborenen. Sie bewundern den Vogel hauptsächlich seiner Stimme halber, halten ihn deshalb vielfach in Gefangenschaft und erfreuen sich an ihm ebenso wie an den besten Sängern.



Koel, Eudynamis honorata *Linn.* 2/5 natürlicher Größe.

„Das Weibchen dieses in Indien äußerst volkstümlichen Vogels", fährt Blyth fort, „scheint sein Ei ausschließlich in die Nester der beiden indischen Krähenarten, der Glanz- und Aaskrähe, Corvus splendens und Corvus culminatus, zu legen. Dies ist etwas so Gewöhnliches, daß uns ein Mann zu gleicher Zeit fünf bis sechs Kuckuckseier brachte, deren jedes in einem andern Neste gelegen hatte. Die Eier sind auf ziemlich dunkelm, matt graugrünem Grunde mit graubraunen Flecken gezeichnet, die sich oft gegen das stumpfe Ende hin häufen. Ihre Maße betragen im Durchschnitt 31×23 mm. Man findet das Ei unsers Schmarotzers so oft allein in Krähennestern, daß man fast zu der Annahme berechtigt ist, der Koel zerstöre

die Eier der Krähe, in deren Nest er das eigene legen will. Aber unerwiesen bleibt es, ob der junge Koel den ‚Instinkt besitzt', etwaige Mitbewohner des Nestes hinauszuwerfen. Ich bin sehr geneigt, daran zu zweifeln."

Zu meiner Freude sah ich bei einem meiner Besuche des Londoner Tiergartens einen Koel, der damals bereits seit zwei Jahren in London war und sich so wohl befand, daß man mit Recht hoffen durfte, ihn noch jahrelang am Leben zu erhalten. Seine Gefangenkost bestand aus gekochtem Reis, verschiedenen Früchten und Beeren, frischen und gedörrten.

*

Die Sporenkuckucke (Centropodinae), die dritte Unterfamilie der echten Kuckucke, sind sämtlich dadurch gekennzeichnet, daß ihr Syrinx nur von den Bronchien, ohne Beteiligung der Trachea gebildet wird, während sie in der gegabelten Form der Brustflur den Buschkuckucken gleichen. Sie leben in warmen Ländern der Alten wie der Neuen Welt.

Afrika, Ostindien, die malaiischen Inseln und Australien werden von einer Gattung sonderbarer Kuckucke bewohnt, die 41 Arten umfaßt und die man ebenfalls Sporenkuckucke (Centropus *Ill.*) genannt hat. Ihre Gestalt erinnert an die anderer Kuckucke; der Schnabel ist aber sehr kräftig, kurz, stark gebogen und seitlich zusammengedrückt, der Fuß hochläufig und verhältnismäßig kurzzehig, die Hinterzehe in der Regel mit einem mehr oder weniger langen, fast geraden, spitzigen Sporn bewehrt, der Flügel sehr kurz und abgerundet, der zehnfederige Schwanz mittellang oder sehr lang und ebenfalls abgestuft, das Gefieder merkwürdig harsch, weil alle Federn mehr oder weniger harte Schäfte und harte Fahnen haben. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung, die Jungen aber auffällig von den Alten, deren Kleid sie, wie es scheint, erst im dritten Lebensjahre anlegen. Von ihrem innern Bau ist bemerkenswert, daß nur einer der beiden Hoden vollkommen und leistungsfähig entwickelt ist, und nicht etwa, wie man vermuten möchte, entsprechend der Entwickelung der Eierstöcke beim weiblichen Geschlechte der Vögel, der linke, sondern gerade der rechte.

Niedrige, dicht verschlungene Gebüsche, Rohrdickichte und selbst Graswälder bilden ihren Aufenthalt. Hier rennen sie viel auf dem Boden umher, drängen sich mit mausartiger Gewandtheit durch die dichtesten Verfilzungen der Pflanzenwelt, klettern an den Rohrstengeln oder im Gezweig der Büsche empor, durchschlüpfen und durchsuchen auch das Innerste der anderen Vögeln fast unzugänglichen Gebüsche und jagen großen Kerbtieren, Tausendfüßen, Skorpionen oder selbst Eidechsen und Schlangen nach, plündern Vogelnester aus und verschmähen überhaupt keinerlei tierische Beute, scheinen dagegen Pflanzenstoffe nicht zu berühren. Ihr Flug ist sehr schlecht, und die Flügel werden deshalb auch nur im äußersten Notfalle gebraucht. Die Stimme besteht aus eigentümlichen dumpfen und teilweise bauchrednerischen Lauten. „Sporenkuckucke", schreibt Pechuel-Loesche von den in Niederguinea beobachteten, „besonders die rotbraunen Arten: Centropus senegalensis *Linn.* und C. superciliosus *Hempr. et Ehrbg.*, verhältnismäßig ungeschickte Flieger, aber flinke Läufer, Kriecher und Klimmer, sieht man gelegentlich in der Savanne aus den Dickichten auftauchen, von einem Zweige Umschau halten und wieder verschwinden. Noch häufiger hört man ihren merkwürdigen, gar nicht zu verkennenden Ruf, der bei dem großen Centropus anselli *Sharpe* geradezu in ein dumpfes Heulen ausartet und manchmal nach eingebrochener Dunkelheit noch zu vernehmen ist. Er besteht aus einem sehr oft und rasch hintereinander wiederholten dumpfen ‚Kuckuckuku', dessen Tonhöhe mit bemerkenswerter

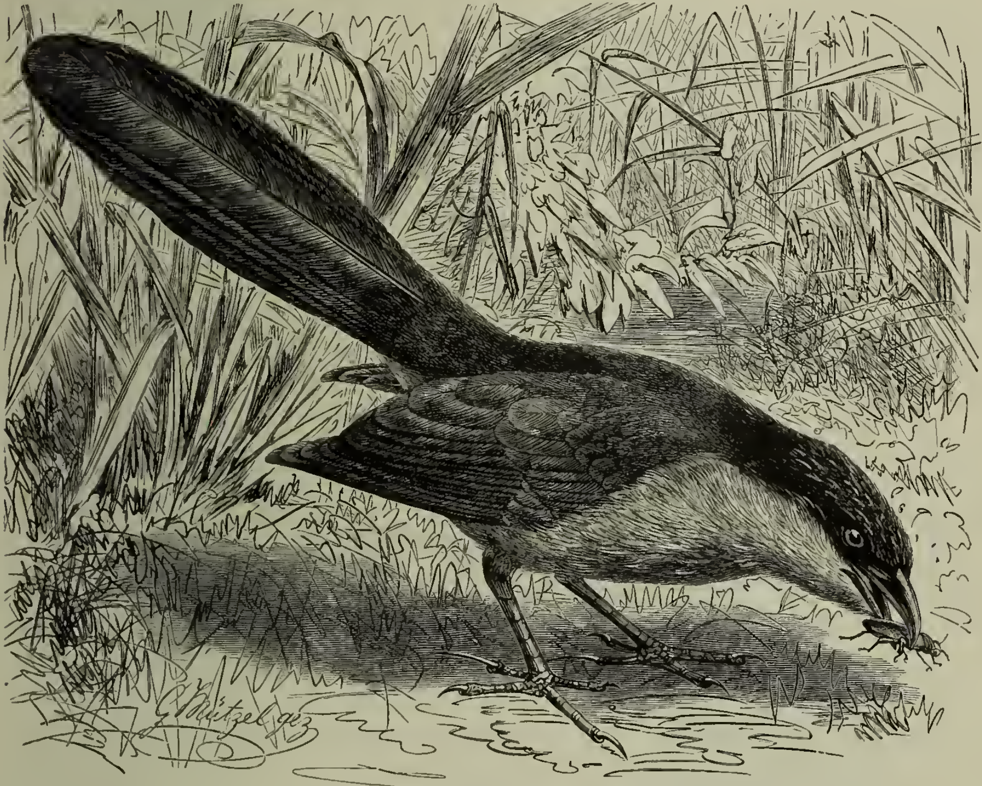
Regelmäßigkeit etwa die Hälfte einer Tonleiter abwärts sinkt, während zugleich die Tonfolge langsamer wird; gegen das Ende hin verlieren die Laute auch an Kraft und verklingen manchmal in einem Stöhnen, Murmeln oder Knurren. Der sonderbare Ruf der zuletzt genannten Art besitzt eine Kraft und Fülle, als käme er von einem sehr großen Tiere." Ihre Nester erbauen sie im dichtesten Gestrüpp, Röhricht oder im Grase, ohne besondere Mühe auf den Bau zu verwenden; doch stellen einige ein Nest her, das sich insofern auszeichnet, als es überwölbt und mit zwei Öffnungen versehen wird, von denen die eine zum Ein-, die andere zum Ausschlüpfen dient. Das Gelege besteht aus 2—3 weißen Eiern, die nach Oates einen kreidigen Überzug und nur sehr wenig Glanz haben sollen. Beide Eltern brüten. Die Jungen haben ein seltsames Aussehen, weil ihre schwarze Haut mit borstenartigen Federn bekleidet und die rote Zunge an der Spitze schwarz ist. Bernstein war nicht wenig verwundert, als er das erste Nest einer indischen Art mit Jungen fand, und diese schwarzen Tiere bei weit geöffnetem Schnabel ihm die feurigen Zungen entgegenstreckten.

Während meines Aufenthaltes in Afrika habe ich eine dort häufige Art, den Spornkuckuck vom Senegal, Centropus senegalensis *Linn.*, kennen gelernt. Er gehört zu den Arten mit verhältnismäßig kurzem Schwanz und vorherrschend rötlichbraunem Gefieder. Oberkopf, Nacken, Hinterhals und Kopfseiten sind schwarz, Mantel, Schultern und Flügel schön rostrotbraun, die Schwingen an der Spitze dunkelbraun verwaschen, die Unterteile rostgelb, auf Bauch und Seiten etwas dunkler, die oberen Schwanzdecken und Steuerfedern schwarz mit grünlichem Metallschein, die unteren Schwanzdecken dunkelbraun. Überall treten die Federschäfte, deren Färbung der Umgebung entspricht, glänzend hervor. Das Auge ist prächtig purpurrot, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkel braungrau. Die Länge beträgt 37, die Breite 43, die Flügellänge 14, die Schwanzlänge 19,5 cm; doch ändert die Größe vielfach ab.

Der Spornkuckuck ist in Nordostafrika und in Westafrika an geeigneten Örtlichkeiten nicht selten und namentlich in Ägypten sowie in Niederguinea stellenweise eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Hier lebt er fast ausschließlich da, wo es größere Rohrwaldungen gibt; im Sudan bewohnt er oder ein ihm sehr nahestehender Verwandter die unzugänglichsten Dickichte und versteht wie eine Ratte durch die Lücken in den scheinbar undurchdringlichen Gebüschen zu kriechen, gleichviel, ob die Gebüsche dornig sind oder nicht. Er klettert und schlüpft, drängt und zwängt sich wie ein Mäusevogel durch das ärgste Dickicht, kommt nach geraumer Zeit hier und da zum Vorschein, haspelt sich bis zu einer gewissen Höhe empor, hält sitzend und fast bewegungslos eine Zeitlang Umschau und verschwindet dann wieder im Innern seiner Buschfestungen oder fliegt langsam, mehr schwebend und gleitend als flatternd, einem zweiten Busche zu, falls er es nicht vorzieht, den Weg laufend zu durchmessen. Mit den eigentlichen Kuckucken hat er in seinem Wesen keine Ähnlichkeit; denn er ist ein die Verborgenheit liebender Gesell, der sich wenig bemerklich macht und seine Geschäfte möglichst heimlich betreibt. Er nährt sich von Kerbtieren mancherlei Art, wahrscheinlich vorzugsweise von Ameisen, nach denen er zuweilen in widerwärtiger Weise stinkt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Beute mag auch in Schnecken und anderen Weichtieren bestehen, da alle Spornkuckucke derartige Nahrung mit Vorliebe genießen. Zwar versichert v. Heuglin, in dem Magen des bereits erwähnten Verwandten niemals Weichtiere gefunden zu haben, obgleich letztere gerade dort im Überflusse vorkommen, wo besagter Spornkuckuck sehr häufig ist; Schweinfurth aber bemerkt von demselben Vogel

ausdrücklich, ihm dienten zwei große Arten von Landschnecken, deren Länge 11 und 8 cm beträgt, zur Nahrung und er verzehre mit Vorliebe diese leckere Kost.

Wie alle Arten seiner Familie hält sich auch der Sporenkuckuck streng paarweise. Wenn man den einen Gatten aufgefunden hat, darf man darauf rechnen, auch den zweiten zu Gesicht zu bekommen. Nur die Jungen schweifen längere Zeit, vielleicht jahrelang, einsam umher. Das Nest habe ich ein einziges Mal gefunden, und zwar im Nildelta in der dichten Krone eines Ölbaumes. Es bestand fast ausschließlich aus den Hüllen der Maiskolben und



Sporenkuckuck, Centropus senegalensis *Linn.* 2/5 natürlicher Größe.

enthielt Ende Juli vier halberwachsene Junge, von denen wir das eine längere Zeit bei einfacher Kost am Leben erhielten.

Soviel ich mich erinnere, habe ich den Sporenkuckuck nur einmal und bloß kurze Zeit im Käfig gehalten. Daß er sich ohne sonderliche Umstände eingewöhnen läßt, beweisen gefangene, die in verschiedenen Tiergärten gelebt haben und mit rohem Fleische ernährt wurden. Seine Eigenheiten kann der Vogel im Käfig allerdings nicht zur Geltung bringen; demungeachtet fesselt er jeden kundigen Beobachter durch seine Haltung und die Gewandtheit, mit der er läuft, hüpft, klettert und turnt. Ihm gegenüber erscheint unser Kuckuck in der Gefangenschaft als ein höchst langweiliger Gesell.

Von einer verwandten afrikanischen Art, dem Tipu Tip, Centropus superciliosus *Hempr. et Ehrbg.*, erzählt Naumann, oft finge einer in der Nacht an zu schreien, worauf alle

anderen in der Umgegend echoartig einfielen. Die Eingeborenen sagten, das geschähe dann, wenn eine Löwin in der Nähe sei. Dieselbe Art soll nach Alexander sehr gefräßig sein und murmelnde Töne hören lassen, die bauchrednerisch klingen, aber weithin gehört werden. Sie läßt sich nie am Tage sehen, und die beste Zeit, sie zu beobachten, ist unmittelbar nach Sonnenuntergang. Dann verlassen sie das dichte Röhricht und begeben sich auf freie Plätze,



Fasankuckuck, Centropus phasianus *Lath.*
$^2/_7$ natürlicher Größe.

aber nicht ohne vorher vorsichtig auf die Spitzen hoher Halme geklettert zu sein und nach allen Seiten Umschau gehalten zu haben. Zuerst kämen die Männchen zusammen und lockten die Weibchen mit tiefen, wohlklingenden Tönen. Sie lassen hintereinander weg ihr „Ho-ho-ho" erschallen, in dem jeder folgende Ton etwas tiefer ist als der vorhergehende. Wenn Ende Oktober die Fortpflanzungszeit eintritt, hört man nach demselben Gewährsmann die Vögel viel am Tage, aber auch in mondhellen Nächten. Sie antworten sich gegenseitig mit ihren weit vernehmbaren Tönen, die sich bisweilen in beschleunigtem Tempo folgen, so daß es klingt, als ob Wasser aus einer langhalsigen Flasche gegossen würde.

Der australische Fasankuckuck, Centropus phasianus *Lath.*, ist vorwiegend schwarz gefärbt und in gewissem Sinne durch die glänzend hervortretenden Federschäfte

gezeichnet. Die Flügel zeigen auf rostbraunem Grunde weißlichrote, schmal schwarz gesäumte Querflecke, die sich zu verworrenen Querbinden gestalten, die auf der Innenfahne zimtrostroten Schwingen in der Endhälfte schwarze, die oberen Schwanzdecken und die beiden mittelsten Steuerfedern auf schwarzem Grunde rostbraune und rostweißliche, dunkel gemarmelte, die äußeren Steuerfedern verwaschen rostbraune, fahlweiß gefleckte Querbinden. Die Iris ist rot, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarbig. Das größere Weibchen unterscheidet sich in der Färbung nicht vom Männchen. Im Jugendkleide ist die Oberseite rötlichbraun, die Unterseite fahlgrau. Die Länge beträgt 63, die Flügellänge 26, die Schwanzlänge 37 cm.

Über die Lebensweise hat Gould berichtet. Der Fasankuckuck findet sich in sumpfigen, mit Buschholz, Gras und Röhricht üppig bewachsenen Gegenden und hält sich hier fast ausschließlich auf dem Boden auf, über den er mit Leichtigkeit dahinrennt. Nur im Notfall fliegt er auf höhere Bäume, zunächst auf die unteren Zweige und nach und nach hüpfend weiter nach oben, bis zu den höheren Ästen empor. Erst vom Gipfel aus streicht er trägen Fluges nach anderen Bäumen hinüber.

Das sehr große Nest steht mitten in einem Graspolster, zuweilen unter den Blättern eines Pandanus, ist aus trocknen Gräsern gebaut und oben zugewölbt, aber mit zwei Öffnungen versehen, durch die das Weibchen beim Brüten den Kopf, bezw. den Schwanz steckt. Die 3—4 Eier sind rundlich, schmutzig mattweiß von Farbe und messen 34×29 mm. Auch der Fasankuckuck läßt sich ohne sonderliche Umstände an die Gefangenschaft und passende, leicht zu verschaffende, gemischte Kost gewöhnen, erträgt weite Seereisen ohne Beschwerde und ist schon wiederholt lebend nach Europa, besonders nach England, gelangt.

Über eine Neumecklenburg und Neupommern bewohnende glänzend bläulichschwarze, weiß gezeichnete Art, Centropus ateralbus *Less.*, macht Heinroth interessante Mitteilungen. „Im dichten Busch, aus einem Waldrande hören wir, namentlich gegen Abend, aber auch zu allen Tageszeiten ein lautes, anhaltendes, sehr tiefes Heulen oder Tuten. . . . . Wir gehen ungefähr nach der Stelle, und da sehen wir auch schon einen großen, langschwänzigen Vogel, der eilig am Stamm eines Baumes hinauf der Höhe zustrebt. Mit halbgeöffneten Flügeln springt er an den Schlingpflanzen empor, dabei die merkwürdigsten Klammerstellungen annehmend, oder er hilft sich mit einem Paar schlaffen Schwingenschlägen von dem einen Ast auf den nächst höheren. Erscheint dem Vogel der erstiegene Baum nicht sicher genug, so gleitet er auf den nächsten, möglichst von oben nach unten, um dann, in die Höhe klimmend, einem schützenden Schlingpflanzengewirr zuzustreben. Es bedarf eines guten Schusses, um den Flüchtling herunterzuholen, denn er versteht sich gut zu decken, und die dicke Haut setzt den Schroten Widerstand entgegen. Streicht der Sporenkuckuck einmal über eine kleine Grasfläche, so tut er es in einer so charakteristisch schwankend-schwebenden Weise, daß die ganze Bewegung mehr passiv als aktiv aussieht." — Auf den Boden kommen die Sporenkuckucke freiwillig nie, auch vermeiden sie es, über größere Strecken zu fliegen.

Zu den absonderlichsten aller Kuckucke gehören einige auf den Süden Nordamerikas beschränkte Arten der Gattung der Rennkuckucke (Geococcyx *Wagl.*). Außer ihrer bedeutenden Größe kennzeichnen sie der mehr als kopflange, kräftige, seitlich zusammengedrückte, an der Spitze hakig gebogene Schnabel, die sehr hochläufigen, aber kurzzehigen, mit großen Nägeln bewehrten, vorn durch Platten getäfelten Füße, die ungewöhnlich kurzen, ausgehöhlten Flügel, unter deren Schwingen die fünfte, sechste und siebente, unter sich fast gleichlang, die anderen überragen, der lange, aus schmalen, stark abgestuften Federn gebildete

Schwanz und das reiche, lockere, auf dem Hinterkopfe zu einer kurzen Haube verlängerte und um den Schnabelrand zu kurzen Borsten umgewandelte Gefieder.

Der Hahnkuckuck, Geococcyx mexicanus *Gmel.* (californianus), eines der größten Mitglieder der Familie, erreicht eine Länge von 50—60 cm, wovon auf den Schwanz



Hahnkuckuck, Geococcyx mexicanus *Gmel.* 1/4 natürlicher Größe.

31—35 cm kommen, wogegen die Flügel nur 17 cm lang sind. Das Gefieder ist bunt, aber düsterfarbig, der Oberkopf schwarz, jede Feder breit rostfarben gekantet, ein aus fahlweißen Federspitzen gebildeter Augenstreifen hell, aber undeutlich, der Mantel schwarz, jede seiner Federn seitlich breit rostfarben gesäumt, die Kopfseiten weißlich, ein undeutlicher Ohrstrich dunkel, der Vorderteil der Unterseite rostfarben, jede Feder schmal gesäumt, die übrige Unterseite weißlich, der Bürzel graubraun. Die schwarzen Schwungfedern schimmern stahlgrün, und die hintersten Armschwingen zeigen wie die oberen Flügeldecken breite weißliche Seitenränder; ein Mittel- und Spitzenfleck der Außenfahne der Schwingen und die Schwingendecken am Ende sind breit weiß, wodurch drei helle Querbinden über dem Flügel

entstehen, die Schwanzfedern endlich stahlviolettblau mit weißem Endteile, die beiden mittelsten stahlgrün mit weißem Seitenrande. Die Iris ist braun, der nackte Augenkreis gelb, der Schnabel wie der Fuß hellbläulich.

Der vom südlichen Kalifornien und dem mittleren Texas an bis Mexiko verbreitete Hahnkuckuck ist seiner auffallenden Gestalt und seines eigenartigen Wesens halber überall wohlbekannt und führt bei den Eingeborenen wie bei den Eingewanderten verschiedene Namen. So heißt er in Mexiko der „Bauersmann“ oder der „Wegläufer“, in Texas der „Wegrenner“ oder der „Steppenhahn“, in Kalifornien endlich der „Grundkuckuck“ oder „Erdkuckuck“, abgesehen von den Namen, die er bei den eingeborenen Stämmen führt. Man begegnet ihm im ganzen nördlichen Mexiko, Texas und Kalifornien, in einzelnen Gegenden, beispielsweise in Arizona und Neumexiko, in besonders großer Anzahl. Seine kurzen Flügel gestatten ihm nur höchst mangelhaften Flug, die langen Lauffüße dagegen außerordentlich schnelle Bewegung auf dem Boden. Er gehört deshalb zu den Standvögeln im vollsten Sinne des Wortes, der das einmal bewohnte Gebiet bloß im höchsten Notfalle mit einem andern vertauscht. Mit seinesgleichen hält er wenig Gemeinschaft. Jeder einzelne lebt für sich und treibt sich möglichst still und verborgen auf seinem Wohnplatze umher. Ungestört, sieht man ihn hier gemächlich auf und nieder wandeln, den langen Schwanz meist gestelzt, den Vorderteil des Körpers etwas niedergebeugt, jedoch in mancherlei Stellungen sich gefallend. Ganz anders bewegt sich derselbe Vogel, wenn er sich bedroht fühlt. Im Laufen nimmt er es fast mit dem Rennpferde auf, wird wenigstens in dieser Beziehung von keinem andern nordamerikanischen Vogel erreicht, geschweige denn übertroffen. Er vermag sich springend bis zu 3 m über dem Boden zu erheben und dementsprechend, obgleich er zur Unterstützung des Sprunges nur einen Augenblick die Flügel breitet, wirklich gewaltige Sätze auszuführen. Er ist nebenbei aber auch imstande, fliegend dahinzueilen, obschon er der kurzen Schwingen halber selten mehr als 2 m hoch über dem Boden wegstreicht. Seine eigenartige Bewegungsfähigkeit verleitet die Mexikaner nicht selten zu einer Hetzjagd, die wohl weniger des zu erlangenden Fleisches halber als in der Absicht unternommen wird, die Geschicklichkeit des Reiters gegenüber einem so ungemein behenden Vogel zu zeigen. Oberst MacCall erzählt, daß er bei einer Gelegenheit einen Wegläufer auf offener Straße bemerkt und zu seinem Vergnügen die Jagd auf ihn begonnen habe. Der Vogel befand sich ungefähr 100 m vor dem Pferde und begann zu flüchten, als er dieses hinter sich her rennen sah. Volle 400 m verfolgte MacCall den Kuckuck auf dem schmalen und engen Wege, auf dem dieser mit ausgestrecktem Halse und leicht entfalteten Flügeln springend dahineilte; aber einzuholen vermochte ihn der Reiter nicht, und als der Vogel endlich in einem Dickicht Zuflucht suchte, hatte er nicht mehr als 50 m verloren. Dresser versichert, ihn in gleicher Weise oft gejagt, niemals aber gesehen zu haben, daß er auch bei der eiligsten Flucht die Flügel zu Hilfe nehmen mußte.

Allerlei Kerb- und Weichtiere, besonders Schnecken, bilden die gewöhnliche Nahrung des Hahnkuckucks. Die Schnecken werden in der Regel erst auf bestimmten Plätzen enthülst, so daß man in den von solchen Kuckucken bewohnten Waldungen vielfach die Überreste ihrer Mahlzeiten findet. Außer solchem Kleingetier geht unser Vogel aber auch kleinere Wirbeltiere, besonders Kriechtiere, an und gilt in den Augen der Mexikaner geradezu als einer der hauptsächlichsten Vertilger der ebenso gefürchteten wie verhaßten Klapperschlangen, die er, wenigstens solange sie noch jung sind, ohne Schwierigkeit bewältigen soll. Dank der Gewandtheit im Springen erlangt der Kuckuck, wie man sagt, nicht

selten auch fliegende Beute, steht überhaupt an Gefräßigkeit und Raublust wie an Raubtüchtigkeit anderen Mitgliedern seiner Familie nicht im geringsten nach. Die einzigen Laute, die man bis jetzt bei den Erdkuckucken beobachtet hat, bestehen in einem schwachen, selten ausgestoßenen Geschrei oder in einem Girren, das dem einer Taube bis zum Verwechseln ähnelt und vom Heben der Haube und Stelzen des Schwanzes begleitet wird.

Das ähnlich wie ein Krähennest aus Reisern gebaute Nest steht in Büschen in einer Höhe von 3—8 Fuß über der Erde und enthält im März 3—4 Eier von schmutzigweißer Farbe, die etwa 38×29 mm messen.

Die Zuneigung, welche die Mexikaner dem Erdkuckuck geschenkt haben, ist auch begründet darin, daß er sich leicht zu einem halben Haustier gewinnen läßt. Man hält ihn daher häufig in Gefangenschaft, und er gewöhnt sich binnen kurzer Zeit derartig an die veränderten Verhältnisse, daß man ihm nicht allein gestatten darf, nach Belieben im Hause umherzulaufen, sondern sich auch in Hof und Garten zu bewegen. Einmal eingewöhnt, wird er auch hier bald heimisch und erwirbt sich durch Aufzehrung von Mäusen, kleinen Schlangen und anderen Kriechtieren, Kerfen aller Art und sonstigem Ungeziefer wirkliche Verdienste, eingebildete aber durch sein Fleisch, das von den Mexikanern als in vielen Krankheiten besonders heilsam angesehen wird und ihm zwar die Ehre einbringt, zum Hausgenossen erhoben zu werden, aber auch das Los bereitet, gegebenenfalls das Leben lassen zu müssen. An mehreren von ihnen hat man beobachtet, daß sie mit der erhaschten Beute eine Zeitlang spielen, wie die Katze mit der Maus, und sie dann mit Haut und Haaren verschlingen.

Höchst eigentümliche Vögel sind die Madenfresser (Crotophaga *Linn.*), eine wenig artenreiche, auf Süd- und Mittelamerika beschränkte Gattung, die zugleich eine besondere Gruppe der Sporenkuckucke bilden. Sie kennzeichnen sich durch gestreckten Leib, starken, auf dem Firste zu einem scharfen Kamme erhöhten Schnabel, kräftige, paarzehige Füße, deren Außenzehe nach hinten gewendet ist, mittellange Flügel, langen, breiten, stumpf gerundeten Schwanz, der nur aus acht Federn gebildet wird, und derbes, aber kleinfederiges, mehr oder weniger glänzendes Gefieder, das an der Schnabelwurzel borstig ist und die Zügel- und Augengegend kahl läßt. Das Innere des Oberschnabels ist hohl, und die Hornmasse selbst besteht aus sehr dünnwandigen Zellen, fast wie bei den Pfefferfressern und Hornvögeln. An die Pfefferfresser erinnern die Madenfresser auch durch das knapp anliegende Gefieder, das ihren Leib beständig mager erscheinen läßt.

Die Lebensweise hat etwas sehr Auffallendes; denn die Madenfresser leben durchaus nicht nach anderer Kuckucke Art, sondern eher in derselben Weise wie unsere Elstern oder Krähen, gleichen aber auch darin wiederum den Pfefferfressern. Man sieht sie immer in Gesellschaft, und zwar in der Nähe menschlicher Wohnungen oder auch im Innern der Steppenwaldungen; am liebsten aber treiben sie sich in der Tiefe der Täler auf feuchten Wiesenplätzen umher, und regelmäßig gesellen sie sich den Viehherden zu. Die Nähe des Menschen scheuen sie nicht, bekunden im Gegenteil zuweilen eine geradezu unbegreifliche Dreistigkeit. Ihre Fortpflanzung ist ebenso eigentümlich wie ihr Gebaren. Die Madenfresser brüten nicht bloß in Gesellschaften, sondern sogar mehrere in demselben Neste, in dem viele Weibchen ihre Eier ablegen, das Brutgeschäft gemeinschaftlich besorgen und die Jungen großziehen. Dank ihrer Allgegenwart, ihrer Lebendigkeit und ihrem lauten Rufen machen sie sich jedermann bemerklich, und so sind sie denn auch vielfach beobachtet worden. Aus den über sie vorliegenden Berichten geht hervor, daß die Lebensweise der verschiedenen Arten

im wesentlichen dieselbe ist, so daß man, wahrscheinlich ohne einen Fehler zu begehen, das von dem einen Bemerkte auf die anderen übertragen kann.

Die drei Arten, die Südamerika und Brasilien insbesondere bewohnen, unterscheiden sich hauptsächlich durch Größe und Schnabelbildung.

Die bekannteste und verbreitetste Art der Gattung ist der Ani der Brasilier, Crotophaga ani *Linn.* Seine Länge beträgt 35, die Breite 40, die Flügellänge 13, die Schwanzlänge 17 cm; der Ani kommt also trotz seines längeren Schwanzes unserem Kuckuck kaum an Größe gleich. Die tiefschwarzen Federn schimmern auf dem Flügel und dem Schwanze stahlblau, die des Kopfes und Halses enden mit breiten erzbraunen, die des Mantels und der Schultern, des Kropfes und der Brust mit breiten schwarzblau scheinenden Säumen. Der Schnabel ist von der Wurzel an mit einem hohen, scharfen Kiele, vor der Spitze mit einer sanften Ausbuchtung versehen, an den Seiten glatt und ohne Längsfurchen, seine Färbung wie die der Beine schwarz, die der Iris graubraun.



Ani, Crotophaga ani *Linn.* 1/3 natürlicher Größe.

Der Ani verbreitet sich über den größten Teil Südamerikas östlich der Anden. Sein Wohngebiet reicht vom Osten Brasiliens bis nach Mittelamerika, einschließlich Westindiens und der Antillen. Gelegentlich kommt er auch in den südlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika vor. In Brasilien findet er sich überall, wo offene Triften mit Gebüschen und Vorwaldungen abwechseln, meidet aber entschieden die großen geschlossenen Wälder; in Guayana tönt sein heiseres Geschrei dem Reisenden entgegen, sobald er die Ansiedelung verlassen hat; auf Jamaica sieht man ihn auf allen Ebenen, besonders in den Steppen und auf den Weiden, die von Roß- und Rinderherden besucht werden, und zwar so häufig, daß Gosse behaupten kann, er sei vielleicht der gemeinste aller Vögel der Insel.

Sein Betragen ist nicht unangenehm. „Der Ani“, sagt Hill, „ist einer meiner Lieblinge. Andere Vögel haben ihre Jahreszeit, aber die Madenfresser sind ständige Bewohner

des Feldes und während des ganzen Jahres zu sehen. Wo immer es offenes Land und eine Weide gibt, die mit einigen Bäumen oder Sträuchern bestanden ist, da bemerkt man auch gewiß diese geselligen Vögel. Dreist und anscheinend furchtlos, versäumen sie nie, die Ankunft eines Menschen durch lautes Geschrei anzuzeigen. Nach einem vorübergegangenen Gewitter sind sie gewiß die ersten, die das Dickicht verlassen, um ihr Gefieder zu trocknen und sich hierauf wieder im freien Felde zu zeigen; selbst die stets sangfertige Spottdrossel tut es ihnen nicht zuvor. ‚Qui jotsch, qui jotsch‘ hört man von einem nicht fernen Gebüsch, und ein kleiner Flug von Madenfressern wird sichtbar, mit lang ausgestrecktem Schwanz einem Platze zugleitend, auf dem die Frische und Feuchtigkeit der Erde das Insektenleben geweckt hat.“ Andere Beobachter sprechen sich in ähnlicher Weise aus. „Sie sind ein höchst anziehendes Völkchen“, schildert Schomburgk, „deren ewig geschäftigem Treiben man stundenlang zusehen kann. Behende umhüpfen sie die Rinderherden, oder sie schlüpfen durch das Gras, um Grillen und andere Insekten zu fangen. Geht es aber zur Flucht, dann hört ihre Schnelligkeit auf, da ihre Flügelmuskeln gerade nicht die stärksten sind und ihnen bald den Dienst versagen. Am häufigsten findet man sie in den Waldungen und Umzäunungen der Savannenflüsse, wo sie unter wildem Lärm von Strauch zu Strauch fliegen, seltener in der offenen Savanne und in dem Innern des Waldes.“ Gosse fügt Vorstehendem noch einiges hinzu. „Sie lieben es, sich morgens auf niederen Bäumen mit ausgebreiteten Schwingen zu sonnen und verweilen in dieser Stellung oft lange Zeit vollkommen ruhig. In der Hitze des Tages sieht man viele in den tieferen Ebenen, auf den Umzäunungen oder Hecken sitzend, den Schnabel weit geöffnet, als ob sie nach Luft schnappten. Dann scheinen sie ihre gewöhnliche Geschwätzigkeit und Vorsicht gänzlich vergessen zu haben. Manchmal spielen zwei oder drei inmitten eines dicken, von Schlingpflanzen umwobenen Busches Verstecken und stoßen dann plötzlich ihr sonderbares Geschrei aus, gewissermaßen in der Absicht, andere aufzufordern, sie zu suchen.“

In ihren Bewegungen sind sie keineswegs ungeschickt. Auf dem Boden hüpfen oder springen sie gewöhnlich umher, indem sie die Füße gleichzeitig erheben; gelegentlich aber sieht man sie auch Hals über Kopf dahinrennen und dann mit einem Fuß um den andern ausschreiten. Im Gezweig der Bäume klettern sie ziemlich behende, und zwar ebenso kopfaufwärts wie umgekehrt. Sie fußen auf dem Ende eines Hauptzweiges, gewinnen die Mitte der Krone, indem sie rasch auf dem Zweige dahinlaufen, durchsuchen den ganzen Baum ordentlich nach Insekten und verlassen ihn von der andern Seite, entweder einzeln in derselben Ordnung oder plötzlich alle zusammen unter lautem Geschrei. Der Flug ist schwerfällig, langsam und unregelmäßig, und Martin sagt, er sei unsicher, weil der lange, stufige Schwanz nicht als Steuer geeignet sei und in der Luft nachschleppe. Der fliegende Ani sieht auch sonderbar aus, weil er den dünnen Leib mit dem langen Schwanze, dem großen Kopfe und dem gewaltigen Schnabel geradeaus streckt und die Schwingen nur wenig bewegt und so, wie Gosse sagt, eher einem Fisch als einem Vogel ähnelt. Wenn er sich sonnt, sitzt er aufrecht und breitet seine Flügel aus, ähnlich wie ein Geier.

Der Ani muß, laut Newton, sehr unter den Angriffen eines kampflustigen Schreivogels, des Tyrannen, leiden. Es ist schwer zu sagen, ob dabei der Ani oder der Tyrann dem Beobachter das meiste Vergnügen gewährt. Wenn eine frische Brise weht, ist jener wegen seines langen Schwanzes und der kurzen Flügel geradezu hilflos, verliert vollständig seine Geistesgegenwart und fliegt mit dem Winde, während das Gegenteil das beste wäre. Dann erscheint der Tyrann und versetzt ihm derartige Stöße, daß ihm nichts übrigbleibt, als

sich in eine unerquicklich aussehende Dornhecke oder in das Gras hinabzustürzen. Eine Folge dieser Abenteuer ist, daß sein Gefieder, namentlich am Schwanze, sehr leidet. Man kann wirklich kaum einen einzigen bekommen, dessen Steuer in gutem Zustande ist.

Der sonderbare Ruf, der alle Augenblicke ausgestoßen wird, klingt wie der Name des Vogels durch die Nase gesprochen, nach v. Kittlitz wie „tru-i tru-i", nach Azara wie „gooi" oder „aani", nach dem Prinzen von Wied wie „ani" oder „a-i", nach Gundlach wie „ju-dio", angenehm aber sicher nicht, da die Ansiedler den Vogel deshalb, laut Schomburgk und Loat, „alte Hexe" zu nennen pflegen. Zur Zeit der Liebe hört man, nach Gundlach, andere Laute, die eine Art Gesang bilden, wenigstens wenn mehrere zu gleicher Zeit singen. Diese Töne sind Kehllaute und werden nur auf eine kurze Strecke hin vernommen. Nach Christy miaut der Ani ähnlich wie eine Katze.

Die Nahrung ist gemischter Art. Kriechtiere, Kerfe und Würmer bilden wahrscheinlich das Hauptfutter; zeitweilig aber halten sich die Madenfresser fast ausschließlich an Früchte. Die Forscher fanden in dem Magen der von ihnen getöteten die Reste verschiedener Kerbtiere, namentlich von Heuschrecken, Schmetterlingen, Fliegen und dergleichen, aber auch Beeren verschiedener Art und andere Früchte. Den Kühen lesen sie die Schmarotzer ab, und deshalb eben halten sie sich gern auf Weiden auf. Der Prinz von Wied sah sie in Gesellschaft der Schwarzvögel und des weißen Caracara auf dem Rücken des Rindviehs sitzen. Im übrigen bedrohen sie nicht bloß laufende Kerbtiere, sondern jagen auch fliegenden nach. „Im Dezember", sagt Gosse, „habe ich kleine Gesellschaften von ihnen abends beschäftigt gesehen, von einem Zweig aus in die Luft zu fliegen, unzweifelhaft, um schwirrende Insekten zu fangen. Eines Tages im März und Mai wurde meine Aufmerksamkeit auf einige Madenfresser gelenkt, die einen großen Schmetterling verfolgten, und ein drittes Mal sah ich einen mit einer Wasserjungfer im Schnabel. Ich habe auch gesehen, daß sie gelegentlich kleine Eidechsen bedrohen." Stolzmann fand in dem Magen eines in Peru vorkommenden Madenfressers, der sich durch einen gefurchten Schnabel auszeichnet, Blattlauskäfer, Heuschrecken und Eikokons von Spinnen.

Über die Fortpflanzung liegen ausführliche, aber nicht ganz übereinstimmende Berichte vor. Azara bemerkt, daß der Ani, nicht aber eine andere Art der Gruppe, gesellschaftlich niste; Schomburgk behauptet das Gegenteil, und d'Orbigny bestätigt Schomburgks Angaben. Das Nest des Ani ist, laut Burmeister, im Waldgebiet Brasiliens überall, auch nahe bei den menschlichen Ansiedelungen, in niedrigen Gebüschen zu finden. „Die Vögel, die sich paarweise zusammenhalten, verraten seine Stelle durch ihr beständiges Ab- und Zufliegen meist sehr bald. Vielleicht infolge der häufigen Störung, der sie hier ausgesetzt sind, bauen die verschiedenen Paare kein großes gemeinschaftliches Nest, vielmehr sind ihre Baue daselbst nur von sehr mäßigem Umfange: sie enthalten in den meisten Fällen nicht mehr als 5 oder 6 Eier. Das von Azara geschilderte Zusammenleben des Vogels in Ansiedelungen mag dagegen an Orten, wo er von Menschen nicht viel beunruhigt wird, zwar ebenfalls noch vorkommen, in Brasilien jedoch ist diese Erscheinung nicht bekannt: ich habe ihrer auch von keinem Brasilier erwähnen hören, obgleich die Leute gerade solche Einzelheiten der einheimischen Tiere sehr gut zu kennen pflegen und sogleich davon erzählen, wenn man sich bei ihnen nach der Lebensweise der Geschöpfe erkundigt."

Dagegen teilt uns Gosse folgendes mit. „Die Tatsache, daß der Ani in Gesellschaft baut und ein ungewöhnlich großes Nest aus Zweigen gemeinschaftlich herstellt, wird von allen Ansiedlern bestätigt. Gewöhnlich soll ein hoher Baum zur Anlage gewählt werden."

Hill, dessen Angaben durchaus glaubwürdig sind, bemerkt: „Etwa ein halbes Dutzend von ihnen baut nur ein einziges Nest. Dieses ist groß und geräumig genug, um alle aufzunehmen und die gesamte Kinderschar zu beherbergen. Sie betreiben die Bebrütung mit größter Hingebung und verlassen es, solange sie brüten, niemals, ohne die Eier mit Blättern zu bedecken. Im Juli fand ich ein Nest dieser Vögel. Es bestand aus einer großen Masse von verflochtenen Zweigen, die mit Blättern ausgekleidet waren. In ihm lagen acht Eier, aber gleichzeitig die Schalenstücke von vielen anderen daneben und unter dem Baume." Auch Gundlach bezweifelt das gemeinschaftliche Brüten mehrerer Weibchen nicht, denn er sagt, daß er Nester mit sehr vielen Eiern, unter ihnen auch solche gefunden hat, in denen eine oder einige Lagen Eier mit neuem Stoff bedeckt waren, weil noch sich hinzudrängende Weibchen fort und fort Niststoffe herbeitrugen. Der Nestbau oder wenigstens die Brutzeit dauert nach den Beobachtungen desselben Forschers auf Cuba vom April bis zum Oktober. Das Nest wird an dicht verzweigte Stellen von Bäumen oder auf Bambusrohr und zwischen innig verwobene Schlingpflanzen gestellt und besteht aus kleinen Zweigen und trocknen Pflanzen.

„Meine sechs Eier des Ani", fährt Burmeister fort, „sind etwa so groß wie gewöhnliche Taubeneier. Sie hatten, frisch gelegt, eine völlig weiße Farbe und ein kreidiges Ansehen, wobei jedoch ein grünlicher Ton hindurchschimmerte. Hier und da waren Streifen und Striche in die Oberfläche eingerissen, durch welche ein schönes Seladongrün zum Vorschein kam. Jede Berührung mit harten Gegenständen zerstörte den weißen Überzug und ließ die grüne Unterlage hervortreten; ja, als ich das Ei mit dem Messer schabte, ging der weiße Kreideüberzug vollends herunter. Ich halte diesen hiernach für eine besondere Stoffausscheidung, die das Ei, während es vor oder in der Kloake verweilt, von dieser erhält, und zwar möchte ich den Stoff mit dem kreidigen Inhalt der Urinmasse vergleichen, womit der Kot der Vögel bekleidet zu sein pflegt. Entfernt man den Überzug, so hat das vorher ganz matte, kreidige Ei einen leichten Glanzüberzug, eine sehr feinporige Oberfläche. Diese Farbe ist bald etwas mehr blaugrün, bald reiner meergrün." Gundlach nahm auf fast allen Eiern die von Burmeister erwähnten Streifen und Striche wahr und bezweifelt nicht, daß sie von den Krallen des Vogels herrühren, die sie im Laufe der Brutzeit einkratzen. Denn erst nach einigen Tagen bemerkt man besagte Risse in der Kalkschicht. Newton fand im Juni ein Nest dieser Art. „Ich sah zwei Vögel dicht nebeneinander sitzen, und zwar, wie sich später herausstellte, auf dem Neste, das sich an den Stamm lehnte und von einigen jungen Schößlingen gehalten wurde, in einer Höhe von ungefähr 1,5 m über dem Boden. Es war ein roher Bau von Stöcken und Zweigen, groß und tief, teilweise mit trocknen Blättern ausgefüllt, zwischen denen ich 14 Eier entdeckte. Das Nest war augenscheinlich gemeinsames Eigentum. Gewöhnlich saßen zwei oder drei Vögel dicht nebeneinander in ihm und manchmal vier oder fünf und darüber in der Baumkrone; sie schrieen, solange ich in der Nähe war."

Die Jungen verlassen, laut Schomburgk, das Nest, ehe sie noch flugfähig sind, und hüpfen in Gesellschaft der Alten mit gleicher Gewandtheit von Zweig zu Zweig. Sobald sich Gefahr naht, erheben sich die Alten mit wildem Geschrei, und in raschen Sprüngen eilen die Jungen vom Gebüsch oder von den Bäumen herab, um, auf dem Boden angekommen, im Grase zu verschwinden.

Dem Menschen gegenüber benehmen sich die Madenkuckucke verschieden. Vor Reitern entfliehen sie entweder gar nicht oder doch nur bei großer Annäherung, besonders wenn der Reiter anhält; Fußgängern trauen sie weniger. Da, wo sie wenig mit dem Herrn der Erde

verkehren, grenzt ihre Dreistigkeit an das Unglaubliche. Nur das Pfeifen können sie, wie Schomburgk versichert, nicht vertragen; wenigstens fliegen sie augenblicklich davon, sobald man einen pfeifenden Ton ausstößt. Abgesehen von einzelnen Kubanern, die ihr Fleisch trotz seines absonderlichen Geruches verzehren, es sogar Genesenden als heilsam oder eßlusterregend anpreisen, oder einem über ihr verräterisches Geschrei entrüsteten Jäger, der sich an ihnen rächen will, jagt man die Madenkuckucke nicht.

*

Pisang- oder **Bananenfresser (Musophagidae)** nennen wir die Mitglieder der zweiten, etwa 35 Arten zählenden Familie der Kuckucksvögel, so wenig passend der Name auch erscheinen mag, da die betreffenden Vögel schwerlich von den im Namen genannten Früchten sich nähren. Ihre Verwandtschaft mit den Kuckucken ist jedenfalls größer als mit anderen Vögeln, denen man sie sonst zugesellt hat. Ihre Größe schwankt zwischen der eines Kolkraben und der unsers Hähers. Der Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf mittelgroß, der Schnabel kurz, stark und breit, auf der Oberkante scharf gebogen, auf der unteren etwas abwärts gekrümmt, an den Schneiden gezahnt oder gezähnelt, der Flügel mittellang, stark abgerundet, in ihm die vierte oder fünfte Schwungfeder über die anderen verlängert, der aus zehn Federn gebildete Schwanz ziemlich lang und abgerundet, der Fuß stark, verhältnismäßig hoch und nur ein halber Kletterfuß: drei Zehen richten sich nach vorn, eine nach hinten, die äußere läßt sich ein wenig seitwärts bewegen. Die Zahl ihrer Halswirbel ist 15. Blinddärme fehlen. Das Gefieder ist weich, bei einzelnen Arten fast zerschlissen und teilweise durch prächtige Farben ausgezeichnet.

Große Waldungen sowie die langgedehnten Waldstreifen an den Gewässern Mittel- und Südafrikas sind die Heimat der Pisangfresser. In baumlosen Gegenden findet man sie nicht. Sie leben gesellig, in kleinen Trupps, die nach meinen eignen Beobachtungen von 3 bis zu 15 Stück anwachsen können, halten sich viel im Gezweig der Bäume auf, kommen aber auch oft auf den Boden herab. Einzelne scheinen ziemlich regelmäßig ein weites Gebiet zu durchstreifen; dies aber geschieht in einer unsteten, unruhigen Weise unter viel Lärm und Geschrei. Ihr Flug ist nicht besonders ausgezeichnet, jedoch gewandt und zu mancherlei Wendungen fähig. Ihre Bewegungen in den Zweigen der Bäume sind sehr geschickt.

Pflanzenstoffe bilden ihre hauptsächliche, wenngleich nicht ausschließliche Nahrung. Sie verzehren Blattknospen, Früchte, Beeren und Körner, die sie in den Kronen der Bäume, in Gebüschen und auf dem Boden zusammensuchen, verschmähen aber auch Insekten nicht. Diese Art des Futters bestimmt selbstverständlich ihren Aufenthalt. Sie beleben deshalb vorzugsweise Gegenden, die reich an Wasser und somit auch reich an Früchten sind. Dank dieser Nahrung lassen sie sich auch leicht an die Gefangenschaft gewöhnen und bei einiger Pflege jahrelang selbst bei uns erhalten. Einzelne Arten gehören zu den angenehmsten Stubenvögeln, die man haben kann. Sie erfreuen durch die Pracht ihres Gefieders wie durch ihr muntres Wesen und durch ihre Anspruchslosigkeit.

Die Pisangfresser bauen wie Tauben flache Nester aus Zweigen und legen gerundete Eier von grünlich- oder bläulichweißer Farbe. Aus ihrem geselligen Verkehre läßt sich schließen, daß die Jungen lange bei den Eltern bleiben und von diesen treulich behütet werden.

Am besten sind wir über die Helmvögel (Turacus *Cuv.*, Corythaix) unterrichtet, von denen man 23 im ganzen ziemlich ähnlich gefärbte Arten kennt. Sie bilden den

Kern der Familie und verbreiten sich über alle Teile des afrikanischen Wendekreisgebiets, treten häufiger auf als die Verwandten und können dort, wo sie vorkommen, nicht übersehen werden. Ihre Merkmale liegen in dem kleinen, kurzen, dreieckigen Schnabel, dessen oberer Teil mit schwachem Haken sich über den untern herabbiegt, den teilweise von den Stirnfedern überdeckten Nasenlöchern, den kurzen, zugerundeten Flügeln, in denen die fünfte Schwungfeder die längste ist, dem mittellangen zugerundeten Schwanze sowie einem kleinen, nackten, zuweilen mit Fleischwarzen bedeckten Ring um das Auge. Das Gefieder ist reich, auf dem Kopfe helmartig verlängert, von vorherrschend grüner Färbung, während die Schwungfedern regelmäßig prachtvoll purpurrot aussehen. Diese beiden Farben sind noch in anderer Hinsicht von besonderem Interesse. Das Grün beruht auf dem Vorhandensein eines grünen Farbstoffes in den Federn, „Turacoverdin" genannt; während bei allen anderen grünen Vogelfedern die Färbung durch Strukturen hervorgerufen wird. Und noch merkwürdiger ist das Purpurrot auf den Flügeln der Helmvögel.

Zuerst Verreaux fand, daß die Flügelfedern ihre Schönheit verlieren, sobald sie durchnäßt werden, ja daß sie abfärben, wenn man sie in diesem Zustande mit den Fingern berührt und reibt. Diese Tatsache ist seitdem allen aufgefallen, die Helmvögel hielten und ihnen in reinen Gefäßen, zumal in Näpfen aus weißem Porzellan, Badewasser reichten. Ein Pärchen, das Enderes beobachtete, färbte während seines Bades den Inhalt eines mittelgroßen Gefäßes so lebhaft, daß das Wasser schwachroter Tinte glich, badete sich aber täglich mehrere Male und sonderte dementsprechend eine erhebliche Menge von Farbstoff ab. Solange die Federn naß waren, spielte ihre purpurrote Färbung stark ins Blaue; nachdem sie trocken geworden waren, leuchteten sie ebenso prachtvoll purpurn wie zuvor. Während der Mauser färbten sie bei weitem nicht so stark ab wie früher. An getrockneten Bälgen äußern Waschungen mit Wasser nicht den mindesten Einfluß, und nur dann, wenn ein Vogelbalg in verdünntem Ammoniak oder in Seifenwasser gelegen hat, kann man wahrnehmen, daß die Flügel abfärben. In der roten Farbe, dem „Turacin", sind 5—8 Prozent Kupfer nachgewiesen worden.

In Abessinien lebt der Weißwangige Helmvogel, Turacus leucotis *Rüpp.* Den Helm bildet ein breiter, anliegender, hinten scharf abgestutzter Federbusch von schwarzer, ins Grüne scheinender Färbung; der übrige Kopf, Hals, Mantel und die Unterseite bis zum Bauche sind schön lauchgrün, der Bauch und die übrigen Unterteile dunkel aschgrau, die noch nicht erwähnten Teile der Oberseite bläulich schiefergrau mit grünlichem Erzschimmer, die Steuerfedern schwarz mit stahlgrünem Schein, die Schwingen, mit Ausnahme der letzten Armschwingen, tief karminrot, die der Hand außen, am Ende und an der Spitze dunkelbraun gerandet, ein Fleck vor dem Auge und ein anderer, der sich fast senkrecht über dem Ohre am Halse herabzieht, schneeweiß. Ein aus kleinen Warzen bestehender Ring von zinnoberroter Farbe umzieht das lichtbraune Auge. Der Schnabel ist an der Spitze blutrot, an der Spitze des Oberschnabels bis zu den Nasenlöchern aber grün; der Fuß ist braungrau. Die Länge beträgt 45, die Breite 57, die Flügellänge 17,5, die Schwanzlänge 21,5 cm. Das Weibchen ist um 1 cm kürzer und um 2 cm schmäler, unterscheidet sich aber sonst nicht im geringsten vom Männchen.

Noch schmucker ist Fischers Helmvogel, Turacus fischeri *Reichen.*, aus dem Kilimandjaro-Gebiet. Bei ihm sind Kopf, Hals und der Vorderteil der Brust grasgrün, Rücken, Flügel- und Schwanzdecken und Schwanz grün mit blauem Schimmer, der Rest

der Unterseite schwarz. Im Nacken und an der Haube geht das Grün allmählich in Blutrot über, das an den längsten Federn des Schopfes sich nach außen fast bis zu Schwarz vertieft; die äußersten Spitzen dieser Federn aber sind wieder weiß. Auch die Umgebung des Auges ist in Rot, Schwarz und Weiß wunderhübsch bemalt. An Größe kommt dieser Helmvogel dem zuerst behandelten gleich. Wilhelm Kuhnert sah das reizende Geschöpf in der sonnenverbrannten gelbbraunen Steppe fliegen, ein Bild von bestrickender Schönheit, das er auf unserer Farbentafel festgehalten hat.

Gelegentlich meines Jagdausflugs nach Abessinien habe ich wiederholt Gelegenheit gehabt, den Weißwangigen Helmvogel zu beobachten. Man begegnet ihm erst ziemlich hoch oben im Gebirge, kaum jemals unter 600 m Höhe und von hier an bis zu 2000 m aufwärts, hier und da auch wohl um noch 600 m höher, in bewaldeten, wasserreichen Tälern, da, wo die Kronleuchtereuphorbie auftritt, entweder in Scharen oder in kleinen Familien, die ungefähr nach Art unsers Hähers leben. Er ist rastlos und unruhig, streift bei Tage fortwährend hin und her, kehrt aber immer mit ziemlicher Regelmäßigkeit zu bestimmten Bäumen des Gebietes zurück, namentlich zu den Sykomoren oder Tamarinden, die ringsum von Niederwald umgeben sind. Solche Bäume werden gewissermaßen zum Stelldichein einer Gesellschaft: auf ihnen sammeln sich die Vögel des Trupps, die sich während des Futtersuchens zerstreuten, und von hier aus treten sie neue Wanderungen an.

Wenn man einen solchen Baum einmal erkundet hat und sich um die Mittagszeit oder gegen Abend unter ihm aufhält, fällt es nicht schwer, die prächtigen Geschöpfe zu beobachten. Die Ankommenden machen sich sehr bald bemerklich, sei es, indem sie von Zweig zu Zweig hüpfen oder tänzelnd auf einem Aste entlang laufen, oder aber, indem sie ihre eigentümliche, dumpf und hohl lautende Stimme vernehmen lassen. Diese Stimme läßt sich schwer wiedergeben. Sie klingt bauchrednerisch und täuscht im Anfange den Beobachter über die Entfernung des schreienden Vogels. Ich habe versucht, sie durch die Silben „jahuhajagaguga“, die im Zusammenhange miteinander ausgestoßen werden, zu übertragen.

Der Helmvogel verbringt den größten Teil seines Lebens im Gezweig der Bäume. Nur auf Augenblicke kommt er zum Boden herab, gewöhnlich da, wo niedere Euphorbien die Gehänge dicht bedecken. Hier hält er sich einige Minuten auf, um Nahrung aufzunehmen. Dann erhebt er sich rasch wieder und eilt dem nächsten Baume zu, verweilt auf diesem einige Zeit und fliegt nun weiter, entweder nach einem benachbarten oder wiederum nach dem Boden hernieder. Der ganze Flug tut dies, aber nicht gleichzeitig, sondern ganz nach Art unserer Häher. Ein Glied der Gesellschaft nach dem andern verläßt den Baum geräuschlos, aber alle folgen genau dem ersten und sammeln sich rasch wieder. In den Kronen der Bäume ist der Vogel außerordentlich gewandt. Er hüpft sehr rasch von Zweig zu Zweig, oft mit Zuhilfenahme seiner Flügel, sonst aber auch der Länge nach auf einem Aste fort bis zu dessen Spitze. Dort angelangt, schaut er vorsichtig in die Runde und fliegt nun entweder auf einen niedern Baum oder hüpft in die Krone des ersten zurück. Auch die Art des Fliegens, in Bogenschwingungen, die jedoch nicht sehr tief sind, erinnert an unsern Häher wie an die Spechte. Mehrere rasche, fast schwirrende Flügelschläge heben den Helmvogel zur Höhe des Bogens empor; dann breitet er, aber nur auf Augenblicke, seine Flügel aus, wobei er ihre ganze Pracht entfaltet, senkt sich ziemlich steil abwärts und erhebt sich von neuem. Dabei wird der Hals ausgestreckt, der Kopf erhoben, der Schwanz aber abwechselnd gebreitet und zusammengelegt, je nachdem der Vogel niederfällt oder emporsteigt.

In dem Magen der von mir getöteten Helmvögel habe ich nur Pflanzenstoffe gefunden, namentlich Beeren und Sämereien. Zu einzelnen Gebüschen, deren Beeren gerade in Reife standen, kamen die Helmvögel sehr häufig herab, immer aber hielten sie sich hier nur kurze Zeit auf. Sie naschten gewissermaßen bloß von den Früchten und eilten dann sobald wie möglich ihren sicheren Laubkronen zu. Lefebvre will kleine Süßwasserschnecken in den Magen der von ihm erlegten Helmvögel gefunden haben, und Heuglin gibt auch Raupen und Insekten überhaupt als Nahrungsstoffe an.

Aus dem Legschlauch eines von mir erbeuteten Weibchens schnitt ich im April ein vollkommen reifes Ei von rein weißer Farbe, das dem unserer Haustaube an Größe und Gestaltung ungefähr gleichkam, sich aber durch seine feine Schale und seinen großen Glanz auszeichnete. Das Nest habe ich leider nicht gefunden. Die Gebrüder Woodward fanden das aus Reisig bestehende Nest des Lurihelmvogels, Turacus corythaix *Wagl.*, in dem Gipfel eines Baumes. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß auch in der Brutzeit die meisten Helmvögel, die ich fand, in Trupps, nicht aber in Familien zusammenlebten.

Über die Gefahren, denen der frei lebende Helmvogel ausgesetzt ist, habe ich keine Beobachtungen sammeln können. Es ist anzunehmen, daß verschiedene Raubvogelarten seiner Heimat ihm nachstellen. Der Abessinier verfolgt den Helmvogel nicht, und ebensowenig fällt es ihm ein, das schöne Tier gefangen an sich zu fesseln. Wenn man eins der Tiere erlegen will, führt am sichersten der Anstand unter seinen Lieblingsbäumen zum Ziele. Hier darf man fast mit Bestimmtheit auf Beute rechnen. „Eine bewunderungswürdige Gewandtheit", sagt Heuglin, „zeigt unser Vogel im Klettern. Flügellahm zu Boden geschossen, läuft er rasch dem nächsten Baume zu, wie ein Sporenkuckuck am Stamme hinauf und ist im Nu im Laubwerk oder in den Schlingpflanzen verschwunden."

Das Gefangenleben der Helmvögel haben wir namentlich seit Errichtung der Tiergärten kennen gelernt; doch liegen auch ältere Forschungen vor. Der westafrikanische Hollenturako, Turacus persa *Linn.*, gehört nicht eben zu den Seltenheiten in Sammlungen lebender Tiere. Über ihn hat Ploß bereits vor langer Zeit berichtet. „Mein gefangener Turako", sagt er, „ist ein aufgeweckter, munterer Vogel, der fast den ganzen Tag in Bewegung bleibt, den Kopf bald rechts, bald links wendet, bei jedem Stückchen Futter, welches er aufnimmt, die Flügel und den Schwanz ausbreitet und vorwärts nickt. Er ist so zahm, daß er mir aus der Hand frißt, und läuft frei im Zimmer herum. Dabei tut er oft weite Sprünge, wobei er sich mit ausgebreiteten Flügeln, jedoch ohne Flügelschlag, hilft und den Hals weit vorstreckt. Nach dem Sprunge läuft er in derselben Stellung mehrere Schritte fort. Sein Gang ist sehr geschickt und schnell, das Klettern hingegen versteht er nicht, und am Drahtgitter seines Käfigs vermag er sich nur mit Mühe zu erhalten. Sein Lockton ist ein leises Grunzen, das er manchmal, vorzüglich wenn ihm ein fremder Gegenstand von ferne zu Gesichte kommt, in abgerissenen Sätzen acht- bis zehnmal wiederholt und so steigert, daß man das Geschrei durch mehrere verschlossene Türen hören kann. Gewöhnlich fliegt er alsdann von dem Punkte, auf dem er gesessen hat, nach einigen Flügelschlägen ab. Nähere ich mich ihm, indem ich die Lippen bewege, so richtet er sich hoch empor, bläst Kropf und Kehle auf und bringt von dem genossenen Futter etwas heraus, um mich zu atzen. Seine Haube trägt er stets emporgehoben, und nur im Schlafe des Nachts oder wenn man ihn streichelt, legt er sie nieder. Ich erhalte ihn mit in Wasser geweichtem Weißbrot, geriebenen gelben Rüben und kleingeschnittenem Obst, wie es gerade die Jahreszeit darbietet, im Winter mit Äpfeln und Birnen, in anderen Jahreszeiten mit Erdbeeren, süßen Kirschen, Himbeeren, Pflaumen,

Weinbeeren und dergleichen. Obst ist ihm zu seiner Gesundheit unentbehrlich. Sand und kleine Steine verschluckt er in beträchtlicher Menge. Er badet sich gern und macht sich dabei sehr naß. Im ganzen ist dieser Vogel leicht zu halten; er befindet sich bei mir nun bald vier Jahre sehr wohl. Am 17. Juni 1825 legte er in sein Freßgeschirr ein Ei, dem am 5. Juli ein zweites folgte. Er bediente sich eines offenen, ihm zugänglichen Lachtaubennestes nicht, sondern kroch vor dem Legen des Eies in den dunkelsten Winkel, woraus ich schließe, daß er im Freien in Höhlen nistet. Das Eierlegen griff ihn sehr an. Er war sterbenskrank und trank dann außerordentlich viel Wasser. Seine Mauser findet einmal im Jahre statt."

Von mir gepflegte Helmvögel haben mir bewiesen, daß vorstehende Beobachtungen richtig sind; doch glaube ich, ihnen noch einiges hinzufügen zu können. Mit Ausnahme der Mittagsstunden, die sie ruhend verbringen, bewegen sie sich fortwährend und entfalten dabei ihre volle Schönheit. In freistehenden Fluggebauern nehmen sie sich prachtvoll aus. Am lebhaftesten sind sie in den Früh- und Abendstunden; bei größerer Tageshelle ziehen sie sich in das Dunkel der Blätter oder eines gegen die Sonnenstrahlen geschützten Raumes zurück. Die Sonne meiden sie ebenso wie starke Regengüsse, die ihr trockneѕ Gefieder so einnässen, daß sie zum Fliegen fast unfähig werden. Mit ihren Käfiggenossen vertragen sie sich ausgezeichnet, oder richtiger, sie bekümmern sich kaum um sie. Selbst wenn einer von diesen sich unmittelbar neben ihnen niederläßt, sich förmlich an sie schmiegt, ändert sich die Harmlosigkeit ihres Wesens nicht.

Ihre Gefangenkost ist sehr einfach; sie besteht hauptsächlich aus gekochtem Reis, untermischt mit Grünzeug der verschiedensten Art und einigen Früchten. Sie brauchen viel Nahrung, sind aber im höchsten Grade anspruchslos. Ihre Stimme vernimmt man selten. Gewöhnlich stoßen sie ein Geknarr aus, bei besonderer Aufregung aber rufen sie laut und abgebrochen „kruuk kruuk kruuk"; andere Laute habe ich nicht vernommen.

In den Wäldern von Akra an der Goldküste entdeckte der deutsche Naturforscher Isert zu Ende des 18. Jahrhunderts den ersten Vertreter einer nur aus zwei Arten bestehenden Gattung, die wir nach ihm Bananenfresser (Musophaga *Isert*) nennen. Die Bananenfresser unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Schnabelbildung von den Verwandten. Der First des Oberschnabels geht nämlich unmittelbar in eine hornige Platte über, die den größten Teil der Stirn bedeckt und den von hier an in flachem Bogen bis zu der Spitze hakig über den schwächlichen Unterteil herabgebogenen Schnabel sehr stark gewölbt erscheinen läßt. Die Schneiden sind gezähnelt; die Nasenlöcher liegen vollkommen frei in der Vorderhälfte des Oberschnabels. Die Zügel und eine nackte Stelle um das Auge sind unbefiedert. Die Füße sind kurz, aber kräftig, die Flügel mittellang, die Armschwingen etwas kürzer als die Handschwingen. Der Schwanz ist verhältnismäßig kurz, breit und am Ende abgerundet.

Die Länge des Gemeinen Bananenfressers, Musophaga violacea *Isert* (Abb., S. 476), beträgt ungefähr 50, die Flügellänge 22 cm, die Schwanzlänge ebensoviel. Die zarten und weichen Federn, die den Scheitel bekleiden, sind prachtvoll purpurrot, glänzend wie Samt; das übrige Gefieder ist tiefviolett, fast schwarz, und glänzt mit Ausnahme der Unterseite im Lichte prachtvoll dunkel stahlblaugrün. Die Schwungfedern sind hochrot, ins Lilafarbene spielend, an den Spitzen tiefviolett; eine Färbung, die auch hier auf der Gegenwart von löslichem Turacin beruht. Die „nackte Stelle" ums

Auge ist karminrot, ein Streifen unter ihm blendend weiß, der Schnabel an der Spitze karminrot, der Fuß schwarz, die Iris braun. Den jüngeren Vögeln fehlt das samtartige Rot des Scheitels; im übrigen ähneln sie den Alten. Der Bananenfresser bewohnt Oberguinea und Teile Niederguineas; in Angola und Benguella vertritt ihn der Pisangfresser, Musophaga rossae *Gould* (Taf. „Kuckucksvögel", 3 bei S. 437).

„Es mag vielleicht übertrieben erscheinen", sagt Swainson, „wenn ich den Bananenfresser als einen Fürsten der gefiederten Schöpfung bewundere. Andere Vögel sind hübsch, zierlich, glänzend, prächtig, aber die Färbung des Bananenfressers ist königlich. Das schimmernde Purpurschwarz, das vorherrscht, wird aufs wundervollste gehoben durch das



Gemeiner Bananenfresser, Musophaga violacea *Isert.* 1/4 natürlicher Größe.

prachtvolle Hochrot der Schwingen. Der Schnabel, obgleich beträchtlich groß, erscheint nicht unverhältnismäßig; denn er ist weder phantastisch gestaltet, wie bei den Nashornvögeln, noch ungeheuerlich, wie bei den Pfefferfressern; die tiefgelbe, in Hochrot übergehende Färbung, die ihn schmückt, erhöht nur noch die Schönheit des dunkeln Gefieders."

Noch heutigestags gehört der Bananenfresser zu den Seltenheiten in den Sammlungen; doch sind in der Neuzeit nicht bloß Bälge, sondern sogar lebende Vögel dieser Art nach Europa gekommen. Über das Freileben lauten die Angaben außerordentlich dürftig. Nach Angabe der Reisenden lebt er, im Gegensatze zu den oben behandelten Helmvögeln, jahraus jahrein paarweise, höchstens nach der Brutzeit in kleinen, wohl aus den Alten und den Jungen bestehenden Gesellschaften. Eine solche fand Usher an der Goldküste, wogegen Reichenow ausdrücklich hervorhebt, daß der Bananenfresser im Gegensatz zu seinen Verwandten, den Helmvögeln, einzeln oder paarweise und mehr im dichten

niedrigen Gebüsch und an Waldsäumen als auf den hohen Bäumen der Urwälder angetroffen wird. Hier führt er ein stilles und verstecktes Leben, verfehlt aber, einmal aufgefunden, niemals, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, weil seine prachtvolle Färbung auf das lebhafteste von dem eintönigen Grün der Hochwaldungen absticht. In seinem Wesen, seinen Bewegungen, seiner Stimme, seiner Nahrung scheint er sich wenig von den Verwandten zu unterscheiden, so wenigstens lassen die Gefangenen schließen, die dann und wann zu uns gelangen.

Die engeren Wendekreisländer vor allem Westafrikas belebt der Riesenturako oder, wie ihn die Bewohner Loangos nennen, der Koko, Corythaeola cristata *Vieill.* (Abb., S. 478), einziger Vertreter seiner Gattung (Corythaeola *Heine*), ein etwa fasangroßer Vogel von 65—75 cm Gesamtlänge und 35—40 cm Flügellänge. Das schillernde Gefieder ist auf der Rückenseite und am Halse leuchtend lasur- und kobaltblau, an der Brust grüngelb, an Bauch, Schenkeln und Steiß warm rostrot gefärbt und zeigt bei wechselnder Beleuchtung überraschend schöne Farbenwirkungen, die jedoch nach dem Tode des Vogels sehr viel schwächer werden, wie dann überhaupt die Farben des Gefieders an Kraft und Tiefe bedeutend verlieren. Die Schwanzfedern sind am Grunde blau, am Ende schwarz mit blauen Spitzensäumen; die Mitte der äußeren wird durch eine breite grünlichgelbe Querbinde eingenommen. Der gelbe, in der vordern Hälfte scharlachrote, seitlich zusammengedrückte Schnabel hat einen scharfen First und rundliche, in der Mitte gelegene Nasenlöcher; Zügel und Augengegend sind nackt. Die Iris ist nach Neumann rot, beim Weibchen auch rotbraun.

Der durch seine Schönheit und sein Gebaren wie auch durch seine Stimme auffallende Vogel lebt in ausgedehnten Waldungen im Gebirge wie in der Ebene, verfliegt sich aber auch gelegentlich in gehölzreiche Savannen, wenn dort mancherlei Früchte und Beeren gereift sind. Laut brieflichen Mitteilungen beobachteten P. Staudinger den Vogel am Niger und am Benuë bis Loko und Kling in den Hinterländern von Togo, in Akposso und in Adeli bis etwa 8 Grad 30 Minuten nördl. Br.; Büttikofer berichtet über sein Vorkommen in Liberia; Hans Meyer sah ihn sogar am Kilimandjaro in 1800 m Höhe. „Nirgends“, schreibt Pechuel-Loesche, „ist der Koko, soweit ich ihn in Westafrika beobachten konnte, bis an den Meeresstrand verbreitet, sondern geht flußabwärts höchstens bis in die Nähe der Mangrovenbestände. Besonders heimisch ist er in den nördlichen Teilen Loangos zwischen der Küste und dem zurückliegenden Gebirge; an nördlicheren Gewässern, wie am Gabun und Kamerun, habe ich ihn ziemlich selten gefunden und im Nigerdelta nur einigemal gehört. In der Kongo-Niederung ist er noch ziemlich häufig, scheint aber weiter südwärts nicht mehr vorzukommen und gehört auch am Gebirgslaufe des Kongo zu den sehr seltenen Vögeln.

„Über seine Anwesenheit wird man ganz genau belehrt durch seinen überaus lauten, weithin hallenden Ruf, der ihm eben bei den Eingeborenen den Namen ‚Koko‘ verschafft hat. Der Ruf besteht aus zwei Teilen, die im Sitzen stets nacheinander vorgetragen werden, während im Fliegen nur der letzte wiederholt wird. Der erste Teil ähnelt dem Schrei der Pfauen, ist aber viel wohlklingender und gewissermaßen nach abwärts harpeggierend; ihn könnte man etwa durch ‚kuriu‘ wiedergeben. Der zweite Teil lautet genau wie ‚kok kok kok‘ und wird getrennt, aber schnell hintereinander acht- bis zehnmal oder noch öfter hervorgestoßen. Gerade dieses in gleicher Höhe und Stärke erschallende ‚Kok‘ ist auf überraschend weite Entfernungen zu vernehmen. Lange, bevor ich den Vogel kannte, hörte ich an stillen Abenden auf den Hügeln hinter unserem Gehöft seinen Ruf vom jenseitigen Ufer der

Lagune vom Tschissambo herüberschallen, aus einer Entfernung von mindestens 6—8 km. In größerer Nähe von Tschintschotscho kommt er nicht vor. Später habe ich ihn vielfach beobachtet und erlegt.

„Das Treiben der ebenso prächtigen wie anmutigen Geschöpfe gewährt viel Vergnügen.



Riesenturako, Corythaeola cristata *Vieill.* 1/4 natürlicher Größe.

Mit stark rauschenden hastigen Flügelschlägen steuern sie in gerader Linie über Gewässer von einem bewaldeten Ufer zum andern oder laufen ungemein hurtig und fast gefallsüchtig tänzelnd auf dem Astwerk der Bäume entlang, hüpfen hinüber und herüber und sind immer in Bewegung. Am Tage sieht man sie gewöhnlich allein oder zu zweien ihrer Nahrung nachgehen, die nur aus Blattknospen und Beeren zu bestehen scheint, und vernimmt allenthalben ihren Ruf. Wenn die Sonne sinkt, gesellen sie sich gern zueinander.

Zunächst hebt ein einzelner im Wipfel eines hohen Baumes am Wasser oder an einer Waldwiese an und läßt sein ‚Kuriu kuriu! kok kok kok!‘ erschallen; andere antworten; er fliegt zu ihnen, oder sie kommen herbei. So fällt ein zweiter und dritter ein, während das Rufen und Locken andauert; ein vierter folgt, wohl auch ein Pärchen, bis manchmal an 10—15 im obersten Geäste verstreut beisammen sind. Sie sitzen still oder laufen hin und wieder, jagen einander bis zur äußersten Spitze oder hocken sich traulich Seite an Seite. Bisweilen erhebt sich die ganze Gesellschaft plötzlich mit lautem ‚Kok kok‘ und fliegt einem andern Baume zu, streicht auch von dort vielleicht nochmals ab. So bleiben sie bis zur vollen Dunkelheit in Bewegung, wenn längst die übrigen Vögel ruhen, und manchmal klingt noch eine Stunde später vom schließlich gewählten Schlafbaume traulich ein vereinzeltes leises ‚Kuriu‘ herab.

„Des Morgens sind sie zeitig munter, trennen sich und ziehen wieder im Wald umher. Gewöhnlich halten sie sich in den Baumwipfeln auf; im Unterholz sah ich sie selten, auf der Erde niemals. Ihre Stimme vernimmt man zu jeder Tageszeit, am häufigsten des Abends.

„Die Kokos sind nicht nur lebhafte, sondern auch vorsichtige und wachsame Tiere. Daher ist es schwierig, außer des Morgens, wenn sie sich hungrig im Walde umhertummeln, sie zu beschleichen, und die meisten erlegt man während der Flußfahrt, wenn sie zufällig vorüberstreichen; dies fällt um so leichter, da sie im Fluge nicht rasch wenden, selbst der erkannten Gefahr nicht geschickt ausweichen können. — Soweit festgestellt werden konnte, nähren sie sich ausschließlich von Pflanzenstoffen, vornehmlich von Beeren aller Art, und lieben besonders die Früchte einer Schlingpalme und von Dracänen."

Das Nest des Koko wurde von Reichenow untersucht. Es war sehr locker aus Reisern gebaut und enthielt 2 rundliche Eier von 4,9 cm Länge und 4,3 cm Breite. Ihre Schale war blaß blaugrün, rauh und stellenweise mit körnerartigen Verdickungen.

„Zwei Versuche", berichtet Pechuel-Loesche weiter, „die prächtigen Vögel in Gefangenschaft zu erhalten, sind fehlgeschlagen: beide Male gingen die Tiere aus Mangel an passender Nahrung, die ihnen nicht immer reichlich genug beschafft werden konnte, schon nach kurzer Zeit ein. R. C. Phillips ließ einen Koko, der beim Überfliegen des Kongo in Sicht der Faktorei auf irgendwelche Weise in das Wasser fiel, auffischen. Wir bemühten uns, den anscheinend vollkommen gesunden, jedenfalls prächtig befiederten Gefangenen, der auch bald seine anfänglich große Scheu ablegte, an allerlei Ersatzfutter zu gewöhnen, erzielten aber keinen Erfolg. Der Vogel nahm bloß ein wenig von der gewohnten Waldnahrung zu sich, verweigerte jede andere und lag nach Ablauf einer Woche eines Morgens tot auf der Erde. Eingeborene behaupteten, alle Kokos gingen in der Gefangenschaft schnell zugrunde, weil sie den Verlust ihrer Freiheit nicht ertrügen."

Von den bisher genannten Pisangfressern unterscheidet die L ä r m v ö g e l (Schizorhis *Wagl.*) der gestreckte Leibesbau, die verhältnismäßig langen Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, der Schnabel, der dick, stark und kaum höher als breit, auf dem Firste aber stark gebogen und an den Schneiden nur schwach gezähnelt ist, die Kopfbefiederung sowie endlich die düstere Färbung.

Mein letzter Ausflug nach Abessinien hat mich mit dem G ü r t e l l ä r m v o g e l, G u g u k a der Abessinier, Schizorhis zonura *Rüpp.* (Abb., S. 480), in seinen heimischen Waldungen zusammengeführt. Seine Länge beträgt 51, die Breite 73, die Flügel- wie die Schwanzlänge 25 cm. Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen, gleicht ihm aber

sonst in allem übrigen an Gestalt und Farbe. Die ganze Oberseite ist ziemlich gleichmäßig dunkelbraun, die Unterseite von der obern Brust ab hell aschgrau, längs der Schäfte bräunlich gestreift; die verlängerten und zugespitzten Federn des Hinterhauptes, die gesträubt getragen werden, sind weißlich gesäumt, die Federn des Rückens, soweit sie verdeckt werden, blaugrau, die Schwingen schwarzbraun, auf der Innenfahne mit einem großen, weißen, viereckigen Fleck gezeichnet, der nur der ersten fehlt, die mittelsten Schwanzfedern lichtbraun, die vier äußersten an der Spitze ebenso gefärbt, hierauf weiß und am Ende breit rußschwarz



Gürtellärmvogel, Schizorhis zonura *Rüpp.* 1/4 natürlicher Größe.

gebändert. Die Iris ist graubraun, der dicke, starke und breite Schnabel, der sich ziemlich stark krümmt und an den Schneiden kaum gezähnelt ist, grüngelb, der Fuß dunkel aschgrau.

Der Gürtellärmvogel scheint weit verbreitet zu sein. Rüppell fand ihn in mehreren Provinzen Abessiniens, ich traf ihn ziemlich häufig in den Bogosländern an, andere Reisende begegneten ihm am obern Blauen Nil, Heuglin endlich lernte ihn im Quellgebiet des Weißen Nils kennen, bezeichnet ihn als den häufigsten Pisangfresser Nordostafrikas und gibt an, daß er vorzugsweise den Waldgürtel zwischen 600 und 2000 m Meereshöhe und in ihm namentlich Hochbäume längs der Gewässer bewohnt. In der Nähe der kleinen, von den Gebirgen dem Meere zueilenden Bäche habe auch ich ihn gefunden.

Während der Helmvogel nur leise bauchrednert, versucht der Lärmvogel mit den Affen um die Wette zu schreien. Er täuscht selbst den erfahrenen Jäger oft und läßt ihn glauben, daß eine Bande von graugrünen Meerkatzen irgend etwas Entsetzliches bemerkt habe und

es der Welt verkünden wolle. Sein Geschrei ähnelt dem sonderbaren Gegurgel, oder wie man es sonst nennen will, der genannten Affen in jeder Hinsicht auf das genaueste. Es klingt laut und gellend wie „gu gu guck gi gack ga girr girr guh gi geh guh", aber weil gewöhnlich alle durcheinander schreien, so sonderbar verworren, daß es zu einem wirklichen Gegurgel wird. Ich habe diese Laute an Ort und Stelle niederzuschreiben versucht und darf für die richtige Übertragung, soweit eine solche möglich, einstehen, ersehe jedoch aus den Werken anderer Forscher, daß kein einziger von ihnen dasselbe herausgehört hat wie ich. Doch stimmt besonders Heuglin im wesentlichen mit mir überein. Auch er bezeichnet die Stimmlaute des Lärmvogels als ein weit schallendes, sehr mannigfaltiges Geschrei und Gelächter, das oft ganz dem heisern Bellen eines Hundes oder dem Kläffen kleiner Affen gleicht, aber ebenso an das Balzen des Auerhahns und der Frankoline erinnert, bemerkt aber noch, daß der Lärmvogel oft wie eine Lachtaube knurrt, gurgelt und lacht. Antinori nennt ihn mit Recht den schreilustigsten Vogel des ganzen Gebietes, in dem er vorkommt. Geht man den merkwürdigen Lauten nach, so sieht man die sehr auffallenden Vögel bald auf einem der höchsten Bäume des Gebirges paarweise vereint oder auch in kleinen Familien, jedoch auch dann noch die Gatten eines Paares nebeneinander sitzen. Wenn man vorsichtig näherkommt, kann man solche Gesellschaften wohl beobachten. Pechuel-Loesche, der einen Verwandten, den Grauen Lärmvogel, Schizorhis concolor *Smith*, im Hererolande vielfach beobachten konnte, sah diesen (in der Trockenzeit) nur paarweise und hörte von ihm nur einen einzigen Ruf: ein sehr lautes, gedehntes „Ja-a", das sehr deutlich und merkwürdig betont wurde.

Der Gürtellärmvogel hat im Betragen vieles mit Sporenkuckucken und Nashornvögeln gemein. Er fliegt ganz wie letztere in Absätzen, aber nicht gern weit, am liebsten nur von einem hohen Baume zum andern, setzt sich hoch in die Kronen, hält sich sehr aufrecht, beginnt mit dem Schwanze zu spielen und schreit nun mit einem Male laut auf, daß es rings im Gebirge widerhallt. Nach Heuglin spielen und streiten die Mitglieder einer Gesellschaft beständig untereinander und verfolgen sich scheltend und kichernd von einem Baume zum andern. Ruhig auf einer Stelle sitzen sieht man den Lärmvogel selten; er ist vielmehr fast beständig in Bewegung, läuft oft, sich duckend oder mit dem Kopfe nickend, geschickt auf den Zweigen hin und her und sucht dabei möglichst einen Bissen wegzuschnappen; nur dann und wann ruht er einen Augenblick lang von seinem tollen Treiben aus. Heuglin sagt, er sei gewöhnlich nicht scheu; ich habe ihn im Gegenteil als einen sehr vorsichtigen Vogel kennen gelernt, so daß man sich Mühe geben muß, wenn man seiner habhaft werden will. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer zeigt er sich nach meinen Beobachtungen weniger scheu; dort hat er sich an den Menschen und sein Treiben gewöhnt.

Seine Nahrung besteht aus Beeren der verschiedensten Art, und diesen Beeren zuliebe kommt er in den Morgen- und Abendstunden zu den niederen Büschen herab. Den übrigen Teil des Tages lebt er nur auf Hochbäumen, und namentlich in den Mittagsstunden sucht er sich die schattigsten aus, die er finden kann, und verbringt in ihrem Laube die heiße Zeit. Antinori sah ihn wiederholt von kleinen Vögeln umringt, die ihn in derselben Weise neckten und verfolgten, wie sie mit Eulen und Kuckucken zu tun pflegen.

Sachregister.

Autorenregister.



Berichtigungen.

Seite 23, Zeile 7 von unten lies: MacCall, statt Maccall.
" 43 " 22 von unten lies: Bowdish, statt Bowditch.
" 104 " 4 von unten lies: Gray, statt Bray.
" 138 " 7 von unten lies: IV, statt III.
" 156 in der Bildunterschrift lies: Montin, statt Mortin. Das Textbild zeigt das Schneehuhn im Sommerkleide, die beigeheftete Tafel das Schneehuhn im Winterkleide.
" 189 " 4 von unten lies: Meves, statt Mewes.
" 213 " 1 von oben lies: graue, statt grüne.
" 319 " 14 von unten lies: michahellesi, statt michahellesii.
" 343 " 16 von oben lies: Cuming, statt Cumming.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.



1. Grus grus. — 2. Oedicnemus oedicnemus. — 3-6. Cuculus canorus. — 7. Fulica atra. — 8. Megacephalum maleo.
pluvialis. — 14. Larus ridibundus. — 15. Uria lomvia. — 16. Lagopus mutus. —

Tafel II.



9. Glareola pratincola. — 10. Syrrhaptes paradoxus. — 11. Opisthocomus hoazin. — 12. Jacana jacana. -- 13. Charadrius
Lyrurus tetrix. — 18. Rhynchotus rufescens. — 19. Crex crex — 20. Otis tarda.

	M.	Pf.
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. Dr. V. Uhlig bearbeitete Auflage.* Mit 873 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Bänden	32	—
Das Weltgebäude. Eine gemeinverständliche Himmelskunde. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** *Zweite Auflage.* Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 34 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden.	16	—
Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. ***M. Wilhelm Meyer.*** Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden	17	—
Leitfaden der Völkerkunde, von Prof. Dr. ***Karl Weule.*** Mit einem Bilderatlas von 120 Tafeln (mehr als 800 Einzeldarstellungen) und einer Karte der Verbreitung der Menschenrassen. Gebunden, in Leinen	4	50
Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie, von Dr. ***Moritz Kronfeld.*** Beschreibender Text mit 216 Abbildungen. Gebunden, in Leinen	2	50
Kunstformen der Natur. 100 Tafeln in Farbendruck und Ätzung mit beschreibendem Text von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** In zwei eleganten Sammelkasten 37,50 M. — Gebunden, in Leinen	35	—
Kunstformen der Natur, Kleine Ausgabe. Unter Mitwirkung des Bibliographischen Instituts bearbeitet von Prof. Dr. ***Ernst Haeckel.*** 22 farbige und 8 schwarze Bildertafeln mit Kunstformen der anorganischen und der organischen Natur, nebst erläuterndem Text. In Leinenmappe	6	—

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Allgemeine Länderkunde, Kleine Ausgabe, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 62 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen, 30 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 1 Tabelle. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . .	20	—
Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Prof. Dr. ***Friedrich Ratzel.*** Mit 487 Abbildungen im Text, 21 Karten und 46 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Bänden	34	—
Afrika. *Zweite Auflage* von Prof. Dr. ***Fr. Hahn.*** Mit 173 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. Gebunden . . .	17	—
Australien, Ozeanien und Polarländer, von Prof. Dr. ***W. Sievers*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal.*** *Zweite Auflage.* Mit 198 Abbildungen im Text, 14 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw. Gebunden.	17	—
Süd- und Mittelamerika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** *Dritte Auflage.* Mit 54 Abbildungen, Kärtchen, Profilen usw. im Text, 9 Kartenbeilagen, 20 Doppeltafeln in Ätzung usw. und 6 Tafeln in Farbendruck. Gebunden.	18	—
Nordamerika, von Prof. Dr. ***Emil Deckert.*** *Dritte Auflage.* Mit 86 Abbildungen, Kärtchen, Profilen usw. im Text, 13 Kartenbeilagen, 27 Doppeltafeln in Ätzung und Holzschnitt und 10 Tafeln in Farbendruck. Gebunden.	16	—
Europa, von Prof. Dr. ***A. Philippson.*** *Zweite Auflage.* Mit 144 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Farbendruck usw. Gebunden . . .	17	—
Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Herausgegeben von Prof. Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 66 Doppeltafeln in Kupferätzung, 55 farbigen Kartenbeilagen und 159 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Gebunden, in 2 Leinenbänden	30	—
Meyers Physikalischer Handatlas. 51 Karten zur Ozeanographie, Morphologie, Geologie, Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie und Völkerkunde. Gebunden, in Leinen	4	—
Meyers Geographischer Handatlas. *Vierte Auflage.* 121 Haupt- und 126 Nebenkarten, 5 Textbeilagen u. Namenverzeichnis. Gebunden, in Leinen	15	—
Meyers Deutscher Städteatlas. 50 Stadtpläne mit 34 Umgebungskarten, vielen Nebenplänen u. vollständigen Straßenverzeichnissen. Geb., in Leinen	8	—

	M.	Pf.
Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reichs. *Fünfte Auflage.* Mit 52 Stadtplänen, 19 Umgebungs- und Übersichtskarten, einer Verkehrskarte u. vielen statist. Beilagen. Gebunden, in 2 Leinenbänden	36	—
— *Textausgabe,* ohne Beilagen. Gebunden, in 2 Leinenbänden	24	—
Ritters Geographisch-Statistisches Lexikon. *Neunte Auflage.* Revidierter Abdruck. Gebunden, in 2 Leinenbänden	50	—
Geographischer Bilderatlas aller Länder der Erde. Von Prof. Dr. *Hans Meyer* und Dr. *Walter Gerbing.* Erster Teil: *Deutschland in 250 Bildern,* zusammengestellt und erläutert von Dr. *Walter Gerbing.* (Weitere Teile in Vorbereitung.) Gebunden, in Leinen	2	75
Verkehrskarte von Deutschland und seinen Grenzgebieten. Zweite Ausgabe. Von *P. Krauss.* Maßstab 1:1 500 000. In Umschlag . . .	1	20

Welt- und kulturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Weltgeschichte. Begründet von Dr. *H. F. Helmolt.* *Zweite, neubearbeitete Auflage,* herausgegeben von Dr. *Armin Tille.* Mit mehr als 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt und 60 Karten. (Im Erscheinen.) Gebunden, in 10 Leinenbänden	140	—
Meyers Historischer Handatlas. 62 Hauptkarten mit vielen Nebenkärtchen, einem Geschichtsabriß und 10 Registerblättern. Gebunden, in Leinen . .	6	—
Der Krieg 1914/17. Werden und Wesen des Weltkriegs, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln. Herausgegeben von *Dietrich Schäfer.* Mit vielen Karten, Plänen, Kunstblättern, Textbildern und statistischen Beilagen. *Erster Teil.* Gebunden, in Leinen	10	—
Das Deutsche Volkstum, herausgegeben von Prof. Dr. *Hans Meyer.* *Zweite Auflage.* Mit 1 Karte u. 43 Tafeln in Farbendruck, Ätzung u. Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden	19	—
Urgeschichte der Kultur, von Dr. *Heinrich Schurtz.* Mit 434 Abbildungen im Text, 1 Karte und 23 Tafeln in Farbendruck usw. Gebunden, in Leinen	17	—
Geschichte der Deutschen Kultur, von Prof. Dr. *Georg Steinhausen.* *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 213 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . .	20	—
Allgemeine Wirtschaftskunde. Von Professor Dr. *Alwin Oppel.* Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. 2 Bände, in Leinen gebunden	9	—

Literatur- und kunstgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
Geschichte der Deutschen Literatur, von Prof. Dr. *Friedr. Vogt* und Prof. Dr. *Max Koch.* *Dritte Auflage.* Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung, Kupferstich und Holzschnitt, 2 Buchdruck- und 43 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Leinenbänden.	20	—
Geschichte der Englischen Literatur, von Prof. Dr. *Rich. Wülker.* *Zweite Auflage.* Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung usw. und 15 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Leinenbänden	20	—
Geschichte der Französischen Literatur, von Professor Dr. *Hermann Suchier* und Prof. Dr. *Adolf Birch-Hirschfeld.* *Zweite Auflage.* Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimilebeilagen. Gebunden, in 2 Leinenbänden	20	—
Geschichte der Italienischen Literatur, von Prof. Dr. *B. Wiese* und Prof. Dr. *E. Pèrcopo.* Mit 158 Textabbildungen und 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 8 Faksimilebeilagen. Geb., in Leinen	16	—

	M.	Pf.
Weltgeschichte der Literatur, von ***Otto Hauser.*** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Tonätzung und Holzschnitt. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . .	20	—
Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, von Prof. Dr. ***Karl Woermann.*** *Zweite Auflage.* Mit mehr als 2000 Textabbildungen und über 300 Tafeln in Farbendruck usw. Geb., in 6 Leinenbänden etwa Erschienen ist: Band I: Urzeit und Altertum. 14 Mark. — Band II: Farbige Völker und Islam. 13 Mark. In Vorbereitung: Band III: Christliche Frühzeit und Mittelalter. — Band IV: Renaissance. — Band V: Barock. — Band VI: Rokoko, Klassizismus und Neuzeit.	75	—

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache u. der Fremdwörter. *Neunte Auflage.* Gebunden	3	—
Duden, Kleines Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Gebunden	1	10
Fremdwort und Verdeutschung. Ein Wörterbuch für den täglichen Gebrauch, herausgegeben von Prof. Dr. ***Albert Tesch.*** Gebunden	2	—
Handwörterbuch der deutschen Sprache, von Dr. ***Daniel Sanders.*** *Achte Auflage* von Dr. ***J. Ernst Wülfing.*** Geb., in Leinen . .	10	—

Technik.

	M.	Pf.
Moderne Technik. Die wichtigsten Gebiete der Maschinentechnik und Verkehrstechnik allgemeinverständlich dargestellt und erläutert durch zerlegbare Modelle. Herausgegeben von Ingenieur ***Hans Blücher.*** Mit 1391 Abbildungen im Text und 15 zerlegbaren Modellen. Gebunden, in 2 Leinenbänden . . **(Die „Moderne Technik" ist auch in 11 selbständigen, einzeln käuflichen Sonderabteilungen erschienen.)**	40	—
Technischer Modellatlas. 15 zerlegbare Modelle aus den Gebieten der Maschinen- und Verkehrstechnik mit gemeinverständlichen Erläuterungen. Herausgegeben von ***Hans Blücher.*** Neue, wohlfeile Ausgabe. In Pappband . .	9	—

Meyers Klassiker-Bibliothek.

	M.	Pf.		M.	Pf.
Arnim, herausgeg. von *J. Dohmke*, 1 Band	2	40	**Kleist**, herausgegeben von *E. Schmidt*, 5 Bde.	12	—
Brentano, herausg. von *M. Preitz*, 3 Bände	7	50	**Körner**, herausg. von *H. Zimmer*, 2 Bände	4	80
Bürger, herausg. von *A. E. Berger*, 1 Band	2	40	**Lenau**, herausg. von *C. Schaeffer*, 2 Bände	4	80
Chamisso, herausg. von *H. Tardel*, 3 Bände	7	20	**Lessing**, herausg. von *G. Witkowski*, 7 Bde.	16	80
Eichendorff, herausg. von *R. Dietze*, 2 Bände	4	80	**O. Ludwig**, herausg. von *V. Schweizer*, 3 Bände	7	20
Freiligrath, herausg. von *P. Zaunert*, 2 Bände	4	80	**Luther**, herausg. von *A. E. Berger*, 3 Bände	7	50
Gellert, herausg. von *A. Schullerus*, 1 Band	2	40	**Mörike**, herausgeg. von *H. Maync*, 3 Bände	7	20
Goethe, herausgegeben von *K. Heinemann*, kleine Ausgabe in 15 Bänden. . .	36	—	**Nibelungenlied**, herausg. von *G. Holz*, 1 Bd.	2	40
— große Ausgabe in 30 Bänden . . .	72	—	**Novalis u. Fouqué**, herausg. v. *J. Dohmke*, 1 Bd.	2	40
Grabbe, herausgegeben von *A. Franz* und *P. Zaunert*, 3 Bände	7	20	**Platen**, herausgegeben von *G. A. Wolff* und *V. Schweizer*, 2 Bände	4	80
Grillparzer, herausg. von *R. Franz*, 5 Bände	12	—	**Reuter**, herausgegeben von *W. Seelmann*, kleine Ausgabe, 5 Bände	12	—
Gutzkow, herausg. von *P. Müller*, 4 Bände	9	60	— große Ausgabe, 7 Bände	16	80
Hauff, herausg. von *M. Mendheim*, 4 Bände	9	60	**Rückert**, herausg. von *G. Ellinger*, 2 Bände	4	80
Hebbel, herausg. von *Fr. Zinkernagel*, kleine Ausgabe in 4 Bänden	9	60	**Scheffel**, herausg. von *Fr. Panzer*, 4 Bände	9	60
— große Ausgabe in 6 Bänden . . .	14	40	**Schiller**, herausgegeben von *L. Bellermann*, kleine Ausgabe in 8 Bänden . . .	19	20
Heine, herausgeg. von *E. Elster*, 7 Bände .	16	80	— große Ausgabe in 14 Bänden . . .	33	60
Herder, herausg. von *Th. Matthias*, 5 Bände	12	—	**Shakespeare**, *Schlegel-Tieck*sche Übersetzung. Bearbeitet von *A. Brandl*. 10 Bände	20	—
Hoffmann, herausgegeben von *V. Schweizer* und *P. Zaunert*, 4 Bände	9	60	**Tieck**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 3 Bände	7	20
Immermann, herausg. von *H. Maync*, 5 Bände	12	—	**Uhland**, herausgeg. von *L. Fränkel*, 2 Bände	4	80
Jean Paul, herausg. von *R. Wustmann*, 4 Bde.	9	60	**Wieland**, herausgeg. von *G. L. Klee*, 4 Bände	9	60

Preise gelten für Leineneinband.

Gedruckt vom Bibliographischen Institut in Leipzig.